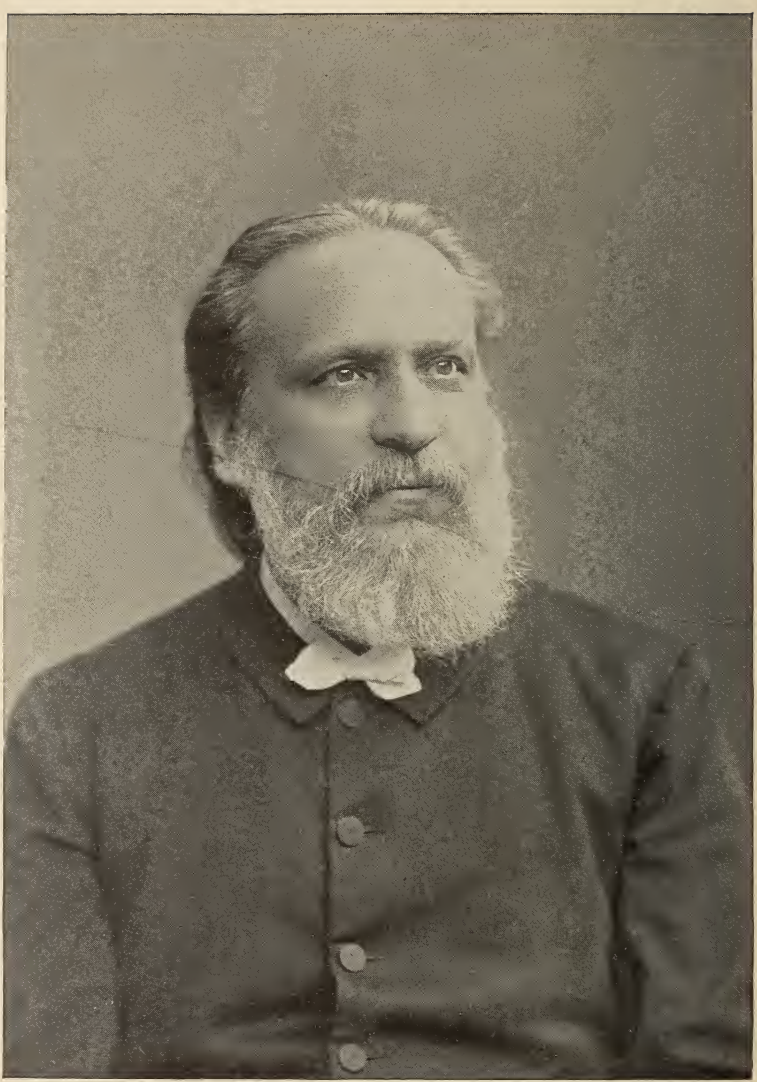
Saatkörner
aus dem Evangelium
des
Kirchenjahres

LIBRARY OF CONGRESS.
Chap. ..... Copyright No. .....
Shelf .....
UNITED STATES OF AMERICA.



Saatkörner

aus den

Evangelien des Kirchenjahrs.

Von

Adolph Späth,

Pastor der Evangelisch-Lutherischen St. Johannis-Gemeinde; Professor am theologischen Seminar zu Philadelphia.

COPYRIGHT
JUN 27 1893
15-1104

Philadelphia:
Verlag von Jg. Kohler, 911 Arch Straße.
P. H. Diehl, Allentown, Pa.
1893

THE LIBRARY
OF CONGRESS
WASHINGTON

BX8067
.G7S6

Entered according to Act of Congress, in the year 1893, by
IG. KOHLER,
In the Office of the Librarian of Congress, at Washington.

Der

St. Johannis-Gemeinde in Philadelphia

zum

fünfundzwanzigjährigen Jubiläum

in

herzlicher Liebe gewidmet

von ihrem ersten Pastor.

Vorwort.

Wenn man über fünfundzwanzig Jahre lang einer Gemeinde im Amt des Worts hat dienen dürfen, wenn in solcher Zeit herüber und hinüber feste Bande der Liebe und Anhänglichkeit sich geschlungen haben, so bedarf es vielleicht keiner besonderen Erklärung und Entschuldigung, daß hie und da der Wunsch sich äußert, es möchte von den gehörten Predigten etwas für die Erinnerung gesammelt werden. Wenn ich mit diesem Skizzenbuch von „Saatkörnern" solchen Wünschen nachzukommen versuche, so denke ich dabei eben zunächst an den trauten Kreis meiner Gemeinde, mit der ich mich in viel hundert gesegneten Gottesdiensten ins theure Gotteswort versenkt habe. Kein Predigtbuch im altgewohnten Sinn des Worts ist es, was ihr hier geboten wird; nur Umrisse von Predigten, die aber doch hoffentlich hinreichend klar und voll ausgeführt sind, um die einst gehörte Predigt nach ihren Grundgedanken wieder neu und lebendig werden zu lassen. Einzelne Berührungspunkte und Wiederholungen, die dabei manchmal mit unterlaufen, wolle man damit entschuldigen, daß diese Skizzen eben wirkliche Predigten repräsentiren, die zu verschiedenen Zeiten gehalten worden sind. Man wird bei all dem in jeder einzelnen Betrachtung ihren besonderen Standpunkt erkennen, von dem aus sie das Evangelium frisch anzufassen sucht. Damit, daß für jedes Evangelium mehrere solcher Betrachtungen zusammengestellt werden, hoffe ich, in gedrängter Kürze mehr Material geboten zu haben, als mit Einer voll ausgeführten Predigt auf jeden Sonntag.

Vielleicht, daß diese Skizzen auch über den engeren Kreis der Gemeinde hinaus dem Evangelium einen Dienst thun dürfen. „Saatkörner" möchten sie auch gerne werden für die Studirstuben der Pastoren, die leicht den Umriß und Aufbau der vollen Predigt in jeder Betrachtung erkennen

und da und dort eine Anregung und Auffrischung zur eigenen Meditation daraus empfangen werden. „Saatkörner" auch für Hausväter und Hausmütter, nah und fern, die nach guter alter Sitte am Samstag Abend oder Sonntag früh das Evangelium mit ihrer Hausgemeinde betrachten, oder in stiller Krankenstube oder sonst in gezwungener Einsamkeit eine kurze, summarische Auslegung der betreffenden Lection sich wünschen.

So mögen diese „Saatkörner" ausfliegen mit dem herzlichen Gebet, daß der himmlische Säemann sich in Gnaden zu ihnen bekennen und mit Seinem Segen sie begleiten möge. Was von Ihm drin ist, möge gedeihen und Frucht tragen für die Ewigkeit. Was nicht von Ihm, das möge vergehen und Er möge es zudecken nach Seiner Gnade. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!

A. S.

Philadelphia, zum 10. Mai 1893.

Verzeichniss der Evangelien.

Seite

Am ersten Advent. (Ev. Matth. 21, 1–9.) Christi Einzug in Jerusalem . . . 9
Am zweiten Advent. (Ev. Luc. 21, 25–36.) Christi Wiederkunft 18
Am dritten Advent. (Ev. Matth. 11, 2–10.) Johannes im Gefängniß . . . 26
Am vierten Advent. (Ev. Joh. 1, 19–28.) Das Zeugniß Johannis 34
Am heiligen Christfest. (Ev. Luc. 2, 1–14.) Christi Geburt 42
Am Sonntag nach Weihnachten. (Ev. Luc. 2, 33–40.) Simeon und Hanna . 50
Fest der Beschneidung und Neujahr. (Ev. Luc. 2, 21.) Beschneidung Jesu . 54
Am Sonntag nach dem Neujahr. (Matth. 2, 13–23.) Die Flucht nach Aegypten 60
Am Epiphanienfest. (Ev. Matth. 2, 1–12.) Die Weisen aus dem Morgenlande 62
Am ersten Sonntag nach Epiphanias. (Ev. Luc. 2, 41–52.) Der zwölfjährige Jesus im Tempel 68
Am zweiten Sonntag n. Epiph. (Ev. Joh. 2, 1–11.) Die Hochzeit zu Kana . 76
Am dritten Sonntag n. Epiph. (Ev. Matth. 8, 1–13.) Der Aussätzige und des Hauptmanns Knecht 85
Am vierten Sonntag n. Epiph. (Ev. Matth. 8, 23–27.) Jesus stillt das Meer 93
Am fünften Sonntag n. Epiph. (Ev. Matth. 13, 24–30.) Das Unkraut unter dem Waizen 98
Am sechsten Sonntag n. Epiph. (Ev. Matth. 17, 1–9.) Die Verklärung . . 103
Am Sonntag Septuagesimä. (Ev. Matth. 20, 1–16.) Die Arbeiter im Weinberg 105
Am Sonntag Sexagesimä. (Ev. Luc. 8, 4–15.) Das Gleichniß vom Säemann 113
Am Sonntag Quinquagesimä. (Ev. Luc. 18, 31–43.) Der Blinde am Weg nach Jerusalem 121
Am ersten Sonntag in der Fasten (Invocavit). (Ev. Matth. 4, 1–11.) Die Versuchung Christi 128
Am zweiten Sonntag in der Fasten (Reminiscere). (Ev. Matth. 15, 21–28.) Das Cananäische Weib 137
Am dritten Sonntag in der Fasten (Oculi). (Ev. Luc. 11, 14–28.) Christi Reich und Satans Reich 144
Am vierten Sonntag in der Fasten (Lätare). (Ev. Joh. 6, 1–15.) Speisung der Fünftausend 151
Am fünften Sonntag in der Fasten (Judica). (Ev. Joh. 8, 46–59.) Jesus unter Seinen Widersachern 157
Am Palmsonntag. (Ev. Matth. 21, 1–9.) Jesu Einzug in Jerusalem 164
Karwoche. Jesu Liebe (Hoheslied 8, 6.). Die sieben Worte am Kreuz 169
Am heiligen Osterfest. (Ev. Marc. 16, 1–8.) Die Auferstehung Jesu Christi 186
Am ersten Sonntag nach Ostern (Quasimodogeniti). (Ev. Joh. 20, 19–31.) Erscheinung des Auferstandenen bei den Jüngern 196
Am zweiten Sonntag nach Ostern (Misericordias Domini). (Ev. Joh. 10, 12–16.) Der gute Hirte 203
Am dritten Sonntag nach Ostern (Jubilate). (Ev. Joh. 16, 16–23.) „Ueber ein Kleines" 210

Seite

Am vierten Sonntag nach Ostern (Cantate). (Ev. Joh. 16, 5–15.) Jesu Hingang zum Vater 218
Am fünften Sonntag nach Ostern (Rogate). (Ev. Joh. 16, 23–30.) Das Gebet im Namen Jesu 225
Am Himmelfahrtsfest. (Ev. Marc. 16, 14–20.) Die Himmelfahrt Jesu Christi 233
Am sechsten Sonntag nach Ostern (Exaudi). (Ev. Joh. 15, 26-16, 4.) Das Zeugniß von Christo 235
Am heiligen Pfingstfest. (Ev. Joh. 14, 23–31.) Die Sendung des heil. Geistes 242
Am Trinitatisfest. (Ev. Joh. 3, 1–15.) Gespräch mit Nicodemus 249
Sonntage nach Trinitatis:
Am ersten Sonntag. (Ev. Luc. 16, 19–31.) Der reiche Mann und der arme Lazarus 257
Am zweiten Sonntag. (Ev. Luc. 14, 16–24.) Das große Abendmahl 266
Am dritten Sonntag. (Ev. Luc. 15, 1–10.) Das verlorne Schaf; der verlorne Groschen 273
Am vierten Sonntag. (Ev. Luc. 6, 36–42.) Vom Splitter und Balken . . . 279
Am fünften Sonntag. (Ev. Luc. 5, 1–11.) Petri Fischzug 287
Am sechsten Sonntag. (Ev. Matth. 5, 20–26.) Die Gerechtigkeit des Himmelreichs 294
Am siebenten Sonntag. (Ev. Marc. 8, 1–9.) Speisung der Viertausend . . . 301
Am achten Sonntag. (Ev. Matth. 7, 15–23.) Falsche Propheten und falsche Christen 308
Am neunten Sonntag. (Ev. Luc. 16, 1–9.) Der ungerechte Haushalter . . . 316
Am zehnten Sonntag. (Ev. Luc. 19, 41–48.) Jesu Thränen über Jerusalem 325
Am elften Sonntag. (Ev. Luc. 18, 9–14.) Pharisäer und Zöllner 333
Am zwölften Sonntag. (Ev. Marc. 7, 31–37.) Heilung des Taubstummen . . 341
Am dreizehnten Sonntag. (Ev. Luc. 10, 23–37.) Der barmherzige Samariter 350
Am vierzehnten Sonntag. (Ev. Luc. 17, 11–19.) Die zehn Aussätzigen . . . 359
Am fünfzehnten Sonntag. (Ev. Matth. 6, 24–34.) Sorget nicht 367
Am sechszehnten Sonntag. (Ev. Luc. 7, 11–17.) Der Jüngling zu Nain . . 377
Am siebenzehnten Sonntag. (Ev. Luc. 14, 1–11.) Heilung des Wassersüchtigen am Sabbath 388
Am achtzehnten Sonntag. (Ev. Matth. 22, 34–46.) Das größte Gebot und die Christusfrage 396
Am neunzehnten Sonntag. (Ev. Matth. 9, 1–8.) Heilung des Gichtbrüchigen 404
Am zwanzigsten Sonntag. (Ev. Matth. 22, 1–14.) Das königliche Hochzeitsmahl 412
Am einundzwanzigsten Sonntag. (Ev. Joh. 4, 47–54.) Der Königische von Kapernaum 421
Am zweiundzwanzigsten Sonntag. (Ev. Matth. 18, 23–35.) Der Schalksknecht 428
Am dreiundzwanzigsten Sonntag. (Ev. Matth. 22, 15–22.) Der Zinsgroschen 437
Am vierundzwanzigsten Sonntag. (Ev. Matth. 9, 18–26.) Das blutflüssige Weib und Jairi Töchterlein 444
Am fünfundzwanzigsten Sonntag. (Ev. Matth. 24, 15–28.) Der Greuel der Verwüstung 453
Am sechsundzwanzigsten Sonntag. (Ev. Matth. 25, 31–46.) Das jüngste Gericht 457
Am siebenundzwanzigsten Sonntag. (Ev. Matth. 25, 1–13.) Das Gleichniß von den zehn Jungfrauen 459

Am ersten Advent.

Zum neuen Kirchenjahr.

Der erste Advent thut die Thüre wieder auf zu einem neuen Kirchenjahr. Es ist ein tiefsinniges Wort, das Wort „Kirchenjahr" und es ist eine tiefsinnige, köstliche Ordnung, die in dem Worte ausgesprochen ist. Da hat die Kirche, die Gnadenanstalt Gottes auf Erden, einen Bund eingegangen mit dem Jahr. Das ewige Walten Gottes, das aus ewigem Gnadenrath kommt und zur ewigen Seligkeit führt, ist da in die Zeit gefaßt und uns so menschlich nahe gebracht, daß wir gleichsam alle die großen Thaten Gottes der Reihe nach immer wieder neu durchleben. Hören wir nicht durch das Advents-Hosianna schon den Engel-Ton von Bethlehem durchklingen: Ehre sei Gott in der Höhe? Sehen wir nicht in der Ferne den wirklichen Palmentag auftauchen? Der ganze Leidenskampf, der ganze Oster- und Himmelfahrts-Triumph unsres sieghaften Adventskönigs bis zur Sendung des Geistes, und zum Bau und zur Ausbreitung Seiner Gemeine auf Erden,—Alles ist uns im ersten Advents-Evangelium angedeutet. Es ist in gewissem Sinne das umfassendste und inhaltsreichste aller Evangelien, in dem jeder kleine Zug bedeutsam wird, denn überall begegnet uns der Herr darin in Seinem wunderbaren Walten, arm und doch reich über Alle; niedrig und doch ein König und Herr; sanftmüthig und von Herzen demüthig und doch Tausende gewinnend zu Seinem Eigenthum; gehaßt und verworfen von den Obersten und doch vom Jubel Seiner Jünger umrauscht, die dabei bleiben: „Dein sind wir, und mit Dir halten wirs, gebenedeiter Davidssohn!"

Willkommen denn, du alte, traute **Botschaft** meines Advents-Königs: Saget der Tochter Zion, siehe, dein König kommt zu dir! Eine Botschaft geht aus. Boten sind gesandt. Die sollen

ihren Mund aufthun und sagen und ausrichten, was ihnen gesagt ist. Sagets! Sagets! Das ist ein stehendes Gotteswort, mit allen Großthaten Gottes verknüpft. Da ist Weihnachten. Der Heiland ist geboren. Wer wills sagen, daß es kund werde auf der armen Erde? Ein Engel muß hinab als erster Weihnachtsbote, denn gesagt muß es werden. Da ist Ostern. Auch hier am leeren Grab ist ein Engel der erste Prediger und der befiehlt den Frauen: Gehet hin und sagets Seinen Jüngern. Da ist Himmelfahrt mit dem Abschiedswort: Ihr werdet Meine Zeugen sein von Jerusalem bis an die Enden der Erde. Da ist Pfingsten, das erst recht die Zungen gerührt und gelöst hat, daß Jedermann hörte die großen Thaten Gottes in Seiner Sprache geredet. Gesagt solls werden, was Gott an uns gethan. Dazu ist das Kirchenjahr, dazu der Advent, den Gott uns wieder schenkt. Sei denn gewiß, dir hat der Herr heute etwas zu sagen. Dir sendet Er besondere Botschaft. Mit dir redet Er. Dich bittet Er: Gieb mir dein Ohr, dein Herz!

Und nun die Botschaft selbst! „Dein König kommt zu dir" — o selges, großes Wort, das den ganzen Schatz des Evangeliums einschließt. In unser Fleisch und Blut ist Er gekommen, unsre Sünde und unser Elend mit uns, für uns zu tragen und also uns abzunehmen. Er scheut nicht zurück vor der Berührung des Aussätzigen, nicht vor der Todtenbahre, nicht vor dem Pesthauch der Verwesung. In unsern Tod herein kommt Er, das Leben! In unsre Sünde herein kommt Er, die Gerechtigkeit! In unsern Irrthum und Irrweg herein kommt Er, der Weg und die Wahrheit! In unsre Finsterniß herein kommt Er, das Licht der Welt!

Und nun die **Antwort** der Adventsgemeinde? Bei Vielen hat an jenem Adventstag die Botschaft keine oder kühle Antwort gefunden. Sie thaten gar fremd dem Adventskönig gegenüber.

„Wer ist Der?"—„Das ist Jesus, der Prophet aus Nazareth in Galiläa." Und „was kann von Nazareth Gutes kommen?" Aber die Stadt erregte sich doch noch bei Seinem Einzug. Es gab doch noch ein Rauschen unter den Todten-Gebeinen, als wollten sie leben. Aber an wie manchem Christenhaus geht heutzutage die Adventsbotschaft geradezu spurlos vorüber! Glocken klingen und verklingen, und man hats kaum gehört, daß Sonntag ist, viel weniger Adventsfest.

Aber die Botschaft des Adventskönigs findet doch auch ein Echo in manchen Herzen, wie sie es damals gefunden. Gelobet sei, Der

da kommt im Namen des Herrn! Das ist eine liebliche Antwort auf das „Siehe, dein König kommt zu dir!" Gelobet, angenommen, angerufen wird der Adventskönig von einer dankbaren, gläubigen, fröhlichen Adventsgemeinde. Gehuldigt wird Ihm mit allerlei Gaben, Palmzweigen von den Bäumen, ja mit den Kleidern vom Leibe! So huldigen wir Ihm mit dem Schmuck unsrer Lieder und Gottesdienste, mit unsern Gaben, Kräften und Mitteln, die wir Ihm zu Füßen legen! O, daß die Antwort der Botschaft würdig sei! —

Sollte nicht, wenn die alte, traute Advents-Botschaft wieder bei uns einkehrt, auch in unsern Kreisen und in unsern Herzen die rechte Antwort erklingen, ein frischer Ton einer recht warmen, neuen Liebe zum Herrn und Seinem Reich? — Im Advents-Evangelium ist ja eine mächtige Bewegung um den einziehenden König her. Alle Herzen schlagen Ihm entgegen. Alle Zungen preisen Ihn mit ihrem Hosianna. Alle Hände dienen Ihm mit ihren Gaben. Selbst die unvernünftige Creatur muß Ihm zu Füßen liegen. Huldigung, Hingabe, frisch und neu, will dein König haben zum neuen Kirchenjahr. Er kommt zu dir. Das muß ein mächtiges Liebes-Seil sein, das dich zu Ihm zieht, von Sünden- und Weltbanden dich los macht und an Ihn dich bindet in Lieb' und Treu'. Weg von der Sünde, vom Fleisch, vom Eigenwillen! Hin zu Ihm, in Sein Heiligthum, in Sein Wort, ins Gebet, in die Arbeit um Ihn und Sein Reich. So müsse frisch und warm dem einziehenden Adventskönig die uralte Huldigung entgegentönen aus Herz und Haus: Dein sind wir, mit Dir halten wirs, Du Sohn Isais.

Hosianna! Davids Sohn
Kommt in Zion eingezogen,
Ach bereitet ihm den Thron,
Setzt ihm tausend Ehrenbogen.
Streuet Palmen, machet Bahn,
Daß er Einzug halten kann.

Hosianna! sei gegrüßt,
Komm, wir gehen dir entgegen,
Unser Herz ist schon gerüst,
Will sich dir zu Füßen legen.
Zeuch zu unsern Thoren ein,
Du sollst uns willkommen sein.

(Kirchenbuch 27, 1. 2.)

Der Festzug des Advents-Königs.

Ein unabsehbar langer Festzug ist es, der sich um unsern hochgelobten König schaart, da Er am ersten Advent wieder Seinen Einzug bei uns hält. Hier ist „das Volk, das vorging und hier das Volk, das nachfolgete." Er selbst in der Mitte mit all Seiner Gnade und Seinem Segen. Vor Ihm her das Hosianna, die Psalmen und Palmen der Seinen. Ihm nach die Palmen und Psalmen und Hosianna der Seinen. Dieselben Psalmen, derselbe Jubelton, dieselbe Huldigung. Wie hat sich jener Zug, der dort vom Abhang des Oelbergs bis an Jerusalems Thor reichte, seither gestreckt und gedehnt, durch Jahrhunderte und Jahrtausende, über Länder und Völker. Auch wir sind heute eingereiht in diesen Zug. Es mag uns wohl thun, über ihn hin zu schauen. Sehet da, das Volk, das vorging!

Wie hängen ihre Herzen an Ihm! Wie schauen ihre Glaubens- und Hoffnungsaugen aus nach Ihm! Wie heben sich ihre betenden Hände auf zu Ihm und wie regen sich ihre arbeitenden Hände in Seinem Reich, Ihm zu dienen und Ihn zu schmücken! Allüberall das herzliche Sehnen und Verlangen und Hängen an Ihm.

Da ruft Eva mit dem Erstgeborenen im Arme: „Ich habe den Mann, den Herrn!" Ihn meint sie, den Adventskönig, dem ihr Harren galt. Da meint Lamech von seinem Noah: „Der wird uns trösten in unsrer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat." Da tönt aus sehnsüchtigen, glaubens- und hoffnungsvollen Herzen das Seufzen: „Ach daß die Hilfe aus Zion käme und der Herr Sein gefangenes Volk erlöfete, so würde Jacob fröhlich sein und Israel sich freuen! — Herr wende unser Gefängniß, wie Du die Wasser gegen Mittag trockneſt, — dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat großes an ihnen gethan." Und an der Schwelle des Neuen Testaments fallen Andre ein in die Reihen dieses festlichen Zuges: Zacharias mit seinem Benedictus: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn Er hat besucht und erlöset Sein Volk." Maria mit ihrem Magnificat: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes." Der greise Simeon mit seinem Nunc Dimittis: „Herre, nun läßst Du Deinen Diener in Frieden fahren. Denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen." Und ihnen nach ziehen andre Gestalten, allerlei Volks, mitunter seltsam anzuschauen. Der todwunde Schächer

mit seinem Hosianna: „Herr gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst." Die Fischer vom See Genezareth, die Zöllner und Sünder, die sich um Ihn drängten, das Wort zu hören; denen viel vergeben ward, und die viel liebten; der Saulus, der zum Paulus geworden, mit dem Jubel-Ruf „Gott sei gedankt, der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum, uns von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung!" Und Volk um Volk fällt ein in dieses Zuges Reihen, zum Juden gesellt sich der Grieche, zum Griechen der stolze Römer, zum Römer der kernige Germane, und weiterhin der Eskimo wie der dunkle Afrikaner, der Chinese wie der beschauliche Hindu. So ziehen sie dahin in dem Festzug des Advents-Königs seit Jahrhunderten und Jahrtausenden Große und Kleine, Arme und Reiche, Knechte und Kaiser auf hohen Thronen, warme, gläubige Herzen, betende, bekennende Lippen, arbeitende Hände für diesen König und Herrn. Die Spitze des Zuges ist schon lange drüben eingezogen durch die Perlenthore des himmlischen Jerusalem, der hochgebauten Stadt. Das Volk, das vorging! — Was für ein Volk und ein' sehr werthe Schaar! —

Propheten groß und Patriarchen hoch,
Auch Christen insgemein,
Die weiland dort trugen des Kreuzes Joch
Und der Tyrannen Pein,
Schau ich in Ehren schweben,
In Freiheit überall,
Mit Klarheit hell umgeben,
Mit sonnenlichtem Strahl!

Du hast wohl auch schon Manchen von den Deinen drunter, unter dem Volk, das in diesem Zuge vorging, einen Vater, eine Mutter, einen Mann, ein Weib, ein liebes Kind, das du hast Hosianna rufen lehren, so lange es an deiner Seite herschritt im Zuge und das nun, wie's Kinder gerne thun, ein paar Schritte vorgelaufen ist zu den Vorderen im Zuge.

Und nun das Volk, das nachfolgt! Wer wollte dabei fehlen? Nicht wahr, wir Alle wollen dabei sein? Auf denn! Ihm nach, der aufs Neue Einzug bei uns hält in ewig neuer Güt und Treue! Fallt in die Reihen; weichet nimmer draus! Ihm nach! Ihm nach! Denn Sein sind wir und mit Ihm halten wirs. Ihm gehört unser Herz und unsre Liebe; Ihm unser Mund, unser Bekenntniß, unsre Huldigung; Ihm unsre Hände, unsre Gaben, Alles dem Herrn, von dem Volke, das Ihm nachfolgt!

Unser König in Seiner Schöne.

„Nach Dir, Herr, verlanget mich —" so rufen wir im Introitus des ersten Advents hinauf zum Throne unsres Gottes und Heilands. Und die Antwort schallt von droben hernieder: „Deine Augen werden den König sehen in Seiner Schöne." Dies prophetische Wort ist erfüllt im Gruß des heutigen Evangeliums: „Sieh, dein König kommt zu dir!" Darum die Augen auf, daß wir Ihn sehen in Seiner Schöne!

Da ist einmal die Schöne Seiner Wahrhaftigkeit und Treue. Der ganze alte Bund ist voll von Verheißung vom Kommen dieses Königs und voll von Erwartung, daß Er kommen werde. Erfüllung Alles dessen, „das da gesagt ist durch den Propheten," — ist der helle, klare Adventston, der durchs Evangelium geht. Der Unglaube mag drüber spötteln und lächeln: „Was soll uns der Esel und das Eselsfüllen zum ersten Advent?" Der Glaube schaut mit Herzensfreud und Lust auch diese kleinen Züge, in denen neutestamentliche Erfüllung und alttestamentliche Prophezeihung sich decken; Alles, Alles muß erfüllet werden! O, ein treuer Gott, denn alle Gottesverheißungen sind Ja in Ihm und sind Amen in Ihm, Gott zu Lobe durch uns. (2. Cor. 1, 18. 20.)

An unsrem König sehen wir weiter die Schöne Seiner Niedrigkeit und Demuth. „Sanftmüthig" reitet Er in Jerusalem ein auf Seinem Eselein. Das ist ja mit das Schönste am Kommen unsres Königs, daß Er so tief, tief sich heruntergelassen hat in unsre Armuth und unser Elend. In die Krippe im Stall läßt Er sich betten. Später hat Er nicht einmal, wo Er Sein Haupt hinlegte. Der Zwölfjährige geht mit Joseph und Maria hinab nach Nazareth und ist ihnen unterthan. Der Dreiunddreißigjährige umgürtet sich mit dem Schurz, den Jüngern die Füße zu waschen. O wunderbarer König, dessen Herrlichkeit die Niedrigkeit ist, Der gekommen ist, „nicht, daß Er sich dienen lasse, sondern, daß Er diene und gebe Sein Leben zu einer Erlösung für Viele."

Wie Er dann Sein Leben gibt in der heiligen Passion, scheint freilich unsres Königs „Schöne" ganz und gar dahin zu sein. „Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen Ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwertheste. Er war so verachtet, daß man

das Angesicht vor Ihm verbarg." (Jes. 53, 2. 3.) Aber dennoch, wo ist Er schöner als gerade dort am Kreuze, wo Seine Liebe das Herzblut für uns vergoß? Lies die Passionslieder und die Jesuslieder unsrer frommen Sänger. Wo preisen sie inniger und begeisterter des Königs Schöne, als da wo sie dem Gekreuzigten ihre Kränze um die blutgen Schläfe winden: „Der am Kreuz ist meine Liebe!"

Mit Seiner Liebe bis in den Tod hat der gekreuzigte König denn auch den größten Triumph gewonnen über die im Sündenjoch gebundne Welt. Das ist ihre Erlösung. Das ist Sein Sieg, womit Er die Welt überwunden. Millionen Herzen, deren Ketten Er gebrochen, jauchzen Ihm heute zu vom Aufgang bis zum Niedergang: „Dein sind wir und mit Dir halten wirs, Du Sohn Davids! Gelobt sei, Der da kommt, ein König in dem Namen des Herrn!" Er wird einst wiederkommen in Herrlichkeit und Seines Reiches wird kein Ende sein.

Bis dahin freilich braucht es sonderliche Augen, die Schöne dieses Königs zu sehen! Tausende haben Ihn an jenem Adventstag in Jerusalem einziehen sehen und haben Seine Schöne nicht geschaut. Wie nöthig ist doch um unsrer Blindheit willen das nachdrückliche „Siehe!" Wie sieht man Seine Schöne? Nicht mit den Augen unsrer eignen Vernunft und Kraft. Nicht mit den Augen unsrer eigenen trügerischen Gefühle. Des Glaubens Augen allein sehen hier den König in Seiner Schöne, ohne sich an Ihm zu ärgern. Sie sehen Ihn in den Windeln des Worts und Sacraments. Sie finden Seine Schöne drin gemalt und erquicken sich dran. So gehen wir im Glauben hin. Dort drüben kommt das Schauen von Angesicht. Da werden wir Ihn sehen, wie Er ist und unser Auge wird sich weiden an unsres Königs Schöne in alle Ewigkeit.

Er ist alleine meine Freude,
Mein Gold, mein Schatz, mein schönstes Bild,
In Dem ich meine Augen weide,
Und finde, was mein Herze stillt.
Er ist der König aller Ehren,
Er ist der Herr der Herrlichkeit;
Er kann mir ewges Heil gewähren
Und retten mich aus allem Streit.
Ein Jeder liebe, was er will:
Ich liebe Jesum, der mein Ziel.

(Kirchenbuch 301, 2. 5.)

Unsres Königs Reich.

Unser Herr und Heiland Jesus Christus hat ein ewiges Reich und Seine Herrschaft währet für und für! Wohl rauschet und brauset der Strom des Weltgeists und fluthet durch unsere Gassen und Häuser. Wohl jagt und plagt man sich ums Irdische, als wärs das Erste und Letzte, nichts drüber und nichts hernach. Wohl drücken schwere Lasten innerer und äußerer Noth, offenbar und verborgen, viel Tausende nieder in den Staub. Wohl heben die Geister des Abgrunds immer mächtiger und drohender ihr Haupt: Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile! Aber der Herr sitzt im Regiment und hält die Zügel mit fester, starker Hand. Er hat ein Reich, — ein Himmelreich mit ewigen, seligen Zielen, mit Friede und Freude im heiligen Geist, — wohl uns des guten Herren!

Sein Reich hat eine **Geschichte.** Es ist ein Reich der Thatsachen, nicht der Gedanken, der Träume, der Ideale und unfruchtbaren Speculation. Es hat seine Geschichte mit großen Entwicklungen, Kämpfen und Siegen, Gefahren von innen und außen, mit großen Resultaten. Das Advents-Evangelium ist eine Geschichte, einfach zwar und unscheinbar, aber eingefügt in eine große, geschichtliche Kette. Ihre Wurzeln reichen hinab in die fernste Vergangenheit. Sie ist verwachsen und verschlungen mit uraltem Prophetenwort. Es ist ein klarer Plan in dieser Geschichte, auch in ihren kleinsten Zügen: Das geschah Alles, auf daß erfüllet würde das da gesagt ist durch den Propheten. Und die Reichsgeschichte hat ihr geschriebenes Zeugniß; doppelt geschrieben, zuerst im Prophetenwort voraus und hernach im Apostel- und Evangelistenwort als Erfüllung. Das Reich Gottes geht seinen geschichtlichen Gang weiter durch die Jahrhunderte der ewigen Vollendung zu. Man denke nur an die letzten zwei Jahrhunderte in diesem unserm Abendland, was für eine wunderbare Entfaltung von Gaben und Kräften in einem Zeitraum, nicht größer als etwa die Entfernung von Ignatius bis zu Constantin, von Gregor dem Großen bis zu Karl dem Großen, von Luther bis zu Spener!

Das Reich Gottes hat seine **Gaben.** Da wäre ja viel zu sagen, von Wort und Sacrament, von seiner Wahrheit und Gerechtigkeit, seinem Frieden und seiner Freude, von Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Aber all sein Gaben- und Segensreichthum faßt sich zusammen in Einem, in dem Gottmenschen

selbst, dem Marienſohne. Dein König kommt zu dir! Nicht weniger als das iſt die Gabe dieſes Reiches. Sollte uns in Ihm nicht Alles geſchenkt ſein? Und wie weit greift dieſes: Er kommt zu dir! Da iſt ja Keiner ausgeſchloſſen, deſſen Ohr dieſe Botſchaft erreicht. Wie fern ab in der Fremde der Verlorene und Verirrte ſein mag, wie tief im Thurm der Schuldbeladene, wie weit draußen an des Gerichtes Grenzen der elende Schächer, — Allen gilt die wunderbare Gabe dieſes Reichs: Dein König kommt zu dir!

Und dieſes Gottesreich hat ſeine **Diener.** Er ſelbſt, des Reiches König ſendet ſie aus mit Seinem Befehl, Ihm Weg und Bahn zu bereiten und Menſchenherzen Ihm zuzuführen. Sie müſſen muthig und gradaus hinein in den Flecken, der vor ihnen liegt, in die Welt, in das Haus, in das Menſchenherz, hinein ins volle Leben. Da gilt kein Drumherumgehen. Sie kommen zu zweien, denn auf zweier oder dreier Zeugen Mund ſoll überall die Wahrheit ſtehen. Aber ſie kommen mit Einer Botſchaft: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unſer Aller. Sie kommen mit dem Wort, als einziger Waffe und Werkzeug, womit ſie ihren Dienſt ausrichten ſollen. Es iſt ein Großes, das ihr Herr und Meiſter von ihnen ſagt: Wer euch höret, der höret Mich. Aber es iſt ganz und gar gebunden an die Treue, mit der ſie Sein Wort bringen, Seinen Auftrag ausrichten.

Und dieſes Gottes-Reich hat, wie ſeine Gaben und Diener, ſo auch ſeine **Gemeinſchaft.** Es bringt und hält die Leute zuſammen, ein großes Volk, in langem Zug, in feſter Ordnung. Es iſt die Gemeinſchaft des Bekenntniſſes, der Huldigung gegenüber dem Einen Herrn; eine Gemeinſchaft des Rufens und Betens, die ein und daſſelbe Hoſianna von Jung und Alt gen Himmel ſendet; eine Gemeinſchaft der Freude, des Jubelns und Preiſens über Dem, Der da kommt im Namen des Herrn, und endlich eine Gemeinſchaft der Arbeit, der Opfer für Ihn und Seines Reiches heilige Sache!

O König aller Ehren,
Jeſu Chriſt, Davids Sohn,
Dein Reich ſoll ewig währen,
Im Himmel iſt Dein Thron:
Hilf, daß allhier auf Erden
Den Menſchen weit und breit
Dein Reich bekannt mög werden
Zur Seelen Seligkeit.

(Kirchenbuch 56, 1.)

Am zweiten Advent.

Von Advent zu Advent.

Von Advent zu Advent geht der Weg der Christenheit, von einem Kommen des Herrn zum andern. Es war ein langer Weg bis zum ersten Advent. Von Adams Fall im Paradies durch die Jahrtausende hindurch die Masse der Völker ohne Gott, ohne Hoffnung! Auch in Israel Jahrhunderte lang keine Verheißung, keine Prophetenstimme mehr. Und doch ein unauslöschliches Sehnen in Israel und unter den Heiden und endlich ein Kommen! Und wie so der erste Advent eingetroffen ist, langsam, aber sicher, so wird der zweite eintreffen, sicher, wenn auch langsam. Aber ein doppeltes Gesicht wird er haben.

Ein **Fallstrick** wird er sein denen, welche die Welt lieb haben. Wie in einem Netze werden sie von ihm gefangen werden. Unerwartet wird er sie übereilen, denn er kommt ungeglaubt. Wie zu den Zeiten Noahs, so wirds auch geschehen in den Tagen des Menschensohns. Wie es aber zu Noahs Zeiten zugegangen, das wissen wir. Sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien bis auf den Tag, da Noah in die Arche ging und kam die Sintflut und brachte sie alle um. Wohl hat Noah den Rath des Herrn verkündet. Er war ein Prediger der Gerechtigkeit. Er bezeugte ihnen das Gericht, das im Anzug war. Aber wer glaubte seiner Predigt und wem wurde der Arm des Herrn offenbar? Auch das sprechende Zeugniß seines mächtigen Bauwerks ward nicht verstanden, nicht geglaubt. Balken fügte sich an Balken. Hoch an stieg das starke Gerippe der Arche, die sein Rettungsboot werden sollte. Tag für Tag gingen Hunderte dran vorüber und hattens ihren Spott. Solch ein Monstrum weit drin im Binnenland gebaut! Weit und breit kein Wasser tief genug das Riesenschiff zu tragen! Daß Tage bevorstünden, da diese Arche allein alles Lebens Hoffnung sein würde, — wer hats geglaubt? So geht man hin durch die Lust und Last des gegenwärtigen Weltlebens. Vom ersten Advent hat man sich nichts geholt und um den zweiten kümmert man sich nicht. Er kommt ungeglaubt von viel Tausend und aber Tausenden.

Und er kommt ungeliebt. Was er bringt, das läßt die Herzen kalt und gleichgültig. Die Güter des ewigen Himmel-

reichs sind es nicht, an denen diese Herzen hängen. Ihre Schätze sind hienieden und sind in der Gegenwart; und wo ihr Schatz ist, da ist auch ihr Herz. Sie wohnen auf Erden, d. h. sie sind daheim hienieden und nur hienieden. Für sie gibt es kein Bürgerrecht, keine Hausgenossenschaft im Himmel. Der zweite Advent bringt ihnen nichts, das sie lieb haben, aber nimmt ihnen Alles, was ihnen jetzt theuer ist. Dürfen wir uns darum wundern, wenn er keine Anziehungskraft für sie hat? Ungeliebt, ungeglaubt und unerwartet kommt er.

Aber darum doch unentrinnbar! Der Fallstrick fällt und fängt und hält, was er gefangen. Wer will den Fuß aus der Schlinge ziehen?

Denen aber, die auf das Reich Gottes warten, wird der zweite Advent eine **Erlösung** sein, nach der sie sehnsuchtsvoll ausschauen und zu der sie die Häupter emporheben. Denn was dem zweiten Advent vorangeht, hat den Gläubigen oft das Herz schwer gemacht, so daß sie die Häupter haben sinken lassen. Versuchung von Außen und Innen, schwere Erfahrungen an sich und andern, ein Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit und Erkalten der Liebe, das Alles hat sie niedergedrückt. Wie wirds enden? Wird der Menschensohn auch noch Glauben finden auf Erden, wenn Er wieder kommt? Aber Er kommt, ehe die Funken verglimmen. Er kommt, so lange noch Herzen da sind, die auf Ihn harren und Ihm entgegenschlagen; die sich sehnen nach der Vollendung der Erlösung durch Ihn, nach der Erfüllung aller ihrer Hoffnungen in Ihm.

Wohlan denn! Vom ersten Advent zum zweiten! Mit dem festen Glaubensgrunde unter den Füßen, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, dem großen Tage entgegen, da derselbe Jesus Christus wieder kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten!

O Jesu, meine Wonne,
Komm bald und mach Dich auf!
Geh auf, verlangte Sonne,
Und eile Deinen Lauf.
O Jesu, mach ein Ende,
Und führ uns aus dem Streit;
Wir heben Haupt und Hände
Nach der Erlösungszeit.

(Kirchenbuch 586, 10.)

Die Zeichensprache zum zweiten Advent.

„Das erste Zeichen," — „das andere Zeichen" — so pflegten unsere Väter zu sagen, wenn sie am lieben Sonntagmorgen den ersten und dann den zweiten Morgengruß der Kirchenglocken hörten. Sie wußten, dann folgt das Zusammenläuten. Und sie wußten, was alle diese Glockenzeichen bedeuteten, nämlich die Zeit der Versammlung im lieben Gotteshaus. Kommt, es ist Alles bereit! Die Predigt ist da, das alte, liebe Wort; der Tisch ist gedeckt, das Sakrament des Altars ist da; esset und trinket, daß eure Seele lebe! Kommet zum Abendmahl, kommet zur Hochzeit!

Aber wer verstand und wer versteht noch diese Glockenzeichen? Nur wer ihre Bedeutung kennt; wer das Wort lieb hat, wer sich der Sonntagmorgenstunde und des Rufs zum Gotteshause freut. Die Andern bemerken diese Zeichen gar nicht. Für sie haben sie keine Bedeutung. Und wenn alle Glocken zusammenläuten und über ihren Häuptern die Luft erzittert von den Tönen, die sie erschwingen, sie hörens kaum, es geht so spurlos an ihnen vorüber, wie das Zirpen des Sperlings auf dem Dache. Ihnen sind die Glockentöne keine Zeichen. Denn von dem, was die Zeichen sagen, wollen sie ja nichts wissen. Darum sind aber doch die Zeichen da mit ihrer vollen Bedeutung und Kraft für die, die sie kennen und beachten.

Gerade so geht es mit den Zeichen des jüngsten Tags, davon in den letzten Reden Jesu so vielfach gehandelt wird. Sie sind da. Sie erscheinen bald hier, bald da. Sie sind klar und deutlich dem, der ein Auge dafür hat; aber trotzdem verborgen dem, der sie nicht sehen will, der nicht gelernt hat, die Dinge ansehen im Lichte des Worts. Und weil sie nicht verstanden werden, so geschieht es, daß vielen Tausenden der jüngste Tag zum Fallstrick werden wird, der sie unvermuthet, ungeahnt hinreißt ins ewige Verderben.

Im weiteren Sinne findet der Christ in jedem Gerichtskommen des Herrn zum Einzelnen, in's Haus, in's Volk, ein Zeichen vom letzten, abschließenden Gericht. Die Weltgeschichte ist ihm das Vorspiel des Weltgerichts. Besondere Zeichen aber siehet er in besonders ernsten und schweren Gerichtsstunden, wie sie dann und wann über einzelne Gegenden, Städte und Völker hereinbrechen. Wenn auf einen einzigen Erdstoß, wie dort im unglücklichen Ischia, ganze Ortschaften in Trümmer fallen und Tau-

sende unter ihren Ruinen begraben; wenn gewaltige Erderschütterungen die ganze Karte einer Gegend verändern, wenn an der Stätte von meilenlangen Höhenzügen nun das Meer braust, als habe es immer da geherrscht; wenn 2000 Fuß hohe Berge verschwinden und ein Dutzend von Leuchtthürmen, die eine gefährliche Wasserstraße beschirmt hatten, in die Tiefe sinken; wenn hier ein Vulkan sich in sieben feuerspeiende Berge theilt, dort aus kochend heißen Meereswogen vierzehn neue Vulkane plötzlich ihre drohenden Häupter erheben; wenn Stein- und Aschenregen ganze Städte in Trümmer schlagen, in Brand stecken und zudecken; wenn eine einzige Sturmfluth in Einem Augenblick Städte und Dörfer verschlingt; wenn Fluß und Meer mit Tausenden von Menschen- und Thier-Leibern bedeckt sind,* — da kann der Christ in diesem Allem nicht das zufällige Spiel blind waltender Naturmächte erkennen. Er kann nicht solche Dinge in seiner Zeitung lesen und mit einem frostigen „Gott sei Dank, daß es nicht bei uns ist" sie weglegen und vergessen, — nein, er sieht darin die Zeichen, mit denen Sein Herr und Meister den zweiten Advent andeutet. Wenn so an einer Stelle unseres kleinen Erdballs in Einem Augenblick Alles aus den Fugen gehen kann, wenn ein solcher Aufruhr der Elemente auch nur auf beschränktem Boden diese grausige Verheerung anrichten mag, wie wirds sein, wenn die Stunde kommt, wo solcher Aufruhr nach Gottes Rath allgemein sein wird und nirgends mehr ein Halt oder eine Schranke, die der Zerstörung wehrte!

Und wenn dem Christen solche Glockenzeichen das nahe Zusammenläuten zur letzten großen Versammlung vor dem Richtstuhl Christi bedeuten, so schaut er um sich, in sich, über sich mit Wachen und mit Beten, daß Sein Herr, wenn Er kommt, ihn bereit finden möge und würdig, zu entfliehen diesem Allem und zu stehen vor des Menschen Sohn.

Drum so laßt uns immerdar
Wachen, flehen, beten,
Weil die Angst, Noth und Gefahr
Immer näher treten;
Denn die Zeit
Ist nicht weit,
Da uns Gott wird richten,
Und die Welt vernichten.

(Kirchenbuch 327, 7.)

* So geschehen an der Sunda-Straße am 25.–27. August 1883.

Der ewige Sommer.

„Wenn die Bäume ausschlagen, so sehet ihr es an ihnen und merket, daß jetzt der Sommer nahe ist" — mit diesem lieblichen Gleichniß deutet der Herr hinaus auf die Vollendung des Reiches Gottes mit dem zweiten Advent. Es wird Sommer werden; — nach all dem kalten, rauhen, stürmischen Winterleben hienieden wird ein Hochsommer anbrechen, da kein Frost mehr die Blüthen zerstört, kein Sturm mehr die Bäume entwurzelt, kein Gewölke mehr des Himmels tiefes, seliges Blau verdunkelt, der Hochsommer ewiger Seligkeit, da die Herrlichkeit Gottes ohne Sonne und Mond das himmlische Sommerland erleuchtet.

Dem Anbruch dieses Sommers voran geht eine wilde, sturmbewegte Zeit. Wie der Dichter vom irdischen Frühlingsanfang singt: „Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin: Lieblicher Frühling, du nahest, du nahest!" ähnlich ists auch mit dem Sommeranbruch des Reiches Gottes. Mächtige Bewegungen nicht blos im Völkerleben und in der Kirche, sondern auch im Naturreich, am Himmel und im Meer, und Furcht und Schrecken in den Menschenherzen, großer Abfall, Erkaltung der Liebe, Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit, das sind die Züge, in denen die Schrift uns die Stürme malt, die jenem Hochsommer vorangehen.

Aber dennoch ists ein ächter, wahrer Sommer, der aus diesen Stürmen hervorgehen wird. Da wird aufgehen in sichtbarem Glanze die Sonne der Gerechtigkeit und Herrlichkeit, Jesus Christus, unser Heiland.

Zions König
— Kommt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig,
Ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf.

Man wird „sehen des Menschen Sohn kommen in großer Kraft und Herrlichkeit." Hat schon hier ein Paulus von Seiner großen Kraft gerühmt: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum," — was wirds dort sein, wenn kraft Seiner Stimme alle Gräber sich aufthun, alle Todten heraus kommen, alle Völker vor Seinem Richtstuhl sich sammeln, wenn die Leiber der Seinigen verklärt werden, daß sie ähnlich werden

Seinem verklärten Leibe, nach der Wirkung, da Er mit kann auch alle Dinge Ihm unterthänig machen; wenn sie eingehen werden in Sein ewiges Reich, kraft des Verdienstes, damit Ers ihnen erworben hat; wenn alle Kniee sich beugen müssen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind und alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters!

Und was finden die Seinigen in dieser seligen Sommerszeit? Der Herr faßt es Alles in ein einziges, hochtröstliches Wort zusammen: Erlösung! „Hebet eure Häupter auf, darum daß eure Erlösung sich nahet." Wir kennen freilich schon lange her die selige Predigt an die Gefangenen, daß sie los sein sollen und an die Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen. Wir wissen: Er ist uns von Gott gemacht — zur Erlösung. Er hat Sein Leben gegeben „zu einer Erlösung für Viele." An Ihm haben wir die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden; bitten aber auch fort und fort auf Sein Geheiß: „Erlöse uns von dem Uebel." Wir warten in Hoffnung und Geduld auf „unsres Leibes Erlösung," — Erlösung von aller Angst des Gewissens, von aller Verführung und Versuchung des Satans, der Welt und des Fleisches, von allen Banden, von allen Thränen, von allem Leid und Geschrei! O wie wirds klingen, wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, wenn, die mit Thränen säeten, mit Freuden ernten werden, wenn ihre Zunge rühmen wird: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!"

Aber wer darf denn in freudiger, zuversichtlicher Hoffnung solcher Erlösung entgegensehen? Wird dort nicht für Viele statt Erlösung ganz etwas Anderes kommen, ein ewiges Gebundenwerden zu unsäglicher Qual? Seht, wie ernstlich der Heiland darum warnt: Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden! Seid wacker allezeit, daß ihr gewürdigt werdet, zu stehen vor des Menschen Sohn. Nur der Knecht, den sein Herr, wenn Er kommt, wachend findet, kann sagen:

„Herzlich thut mich erfreuen die liebe Sommerzeit,
Wenn Gott wird schön verneuen Alles zur Ewigkeit;
Den Himmel und die Erden wird Gott neu schaffen gar,
All Creatur soll werden ganz herrlich, hübsch und klar."

(Kirchenbuch, 587, 588, 589.)

Was vergeht und was besteht.

Es ist jetzt etwas über 60 Jahre her, daß ein junger Candidat der Theologie in der Schloßkirche zu Tübingen, am 300jährigen Gedächtnißtag der Augsburgischen Confession, eine Predigt hielt über den Spruch: „Himmel und Erde werden vergehen, aber Meine Worte vergehen nicht." Sein Thema war: „Die Unvergänglichkeit der Worte unsers Herrn." Dies wurde in zwei Theilen behandelt: (1) Was jene Worte seien, (2) Die Gründe, welche uns von ihrer Unvergänglichkeit überzeugen können.

Im ersten Theil heißt es: „Was war die echte Lehre Jesu? was der Fels, auf welchen Luther und die Seinigen sich so sicher stützten und an welchem sie unerbittlich zugleich alles Menschenwerk zerschmetterten? .... Die heilige Schrift war es! In ihr finden wir die Worte des Herrn und derer, die aus Seinem Geist geredet haben, und dies sind die Worte, die nicht vergehen. Keine Lehre anzunehmen, die nicht aus der heiligen Schrift begründet werden könnte, das war der Grundsatz der Stifter unsrer evangelischen Kirche, auf diesen Grundsatz ist sie gebaut; durch diesen hat sie sich bisher erhalten und von ihm dürfen wir nicht lassen, wenn wir nicht wieder in das alte vergängliche Wesen zurücksinken sollen .... Das ist aber besonders in unsern Tagen wohl zu beherzigen, da von so manchen Seiten die Weisheit dieser Welt ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschieben möchte. Es ist von uns zu bedenken, meine Alters- und Berufsgenossen, daß wir nicht unsre Hände entweihen durch Theilnahme an so sträflichem Geschäfte ... Es ist von der ganzen Gemeinde zu bedenken, daß sie nicht statt des reinen göttlichen Tranks nach gefälschtem greife, welcher betäubt, statt Kraft zu geben."

Der zweite Theil handelt von den Gründen, die uns von der Unvergänglichkeit der Worte Jesu überzeugen sollen. Darin wird gesagt: „Was ist das für eine Rede? Eines Menschen Rede ist es nicht, denn der Mensch verwelkt wie die Blume des Feldes und seine Worte vergehen, wie der Duft der Blumen. Nur Einen weiß ich, von dem gesagt ist: „Deine Jahre währen für und für. Du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind Deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, aber Du bleibest. Sie werden alle veralten, wie ein Gewand; sie werden verwandelt

wie ein Kleid, wenn Du sie verwandeln wirst. Du aber bleibest, wie Du bist und Deine Jahre nehmen kein Ende." (Psalm 102, 25–28.) Mit diesem eins zu sein, dessen Worte zu reden, nicht menschliche, mußte Der sich bewußt sein, welcher Seinen Worten ewige Dauer und Gültigkeit versprechen konnte. Und das ist der erste und vornehmste Grund, warum wir glauben, ob Himmel und Erde vergehen, werde die reine Lehre Jesu bleiben, — daß sie ihren Ursprung in Dem hat, in welchem der ewige Vater uns erschienen ist."

Zur weiteren Begründung der Unvergänglichkeit der Worte Jesu wird dann darauf hingewiesen, wie es seither mit den Worten Jesu und mit Seiner Kirche ergangen ist. „Mit dem entseelten Leichnam Jesu legten die trostlosen Jünger alle Hoffnung auf Seine Worte in das Grab. Aber am dritten Morgen lebte Er wieder." In der mittelalterlichen Kirche, wird dann weiter ausgeführt, „war Christus zum zweiten Mal begraben. Aber wir wissen, die Bande des Todes können Ihn nicht halten: glorreich erstand Er wieder und lebt seitdem in Seiner neuen Gemeinde .... Auch jetzt sehen wir freilich so Manches, was uns betrüben muß: viel Geringschätzung der göttlichen Lehre, viel Einmischung von menschlicher Weisheit, viel Streiten um Worte, statt von dem Geiste sich durchdringen zu lassen. Aber Viele sind auch zu ängstlich hierüber. Thue nur Jeder das Seine: die Sorge für das Ganze hat sich ein Andrer vorbehalten. Wenn auch von Außen wieder die Mächte dieser Welt das Christenthum bekämpfen wollten, wenn von Innen Streit und falsche Lehre sich erhöbe, ob alle Kräfte der Erde und des Himmels sich feindlich bewegen würden: der Herr schaut auf das Alles und spricht:

„Himmel und Erde werden vergehen,
Aber meine Worte vergehen nicht." Amen.

Der so gepredigt hat am 24. Juni 1830, heißt **David Friedrich Strauß,** und hat späterhin das berüchtigte „Leben Jesu" geschrieben.

Merke: Sie sind gestorben, die dem Kindlein nach dem Leben standen.

Item: Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, denn es ist Wahrheit, die da währt in ewiger Währung.

Item: Aus Deinem Munde richte ich Dich!

Am dritten Advent.

Christus am Werk und Johannes — im Gefängniß.

Der Gesalbte des Herrn ist da; der Prophet, der die Wahrheit lehrt, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, der König, der da herrschen soll, bis alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße liegen. Sein Wirken hat begonnen. Der verheißene Weltheiland ist an der Arbeit und Sein treuer Diener und Vorläufer Johannes im Gefängniß! Mit einem Wort bedroht der Herr den Wind und die Wellen, daß sie schweigen und verstummen. Er gebietet den unsaubern Geistern, daß sie ausfahren. Er heilt alle Schäden des elenden, menschlichen Todesleibes. Ja, Er bricht mit Seinem Machtwort des Todes und des Grabes Riegel und ringt ihnen ihre Beute ab, — und Johannes ist im Gefängniß! Seine Kerkerthüre bleibt geschlossen. Kein Machtspruch seines Königs bricht seine Riegel und Ketten. Er sitzt und bleibt sitzen, bis des Henkers Schritte nahen und sein Haupt denen zu Füßen gelegt wird, die in frevlem Leichtsinn mit seinem Leben spielen.

Und was hat denn Johannes gethan, daß er also im Gefängniß schmachten muß? Er ist, wie sein Meister selbst es uns beschreibt, aufgetreten in der Wüste nicht als ein Rohr, das der Wind hin und her weht, nicht als ein Schwächling, der um Volks- und Fürsten-Gunst gebuhlt hätte. Er hat seinen Mund aufgethan ohne Scheu. Er hat sich nie und nirgends als einen stummen Hund finden lassen. Wer unter dem Schall seiner Predigt saß, er mochte sein, wer er wollte, der bekam keine Komplimente zu hören, sondern ernste, tiefeinschneidende Wahrheit. Pharisäer oder Sadduzäer, Abrahamskinder oder Zöllner, Kriegsleute oder König — sie Alle müssen sein Strafwort hören: Es ist nicht recht! Thut Buße!

Ein Prophet ist er gewesen, wie keiner vor ihm; ein rechter Wegbereiter für den Herrn. An diese seine Lebensaufgabe hat er Alles gesetzt, jeden Athemzug, jede Kraft und Gabe seines Leibes und Lebens. Treulich, furchtlos, unermüdet hat er seines Amtes gewartet, und nun liegt er im Gefängniß und Der, Dem er den Weg bereitet, zieht Land auf, Land ab und predigt und macht gesund und Johannes leidet und stirbt.

Dasselbe Räthsel geht fort durch die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Der Herr Christus ist am Werke. Seine Boten gehen aus. Aber wie kurzen Prozeß machten die Welt und ihre Tyrannen mit ihnen! Stephanus und Jacobus eröffnen den Reigen der tausend und abertausend Blutzeugen, die gemartert, zerfleischt, verbrannt, gekreuzigt wurden. Johannes im Gefängniß und Christus am Werk!

Und unter der antichristlichen Tyrannei des Mittelalters wiederholt sich dasselbe Schauspiel. In Höhlen und Klüften die Bekenner des Evangeliums. Auf dem Scheiterhaufen ein Savonarola und ein Huß. Aber die da weiche Kleider tragen, die Cardinäle und Bischöfe in der Könige Häusern! Christus am Werk und Johannes im Gefängniß!

Und wenn unser Auge heute das Bild der Kirche schaut, ist sie nicht gebunden, zerrissen, aus tausend Wunden blutend, ein wahrer „Johannes im Gefängniß"? Und doch ist Christus am Werk. Und in einzelnen Christenherzen da kommen auch Gefängnißstunden in Schwachheit, in Aengsten, in Nöthen, in Banden — „ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?" Aber Gott sei gedankt, der Herr Christus ist dennoch am Werk.

Die Summa Seines Werks ist, daß Er den Armen das Evangelium predigt. Zwischen dem ersten und zweiten Advent ist das Sein ganzes Werk. Und bei dem Werk bleibts und es geht fort ungebunden, unverboten und wenn tausend Mal ein Johannes im Gefängniß schmachten sollte. Die Boten mögen fallen, einer nach dem andern. Die Botschaft bleibt mit ihrer ursprünglichen, ewigen Gotteskraft. Wehe uns, wenn wir nach anderen Dingen tappen und eines Anderen harren wollten! Das Wort des Evangeliums ists, darin Christus am Werke ist. Das Werk kann Niemand hindern, die Arbeit darf nicht ruhn.

Selig, wer sich nicht ärgert an Ihm.

Du heißt mich Dir vertrauen,
Selig willst machen mich.
Auf Dich will ich nun bauen,
Du bist mein Zuversicht.
Es komm Teufel, Welt, Sünd und Tod,
Es komm der Höllen Pforten,
Ich will fürchten kein Noth.

(Kirchenbuch 272, 7.)

Erinnerung an gehörte Predigt.

Der Herr Jesus ehrt Seinen treuen Knecht Johannes und das Heroldsamt, das er bekleidet. Er fordert Rechenschaft von dem Volke darüber, wie es das Wort dieses Herolds angenommen. Er weiß ja wohl, daß die Gestalt Johannis des Wüstenpredigers einmal einen tiefen Eindruck auf die Leute gemacht hat. Nun aber will Er wissen, ob auch ein bleibender Segen dadurch gewirkt worden sei. Er erinnert sie an den Mann und seine Predigt. Ist etwas haften geblieben von den Spießen und Nägeln, die er ihnen einst in Herz und Gewissen getrieben?

Der Herr, der Seinem Volke bis heute in Gnaden das Zeugenamt in seiner Mitte bewahrt hat, und fort und fort Seine Boten vor Ihm her sendet, den Weg zu bereiten an unsere Herzen, erinnert uns an das Wort, das wir von Seinen Boten gehört haben. Was ist dabei herausgekommen?

Haben die Predigten, die wir gehört, überhaupt einen Eindruck gemacht? — Als Johannes auftrat mit der Predigt: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen," da gab es freilich eine große Bewegung unter dem Volke. Ganz Jerusalem und Judäa lief hinaus zu ihm an den Jordan. Und doch blieben von vorne herein Viele ohne allen Eindruck. Sie waren hinausgegangen in die Wüste, ihre Neugierde zu befriedigen, etwas Merkwürdiges zu sehen. Das Wort, das sich ans Gehör wendet und dadurch den Weg ans Herz sucht, den Glauben zu schaffen, das war ihnen Nebensache. So gibt es auch heute bei Vielen keine Erinnerung an gehörte Predigt, weil sie eben überhaupt nicht kamen zum Hören. Aeußerliche Dinge zogen sie an. Das Sinnenfällige war ihnen Alles. Darum auch die Unbeständigkeit, heute da, morgen dort, wo immer der stärkste Reiz der Neuigkeit, des Seltsamen und Ungewohnten sich finden mag.

Nun hat es aber doch auch Leute gegeben, die von dem, was Johannes sagte, einen tiefen Eindruck bekamen. Waren doch Manche im Wahne und dachten in ihren Herzen, ob er vielleicht Christus wäre. Und doch haben sie keinen bleibenden Segen von seiner Predigt mitgenommen. Wenn es auf die Kriegsleute Eindruck machte, daß Johannes den Muth hatte, die Pharisäer und Sadduzäer ins Angesicht Otterngezüchte zu heißen; wenn es den Pharisäern wohl gefiel, daß er den Zöllnern vorhielt:

„Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist" — so waren das ja freilich auch Eindrücke, die man unter seiner Predigt empfing. Aber was kam bei solchen Eindrücken heraus? Gerade so viel, oder richtiger, gerade so wenig, wie wenn heutzutage Einer mit dem tiefen „Eindruck" aus der Predigt kommt: „Heute hats aber der Pfarrer dem und dem gegeben!" — Für sich selbst hat der Arme nichts bekommen. An seinem eigenen Herzen und Gewissen ist die Predigt eindruckslos vorüber gegangen.

Bei Andern vielleicht ist der Eindruck ein persönlicher und tiefer gewesen. Sie sind aufgewacht unter dem Zeugniß des Bußpredigers. Aber sie sind auf halbem Wege stehen geblieben. Des Johannes Zeugniß von Christo dem ewigen Gottessohn und Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt, hat nicht eingeschlagen. Sie kommen nicht von Johannes zu Christo. Sie warten und warten, wie die Johannes-Jünger im Evangelio, oder fallen wieder zurück, wie so Viele im Volk.

Und das ist und bleibt doch die Hauptsache bei allen Predigten, die wir gehört, daß sie uns nicht in der Sünde, aber auch nicht unter dem Gesetze stehen lassen, sondern uns zu Christo weisen, als Dem, Der des Gesetzes Fluch gestillt und uns von Sünden erlöset hat durch Sein Blut. Das Zeugniß gibt der Herr Seinem Johannes, daß er mit seiner Predigt Ihm den Weg bereitet. Aber dem Volk muß Er den Vorwurf machen, daß es sein Wegbereiten nicht recht zu Herzen genommen. Das ist und bleibt die große Frage für Prediger, ob sie durch ihre Predigt die Herzen dem Heiland zugeführt, und für Hörer, ob sie durch die gehörte Predigt dem Heiland näher gekommen.

Ach Gott, wie herzlich liebst Du doch
Uns arme Leut auf Erden,
Daß Du uns von dem Himmel hoch
Dein Willen kund läßt werden
Durchs Predigtamt in Deinem Wort,
Welchs jetzund schallt an unserm Ort,
Daß wir Buß thun und glauben.

Wir bitten Dich, o höchster Hort,
Du wollst allzeit bescheeren
Getreue Diener, die Dein Wort
Rein, unverfälscht uns lehren.
Gieb uns Deins Geistes Kraft und Macht,
Daß wir es hören mit Andacht
Und heilig darnach leben.

(Kirchenbuch 197, 1. 2.)

Die Kennzeichen der Heilsgegenwart Christi.

Haben wir ein Recht, nach solchen Kennzeichen zu fragen? Johannes der Täufer hats gethan. Denn das ist doch unleugbar die Bedeutung seiner Botschaft an Christum gewesen. Er hat einen Widerspruch empfunden zwischen der Thatsache, daß er im Gefängniß sitzt, während Christus am Werke ist. Er hat sich das nicht zusammen reimen können. Sollte denn nicht auch von der Macht und Herrlichkeit des Heilands etwas sichtbar und offenbar werden?

An ähnlichen Widersprüchen und Aergernissen hat es dem Christenthum auf seinem Lauf durch die Welt nie gefehlt. Der Weltgeist triumphirt, das Christenthum scheint das Allerschwächste, Unscheinbarste, Unnöthigste von der Welt zu sein. Seine Vertreter, Große und Kleine, haben ihre Fehler und Sünden, durch welche sie gar oft dem Namen und Geist des Christenthums Unehre machen. Das Wort der Schrift hat seine Dunkelheiten und Schwierigkeiten, die den Oberflächlichen zum Anstoß und Fallstrick werden. Die Kirche selbst geht in der Knechtsgestalt unsäglicher Zerrissenheit einher. Die einzige Gestalt des Christenthums, die der Welt heute imponirt, ist die Römische, und das ist doch im Grund Antichristenthum, selbst durch und durch Weltmacht, mit einer Organisation, Diplomatie und Vertretung, mit einem Arbeitsplan ähnlich den Mächten dieser Welt. Dagegen ist das lautere evangelische Christenthum vor Menschenaugen von äußerst geringem Einfluß auf das öffentliche Leben des Volkes. Unsere Volksschulen, die unsere künftigen Bürger heranziehen, geben alles Andere eher zu lernen, als ächt evangelische, christliche Grundsätze. Und im Leben der einzelnen Bekenner des Christenthums, wie fehlt es da an seiner durchschlagenden Kraft! Wie scheint es seine erneuernde, heilende, verklärende Macht verloren zu haben, gegenüber den Grundschäden unserer Zeit! Daher kommts, daß so Viele sich ganz und gar von ihm abwenden, an ihm irre werden und in totale Gleichgültigkeit gegen dasselbe versinken.

Worin haben wir nun diesem traurigen Thatbestand gegenüber die Bürgschaft, daß trotz alledem der Herr wirklich da und kräftig mit uns ist? Wir könnten ja freilich für die, die an Ihn glauben, einfach sagen: „Wir haben Sein Wort: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Aber wir fragen jetzt

nach Zeichen. Wir möchten gern Aergernisse aus dem Wege räumen und, wo möglich, kräftig überzeugen, daß Er dennoch mit und bei uns ist. Ernste, edle Männer, tief durchdrungen von der Wichtigkeit dieses Punktes, arbeiten mit allem Eifer daran, das Christenthum in unsrem öffentlichen Leben als eine Macht zur Geltung und Anerkennung zu bringen. Sie streben dies an für unser Staatsleben, in seiner Gesetzgebung, seiner Constitution, seiner Sonntags-Ordnung und diesen und jenen Statuten, die allerlei Unfug und Laster entgegentreten. Sie streben es an in unsrem Kirchenleben, indem sie mit allen Mitteln und Wegen auf ein Zusammengehen, Allianzen, Unionen unter den Christen hinarbeiten mit der Zumuthung, man solle fahren lassen, was uns scheidet und damit der Welt den Beweis liefern, daß das Christenthum doch eines sei und alle, die Seinen Namen tragen, auch von Einem Stamm seien. Man dringt auf die Werke als Früchte des Glaubens und fordert den Thatbeweis der Liebe, der barmherzigen Hilfeleistung auf allen Gebieten irdischer Noth, um das Leben und die Kraft des Christenthums und die wirkliche Gegenwart des alten treuen Heilands zu demonstriren.

Wer könnte auch solchen Bestrebungen und Forderungen gegenüber gleichgültig oder gar feindselig sich verhalten? Der Geist des Christenthums muß ja doch in unserem neunzehnten Jahrhundert seinen Einfluß beweisen auf die Gesetzgebung eines civilisirten, christlichen Volkes. Für die Werke der Humanität, die in unseren Tagen sich mehren, wie nie zuvor, müssen wir doch von Herzen dankbar sein. Und wem blutet das Herz nicht beim Blick auf unsere zerrissene Christenheit und wer betet nicht: Ach, daß sie Alle eins wären! Aber bei all dem ist doch nicht zu vergessen: die größten Siege hat das Evangelium errungen zu einer Zeit, da die Gesetzgebung des Staats durch und durch heidnisch war. „Sieg allenthalben" ruft ein Paulus und doch hat das römische Reichsgesetz keine Anerkennung für das Christenthum gehabt. Und die Unionsversuche unserer Zeit! Nur ein oberflächlicher Mensch kann sich verhehlen, daß bei ihnen das Meiste gefordert wird auf Kosten der Wahrheit des Evangeliums. Die strammste Einheit nach Außen bietet Rom. Aber wollen wir darin den Beweis finden, daß der Herr Christus wahrhaftig in jenem Lager ist?

Nein, so armselig und unbefriedigend es uns klingen mag, es bleibt dabei, daß das Hauptzeichen der Heilsgegenwart Christi die Predigt des Evangeliums ist. Das ist genug!

Unser Trost, wenns trübe aussieht im Reiche Gottes.

An Zeichen der Entmuthigung fehlts nicht zwischen dem ersten und zweiten Advent. Denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. So ists im Alten Bunde schon manchen Zeugen der Wahrheit oft recht schwer ums Herz geworden. Ein Jesajas klagt: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist.“ Und Jeremias: „Seit ich geredet, gerufen und gepredigt habe, ist mir des Herrn Wort zum Hohn und Spott worden täglich.“ Und Luther: „O Deutschland, Deutschland, die du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkennest, wie wird dirs zuletzt ergehen! Du hast das Licht der Wahrheit nie so helle und rein gehabt von der Apostel Zeit her, als eben jetzt. Wie stellen wir uns aber dazu? Allerseits undankbar! Das meiste Theil derer, so es haben, werdens bald überdrüssig und verachten die edle Perle!“ Und wo ist ein Arbeiter im Reich Gottes heutzutage, dem nicht über seine Gemeinde, über sein Volk dann und wann eine ähnliche Klage entschlüpfte!

Wes sollen wir uns dann trösten, wenn es so trübe aussieht im Reiche Gottes? Die Antwort reicht uns des Herrn Entgegnung an die Jünger Johannis. Unter allen den Christus-Werken des ersten Advents ist das wichtigste und größte, wenn auch vor Menschenaugen das unscheinbarste, das welches der Herr zuletzt in der Reihe Seiner Messiaswerke aufgezählt:

Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Uns wird es freilich meistens herzlich schwer, gerade in dieser einfachen Thatsache einen Trost, den Grund unsres Muths und unsrer Freudigkeit beim Blick in die Gegenwart und auf die Zukunft zu finden. Wir möchten — die Thatsache der Evangeliumspredigt vorausgesetzt — in erster Linie Frucht sehen und fragen: Was kommt dabei heraus? Wird die Welt denn auch anders dadurch? Wer bessert sich denn? Wer richtet sein Leben ernstlich ein nach Gottes Geboten? Wer steht ab von Sünden? Aber statt all dieser Fragen sollen wir vor allem bei der Hauptfrage bleiben: Wird das Evangelium gepredigt? Ist das Zeugniß noch im Schwange? Geht der Schall des Wortes aus in alle Lande? Darauf haben wir aber, so trübe es sonst in der Christenheit und in der Welt aussehen mag, in unseren Tagen doch eine recht bestimmte klare und fröhliche Antwort zu geben. In Hunderten von

Sprachen und in Millionen von Exemplaren geht das alte, liebe Gotteswort heutzutage aus den Werkstätten unserer Bibelgesellschaften von Haus zu Haus, von Volk zu Volk. In der Heidenwelt schallt das Zeugniß von Christo, gepredigt von Tausenden von Sendboten. In der Christenheit ist das Zeugniß nicht erloschen, sondern viel kräftiger und lauterer als vor hundert Jahren, da auf allen Kanzeln und Kathedern der Unglaube herrschte und das Evangelium von Christo von der Erde verschwunden schien.

Das Evangelium wird gepredigt. Das ist die Waffe, mit welcher der Herr selbst und Seine Apostel den großen Kampf gegen die Mächte der Finsterniß führten, das die Posaune, vor deren hellem, scharfem Ton die Mauern Jerichos fallen sollen. Das Wort des Evangeliums ist die Macht, die Himmel und Erde bewegt.

Aber freilich, **Evangelium** muß es sein, wenn es die Kraft des Reiches Gottes, der Sieg über die Welt, der Trost der Seinigen sein soll. Das durch das helle Zeugniß der Reformatoren wieder ans Licht gebrachte Evangelium. Kein anderes! Keine neue Kirche! Keine neuen Apostel! Kein anderes, neues Evangelium, und wenn es ein Engel vom Himmel predigte! Das alte, d. i. das ewige Evangelium, von der Gnade in Christo, vom einfältigen Glauben, der den Heiland annimmt, von der Gerechtigkeit des Glaubens und nicht der Werke.

Und den Armen muß es gepredigt werden. Wer nicht „arm" ist, muß es in Gottes Namen erst werden, wenn ihm das Evangelium schmecken soll. Ach, daß wir erst wieder einmal recht arm würden, um für das reiche, volle, selige Evangelium Ohr und Herz zu haben. Aber wir sind so gar „voll und satt". Darum geht Johannes vor dem Herrn her, Ihm den Weg zu bereiten. Er will uns klein und arm machen durch die Predigt der Buße. Die wollen wir uns recht zu Herzen nehmen. Dann werden wir recht froh des Evangeliums: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Erhalt und laß uns hören
Dein Wort, das selig macht,
Den Spiegel Deiner Ehren,
Das Licht in dieser Nacht,
Daß dieser Brunn uns tränke,
Der Himmelsthau uns netz,
Daß diese Richtschnur lenke,
Der Honigseim ergetz.

(Kirchenbuch 181, 6.)

Am vierten Advent.

Zur Heiligung aufs Fest.

Auf Weihnachten will die Adventszeit uns vorbereiten. Wir rüsten uns, an die Krippe, unter den Christbaum zu treten und die Herrlichkeit des fleischgewordenen Wortes zu schauen. Es ist eine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit. Da ist erschienen die heilsame Gnade. Das ist die Weihnachtsgabe, die uns im Sohne bereitet ist. Wie sind wir dafür bereit? „Richtet den Weg des Herrn," so ruft der Vorläufer am letzten Adventssonntag in Herz und Häuser hinein. Und die Gemeinde antwortet: „Ein Herz, das Demuth übet, — zu dem kommt Jesus Christ." „Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst Du Gott nicht verachten."

Johannes selber, diese Adventsgestalt, ist uns nicht blos ein Prediger, sondern ein Vorbild solcher Demuth. Er wird in ein scharfes Examen genommen: „Wer bist du? Was sagest du von dir selbst?" — Und er bringt in dieses Examen einen unbeugsamen, grundehrlichen Wahrheitssinn. „Er bekannte und leugnete nicht und er bekannte." Wie nachdrücklich und wiederholt ist da dieser Wahrheitssinn gezeichnet. Nur kein Schein! Nur kein Bemänteln, Schattiren, Schönfärben. Wie sorglich ist er, daß alle zu hohen Gedanken, die Andere möglicher Weise von ihm haben könnten, rundweg abgeschnitten würden! Daß ja Niemand mehr von ihm halte, denn sich's gebühret zu halten nach seinen Gaben und seinem Beruf, die ihm Gott verliehen. Hier lag auch für Johannes eine sonderliche Gefahr. Wir wissen, wie hoch das Volk von ihm hielt. Und wie nahe liegt es dem natürlichen Herzen, sich in der Anerkennung Anderer zu gefallen und seine Freude zu haben an ihren hohen Gedanken von uns! Gar leicht verschiebt sich da das ruhige, nüchterne Urtheil, die Selbsterkenntniß, der strenge Maaßstab, wonach der Christ allezeit sich selber anschauen soll.

Johannes entgeht aller Gefahr, indem er die Schrift über sich reden läßt und ihr Zeugniß und Urtheil ohne allen Rückhalt oder Zusatz annimmt. „Was sagest Du von Dir selbst?" war die Frage. Aber die Antwort ist erst keine Selbstaussage, sondern ein Citat aus der Schrift: Hier ist mein Paß und

Zeugniß. Mag Jesaias für mich reden. Da liegt die Probe für allen Wahrheitssinn des Menschenherzens. Läßt es das Schriftwort und Schriftzeugniß über sich gelten oder nicht? Will es in Demuth das sein, was die Schrift sagt, und die Stellung einnehmen, die in der Schrift ihm angewiesen wird? Das ernste, nüchterne Schriftwort fährt freilich gar scharf und schonungslos über unsern Eigensinn und Hochmuth her. Hinunter, hinunter mit Allem was hoch ist! „Alle Berge und Hügel sollen erniedriget werden. Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben! Allzumal Sünder und mangelnd des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen. Die göttliche Thorheit weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit stärker, denn die Menschen sind." Das ist's, was der Heilige und Wahrhaftige von uns sagt. Was sagen wir dazu? Wie gefällt uns dieser Spiegel? —

Johannes hat aber nicht bloß unter das Schriftwort sich gestellt, das ihn einfach „eine Stimme" nennt und damit alles eigenen, persönlichen Werthes entkleidet. Er hat sich auch an der Gestalt Dessen gemessen, Der mitten unter sein Volk getreten war und Den leider so Viele nicht kennen wollten. „Ich bin nicht werth, daß ich Ihm die Schuhriemen auflöse." „Er ist's, Der vor mir gewesen ist." „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Wie fallen sie alle ein, die demüthigen Gottesknechte von Alters her! Jakob: Ich bin zu geringe aller der Barmherzigkeit! David: Wer bin ich, Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß Du mich bis hieher gebracht hast! Der Hauptmann: Ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest. Petrus: Herr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch. Paulus: Nicht werth, daß ich ein Apostel heiße. Und die Aeltesten droben werfen ihre Kronen nieder vor Dem, Der auf dem Stuhle sitzt und sagen: Herr, Du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft! —

Mit ihnen wollen wir Christtag feiern und an der Krippe singen:

Die ihr arm seid und elende,
Kommt herbei, füllet frei
Eures Glaubens Hände.
Hier sind alle gute Gaben
Und das Gold, da ihr sollt
Euer Herz mit laben.

(Kirchenbuch 44, 10.)

Der Vorläufer.

Es ist eine ganz eigenartige Gestalt, die uns im dritten und vierten Advents-Evangelium begegnet, die des Vorläufers Christi, Johannis des Täufers. An der Schwelle des Neuen Testamentes steht er, aber auf dem Boden des Alten. Alles, was von Fingerzeigen auf Christum im Alten Testament zu finden ist, faßt sich in seiner Person, in seiner Predigt zusammen. Er ist Moses und die Propheten in Einem. Moses, — denn die Stimme des Gesetzes zur Buße und Erkenntniß der Sünden straft und warnt und droht durch ihn: Thut rechtschaffene Früchte der Buße! Es ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt! Und die Stimme der Prophetie vom Messias und Sünderheiland zeugt und lockt und tröstet durch ihn: Siehe, Er ist da! Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Er ist mitten unter euch getreten. Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt! Johannis Gestalt und Predigt hat in jenen Tagen gewaltiges Aufsehen erregt. Alles lief hinaus zu ihm, die Einen, „ihn zu sehen"; Andere „ihn zu hören"; noch Andere, sich von ihm taufen zu lassen. Auch der Hoherath muß von diesem Prediger in der Wüste Notiz nehmen, sich mit ihm auseinander setzen. Darum kommt eine Deputation von Jerusalem zu ihm und stellt ein förmliches Examen mit ihm an. Johannes aber hat seine Prüfung gar meisterlich bestanden. Er sagt ihnen zuerst genau, was er nicht ist, und dann, was er nach Gottes Wort sein soll, was sein Beruf und Aufgabe ist, wie es die Schrift ihm zugewiesen.

Zum Ersten, was er nicht ist. „Ich bin nicht Christus," — nicht der Prophet, — nicht Elias in dem Sinne, in welchem die Juden in diesen Gestalten die Vorläufer des Messias sich dachten.

Das Allergrößte und Höchste, was Menschen von Menschen denken und sagen können, das ist von Johannes, dem Täufer, gesagt und gedacht worden — „ob er nicht Christus wäre?" Als einst Paulus und Barnabas zu Lystra in Lycaonien durch ihr Wort und Wunder das Volk aufs Tiefste bewegt hatten, sprachen sie: „Die Götter sind uns Menschen gleich geworden und zu uns herniedergekommen und nannten Barnabam Jupiter und Paulum Merkurius; der Priester aber Jupiters brachte Ochsen und Kränze vor das Thor und wollte opfern sammt dem Volk." Aber das waren blinde Heiden und Götzendiener, die dort die Gesandten

Gottes über das menschliche Maaß erheben und zu Göttern machen wollten. Hier ist es das Volk Gottes selbst, das mit dem Lichte der Prophetie, mit dem hellen, klaren Zeugniß des alten Bundes an der Hand auf den Gedanken kam, daß Johannes möglicher Weise Christus wäre.

Aber alle Höhe und Größe, die ihm zugedacht war, weist Johannes ab. Ich bins nicht. Ich bin nicht werth, daß ich Ihm Seine Schuhriemen auflöse! So haben die Größten im Reich Gottes allezeit ihren Platz gekannt und nicht mehr von sich gehalten, denn sich gebühret zu halten. „Mein täglich Gebet," sagt Luther, „ist, daß ich nicht hoffärtig werde. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein, so bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Es sind wohl Viele, die um meinetwillen glauben; aber das sind die rechten Christen, die dabei bleiben, auch wo ich verleugnete. Mit denen halte ichs. Denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen. Ich predige auch nichts von ihm, sondern von Christo."

Und was ist denn Johannes gewesen? Mit Jesajas zu reden: „Die Stimme des Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn!" Das scheint wenig und ist doch gar viel gesagt in dem einen, kleinen Wort: Eine Stimme! So ist denn der ganze Mann, nicht blos die Worte, die er redet, sondern die ganze Person, sein ganzes Auftreten, sein Wandel, sein Leben, jeder Athemzug, jeder Pulsschlag — Stimme, die vom Herrn zeugt! Alles an ihm redet und alles redet von dem Herrn. Das sollen auch wir Christen sein: Stimmen in tausendfältigem Chor zum Lobe des Herrn; im Leben mit unserm Wort und Wandel; im Leiden mit unsrer Geduld, im Sterben noch mit unserm Glauben und unsrer Hoffnung, so daß es gelte: Er redet noch, wiewohl er gestorben ist.

O daß doch meine Stimme schallte
Bis dahin, wo die Sonne steht!
O daß mein Blut mit Jauchzen wallte,
So lang es noch im Laufe geht!
Ach wär ein jeder Puls ein Dank
Und jeder Odem ein Gesang!

(Kirchenbuch 459, 2.)

Die Stimme des Predigers in der Wüste.

Am dritten Advent klang aus dem Gefängniß heraus die Frage Johannis an Christum: Bist Du, der da kommen soll? Hier kommt, am vierten Advent, eine ganz ähnliche Frage von Jerusalem her an Johannes den Täufer: Wer bist du? Bist du Christus, der da kommen soll? Bist du der Prophet? oder Elias, der vor Christus hergehen soll? Und wie am dritten Advent die Antwort ein Hinweis auf Christi Werke *nach der Schrift* gewesen, so ist auch hier die Antwort auf die Frage, die von Jerusalem her an Johannem ergeht, eine Antwort aus der Schrift: *Die Stimme des Predigenden in der Wüste*: Richtet den Weg des Herrn.

Wer ist nun *der Prediger*, von dem dies Schriftwort im Jesajas handelt? Das ist Niemand anders, als Gott der Herr selbst. Er ruft. Er redet. Sein ist das Wort. Sein sind die Heils- und Friedensgedanken, die im Wort kund gethan werden. Sein ist das Reich, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste bringt. Sein ist die Offenbarung, die dieses Reiches Geschichte, Grundsätze und Regeln enthält. Er thuts und Er redets. Er redet, was Er gethan hat und redet, was Er noch thun will. Gott selbst ist der Prediger.

Und was bedeutet denn *die Stimme*? Das Wort bezeichnet zunächst etwas Unpersönliches. Die Stimme ist nur ein Organ oder Werkzeug der Person, nicht aber die Person selbst. Wenn also damit, wie hier an dieser Schriftstelle, eine menschliche Person bezeichnet werden soll, so müssen wir sagen, das ist eine ganz besonders *demüthige* und *bescheidene* Bezeichnung einer menschlichen Person. Die Stimme dient eben nur dem Predigenden. Sie hat keine eigenen Gedanken und Absichten. Sie schmiegt sich ihrem Herrn an zum anspruchslosen Dienst. Sie ist nur Mittel zur Aussprache der Gedanken, die wo anders herkommen. Sie hat keine selbstständige Stellung und Bedeutung.

Auf der andern Seite aber muß man doch auch sagen, dieser Ausdruck: „Stimme des Predigers" geht sehr tief und greift sehr weit. Stimme und Prediger gehören untheilbar zusammen. Ist die Stimme nicht da, so hört die Predigt auf. Ist die Stimme schwach, so leidet die Predigt darunter und der Prediger macht nicht den vollen, ganzen Eindruck, den Er machen wollte. Ist aber die Stimme, was sie sein soll, kräftig, so daß sie klar und treffend zum Ausdruck bringt, was der Prediger sagen will;

schmiegsam, so daß sie eingeht in die Gedanken der Predigt, ihren Ernst, ihre Schneide, ihre Lieblichkeit und Innigkeit, dann gibt sie der Predigt den stärksten Nachdruck. Ist nun Johannes eine Stimme des Predigenden, so steht er ganz und gar mit allen seinen Kräften und Gaben in Seinem Dienste. Er thut, wie Er will. Er ist einfach Sein Zeuge. Alles an Ihm ist Stimme, die Gottes Gedanken zum Ausdruck bringt.

Und diese Stimme des Predigers schallt in der Wüste. Das ist in Israel ein wohlbekanntes Wort und Bild gewesen. Israel kannte „die Wüste" aus seiner Geschichte: ein trauriger Ort mit schweren, schmerzlichen Erfahrungen, wasserlos, ohne Schatten, ohne Schutz und Obdach, heimathlos, eine Stätte der Wallfahrt und der Irrfahrt. Vierzig Jahre sind die Väter darin hin und her gezogen und hingestorben unter dem Zorn und Gericht Gottes. So giebts auch in Herzen und Gemeinden wüste, öde Plätze, die Quellen versiegt, die Pflanzen vertrocknet, das Leben erstorben. Dahinein schallt die Stimme des Predigenden. Da muß gestraft, gezeugt, Leben geweckt werden von oben her.

Das thut die Stimme des Predigers durch ihr einfaches Zeugniß: Richtet den Weg des Herrn! Alle menschlichen Höhen herunter ins Thal der Buße und Erniedrigung! Und aus den gebeugten Herzen heraus ein inständiges Verlangen nach Hilfe und Heil, so wie es in Christo erschienen ist, ein ehrlicher, ernstlicher Wille, gesund zu werden durch Den, Der da kommt im Namen des Herrn. Für solche kommt dann die köstliche Weihnachtsgabe: Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist.

Bereitet doch fein tüchtig
Den Weg dem großen Gast,
Macht Seine Steige richtig,
Laßt Alles, was Er haßt;
Macht alle Bahnen recht,
Die Thal laßt fein erhöhet,
Macht niedrig, was hoch stehet,
Was krumm ist, gleich und schlecht.

Das war Johannis Stimme,
Das war Johannis Lehr;
Gott strafet den mit Grimme,
Der Ihm nicht giebt Gehör.
O Herr Gott, mach auch mich
Zu Deines Kindes Krippen,
So sollen meine Lippen
Mit Ruhm erheben Dich.

(Kirchenbuch 20, 2. 4.)

Adventssegen und Adventsklage.

„Er ist mitten unter euch getreten" das ist der Adventssegen. Alle Adventsgedanken und Worte gipfeln in dem: Er ist da! Der Herr, der Heiland mitten unter uns! So todt und kalt es auch in der Welt und in der Christenheit um uns her aussehen mag, das bleibt doch wahr: Er, Der das Leben und das Licht der Welt ist, Er selbst steht in unsrer Mitte. Wo zwei oder drei versammelt sind in Seinem Namen, da ist Er mitten unter ihnen. Wo das theure Wort Seines Evangeliums klingt, oder wo eine suchende Seele über seine Zeilen liest, da grüßt der Herr Jesu: Ich bin da, Friede sei mit dir und Freude im heiligen Geiste. Wo im einsamen Kämmerlein sich ein Paar Kniee beugen und der Name des Herrn angerufen wird, da heißt es: Sei getrost. Ich bin mit dir; Ich stärke dich, Ich helfe dir auch durch die rechte Hand Meiner Gerechtigkeit. Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Wo ein reicher Segen einkehrt in Haus und Herz, in Volk und Land, da ruft er dem Ernsten, Nachdenklichen zu: Es ist der Herr! Er ist mitten unter uns getreten. Wo eine Trübsal einbricht und das Auge durch Thränenflor über diesen dunkeln, rauhen Pfad hinausschaut, da erkennt es in Sturm und Wogen den Herrn, Der mitten unter uns getreten. Und nun vollends in dieser fröhlichen, seligen Weihnachtszeit, wo so viel tausend Hände sich rüsten, Freude zu bereiten, wo die treue Mutterhand den Christbaum rüstet und heller Kerzen-Glanz auch in der armen Hütte flimmert, gilts erst in rechtem, vollem Maaße: — Christus der Herr, nach Dem wir alle Gnadenjahre dieser Weltzeit zählen, Er ist mitten unter uns getreten. Er zeigt Sein holdseliges Antlitz und läßt Seine Stimme hören.

Aber wie schmerzlich, daß Johannes an jenes segensreiche Adventswort: „Er ist mitten unter euch getreten" auch die Adventsklage hat anhängen müssen, die den ganzen Segen wieder in Frage stellt: — „Er — den ihr nicht kennet." Es scheint ja ein Widerspruch in sich selber zu sein, daß Der, welcher mitten unter Sein Volk getreten ist, um Den in jenen großen Tagen alles Fragen und Bewegen Seines Volkes sich drehte, unerkannt geblieben sein sollte. Er kam, — und kam in Sein Eigenthum und die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Ließ Er einen

Strahl Seiner himmlischen Herrlichkeit sehen, so rebellirten sie: „Was machest Du aus Dir selbst? Woher kommt Diesem solche Weisheit und Thaten? Ist Er nicht eines Zimmermanns Sohn?" — Blieb Er in seiner Demuth und Niedrigkeit, in Knechts- und Leidensgestalt, so ärgerten sie sich erst recht an Ihm: „Andern hat Er geholfen und kann Ihm selber nicht helfen." So ist Er mitten unter Seinem Volk im Großen unerkannt und unverstanden geblieben. Ist doch Seinen Eltern selbst Sein erstes Wort ein unverstandenes Räthsel gewesen (Luc. 2, 50) und Seinen Jüngern die allerdeutlichste Leidensverkündigung ein unbegreifliches Geheimniß!

Und wirds nicht auch bei uns an vielen Tausenden traurige Wahrheit sein: Er ist mitten unter Euch getreten, den ihr nicht kennet! Eben jetzt in der lieben Weihnachtszeit, da Jesu Namen alle Herzen mit Freuden füllen, Jesu Gabe und Gnade aus allen Christenhäusern strahlen sollte, wird das Urtheil Gottes über Viele sein: Ihr kennet Seinen Geburtstag, den lieben Christtag, Seine Geschichte u. s. w., aber Ihn, Ihn selbst kennet ihr nicht. Er ist in eurer Mitte ein großer Unbekannter! Euer Leben weiß nichts von Ihm, sondern sagt mit Petro in der Verleugnungsstunde: „Ich kenne den Menschen nicht." O daß diese Klage nicht auf uns lasten müßte bei all dem Adventssegen, der uns geschenkt ist! Jesum nicht kennen ist das Allerschrecklichste was man von einem Menschen sagen kann; es ist der Unfriede, die Trostlosigkeit, die Verzweiflung, der Tod! „Das ist aber das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist und Den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen."

Komm, o mein Heiland Jesu Christ!
Meins Herzens Thür Dir offen ist;
Ach zeuch mit Deiner Gnade ein,
Dein Freundlichkeit auch uns erschein:
Dein heilger Geist uns führ und leit
Den Weg zur ewgen Seligkeit.
Dem Namen Dein, o Herr,
Sei ewig Preis und Ehr.

(Kirchenbuch 17, 5.)

Am heiligen Christfest.

Die Fülle der Zeiten.

„Da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott Seinen Sohn, geboren vom Weibe.“ Diese Fülle der Zeiten deutet auch unser Weihnachts-Evangelium an. Auf dem Wege zum Stall und zur Krippe in Bethlehem führt es uns erst auf einen hohen Thurm und giebt uns einen weiten Ausblick über die ganze Weltlage zur Stunde, da Christus geboren ward. „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augusto ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schatzung — geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war.“ Diese kurzen, und doch so vielsagenden Worte malen uns in wenigen Strichen die ganze alte Welt zur Zeit der Geburt Christi. Zu Rom sitzt Kaiser Augustus in der Hofburg. Im Kaiserthum hat das Römische Weltreich nach Jahrhunderten stetigen Wachsthums seinen Gipfelpunkt erreicht. Und damit war die alte Daniel'sche Weissagung zu ihrem Abschluß gekommen, die in dem seltsamen Bild mit goldenem Haupt, silberner Brust, ehernen Lenden, eisernen Schenkeln und halb thönernen Füßen die vier großen Weltreiche gemalt hatte. Nun war die Stunde gekommen, da der Stein aus der Höhe „ohne Hände“ in Bewegung gesetzt ward, der Stein, der das Bild an die Füße schlagen und zermalmen sollte, der Stein, der selbst ein großer Berg werden sollte, der die ganze Welt füllete: das Königreich vom Himmel her, das alle diese Weltreiche zermalmen und verstören, aber selbst ewiglich bleiben sollte. Das erste jener Weltreiche, das babylonische, unter Nebukadnezar, hatte den ungehorsamen, halsstarrigen Juden Land und Stadt und Alles genommen und das schwere Gottesgericht über sie geführt. Das zweite, das medo-persische, unter Cyrus, hatte ihnen, freilich in kümmerlicher Gestalt, die Heimath, Jerusalem mit Tempel und Mauern wieder geschenkt, und dadurch desto mehr die Sehnsucht nach der gänzlichen Erfüllung der Messianischen Weissagungen geweckt und genährt. Das dritte Weltreich, das griechisch-macedonische, unter Alexander dem Großen, brachte nach Gottes Rath den mächtigen Einfluß griechischer Sprache und Bildung ins Morgenland hinüber und knüpfte damit ein geistiges Einheitsband zwischen dem Osten und Westen, ja es legte den

Grund für die Verkündigung des Evangeliums in der Allerweltssprache des Neutestamentlichen Griechisch; das vierte Weltreich endlich, das römische, unter Cäsar Augustus, schloß den ehernen Ring äußerer Einheit um die ganze alte Welt, die unter Römisches Recht sich beugen und von Römischem Gesetz sich regieren lassen mußte. Ein reger Verkehr in Handel, Wissenschaft und Kunst verband die Völker. Nach allen Seiten hin wurden die trefflichen Römerstraßen gebaut, auf denen die römischen Consuln, Soldaten und Kaufherren hinaus und herein zogen, die nun aber bald den Friedensboten dienen sollten, die hinaus gingen, mit dem Wort des Evangeliums die ganze Welt unter den Gehorsam des Glaubens zu bringen und das Himmelreich des Messias aufzurichten, dem aller Welt Ende gehören sollten.

In Syrien saß der römische Landpfleger Cyrenius. Israel war im Begriff von Rom verschlungen zu werden im letzten schwersten Gericht. Das Scepter war von Juda entwendet. Der Held, Schiloh, sollte nun kommen, von dem der sterbende Erzvater geweissagt. Fürwahr, Gott der Herr thut Alles fein zu Seiner Zeit. Und wenn wir zurückblicken über den langen Weg, den Er die Heiden- und Judenwelt geführt bis zur Geburtsstunde des Heilands in der seligen Christnacht, so müssen wir anbeten und mit dem Apostel rufen: O welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind Seine Gerichte und unerforschlich Seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist Sein Rathgeber gewesen? Denn von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.

Gott sei Dank durch alle Welt,
Der Sein Wort beständig hält
Und der Sünder Trost und Rath
Zu uns hergesendet hat.

Was der alten Väter Schaar
Höchster Wunsch und Sehnen war,
Und was sie geprophezeit,
Ist erfüllt nach Herrlichkeit.

(Kirchenbuch 24, 1. 2.)

Das erste Christfest.

Das erste Christfest ist uns im alten, lieben Weihnachtsevangelium beschrieben. Dabei ists freilich so ganz anders zugegangen, als heute Christtag gefeiert wird. Aber alle unsere Christfeste haben von seinem Glanz ihr Licht, ihren Werth und Segen genommen. Nur wenn wir den ersten Christtag recht verstehen, den Gott der Herr unsrer armen Erde aufgehen ließ, können wir unsere Christfeste mit rechtem Verstand und Nutzen feiern.

Seht einmal, wie Gott der Herr dies erste Christfest zubereitet hat! Wenn man bei uns in Haus und Familie zum lieben Christtag sich rüstet, da weht Tage und Wochen zuvor eine seltsam geheimnißvolle und erwartungsvolle Luft durchs ganze Haus. Da ist ein stilles Achten auf allerlei Herzenswünsche; ein heimlich Verbergen bis zum Augenblick der Bescheerung; da gibts Arbeit hinter verschlossenen Thüren und Gänge, von denen die Nächsten nichts wissen und späte Nachtstunden der Zurüstung, wenn die Kinder längst im tiefen Schlafe liegen. Das Alles muthet uns an wie ein schwacher Abglanz der langen Festbereitung, die dem ersten Christtag auf Erden voranging. Bis an die Paradieses-Thür geht diese Rüstung zurück. Eine lange Reihe von bekannten, trauten Gestalten tauchen vor unsern Augen auf, zu denen und durch die Gott von Seiner Weihnachtsbereitung geredet hat: von Adam und Eva, von Abraham und David, von Jesaja und Micha bis herunter zu Maleachi und zuletzt an der Schwelle des Neuen Testaments, Zacharias und der Engelbote, Maria, Elisabeth mit ihren Gängen und Grüßen und Lobgesängen. Und nicht bloß in Israel, auf dem Boden der heiligen Geschichte, auch draußen in der Heidenwelt hat Gott der Herr Seine Zubereitung gemacht für die Krippe in Bethlehem. Reich um Reich, wie es auftaucht und wieder zusammenbricht, Nebucadnezar und Cyrus, Alexander und Cäsar Augustus, alle müssen an ihrem Ort zur Weihnachts-Bescheerung mitrüsten helfen.

Und wer war denn zuerst zur ersten Christ-Bescheerung geladen? Wo ein Fest soll gefeiert werden, da muß eine Gemeinde da sein, die den Festgedanken ergreift und mit warmem Herzen sich desselben freut. Hier will Gott das Größte thun an Seinem Volke und durch Sein Volk an der Welt. Hat Er nun die Obersten Seines Volkes, die Herren der alten Welt versammeln lassen, ihnen die Weihnachtsgeschichte kund zu thun? Nein

— „es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Heerde" — nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern, was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet. Sie waren die Armen, denen das Weihnachts-Evangelium zuerst sollte und konnte gepredigt werden; die geistlich Armen, denen das Himmelreich zugesagt ist. Sie waren's, die der Väter Sehnsucht tief im Herzen trugen. In stiller Nacht, wenn sie Davids Psalmen sangen, haben sie ausgeschaut und aufgeschaut zum Himmel: „Hüter, ist die Nacht schier hin?"

Hirten, die erste Festgemeinde! Das mögen die Pastores von heutzutage sich merken! Zu ihnen will der Engel mit dem Weihnachts-Evangelium zuerst treten in stiller, nächtlicher Stunde, wenn sie über ihrer Christtags-Predigt studiren. Sie sollens sich zuerst sagen und das Herz füllen lassen mit der großen Weihnachtsfreude.

Und wer hat denn die erste Weihnachts-Predigt gehalten? Gepredigt muß sie werden, die selige Gottesthat, die dort in stiller Nacht im finstern Stall geschehen. Auf Erden gabs noch Keinen, der dazu getaugt hätte. Der Himmel sendet Seinen Boten. Der Engel des Herrn tritt zu den Hirten. Er hält die erste Weihnachtspredigt auf Erden. Mögen die hochweisen, vernunftsatten Geister die Nase rümpfen über solchen Festboten und ihn in die Kinderstube weisen, wir können uns keine Weihnachtsgeschichte, keine Weihnachtspredigt, kein Weihnachtslied denken ohne den Engel, den himmlischen Boten. Wer anders wollte dort gepredigt, wer anders dort gesungen haben, wie die lieben Engel es gethan? Keine Nebelgestalten sinds, aus menschlicher, fleischlicher Phantasie geboren, sondern wahrhaftige Himmelsgestalten, vom nüchternen ernsten Gotteswort, eingeflochten in die bedeutsamsten Abschnitte der Menschheitsgeschichte.

Sie jauchzen mit am großen Schöpfungsmorgen und preisen Gottes Macht und Güte im Werke der Schöpfung. Sie stehen in der Gerichtsstunde mit flammendem Schwert an des Paradieses Pforten. Sie gelüstet hinein zu schauen in das wundergroße, gottselige Geheimniß unseres Heils. Sie freuen sich über Einen Sünder, der Buße thut. Sie dürfen Botendienste in Bethlehem, in Gethsemane, in Josephs Garten, auf des Oelbergs Höhe ausrichten. Sie sollten gleichgültig sein, wenn der Bund zwischen Himmel und Erde, den die Sünde einst zerrissen, durch Gottes Gnade wieder geknüpft wird?

Euch ist heute der Heiland geboren.

Seliges Heute! Göttliche Erfüllungsstunde, Jahrtausende lang ersehnt und erwartet seit dem Verheißungswort im Paradies. Vorgebildet und abgeschattet in Israels wunderbarer Geschichte, in seinen Ordnungen und Gottesdiensten; klärlich vorausgesagt im Wort der Propheten. Wie lange hats geheißen: Einst, in weiter Ferne, in tausend, in hunderten von Jahren! Nun ists Geschichte geworden. Die Zeit ist erfüllet. Heute ist der Heiland geboren!

Der Heiland geboren! Das ist der Grundpfeiler unseres Glaubens. Damit steht und fällt Alles. Hier ist beschlossen das wunderselige Geheimniß unseres Christenglaubens, vor dem man sich demüthig beugen und mit Jesajas anbeten muß: „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, unser Heiland." Ein Heiland sollte ja kommen, ein Held, Erlöser und Befreier. Einer, der heilen sollte unheilbare Wunden, Heil bringen auf die heillose Erde, den Zorn des Heiligen versöhnen und ein Geschlecht Ihm zum Eigenthum erlösen, gewinnen und heiligen. Dazu der Heiland. Er war verheißen vom wahrhaftigen, lebendigen Gott; erwartet von der siechen, darbenden Menschheit. Er mußte kommen, wenn nicht Alles in Trümmer und Stücke gehen sollte. Aber woher? So weit auch das Auge umhersuchte auf Erden, da war Keiner, der ein Heiland hätte werden können. Alle von Natur unter dem Fluch! Alle von Natur Kinder des Zorns, der Heilung, des Heilands bedürftig. Woher ein Heiland? „Vom Himmel hoch" da kommt Er her, aus dem Schooße des Vaters herab. Nicht „ein Schößling aus dem innersten Mark der göttlich begabten Menschheit heraus," wie der moderne Unglaube in seiner Selbstvergötterung fabelt, denn eben „das innerste Mark" der Menschheit ist verderbt: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt, von der Fußsohle bis zum Scheitel nichts Gesundes daran." Nicht das Fleisch ward Wort, — denn was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch und bleibt Fleisch und verdirbt als Fleisch; — sondern „das Wort ward Fleisch." Nicht: der Mensch war in Christo und versöhnte sich selbst mit Gott, sondern „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Ihm selber." Ein zweiter Adam muß aufstehen, dessen Nachkommen nicht Kin-

der des Todes sind, sondern des Lebens, neu geschaffen muß die Menschheit werden von oben her. Ein Heiland war nöthig von oben her.

Und doch heißts: „Der Heiland geboren!" Also doch auch von unten her! Geboren! Ach was hängt nicht Alles an dem Einen Worte! Alle die Niedrigkeit, all das Elend, die Hilflosigkeit, Schwäche, Armuth, Nacktheit des neugebornen Kindleins, das mit Weinen hereintritt in diese arme Welt! Geboren, — also zum Wachsen, Größerwerden, Sichentwickeln, Lernen, Leiden, Sterben! Geboren, also uns gleich, unser Fleisch und Blut, ein natürliches Glied in der Kette, deren Glieder wir alle sind; ein neues Reis, aber eingepropft auf den alten, dürren, unfruchtbaren Baum, damit er wieder grüne und Früchte bringe!

Ein Heiland geboren! Einst ward der Mensch nach Gottes Bild geschaffen, heilig, unschuldig, rein, glücklich und selig. Jetzt wird Gott nach des Menschen Bild geboren, — nach des gefallenen Menschen Bild, in der Gestalt (Aehnlichkeit) des sündlichen Fleisches (Röm. 8, 3), elend und arm, allenthalben versucht gleichwie wir, doch ohne Sünde, ein Gefährte unsrer Sündenschuld, für uns zur Sünde gemacht, Mitgenosse unsrer Leiden und Schmerzen bis zum Tode, auf daß Er durch den Tod die Macht nähme dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel.

So theilt die heilige Gottesliebe sich selbst uns mit, tauscht mit uns, entäußert sich selbst, wird unserer Natur theilhaftig, damit wir an Seiner göttlichen Natur Antheil bekämen, wird Menschensohn, damit wir Gottes Kinder würden; arm, damit wir reich würden; zur Sünde gemacht, damit wir in Ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt.

Den aller Weltkreis nie beschloß,
Der liegt in Marien Schooß,
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein.
Kyrieleis.

Das ist das Wunder, das selige Räthsel der heiligen Weihnacht, zu dessen Lösung nur Ein Schlüssel da ist und der heißt: „Also hat Gott die Welt geliebt!"

Ein neues Blatt.

Die Geschichte des seligen Christtags, wie alle Festgeschichten des Evangeliums, ist in wenigen Worten gesagt: Der Heiland ist geboren. Aber diese große, wundersame Geschichte hat ein neues Blatt aufgeschlagen droben im Himmel, unten in der Weltgeschichte und drinnen im Menschenherzen.

Ein neues Blatt droben im Himmel. Zuvor hieß es: „Gott schauet vom Himmel auf der Menschen Kinder, daß Er sehe ob Jemand klug sei und nach Gott frage; aber sie sind Alle abgewichen, — da ist Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer." Durch die ganze vorchristliche Welt in der Offenbarung des Alten Testaments und im Gewissenszeugniß der Heiden klingt die erschütternde Predigt vom heiligen Zorne Gottes, der vom Himmel geoffenbaret wird über alles gottlose Wesen. Die Engel des Friedens weinen draußen auf den Gassen.

Nun aber schallt ein neuer Ton vom Himmel her: „An den Menschen ein Wohlgefallen." Solchen Ton hatte die Erde nimmer gehört seit beim Schöpfungswerk Gott Sein Wohlgefallen gehabt an Allem was Er gemacht, denn siehe da, es war sehr gut! Nun, in der seligen Christnacht schaut Gottes Auge nieder auf die Erde und nun gilts nimmer: „Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer." Nein, hier ist Einer, wenn auch die andern alle abgewichen wären, Einer, Der nun mitzählt als wahrhaftiges Menschenkind unter den vom Weibe Gebornen, auf Dem Gottes heiliges Auge mit Wohlgefallen ruht, an Dem kein Makel, keine Schuld haftet, um Des willen das Wohlgefallen des Vaters der Menschheit sich zuwendet. Denn das Kind dort in der Krippe ist ein Mensch wie wir; ja der Anfänger einer neuen Menschheit, der zweite Adam.

Ein neues Blatt ist durch Christi Geburt auch aufgeschlagen unten in der Weltgeschichte. Er ist geboren in der Mitte der Zeiten, die an Seiner Krippe sich scheiden. Vorwärts und rückwärts beherrscht Er die Weltgeschichte; „vor Christo" oder „nach Christo" zählt man ihre Jahre. Nach Ihm seufzt und sehnt sich die untergehende alte Welt in ihren letzten Zügen. Ihn bezeugt und verherrlicht die neu aufgehende Welt, die von Seiner Geburt sich datirt. Das römische Weltreich hatte mit Augustus, dem ersten Kaiser, seinen Gipfelpunkt erreicht. Es war das eiserne

Band der Einheit für die bunte, alte Völkerwelt geworden. Aber so fest und gewaltig dieses Weltreich nach außen dastand, so hohl und trostlos sah es im Innern, in den Herzen aus. Auch die Suchenden kamen meist nicht weiter, als zu der achselzuckenden Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Aber ob die Frage nach der Wahrheit, oder ob sie nach der Gerechtigkeit, der Liebe, der Freiheit, der Seligkeit gestellt wurde, überall schloß die alte Weltgeschichte mit einem verzweifelten Defizit! Nun heißts: Christus ist geboren. Er tritt in die Lücke und füllt sie aus. Aber Er ist von oben her, Gottes Wundergabe, nicht das Weltprodukt der alten Zeit. Fürwahr, ein neues Blatt in der Weltgeschichte, wie diese Christengestalten, die Jünger Jesu, auftreten in den Schulen der Juden, im Areopag der Athener (Ap.-Gesch. 17, 22) und an der kaiserlichen Hofburg zu Rom (Phil. 4, 22), und mit ihrem Wort und Wandel der Liebe und ihrem freudigen Märtyrertod die alte Welt aus den Angeln heben und ihrem Heiland zu Füßen legen. Der Glaube an das Kind in der Krippe zu Bethlehem ist der Sieg, der die Welt überwunden.

Ein neues Blatt soll mit dem lieben Christtag aber auch aufgeschlagen werden drinnen im Menschenherzen. All dies Große oben im Himmel und unten auf Erden, was hülfe dich's, wenn du in deinem Herzen nichts davon hättest? Dort drinnen muß der Heiland sein, Der ein Neues in Dir anfangen, fortführen und vollenden kann. Diese Weihnachtsgabe ruht nicht, bis sie deines Herzens Eigenthum ist. Die andern vergänglichen Dinge alle magst du an deinen Leib hängen, oder rasch verzehren im täglichen Brauch, hier ist die Hauptsache, daß in dir ein Neues sich anhebe. Du brauchst ja, daß das Blatt sich also wende. Deine Sündenschuld und Last muß weg. Hier ist, Der sie heben kann und will und den Frieden bringen, der da ist in Vergebung der Sünden. Ein neues Leben muß her, ein Leben der selbstlosen, hingebenden Liebe, wie sie in Christo ist und aus Christo kommt, ins Menschenherz hinein. Sei's denn, daß es ein kleiner Anfang sei. Das Kind in der Krippe hat erst kaum ein Eckchen gehabt in dieser weiten Welt. Aber aus Seiner engen Ecke ist es herausgewachsen und wächst fort, bis Ihm alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße liegen.

Am Sonntag nach Weihnachten.

Ein Heiland für Jung und Alt.

Da stehen wir mit diesem Sonntag schon wieder am Ende eines bürgerlichen Jahres. Die Zeit flieht; Jahr um Jahr, wie Well auf Welle, drängen sie den flüchtigen Strom hinab. Aber an dieser Scheidegränze der Jahre steht unser ewig junges Evangelium, die Wachsthumskraft für die Jungen und die Verjüngungskraft für die Alten. Es mag ein Mensch in seinem Leben stehen, wo er will, die Krippe zu Bethlehem wirft ihren leuchtenden Schein auf seinen Weg und verklärt ihn mit himmlischer Klarheit.

Das Christkind in der Krippe ist das Heil und Leben unsrer Kindheit. Denn das Kindlein dort ist geboren arm und klein wie unsere ärmsten Kinder. Und das Kindlein „wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit und Gottes Gnade war bei ihm." Das ist die ganze Kindheitsgeschichte des Kinderheilands, die sich in dem zweiten Kapitel Lucä am Anfang und am Schluß seiner Kindheitsentwickelung findet (V. 40 und V. 52). Das muß dem Wachsthum und der Entwickelung unserer Kinder zu gute kommen. Sie wachsen, ja, aber wohin? Wie oft heißts: „Die kleinsten die liebsten." Also bei ihrem Wachsthum gehts mit dem Liebsein abwärts, das scheint die Erfahrung dieses Sprüchworts zu bezeugen. Freilich ist und bleibt das Wachsthum an sich, die leibliche und geistige Entwickelung des zarten Kindes eine Freude für das ganze Haus. Das erste Lächeln, die erste bedeutungsvolle Bewegung der kleinen Händchen, der erste Zahn, das erste Wort, — welches Interesse für Alle, die an dem Kinde Antheil nehmen! Aber wie bald sind die Tage vorbei, da die Freude am Wachsthum eine ganz ungetrübte sein konnte. — Es wachsen Dinge aus dem Kind heraus, oder das Kind wächst in Dinge hinein, über die man sich nicht freuen kann. Die Sünde offenbart sich als eine Macht, mit der man rechnen muß bei diesem Kindheits-Wachsthum. Und wie gewaltig stört sie unsere Freude! Anstatt stark zu werden im Geist werden sie stark am Fleisch und allen seinen ungeistlichen Regungen. Anstatt daß man von ihnen sagen kann: „voller Weisheit" muß man oft genug klagen: „voller Thorheit"; denn „Thorheit stecket dem Knaben im Herzen." Anstatt daß man sich freuen dürfte über

Gottes Gnade und Huld, die mit ihnen wäre, muß man klagen: sie betrüben den heiligen Geist mit ihrem Ungehorsam und ihren Unarten. Gott sei Dank, daß die heilige Kindheit Jesu auch für unsere Kindheitssünden in die Lücke tritt, eine Sühne für ihre Schuld und ein Vorbild einer heiligen, seligen Kindheit, wie sie vor Gott sein sollte.

Jesus, das neugeborne Kindlein, ist aber auch der Heiland für das reife Mannesalter, das auf der Höhe des Lebens steht, mitten drin in seinem Arbeiten und Kämpfen. In diesem Alter waren die, zu denen Simeon hier von dem Kindlein redete, Maria und Joseph. In ihren Jahren steht man im Ernst des Lebens. Jugendspiel und Jugendlust ist dahin. Des Lebens Mühsal und Noth wird da oft bitter verschmeckt. So auch im geistlichen Leben. So lieb eine Seele den Herrn haben mag, so nahe sie Ihm stehen, so fest sie sich an Ihn klammern mag, es kommen in den Jahren des reifen, christlichen Mannesalters die ernsten Stunden, da man mit Schmerzen ausfinden muß, daß es einen Kampf gilt um den Besitz und das Verständniß des theuern Christkinds. Da werden Vieler Gedanken offenbar. Da geht das scharfe Schwert durch manche Seele. Denn Er ist ein Zeichen, dem widersprochen wird und wird es bleiben bis an der Welt Ende.

Und endlich das müde, abgelebte Greisenalter, was hat das erst an dem süßen Jesuskind! Simeon und Hanna bezeugen es uns. Für sie giebt es nur noch Einen Wunsch. Das Leben liegt hinter ihnen. Der Abschied steht vor ihnen. Daß er eine Friedensheimfahrt werde, das ist der letzte Wunsch. Und der ist erfüllt im Anschaun des Christkinds. Mit Ihm im Glaubensarme, — denn das leibliche Sehen und Halten hat ja den Frieden nicht gebracht — mit Ihm verbunden, das ist ein friedlich Eingehen zur Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes.

Jesus, meiner Jugend Leiter
Und Regierer meiner Sinn,
Wird auch sein ein Trostbereiter,
Wenn ich alt und kraftlos bin;
Wenn sich krümmen meine Glieder
Und die Lebenssonn geht nieder,
Wenn verdunkelt mein Gesicht,
Laß ich meinen Jesum nicht.

(Kirchenbuch 313, 6.)

Simeons Lobgesang.

Am letzten Sonntag des alten Jahres begegnet uns die ehrwürdige Greisen-Gestalt Simeons. Er steht da, gerüstet und fertig zur seligen Heimfahrt. Es ist ein Scheidewort, ein Abschlußwort für ein seliges Leben, und ein Zeugenwort einer seligen Heimfahrt, mit dem sein Lobgesang anhebt: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren." Es ist die Erhörung einer Bitte, die er seinem Gotte oft vor den Thron gebracht hatte: Laß mich den Tod nicht schmecken, ehe denn ich zuvor den Christ des Herrn gesehen. Das ist ihm gewährt, so mag denn nun auch die letzte Stunde schlagen: „Nun" ist sie keine unerwünschte, keine unerwartete mehr. Die Zeit ist da!

Im Frieden fahren will der alte Simeon. Das ist ein großes Wort, ein Sieges- und Triumphwort über den Tod und alle seine Genossen, die uns das Leben verbittern. Wer spricht das große Wort ihm nach? Man hat ja wohl manchmal eine Stunde der Verstimmung, von Weltschmerz und Ueberdruß, daß man auch gerne „fort sein" möchte aus diesem Elend. Besonders die Alten und Grauen wissen von solchen Stunden zu sagen. Wann die Tage kommen, von denen es heißt: „sie gefallen mir nicht," wenn des Leibes Kräfte gebrochen sind und seine Sinnen abgestumpft, da meint mancher, es wäre nun für ihn auch an der Zeit, im Frieden hinzufahren. Aber dazu gehört weit mehr, als daß einem die Welt entleidet ist.

Es ist nun einmal so. Das selige Wort: „Im Frieden" das kann die Natur nicht sprechen im Angesicht des Todes. Wo immer der Tod sein schrecklich Antlitz zeigt, da ists mit dem Frieden dahin und die Unruhe hebt an. Das offenbart ja selbst die unvernünftige Creatur, wie viel mehr der Mensch, dessen Sterben immerdar „der Sünden Sold" ist! Das ists, was unser Hinfahren wahrhaft schwer macht, der Zusammenhang mit der Sünde! Sie macht ein zaghaft Herz. Ohne sie wäre das Sterben nicht halb so schwer. Das Abschiednehmen von Dem, was uns lieb und theuer auf Erden gewesen sein mag, ist wohl schmerzlich, kann aber doch überwunden werden. Aber wie wollen wir mit der Sünde fertig werden und mit dem, was hinter ihr steht und was der Tod uns so nahe bringt, — dem Gericht? Wo soll da der Friede herkommen, wenn des Sterbenden Gewis-

sen bezeugt: Du bist Gottes Diener nicht gewesen, hast dich in Seinem Dienst nicht treu und fleißig erzeigt, — wo willst du nun hin?

Auch Simeon hat das große, selige Wort „im Frieden" nicht aus eigener Kraft gehabt. Er ist ja auch ein Sünder gewesen, wie wir. Und es ist keine Sünde so klein, daß sie nicht den Frieden der Hinfahrt trüben, ja ganz und gar vertreiben könnte, so lange sie eben nicht weggenommen ist durch Den, der allein Sünden tilgen und aus dem Schuldbuch auslöschen kann.

Das ist aber eben Der, Den Simeon dort gläubig, dankbar und selig so fest im Arme hält und an sein Herz schließt: Jesus Christus, unser Heiland, Gottes und Marien Sohn.

Es ist seines Gottes Heiland, den Simeon dort im Arme hält. Mit großer Freudigkeit und Zuversicht sagt er: „Deinen Heiland." — Nicht ein selbst erdachter und erträumter Heiland, nach Menschengedanken zugeschnitten, sondern der von Gott geoffenbarte und geschenkte, von Gott uns zum Heiland, das ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung, zur Erlösung gemachte Jesus.

Das ist der Heiland aller Welt — ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis Deines Volkes Israel! bereitet vor allen Völkern und für alle Völker! Auch uns!

Denke nicht, daß Simeon etwas vor dir voraus hatte dadurch, daß er das Jesuskind leibhaftig im Arme trug. Nicht einmal Maria, die Ihn unter dem Herzen trug, hat darum etwas vor uns voraus. Die Augen, mit denen Simeon den Heiland gesehen, waren eben auch Glaubens-Augen, wie die unsrigen sein müssen, wenn wir den Heiland schauen und durch solchen Anblick beseligt und befriedet heimkehren wollen.

Ja, ja, ich hab im Glauben,
Mein Jesu, Dich geschaut,
Kein Feind kann Dich mir rauben,
Wie heftig er auch dräut.
Ich wohn in Deinem Herzen
Und in dem meinen Du,
Uns scheiden keine Schmerzen,
Kein Angst, kein Tod dazu.

(Kirchenbuch 64, 5.)

Fest der Beschneidung und Neujahr.

Zum neuen Jahr.

„Nichts Neues unter der Sonne" haben schon die Alten gesagt. Und das ist wahr. Wenn wir die Menschen, groß und klein, ansehen, wie sie von Natur sind, und die Welt, in der sie leben und weben — da ist nichts Neues. Es ist immer das alte Lied. Denn es ist immer der alte Adam, die alte Sünde, der alte Jammer, das alte Elend, der alte Tod seit fünf, sechs Jahrtausenden.

Aber das ist uns ein schöner Neujahrsgruß, sagt ihr. Sonst wünscht man sich zum Neuen Jahr Glück und Segen. Sonst machen die Menschen, wenn sie auch sonst ein Bischen mürrisch und verdrießlich sein mögen, wenigstens zum Neuen Jahr fröhliche und freundliche Gesichter. Warum hängst du denn solch ein trübseliges Gesicht heraus „zum Neuen Jahr"? — Das thu ich gar nicht. Ich möchte mich mit meinen lieben Lesern recht von Herzen freuen „zum Neuen Jahr". Aber dann muß ich auch einen rechten, guten Grund zur Freude haben. Und Gottlob, — den hab ich.

Es gibt etwas Neues unter der Sonne. Und das ist der liebe Herr Jesus, den Gott der Vater Sündern zum Trost und Heil in diese Welt herein gesandt hat. Mit ihm ist statt der alten Sünde eine neue Gerechtigkeit, statt des alten Leides eine neue Freude, statt der alten Entzweiung ein neuer Friede, statt des alten Todes ein neues Leben gekommen. Das war fürwahr ein neues Lied, das die Engel bei Bethlehem gesungen haben: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Das war eine neue Botschaft, die der Engel dort gepredigt: „Euch ist heute der Heiland geboren!" — Der Immanuel ist da. „Des freuen sich der Engel Schaar und singen uns solch neues Jahr." Da ist die rechte neue Zeit, das neue Jahr für die alte Welt angebrochen. Und was der Herr Jesus der Menschheit gebracht, das schenkt sein heiliger Geist in die Herzen hinein, daß es von ihnen heißt: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles Neu worden!"

Wo man nun diesen Jesus nicht hat im Herzen und im Hause, da gibts nichts Neues: da ist auch kein Neues Jahr! Die Zah-

len mögen sich ändern, die äußern Umstände mögen sich ändern; aus kleinen Leuten werden große, aus armen reiche, oder was heutzutage viel häufiger und geschwinder passirt, aus reichen Leuten werden arme, aus gesunden werden kranke, aus kranken gesunde, aus lebenden todte u. s. w. — aber dabei bleibt Alles beim Alten, wo Jesus fehlt. Und das ist traurig. Da ist kein „glückseliges neues Jahr."

Wo aber der Herr Jesus ist, wo die Herzen Ihn kennen im Glauben und in der Liebe, da ist das rechte Neue Jahr. Da singt man dem Herrn ein neues Lied von Seiner Gnade und Wahrheit. Da rühmt man auch unter Trübsalen: Seine Barmherzigkeit ist alle Morgen neu. Da sorgt man, daß in Kraft der heiligen Taufe und des lebendigen Glaubens täglich „herauskomme und auferstehe ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe." Da ist man getrost, auch wo das liebste Auge im Tode sich schließt, ja wo die Welt in Trümmer bricht, denn Der auf dem Stuhle sitzt, spricht: Ich mache Alles neu! — einen neuen verklärten Leib uns und unsern Lieben, — ja einen neuen Himmel und eine neue Erde!

Diesen Jesus, Der Alles neu macht, uns allen

Zum neuen Jahre!

Was mag doch lieblicher,
Als Jesus, Jesus klingen?
Wenn dieser Name klingt,
Möcht ich vor Freuden springen:
Wie kann ich traurig sein,
Weil Jesus heißt so viel
Als Heiland, als ein Held,
Der selig machen will?

Du bist mein Paradies,
Du bist des Himmels Wonne,
Du bist der Engel Freud,
Der Menschen Zier und Sonne,
Du bist die Zuflucht des,
Den alle Welt verläßt,
Wer Hilfe darf, findt sie
Bei Dir, das glaub ich fest.

(Kirchenbuch 297, 4. 5.)

Woher? Wohin?

„Wo kommst du her und wo willst du hin?" so fragte der Engel dort in der Wüste die einsame Pilgerin Hagar. Wo kommst du her? — Wo willst du hin? so mag und soll ein Christenmensch sich fragen am Schluß des alten und beim Beginn des neuen Jahres.

Wir kommen her vom Christbaum. Acht Tage sind um, seit des Christkinds Geburt gefeiert worden ist. Da sind wir mit den Unsrigen unterm Christbaum gestanden, da haben wir das alte, traute Weihnachts-Evangelium gehört, unsre Weihnachtslieder gesungen, unsre Christgeschenke empfangen. Manche köstliche Gabe ist uns aus des reichen Gottes Hand zugeflossen im Lauf des abgeschiedenen Jahres, mancher Segen für Seele und Leib, in Haus und Gemeinde. Aber im Kerzenglanz des Weihnachtsbaums, in dem Reichthum der Weihnachtsbescheerung gipfelt Alles, was von guten, vollkommenen Gaben uns zugeflossen ist. Größeres hat uns der barmherzige Gott nie und nirgends bescheert mit allen Seinen Gaben im vergangenen Jahre, als was Er uns zum Schluß mit der Weihnachtsfreude gegeben. Da ist fürwahr das Letzte das Beste. Und so ist es dem Christen mit jedem scheidenden Jahr. Weihnachtsglanz ist die Abendröthe, mit der seine Sonne untergeht. Was kann schöner sein? Für alle Noth des scheidenden Jahrs, für alle Fragen und Klagen, die es noch ungelöst gelassen, ist Trost und Antwort in der Krippe zu Bethlehem. Da kommen wir her! Wohl mag uns das scheidende Jahr auch manche Sinai-Stunde des strafenden Gesetzes und manche Wüsten-Stunde des darbenden, schmachtenden Gewissens gebracht haben, aber zum Schluß hats uns das Evangelium aller Evangelien gebracht: „Euch ist heute der Heiland geboren!" Da kommen wir her.

Und wo wollen wir hin? Ja, wer es wüßte? Dunkel und räthselhaft thut das Neue Jahr seine Pforten vor uns auf. Was mag es bringen? Gilt uns der alte Vers:

Ich lebe und weiß nicht, wie lang;
Ich sterbe und weiß nicht, wann;
Ich fahre und weiß nicht, wohin;
Kein Wunder, daß ich traurig bin.

Und doch sollst du wissen, wohin? Aufs Ungewisse sollst du doch nicht auf die hohe See hinausfahren. Steuer und Kompaß muß dein Schifflein haben und ein Ziel, nach dem es strebt. Wohin? Wohin?

Hier ist eine Antwort auf diese Frage. Petrus hat einst fest und entschieden gesagt: „Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens!" Ja, hier ist das Ziel und hier ist der Weg. Der theure Jesus-Name leuchtet als helle Sonne über allen verschlungenen Pfaden des Neuen Jahres. Hier ist Der, Der für uns Sünder alle Gerechtigkeit erfüllt und in der Beschneidung die ersten Blutstropfen für uns vergossen hat, damit wir in Ihm hätten die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Hier ist Der, in Dem allein die Kraft eines neuen Lebens für uns ist. Denn Er ist uns von Gott gemacht zur Heiligung. Hier ist Der, in Dem der Gnadenbund Gottes fest steht, ob auch Berge weichen und Hügel hinfallen sollten. Hier ist Der, Der uns trösten kann in allem unsrem Leiden und Der im Tode selbst unser Leben ist. Wohin denn, als zu dem theuern Jesus und mit Ihm durch Freud und Leid, durch leichte und schwere Tage. Dann können wir getrost über die Schwelle des Neuen Jahres gehen und dem alten Spruch die rechte christliche Weihe geben:

Ich lebe und weiß nicht, wie lang;
Ich sterbe und weiß nicht, wann;
Ich fahre und weiß wohl, wohin;
Gottlob, daß ich selig in Jesu bin.

Gelobt sei Jesus Christus.

„Bei jedem Anbeginn sprech ich mit Herz und Sinn: Gelobt sei Jesus Christus!" Das soll insonderheit zum Anbeginn des neuen Jahres gelten, wo der Name, der über alle Namen ist, und in dem allein das Heil ist, zum ersten Mal öffentlich und feierlich über dem Jesuskind genannt wird. Es ist das allerkleinste Evangelium des Kirchenjahrs, das uns diesen Namen bringt und doch das allergrößeste, wenn wir die Schätze betrachten, die dieser Name birgt und die Lectionen beherzigen, die es uns auf den Lebensweg mitgiebt beim Abschluß eines alten und beim Antritt eines neuen Jahres.

Unser Leben vergeht! Das ist die erste Lection an der Schwelle des neuen Jahres. „Da acht Tage um waren," sagt unser Evangelium. Es lenkt unsern Blick noch einmal zurück zur Krippe, da das neugeborne Jesuskind drin lag. Aber schon sind wieder acht Tage dazwischen. Auch für das neugeborne Jesuskind fliegt nun das Weltrad um mit seinem raschen, unaufhaltsamen Schwung, wie für alle andren Menschenkinder. Obwohl der Name dieses neugebornen Kindleins „Ewig-Vater" ist, so ist es doch nun ganz und gar auch unser Zeit-Genosse worden und eingegangen in den Wechsel der Tage und Wochen und Jahre, des Gestern, Heute und Morgen. Die acht Tage sind um, und die zwölf Jahre gehen hin, bis der Jesusknabe in den Tempel kommt und die dreißig Jahre, bis Er vors Volk tritt zur Mannesarbeit des Messias; und die drei Jahre dieses Wirkens bis zum Tod und der Auferstehung und die vierzig Tage bis zur Himmelfahrt. So eilt in jedem Menschenleben vom ersten Tage an Alles unaufhaltsam dem Ziele, der Vollendung zu. Aus Kindern werden Männer. Die Tage kommen, da es Ernst wird im Leben, da die Stunden der Prüfung, des Kampfes, der Schmerzen und der Bewährung an uns herantreten. Unser Leben vergeht. Wie ein Strom fliegt es dahin. Laß es gehn! Aber nütze sie treulich, die Jahre und Tage, die dein Gott dir verliehen. Wirke, so lang es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.

Aber, ob unser Leben vergeht: Gottes Treue besteht. Da ist ein kleiner Zug in diesem kleinen, kurzen Evangelium, den wir nicht übersehen wollen. Der Name, den das neugeborne

Kind empfängt, war zuvor schon von dem Engel genannt worden, und genau so, wie der Engel ihn genannt hatte, so mußte Er heißen. Nicht bloß das Christkind war in Gottes ewigem Rath gar treulich bedacht und vorgesehen, sondern auch der Name, den es einmal führen sollte. Der große Gott denkt auch ans Kleinste. Und bei Allem, was Er denkt und sagt und thut, sorgt Er dafür, daß auch nicht eines Seiner Worte auf die Erde falle. Sein Wort währet in ewigem Bestande, denn es ist die Wahrheit, die da bleibet. Gott ist und bleibt getreu. Sollte Er etwas sagen und nicht thun? sollte Er etwas reden und nicht halten? Selbst zur leiblichen Fürsorge hat Er sich uns in Seinem Wort verbunden, da Er spricht: So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht. Und wie viel mehr im Geistlichen, da unsrer Seelen Seligkeit an Seiner Gnade und Treue hängt. „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber Meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund Meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer."

Und eben diese Gnade alle schließt sich uns zusammen und gipfelt in dem Einen Namen Jesu, des Seligmachers. Jesus mit uns geht. Das bleibt unsre Freude und unser Trost im neuen Jahre. Alle Jahre, die wir Christenmenschen nun erleben, sind „Jahre der Gnade", so und so viel nach der Geburt Christi, nach Ihm gezählt, von Seinem Licht erleuchtet! Er bleibt unsre Gerechtigkeit. Und ob wir sündigen, haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Jesum, unsern Mittler. Aber das nicht zu unsrer Einschläferung, sondern zu ernster Heiligung. Wenn es wahr ist, daß Jesus mit uns geht, so geht mit uns der Haß gegen alle Sünde, der tägliche Kampf gegen den alten Adam, die tägliche Erneuerung nach seinem heiligen Bilde. Und trifft uns Schweres: Er trägts mit, die Herrschaft ist auf Seiner Schulter, auch die Herrschaft über alle Noth und Angst der Welt und des Todes.

Am Sonntag nach dem Neujahr.

Gott sitzt im Regimente.

Die Weissagung des alten Simeon, von dem Zeichen, dem widersprochen wird und dem Fall und Auferstehen Vieler in Israel fängt schon an in Erfüllung zu gehen. Herodes ist auf dem Weg, den neugebornen Jesus aus dem Lande der Lebendigen zu tilgen. Und der Befehl Gottes sendet das Kind mit seinen Eltern auf

Die Flucht nach Aegypten. Wie geht denn das zu? Wer ist mächtiger, Herodes oder Christus? Soll denn der Stärkere dem Starken, der Gerechte dem Ungerechten, der wahre, gottverheißene König Israels dem Tyrannen weichen? Ist nicht einst auf Elias Wort zweimal das Feuer vom Himmel gefallen und hat den Hauptmann mit seinen Fünfzig gefressen, die ausgezogen waren, ihn zu fangen? Und nun soll Der, Der Elias Herr und König ist, ohne Gegenwehr dem Wütherich das Feld räumen? Es ist ein Zug in der Leidens- und Knechtsgestalt des Herrn, daß er da von Seiner Herrlichkeit keinen Gebrauch macht, um sich selbst aus der Noth zu helfen und sich bessere, leichtere Tage zu verschaffen.

Solche Zeiten hats je und je in der Geschichte der christlichen Kirche gegeben, da die übermächtigen Feinde sich zur Verfolgung aufmachten und der göttliche Befehl lautete: Fliehe! Nicht vom Glauben weg, vom Worte weg, von Gott und Christo weg, sondern von den Händen der Tyrannen, die sie drücken. Selbst das Märtyrerthum hat seine Stunde. Man darf sich dazu nicht drängen. Gottes Wink und Befehl muß auch hier maaßgebend für die Seinigen sein.

Und selbst im Leben des einzelnen Christen gibts Augenblicke, wo die Stimme von oben spricht: Stehe auf und fliehe! — Wenn die Versuchungsmächte zu stark werden, wo du in einer Gesellschaft, in einem Kreis, in einem Geschäft nicht sein kannst, ohne zu unterliegen, da ist es keine Schande, sondern Weisheit und Pflicht, zu fliehen. Wolle nicht stärker sein, als du in Wahrheit bist. Erwarte keine Wunderhilfe, wo du der Gefahr nicht ausweichst. Wenn du redlich betest: „Führe mich nicht in Ver-

suchung," so vergiß auch nicht den Rath: „Fliehe vor der Sünde, wie vor einer Schlange. Fliehe die vergängliche Lust der Welt."

Aber es kommt noch schlimmer unter Gottes Regiment: Der Bethlehemitische Kindermord! Das ist ein schrecklich dunkles Blatt, wie es uns erscheint, in Gottes Reichsgeschichte. Gott sitzt im Regimente und doch fällt Er dem Mordbuben Herodes nicht in den Arm, wie derselbe nun aussendet nach Bethlehem, der Davids-Stadt, die durch die Geburt des Davids-Sohns ausgezeichnet ward, um daselbst alle Knaben von zwei Jahren und darunter umbringen zu lassen! Was für ein Klageton auf den Höhen dort bis nach Ramah hin! Ist die alte Stamm-Mutter Rahel ihrer Gruft entstiegen, um mit Bethlehems Müttern über ihre Kinder zu jammern, weil es aus ist mit ihnen? Dem grausamen Herodes freilich kommt es auf so ein paar Dutzend Säuglinge nicht an; aber die armen Mütter! Die unschuldigen Kindlein! Das hat Gott können geschehen lassen, damit das eine Jesuskind dem Verfolger entränne? Und doch haben die edelsten Sänger der alten Kirche vor allen diese Kindlein glücklich und selig gepriesen! Unter all den Millionen zarter Kinder, um die Elternherzen bluten, sind diese ersten Märtyrer doch die ersten bei Ihm. Das Dunkel dieses Kindersterbens in Bethlehem wird von keinem andern Stern erleuchtet, als von dem schlichten, demüthigen Glauben: der Herr siehts! Er weiß, was Er thut.

Er führet Alles herrlich hinaus. Ein wunderbares Walten Gottes geht durch diese ganze Geschichte. Was für ein weiter, großartiger Horizont eröffnet sich doch von der Krippe zu Bethlehem aus! Augustus, der römische Kaiser; die Weisen aus dem Morgenlande; Aegypten, das Land der Pharaonen; Abend, Morgen und Mittag, Alles spielt in die Geschichte dieses Kindes herein! Aegypten ist Israels Diensthaus und Fallstrick gewesen, der Rohrstab, der dem durch die Hand ging, der sich darauf verließ. Und jetzt wird es das Asyl des Sohnes selbst. Von den Juden verfolgt wendet sich das Wort zu den Heiden, um von ihnen wieder zu den Juden zurückzukehren. Wie wunderbar sind Gottes Wege! Er sitzt im Regiment und das Feld muß Er behalten. Die dem Kindlein nach dem Leben trachten, sterben und sind gestorben und werden sterben! Und was für ein Sterben muß das sein, wenn man das Leben nicht hat haben wollen; ja, wenn man sichs zur Aufgabe gemacht hat, dem Leben nach dem Leben zu trachten!

Am Epiphanienfest.

Dreifacher Fund.

Den Stern, das Wort, den Herrn fanden die Weisen aus dem Morgenland.

„Wir haben Seinen Stern gesehen im Morgenlande." Ihr suchendes Auge, das den nächtlichen Himmel durchforschte, fand den Stern, welcher der Seine war in einem besonderen Sinne. Die Thorheit der „Weisen" unsrer Tage spricht: „Wir haben den ganzen Himmel abgesucht mit unsrem Fernrohr und haben nichts von Gott gefunden, keine Kraft, Majestät und Herrlichkeit von Ihm." Die Weisheit der Weisen aber sah Seinen Stern. Was Gottes Finger in den Werken der Schöpfung droben in des Himmels Wölbung und drunten in des Meeres Tiefen und drinnen in unsrem Herzen und Gewissen angeschrieben hat, das Alles ist ja recht verstanden „Sein Stern", des Vaters Zug zum Sohne. Der Mensch ist von Gott und zu Gott geschaffen und kann nicht ruhen, bis er ruhet im Ewigen, in seinem Schöpfer und Vater. Das lichte Auge der Vernunft, das nach Wahrheit ausschaut, das liebebedürftige Herz mit seinem ewigen Dürsten, das ahnende, warnende, bange Gewissen, das sind auch in der Nacht des tiefsten Falles noch Sternlein, die da flimmern und leuchten. Ach, daß sie dem nimmer rastenden Herzen zu „Seinem Stern" würden, der ihnen die Mahnung zustrahlt: Suche Jesum und Sein Licht; Alles Andre hilft dir nicht!

Und wie der Mensch selber, die Krone der Schöpfung, so ist Alles um ihn her, was sein Auge schaut, was seine Hand betastet, was sein Fuß betritt, von Gott und zu Gott geschaffen. Es soll zu Ihm weisen. Denn daß man weiß, daß ein Gott sei, ist selbst den Heiden offenbar. Gott hat es ihnen geoffenbart, damit, daß Gottes ewige Kraft und Gottheit ersehen wird an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Wenn die klare Morgensonne uns grüßt und den perlenden Thau von der Blume küßt, wenn das unendliche Meer vor unsrem Auge sich spannt und seine rauschenden Wogen herein wälzt, wenn der Sturm heult und die Blitze zucken, wenn Wolken sich ballen und Donner

rollen, da haben wir „Seinen Stern" gesehen viel hundert und tausend Mal.

Aber noch einen bessern Fund haben die lieben Weisen gethan. Sie gingen dem Stern nach und fanden das Wort; das feste, prophetische Wort, das da scheinet als ein Licht in einem dunkeln Ort. Das untrügliche Wort Dessen, von dem es heißt: Sollte Er etwas sagen und nicht thun, sollte Er etwas reden und nicht halten? Das Wort, das die alten Väter so selig machte in Hoffnung. Es war ihres Fußes Leuchte; ihres Herzens Freude und Trost; süßer denn Honig und Honigseim. Nicht an der Schrift vorbei ging der Weg der Weisen nach Bethlehem, sondern erst in die Schrift hinein; und nach der Schrift, nach ihrem hellen, klaren Zeugniß zum neugebornen Kindlein. Wo immer in einem Menschenherzen des Vaters Zug zum Sohne ein Ahnen und Verlangen der Wahrheit geweckt, da kommt die Station: „Zum Wort", suchet in der Schrift! Auch die Weisen haben die Weisheit der Schrift hören müssen und haben sie hören dürfen; wenn auch aus ungläubigem Mund bezeugt, war und blieb es doch des wahrhaftigen Gottes wahrhaftiges Wort, der Wegweiser, der nicht trügen konnte. Es ist die alte, unverbrüchliche Gottesordnung: Der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. O seliger Fund, wo zu „Seinem Stern" Sein Wort noch tritt. Sie weisen zusammen in schönem Einklang den Weg zu Ihm.

Den Herrn haben sie gefunden durch Wort und Stern. „Ich werde gefunden von denen, die Mich nicht suchten. Zu den Heiden, die Meinen Namen nicht anriefen, sage Ich: Hier bin Ich! Hier bin Ich!" (Jes. 65, 1.) Ja, hier ist endlich Er selbst! Sie fanden das Kindlein. Die Anfangsgeschichte des Neuen Testaments ist ja voll dieses seligen Findens. Die Hirten fanden das Kind, wie der Engel ihnen gesagt hatte. Der alte Simeon fand es und nahm es in die Arme voll Freude. Die ersten Jünger, denen der Herr selbst die herzandringende Frage vorlegte: Was suchet ihr? bezeugens in jubelnder Freude: Wir haben den Messias funden! Wir haben Den funden, von Dem Mose und die Propheten geschrieben haben! (Joh. 1, 41. 45.)

Suchet, so werdet ihr finden — den Stern, das Wort, den Herrn!

Der Scheideweg an der Krippe.

„Nach Bethlehem!" so lautete die Loosung der Hirten nach der ersten Weihnachtspredigt. „Nach Bethlehem!" Das ist die Marsch-Ordre für die Weisen, die vom fernen Morgenland gekommen, den König der Juden anzubeten. „Nach Bethlehem" deuten die Hohenpriester und Schriftgelehrten mit dem Finger auf Micha 5. „Nach Bethlehem" — grollt selbst der alte Sünder Herodes: „ich will auch kommen." So scheint ja Alles auf demselben Wege zu sein, nach demselben Ziele. Und doch fängt hier schon die Weissagung des alten Simeon an, in Erfüllung zu gehen, von dem Zeichen, dem widersprochen wird, das gesetzt ist zum Fall und zum Auferstehen Vieler. An der Krippe zu Bethlehem scheiden sich die Wege der Menschheit: die von ferne kommen, finden das Kind; die nahe waren, wenden sich von ihm und verlieren es. Das steht zum Zeichen für alle Zeiten.

Die Fernen finden Ihn. So sagt der Apostel von denen, die Heiden gewesen und Christen geworden: „Ihr waret zu derselben Zeit ohne Christo, Fremde und außer der Bürgerschaft Israels und Fremde von den Testamenten der Verheißung, — nun aber, die ihr weiland ferne gewesen, seid nun nahe worden durch das Blut Christi." Das ist ja Gottes Rath und Weg, Israel und die Heidenwelt an der Krippe zu Bethlehem zusammenzuführen. Die Scheidelinie, welche die ganze alte Geschichte, auch die alttestamentliche Heilsgeschichte, beherrscht, soll hier fallen vor Dem, Der gekommen ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise Seines Volkes Israel. Aber freilich die andere Scheidelinie, von welcher hinfort Alles abhängt, kann auch der ewige Liebesrath nicht entfernen, die zwischen Christen und Nichtchristen, d. h. zwischen Glauben und Unglauben. Und das Seltsame dabei ist nur das, daß, wo alle Vorbedingungen für den Glauben reichlich vorhanden sind, gerade kein Glaube sich findet; dagegen, wo der Glaube mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hat, er Alles überwindet und das Feld behält.

Ein Zug der unbewußten Heilands-Sehnsucht ging ja durch die ganze alte Heidenwelt. Da und dort in ihrem mitternächtigen Dunkel sieht man die Streiflichter flimmern, die eine Mor-

genröthe zu verheißen scheinen. Haben doch auch die Heiden auf ihre Irrwege hinaus so manche Erinnerung mitgenommen aus dem Morgen der Menschheitsgeschichte. Und nirgends waren diese Erinnerungen und daran sich knüpfende Ahnungen und Hoffnungen lebendiger, als eben in Chaldäa, der muthmaßlichen Heimath der „Weisen aus dem Morgenland". Der Stern, den ihnen Gott der Herr am nächtlichen Himmel zeigte, war freilich mehr als das, eine Gottesoffenbarung, die sie zum Aufbruch veranlaßte, den König der Juden zu suchen. Was ihnen Gott der Herr am Firmament kund that, das trieb sie — in die Schrift, wo der Weg nach Bethlehem für Nahe und Ferne, für Weise und Unweise, für Juden und Heiden klar beschrieben ist. So sind die Fernen nahe geworden.

Die aber nahe waren, blieben ferne und wurden immer fremder und feindseliger gegen das Christkind. Das sind vor Allem die Hohenpriester und Schriftgelehrten. Sie haben das Wort. Wie wohl bekannt sind sie damit! Wie fertig können sie die Frage beantworten, deren Lösung in der Schrift zu finden ist! Wie prompt bezeichnet ihr Finger die gewünschte Stelle: Da stehts, so stehts geschrieben. Aber die Frage ist eben nicht bloß: Wo stehts geschrieben? sondern: Wer nimmts an? Wer handelt darnach? Wer geht mit nach Bethlehem? Und da ist Keiner von ihnen dabei. Ob wohl Nicodemus und Joseph schon damals im Rathe gewesen? Genug. Sie blieben Alle zu Hause. Trotz ihres einstimmigen Zeugnisses regt sich kein Fuß, die Weisen zu begleiten. Wie nahe! Mitten in der Schrift, im rechten Verständniß des Prophetenworts, nur zwei Stunden von Bethlehem, — und doch wie ferne! Und du?! Ja, du hast das Wort. Du weißt, was geschrieben steht im Alten und Neuen Testament. Du liesest es mit den Deinen. Du lehrest es wohl auch in der Sonntagschule. Und dann? Dann klappst du's wieder zu und lässest deine Freunde, deine Nachbarn, ja ferne Fremdlinge hin zum Herrn und du bleibst auf deinen Hefen sitzen, fremder als der ferne Heide!

Auch Herodes gehört zu denen, die nahe waren. Aber die Christusnähe hat ihn unruhig gemacht. Ja sie hat in ihm einen grimmigen Haß entflammt wider den Heiland in der Krippe: „Tod diesem Leben aus Gott! Weg mit Ihm!" Nun scheinen allerdings die Hohenpriester und Schriftgelehrten ganz andere Leute zu sein, als dieser mörderische Herodes. Aber so verschieden sie scheinen, sie sind auf demselben Weg mit ihm.

Damals waren sie freilich noch nicht bereit, zum Christusmord nach Bethlehem zu ziehen. Aber dreißig Jahre später sind sie es, die den Herodes-Gedanken von dazumal zur Ausführung bringen. Sie waren's, die da schrieen: Weg mit diesem! Er ist des Todes schuldig! Kreuzige Ihn! — Es giebt eben nur zwei Wege: entweder zu Ihm, zum Leben; oder wider Ihn, in den Tod. Nun wähle.

Die Treue auf dem Weg zu Jesu.

„Ein Licht, zu erleuchten die Heiden" — hatte der alte Simeon vom neugebornen Jesuskind gesagt. Hier sehen wir schon dies Wort des greisen Propheten in Erfüllung gehen. Die fernen Heiden haben sich aufgemacht, den Herrn zu suchen. Auch sie sind zum Evangelium berufen. Und sie folgen dem Rufe und finden Ihn! Das Fest der Heiden folgt dem Christfest auf dem Fuße. Das ist und bleibt die reichsgeschichtliche Bedeutung der „Weisen aus dem Morgenlande". Aber auch für den einzelnen Christen und seine eigene Herzens- und Lebenserfahrung birgt diese köstliche Geschichte reiche Schätze der Lehre, des Trostes, der Mahnung und der Strafe.

Seht die Willigkeit, mit welcher die Weisen den an sie ergehenden göttlichen Ruf annehmen und sich aufmachen, ihm zu folgen. Sie besprechen sich nicht mit Fleisch und Blut. Der eine kleine Lichtpunkt, der am nächtlichen Himmel ihrem suchenden Auge geoffenbart wurde, war genug, sie auf den Weg zu bringen. Weg von Vaterland und Freundschaft, über Berg und Thal, durch sandige Wüsten, über reißende Ströme führt ihre Straße: „Wir haben Seinen Stern gesehen, und sind gekommen." Großes Wort, mit dem in aller Einfalt und Schlichtheit die Weisen, ohne sich rühmen zu wollen, doch sich selber das beste Zeugniß ausstellen. Das zweite folgt ihnen so natürlich aus dem ersten, als könnte es nicht anders sein, sie mußten kommen, die den Stern gesehen!

Und was ist uns gegeben? Nicht bloß ein einzelnes Sternlein in finstrer Nacht, sondern ein heller, voller Sonnenschein der Gnade und Wahrheit ist über uns aufgegangen: Taufe, Unterricht, Erziehung, Predigt, Gottes Wort daheim und in der Kirche, Gottes Führungen in Freud und Leid, wie reiche und mannigfaltige Eindrücke haben wir empfangen. Und wie sind wir

gekommen? Wie Viele müssen sagen: Wir sind weggeblieben trotz all den Eindrücken, trotz all den Gnadenstunden, trotz all den Sternen, die über uns leuchteten und uns zu unserm Heiland winkten!

Aber nicht bloß willig waren die Weisen, dem Rufe zu folgen, sondern auch ausdauernd, auf dem Wege auszuhalten bis zum Ziele. Solche Ausdauer war ein Großes angesichts der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Welch ein Anstoß und Aergerniß wartete ihrer zu Jerusalem, wo sie den neugebornen König zu finden hofften! Was ihnen ein Gegenstand der Freude, der Verehrung und Anbetung war, das war in der jüdischen Hauptstadt eine Ursache der Befremdung und Bestürzung. Und die Schriftgelehrten, die so genau sagen konnten, wo der König zu finden sei, rühren keinen Fuß, Ihm entgegen zu gehen, Ihn zu empfangen. Sie handeln, als wüßten sie nichts von dem Psalmwort, das den Advent des himmlischen Königs grüßt: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe! Wie eng, wie zugeknöpft und verschlossen ist Alles bei ihnen, daß der König ja keine offene Thüre finde in ihre Herzen! Und nun verlischt auch noch der Stern, den die Weisen im Morgenlande gesehen. Es ist dunkel, recht dunkel auf ihrem Wege geworden.

Solche Anstöße und Hindernisse begegnen auch dem Christen auf seinem Wege. Was ihm zu Anfang seiner Lebensreise, in zarter Kindheit wichtig und theuer gemacht war im Elternhaus, in Kirche und Schule, das findet er draußen in der Welt mit kalter Gleichgültigkeit aufgenommen, vielleicht mit beißendem Hohn und Spott überschüttet. Oder er findet Schriftgelehrte, die das Wort im Munde führen, aber selbst keinen Fuß rühren, den Weg des Wortes zu wandeln; er sieht ärgerliche Dinge bei Denen, die zu Führern und Leitern berufen sind. Es erlöschen so manche Sternlein alter, seliger Erinnerung aus der Kindheit Tagen, und statt derselben eine kalte Welt, an deren Feuern keine rechte Wärme zu holen ist.

In solchen Stunden muß der Entschluß, zu Christo zu kommen, und durch nichts sich von Ihm abtreiben zu lassen, seine Probe bestehen. Da gilts, kein Aergerniß nehmen und mitten durch alle Anstöße hindurch unbeirrt seinen Weg gehen, den Gottes Gnadenrath ausgesteckt hat.

Wohl denen, die dem Rufe folgen, wohl denen, die dem Rufe treu bleiben bis zum letzten, seligen Ziele.

Am ersten Sonntag nach Epiphanias.

Auf der Reise nach Jerusalem.

Ein wohlbekannter Weg wars, den Joseph und Maria dort miteinander zogen. Es war bei ihnen die stehende Ordnung, nach Gewohnheit des Festes um die Osterzeit sich in Jerusalem finden zu lassen, in der Stadt „da man zusammenkommen soll und da die Stämme hinaufgehen sollen, nämlich die Stämme des Herrn." Auch Maria ging mit, obwohl das Gesetz sie nicht dazu verpflichtete. Heutzutage finden wir so oft die Hausmutter allein beim Fest im Hause des Herrn. Der Hausvater bleibt weg und läßt Weib und Kinder die Gänge allein machen. Oder es geht eins dahin, das andre dorthin in unsrer jämmerlichen Zerspaltung, der sich Gott erbarme! Dort aber finden wir sie Alle beisammen in lieblicher Eintracht dieselbe Straße wandelnd. Und das Geschäft in Nazareth, die Zimmermanns-Werkstätte, in der sonst so fleißig gehämmert und gehobelt wurde? Das blieb wohl einfach geschlossen, bis der Meister wiederkehrte, um nach dem Feste desto fleißiger mit Gottes Segen weiter zu arbeiten.

Ein verlorenes Kind gabs nun aber auf jener Reise nach Jerusalem. So folgt auf gehobene, festliche Stunden gar oft das tiefe Leid einer bitteren, schmerzlichen Erfahrung in unsrem armen Leben. Man kommt heim von der Kirche, vom Feste, von der heiligen Freude im Herrn. Und siehe, da fehlt eins! Da bricht ein Wetter los. Da kommt die Trübsal und Anfechtung, die so gerne unseren schönen Weihestunden sich an die Fersen heftet! Der Knabe Jesus blieb zurück und seine Eltern wußten es nicht. Hatten sie doch nie um ihn besorgt sein müssen; war er doch nie in böser Gesellschaft gewesen! Wisset ihr Eltern immer, wo eure heranwachsenden Söhne und Töchter sind? Bei was für Büchern im stillsten und doch intimsten Umgang? Bei welchen Gesellen? In was für Schulen? Oder muß man gar fragen: in welchen Kirchen? Wisset ihr, wo und wie sie stehen mit der Entwicklung ihres inneren Lebens, ihres geistlichen Wachsthums? Und ihr Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, bei was für Gefährten muß man euch suchen, wenn ihr da und dort dem Eltern-Auge entschwunden seid? Dürftens die Eltern allezeit wissen,

wo ihr seid? Dürfen ihre Ohren zuhören bei euren Gesprächen und ihre Augen mitlesen bei eurer Lektüre?

Zurechtweisung hats denn nun in unsrer Geschichte auch reichlich gegeben: zunächst die des unschuldigen Jesusknaben durch das hastige Wort des gekränkten Mutterherzens: Warum hast Du uns das gethan? Er hat dies nicht verdient; aber mit Seinem geduldigen Tragen des schweren Vorwurfs ist Er an der Stelle der Tausende von Söhnen und Töchtern gestanden, über die solche Frage billig zum Himmel hinauf geklagt hat. Wie viele Mütter habens schon rufen müssen in schmerzlicher Erfahrung: Mein Kind, das ich mit Schmerzen geboren, unter Thränen großgezogen, mit fleißiger Fürbitte dem Heiland ans Herz gelegt, zu Schule und Kirche angehalten, am Confirmationstag zum Altar begleitet, — mein Kind, warum hast du mir das gethan?

Dann aber folgt im Evangelium die andere Zurechtweisung der ungerechten Mutter durch den unschuldigen Sohn: „Was ist's, daß ihr Mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß Ich sein muß in dem, das Meines Vaters ist?" Bei aller Klarheit, Festigkeit und Entschiedenheit der Zurückweisung des unverdienten Vorwurfs doch wie sanft und gelinde! Da ist nichts von dem Rechthaben und Widerbellen, das eine Hauptsünde der heranwachsenden, reiferen Jugend ist. Eine sanftmüthige Vertheidigung, die nur ausspricht, was dem Knabenherzen so unzweifelhaft klar und groß gerade bei diesem ersten Tempelgang aufgegangen ist: Ich muß sein in dem, was des Vaters ist. Das ist Seine Lebensaufgabe, Seine Speise, zu thun den Willen Seines Vaters im Himmel. Und das nicht bloß im Thun und Wandeln, sondern auch im Stillesitzen und Leiden. Denn das Widersprechen, das Er hier von der Ihm nächsten, treuesten Menschenseele hat erdulden müssen, ist kein geringes Leiden für das zarte Gemüth des heiligen Jesusknaben gewesen.

So linde nun Sein Wort an die Mutter war, — das erste Wort von Ihm, das uns die Schrift verzeichnet, — so ist's eben doch eine Zurechtweisung der Maria gewesen, ähnlich der, die wir beim ersten Zeichen in Cana finden. Und hier ist auch für fromme Eltern ein höchst nöthiger Wink. Nicht bloß, daß sie fein aufmerken mit ihrem eigenen Strafen und es nur da anbringen, wo sich's gebührt, sondern auch, daß sie Augen haben zu sehen und Ohren zu hören, wo der Herr sie straft aus Kindermund! Maria hat's tief und sinnig im Herzen behalten, was ihr da gesagt war, obgleich es eine Zurechtweisung für sie gewesen.

Nun endlich **die Heimkehr!** Er ging mit ihnen hinab nach Nazareth und war ihnen unterthan. Hinabgehen, unterthansein, das ist Seine ganze Lebensbeschreibung für die nächsten achtzehn Jahre. Und dabei „nahm Er zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen." Was für ein liebliches Bild dieses Heim in Nazareth! Mutter, Vater, Kind in stiller Einsamkeit, im täglichen geordneten Gang des häuslichen Lebens, nach dem vierten Gebot, in Gottesfurcht und Glauben. Solches Leben sollte in unsern Häusern sich finden als Frucht unserer Festgänge zum lieben Gotteshaus! Wir sind miteinander in Jerusalem gewesen, beim Osterlamm, beim Abendmahl! Wir haben Jesu Leib gegessen, wir haben Jesu Blut getrunken, das Wort des Lebens gehört, nun kommen wir heim: wie siehts dort aus? Da soll's nun auch stimmen in Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, Keuschheit, — eins dem andern unterthan in der Furcht Gottes; und bei all dem ein stilles, stetiges Wachsen dem Himmel zu, wo nach allen Aus- und Eingängen hier unten das rechte Ziel aller unserer Reisen ist, das wahre, selige Heim der Kinder Gottes.

Das Wunder der Person Christi im zwölfjährigen Knaben.

In der Lebensbeschreibung hervorragender Männer, — sei es für den, der eine solche zu bearbeiten hat, sei es für den, der sie liest,—da sind auch die kleinsten Züge aus der Kindheitsgeschichte von Bedeutung. Niemand möchte sie entbehren. Im Treiben des Kindes suchen und finden wir den zukünftigen Mann. Selbst des Kindes Spiel wird uns zum Vorbild und zur Prophezeiung künftiger Lebensarbeit und Größe. Welche Anziehungskraft und Bedeutung muß da nicht die Kindheit Dessen für uns haben, der der Heiland und Herr der Welt ist! Wie würden wir, menschlich zu denken und zu reden, gerade aus Seiner Jugend und Kindheit eine Menge von Einzeln-Zügen zusammen suchen und aufbewahren, um in ihnen den künftigen Heiland und Sein Werk sich spiegeln zu sehen. In dieser Hinsicht ist uns nun aber in der Evangelien-Geschichte des Neuen Testaments eine große Enttäuschung bereitet. Aus der ganzen Kindheits- und Jugend-Geschichte Jesu ist uns nur ein einziges Bild aufbewahrt, an der Grenze Seiner Knabenjahre, — die Geschichte vom zwölfjährigen

Jesus in Jerusalem. Sonst herrscht über die dreißig ersten Jahre Seines Lebens von der Geburtsgeschichte an völliges Stillschweigen. Aber allerdings, wenn wir näher hinblicken, so finden wir so viel in jener einen Geschichte, daß sie uns für das Fehlen aller weiteren Nachrichten reichlich entschädigt. Sie giebt uns in der einfachsten, schmucklosesten Darstellung eine solche lebenswahre Spiegelung des Wunders der Person Christi, — wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, daß wir sagen müssen, diese Erzählung in ihrer unnachahmlichen Einfachheit und unergründlichen Tiefe ist selbst ein Wunder. Nur der Geist, der alle Dinge forschet, auch die Tiefen der Gottheit, konnte solch ein Bild malen.

Man vergleiche dagegen die zahlreichen Legenden, in welchen die sogenannten apokryphischen, d. h. nicht vom heiligen Geist eingegebenen, Evangelien die Kindheitsgeschichte Jesu ausgemalt haben. Ueberall tritt uns da ein studirtes Suchen des Wunderbaren, Uebernatürlichen entgegen, das zur Unnatur, zur Carrikatur des Heiligen und Himmlischen wird und den Stempel innerer Unwahrheit an der Stirne trägt. Da muß das heilige Kind schon auf der Flucht nach Aegypten allerlei große Wunder thun, zum Beweis, daß es ein Wunderkind ist. Wilde Thiere werden von Ihm gezähmt. Die Palme muß sich vor Ihm zu seiner Mutter Füßen neigen, und aus ihren Wurzeln müssen Wasserquellen strömen. In Aegypten müssen die Götzenbilder vor Ihm zur Erde stürzen, wie einst Dagons Bild vor der Bundeslade. Mit einem richterlichen, schreckhaften Nimbus wird das neugeborne Kindlein umkleidet. Jede Beleidigung oder Zurücksetzung, die Ihm widerfährt, wird aufs Strengste gerügt und gerächt. Vater und Mutter haben ein geheimes Grauen vor diesem überirdischen Wesen. Sie wagen sich nicht an den Tisch zu setzen, bis das Kind sich gesetzt und sie gesegnet und geheiligt hat. Tadel oder Belehrung kann das Kind nicht vertragen, weder von Aeltern, noch von Lehrern. Die letzteren müssen alle zu seinen Schülern werden; mit dem Lehrer-Einfluß ist es immer schnell vorbei.

So haben plumpe, thörliche Menschenhände den Epiphanien-Glanz himmlischer Herrlichkeit um des Knaben Haupt zu malen gesucht. Wir aber fühlen, das ist gemacht und erfunden. Das ist nicht die Herrlichkeit des fleischgewordenen Worts, das unter uns wohnete. Wie ganz anders auf dem Boden dieses Evangeliums! Das ist wahrhaftig heilige Geschichte. Ohne ein

äußeres Wunder wird uns hier doch das tiefste Geheimniß, das Wunder Seiner gottmenschlichen Person angedeutet und aufgeschlossen. Hier ist Alles wahrhaft menschlich, kein gewaltsamer Sprung in Seiner Entwicklung, keine blendende, übernatürliche Offenbarung, keine Andeutung, daß dieses Kind im Sinne jener Apokryphen-Berichte ein Wunderkind gewesen. Der ganze Ton der Geschichte und nicht am wenigsten die Befremdung der Mutter über die scheinbare Eigenmächtigkeit des Knaben Jesus, beweiset zur Genüge, daß die Eltern bisher gewohnt waren, dies Kind einfach und unbefangen als Kind, wie andere Kinder zu behandeln und daß der Jesusknabe bisher sich ohne die geringste Widerrede als einfaches Kind hat behandeln lassen. Aber während so Alles ganz menschlich und natürlich zugeht, leuchtet in dem Wort des Jesusknaben: „Ich muß sein in dem, das Meines Vaters ist" so unverkennbar die himmlische Hoheit und Majestät hervor, daß wir Sein ganzes Leben bis zum Opfergang nach Golgatha und zur Erhöhung zur Rechten des Vaters in dieses Eine Wort fassen. Ja, hier ist der Gottmensch wahrhaftig und wirklich gegenwärtig. Aber diese Verwebung des Himmlischen mit dem Irdischen, dieses Einssein von Gott und Mensch, dieses tiefste und größte Problem, an dessen Erfassung der Menschengeist sich zerarbeiten kann, wie einfach und natürlich nimmt sich's aus in dieser Geschichte! Das soll einmal Einer erfinden! Das Wunder dieser Geschichte verbürgt uns das Wunder Seiner gottmenschlichen Person. Das Wunder Seiner Person spiegelt sich im Wunder dieser Geschichte!

Die Lebensaufgabe Christi und des Christen.

Wozu bin ich eigentlich auf dieser Welt? Was thu ich hier? Was ist meine Aufgabe, meines Lebens Ziel und Zweck? Das sind Fragen, wie sie jeder ernste, verständige Mensch sich stellen muß, und auf die er eine klare, umfassende Antwort suchen muß, die, wo möglich, sein ganzes Leben deckt mit jeder Stunde, mit jeder Arbeit, mit jeder Lage. Wie wenige aber verweilen ruhig bei dieser Frage? An einzelnen, wichtigen Wendepunkten wird sie vielleicht dann und wann einmal aufgeworfen, aber ein immer gleiches, festes und klares Bewußtsein unsres ganzen Lebenszwecks, wo finden wir das? Und doch hat unser Herr auch in diesem Stück uns ein Vorbild gelassen und Er selbst hat uns für

alle Zeiten die zutreffende und umfassende Antwort auf diese Frage gegeben. Er stellt uns auf den rechten Standpunkt und giebt uns den rechten Gesichtspunkt für das wahre Ideal eines Menschenlebens. „Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist."

Das ist zunächst die Lebens-Aufgabe Christi selbst. Sehen wir uns nur einmal dieses „Ich" an, das in dem zwölfjährigen Knaben jene Antwort gegeben. Es ist der Gottes- und Marienssohn, der Gottheit und Menschheit in Seiner Person in Einem vereinet, der Mittler zwischen dem heiligen Gott und der gefallenen Menschheit. War es die Aufgabe des ersten Adam, den von Gottes Schöpferhand ihm anvertrauten Garten zu bauen und zu bewahren, so hat Er, der zweite Adam, die freilich unendlich schwerere und größere Aufgabe, das durch die Sünde verlorne Paradies wieder zu gewinnen, uns seine geschlossenen Pforten wieder zu eröffnen.

Wenn nun Er, der Herr, Dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewest ist, von einem „Muß" redet, wie sollen wir das verstehen: „Ich muß"? Woher die Nothwendigkeit? Wer will Ihn zwingen und dringen? Wohl, da die Zeit erfüllt war, sandte Gott Seinen Sohn, geboren vom Weibe und unter das Gesetz gethan. Das Alles ist Gottes ewiger Heilsrath und Gnadenwille. Aber des Vaters Wille ist auch der des Sohnes. „Ich komme, Herr, zu thun Deinen Willen." Also mußte Christus geboren werden, leben, leiden und sterben.

Merket auch das nächste kleine Wort in der Entscheidung des zwölfjährigen Jesus: Ich muß sein in Dem, das des Vaters ist. Da redet Er zunächst nicht von einer einzelnen That: Ich muß dieß ausrichten oder das. Er redet von einem Sein in Dem, das des Vaters ist. Er ist drin. Sein Leben lebt darin, es gehet auf darin. Nun mag es Handelns und Wirkens Zeit sein, oder Leidens und Sterbens Zeit. Das ist Sein Leben, zu sein, mit ganzer Seele, mit allen Kräften und ganzem Gemüthe zu sein, in Dem, das Seines Vaters ist. Er mag nun bei dem Pflegevater als Handlanger in der Werkstätte stehen, oder am Hochzeitstisch zu Cana sitzen, am Jakobsbrunnen bei der Samariterin, oder an der Sabbaths-Tafel des Pharisäers, im Schifflein bei den Jüngern oder im stillen Hause zu Bethanien; Er mag das Wort reden, „gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten," oder Er mag Zeichen und Wunder thun vor Gott und allem Volk, Er mag auf dem Leidensweg verstummen

wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird und mit dem letzten Wort den Geist in des Vaters Hände befehlen, Er mag hingehen zu den Geistern im Gefängniß, oder auffahren zur Rechten des Vaters, — immer und überall ist Er mit Seiner ganzen Person, mit Leib und Seel, mit Allem, was Er ist und hat, in Dem, das Seines Vaters ist. Das ist Sein Leben: eine völlige, ununterbrochene Hingabe an des Vaters Willen, an Das, was des Vaters ist.

Das war Christi Lebens-Plan und Aufgabe. Damit hat Er als unser Mittler und Versöhner unser Heil gewirkt. Damit hat Er aber auch uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen Seinen Fußtapfen. „Ich muß sein in Dem, das meines Jesu ist" — das ist und bleibt des Christen Wahlspruch und Motto fürs ganze Leben: im Glauben an Ihn, in Seinem Geist; im Wort und Gebet, im täglichen Beruf mit seinen kleinen oder großen Aufgaben, im Kampf mit der Sünde, in der Arbeit der Heiligung, unter Widerwärtigkeit und Anfechtung, in Kreuz und Noth und Tod. Ein Wort deckt es Alles, kurz und gut: Sein in Dem, das unsres Jesu ist.

Was soll aus dem Knaben werden?

Die große, schwere Frage, an der Schwelle des Jünglingsalters, wenn die Kinderschuhe ausgetreten sind, ist die Berufsfrage: Was soll aus dem Knaben werden? Wohl hat das Vater- und Mutterherz oft schon im Stillen die Frage bewegt, weit zurück in den Kindheitstagen, wenn sie das Kind in seinen Spielen beobachteten und daraus den künftigen Mann in seiner Arbeit und Lebensstellung errathen wollten. Endlich aber wirds Ernst, bittrer Ernst damit, die Frage muß entschieden, der Beruf muß gewählt werden. Der Knabe selbst muß sich darüber klar werden: das wird meine Lebensaufgabe sein. Die Eltern müssen sich drüber klar sein: das ist die Linie, das ist die Arbeit, die für unsern Sohn ausgesteckt ist. Wie schön, wenn sie sich dabei gegenseitig recht verstehen und die wichtige Sache ohne Widerspruch und Conflikt zum Austrag kommt.

Von einer solchen Stunde der Entscheidung, des vollen Bewußtwerdens der großen Lebensaufgabe und der Einsetzung des ganzen Willens für dieselbe erzählt das Evangelium vom zwölfjährigen Jesusknaben im Tempel zu Jerusalem. Einen größeren Beruf

hat nie ein vom Weibe Geborener gehabt, als diesen Himmel und Erde umfassenden Beruf, den der zwölfjährige Jesus ausdrückt in den Worten: „Ich muß sein in dem, das Meines Vaters ist." Hierin lag die ganze Aufgabe Seines Lebens: Sein Gehorsam unter den äußeren Ordnungen des Hauses, der bürgerlichen und kirchlichen Sitte, des Gesetzes, damit Er nach allen Seiten alle Gerechtigkeit erfüllet hat. Sein Gehorsam gegen den Vater in der Hingabe Seiner Person im Dienst Seiner nothleidenden Brüder, bis zur Hingabe des Lebens im Tode am Kreuz! Sein ganzer Heilands-Beruf ist in diesem Worte beschlossen. Und wie hat Er in diesem Beruf den Widerspruch derer ertragen müssen, die Ihn nicht verstanden! Eben weil Er unbeugsam sein mußte in Dem, das des Vaters war, hat Er von Allen um Ihn her, selbst den Nächsten und Liebsten, das Mutterherz nicht ausgenommen, unaussprechlich viel Kränkung und Bitterkeit erfahren müssen!

So einzigartig jenes Berufswort Christi dasteht, sofern Sein Erlöser-Beruf darin verfaßt und geschildert ist, so trägt es doch auch für unsre Söhne das Saatkorn jeder richtigen, gottgefälligen Lebensentscheidung und Berufswahl in sich. Als Christen haben wir alle einen und denselben himmlischen Beruf, mit Christo zu sein in Dem, was unsres Vaters ist: in Seinem Wort und Glauben, in Seinem Geist und Seiner Gnade, in Seinem Gehorsam in Freud und Leid, in Seiner Zucht und Leitung bis zum seligen Ende, in Seiner ewigen Herrlichkeit, dem Erbtheil Seiner Kinder drüben. Ueber diesen Beruf braucht es nirgends Dunkelheit oder Unklarheit zu geben. Alles was dazu gehört, ist uns in der heiligen Schrift klar und deutlich geoffenbart.

Anders freilich steht es für uns mit dem sogenannten irdischen Beruf. Denn dabei herrscht nothwendig die größte Ungleichheit und Mannigfaltigkeit je nach den besonderen Gaben, die dem Einzelnen verliehen sind, nach seiner eigenthümlichen Lebensführung, mancherlei äußeren Umständen und Verhältnissen, der sozialen Stellung und dergl. Da kommt oft das alte Sprüchwort zu Recht: „Wer die Wahl hat, hat die Qual." Und es bleibt doch immer eine gar ernste Sache, an der für's irdische Leben unendlich viel Glück oder Unglück hängt, daß man sich recht klar und gewiß darüber werde, was nach Gottes Willen der richtige irdische Lebensberuf sein solle. Wie traurig ist's, wenn ein Mensch sich selber sagen muß, oder wenn's Andere von ihm sagen, daß er seinen Lebensberuf verfehlt habe, daß er etwas

andres hätte ergreifen sollen. Die bloße Lust zu einem Beruf ist noch nicht hinreichend. Es fragt sich, ob Einem auch die besonderen Gaben dazu verliehen sind. Auch die äußeren Vortheile, die sich mit der einen oder anderen Berufsart verbinden mögen, dürfen nicht den Ausschlag geben.

Ein Grundsatz bei der Wahl des irdischen Berufs soll für den Christen unter allen Umständen der Gedanke bleiben: Ich darf keinen irdischen Beruf ergreifen, der meinem himmlischen Beruf störend und hindernd in den Weg tritt. Das Wort dafür ist wieder das Heilandswort: Ich muß sein in Dem, das Meines Vaters ist. Dieses himmlische „Muß" sollte jedes irdische, falsche „Muß" aus dem Felde schlagen, das den tausend Ausflüchten zum Schilde dient, mit denen man sich dem lieben Gott und Seinem Reich entziehen will.

Was immer auf Erden aus dem Knaben werden mag, der getaufte, confirmirte Christ, der Abendmahlsgast muß sein und bleiben in Dem, das Seines Vaters ist!

Am zweiten Sonntag nach Epiphanias.

Der Wunderwein zu Cana.

Wein war's, „der Wasser gewesen war"; und „guter Wein", wie der Speisemeister selbst bezeugte, der beste, den er je gekostet. Aber, von wannen kam er? Das ist die Frage.

Der Speisemeister weiß nicht, von wannen er kommt. Merket wohl: Er kostete den Wein. Er machte die Probe mit ihm. Er unterzog ihn seinem strengen Urtheil. Und als Resultat der Probe muß er bezeugen: Das ist Wein und zwar sehr guter! Wie kommts nun, daß er trotzdem nicht wußte, von wannen er kam? Wollte ers nicht wissen? Oder konnte ers nicht wissen? Wie, wenn er erst die Diener bei Seite gerufen hätte, ehe er mit dem Bräutigam gewitzelt? Hätten diese ihm nicht Aufschluß geben können? Wohl, der Speisemeister zuckt die Achseln, wenn man frägt: Woher dieser gute, edle Wein? Er „weiß es nicht."

Jesus, der große Wunderthäter, ist in die Welt gekommen und hat angefangen, Seine Herrlichkeit zu offenbaren. Ueberall finden wir die Spuren Seines heilskräftigen Wirkens, das den

Naturboden in Gnaden- und Herrlichkeits-Boden verklärt. Allermeist im Hause, in der Familie. Daß das Weib aus der Sclavin zur Gehülfin des Mannes erhoben ist, nach Gottes alter Paradieses-Ordnung; daß der Mensch den Menschen anerkennt und achtet in seiner Persönlichkeit und Gewissensfreiheit, daß die Greuel der Sclaverei aufhören müssen; daß der Arme, der Verlassene, die Waise, der Kranke, der Altersschwache, der Fremdling Heimath, Obdach und Pflege findet; daß der Geist wahrer Humanität selbst die Schrecken und Wunden des Schlachtfelds mildert und verbindet, — das Alles und noch viel Andres mehr kostet auch die Welt und es schmeckt ihr gut und sie bezeugt es oft und laut: Das ist guter, edler Wein! Aber von wannen er kam, will sie nicht wissen, gerade so wenig, wie der Speisemeister auf der Hochzeit zu Cana. Den ganzen sogenannten Fortschritt der christlichen Aera, den ungeheuren Umschwung, der mit diesem neuen Blatt der Weltgeschichte eingetreten, giebt man uns willig zu. Fragen wir aber ernstlich und andringend: „Woher, woher das Alles? wo liegt die lebendige Quelle alles dieses Segens, der in tausendfacher Gestalt seit den letzten neunzehn Jahrhunderten durch die Welt zieht?" so bekommt man keine Antwort. Da sind die Lobredner des „guten Weins" auf einmal stumm und unwissend geworden. Aus dem Gährungs- und Verwesungsprozeß der untergehenden Heidenwelt, Hellas und Rom, ists nicht gekommen. Die Wasserkrüge Mosis habens auch nicht aus sich geliefert. Nur Einer ist es, Dem die Welt ihr Bestes dankt, alle die Früchte und allen den Segen ächter Menschlichkeit, das ist Jesus Christus, der Welt Heiland. Aber von Ihm will man nichts wissen. Auf Ihn den Segen zurückzuführen, dagegen sträubt sich der Hochmuth und Leichtsinn oder, müssen wir gar sagen, die Unehrlichkeit unsrer modernen Weltkinder. Der Speisemeister wußte nicht, von wannen der Wein kam.

Die Diener aber wußten es. Sie hatten demüthig, einfältig, aufmerksam den Wink des Herrn abgewartet, Sein Wort belauscht, Seinen Befehl vollzogen. Wasserkrüge hatten sie mit Wasser gefüllt bis oben an. Sie wußten, was da war, ehe des Meisters Wort kam: Schöpfet nun! Wasser, eitel Wasser! Hatten sies doch selbst getragen. Sie wußten, daß keine andere Macht hier thätig gewesen, als das kräftige Wort des Herrn Jesu. Daher kam dieser köstliche Wunderwein. Die Diener wußten es!

Und die einfachen, demüthigen Knechte, die der Weltheiland in Seines Fleisches Tagen um sich gesammelt, die wußten es freilich auch, von wannen die Kraft kam, die die alte Welt aus den Angeln hob und ihr Wasser in Wein verwandelte. Nichts war ihnen gewisser, als das, daß alles Heil für die weite Welt in Christo Jesu war, — kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden. So spricht Petrus: Wir sind nicht erklügelten Fabeln gefolgt, da wir euch kund gethan haben die Kraft und Zukunft unsres Herrn Jesu Christi, sondern wir haben Seine Herrlichkeit selber gesehen! Und Johannes: „Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch." Und Paulus: „Ich habe es von dem Herrn empfangen, das ich euch gegeben habe." Und Alle zusammen: „Wir sind Seine Zeugen." Ja, die Diener wußten es! Und Die Jünger glaubten es (V. 11). Sie hätten ja auch mit dem Speisemeister Halt machen können an dem Punkte, da es im Dunkeln bleibt, von wannen der gute Wein kam. Sie wollten aber, von solcher Herrlichkeit umgeben, den Geschmack des Wunderweins auf ihrer Zunge, nicht in solcher Unklarheit und Unwissenheit stehen bleiben. Sie mußten wissen, woher der gute Wein kam. Und da waren ja die Diener, die es ihnen schlicht und deutlich sagen konnten. Ihr Wort nahmen sie an und — glaubten an Ihn, der da Seine Herrlichkeit geoffenbart. Das ist die alte Geschichte, die täglich wieder neu wird, vom Wunderwein zu Cana:

Der Speisemeister, das Weltkind, „weiß nicht," von wannen er kommt.

Die Diener aber wissens und bezeugens.

Die Jünger glaubens und freuen sich der Herrlichkeit des Herrn.

Wir sahen Seine Herrlichkeit.

„Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns" — so hat Weihnachten gerufen. „Und wir sahen Seine Herrlichkeit" — setzt Epiphanias hinzu. Schritt für Schritt sehen wir da, wie die Herrlichkeit des Herrn aufgehet über uns. Obwohl verborgen unter der Niedrigkeit Seiner Knechtsgestalt, strahlt sie uns doch entgegen in Seinen Worten, die Geist und Leben sind, in Seinem sündlosen Wandel und in Seinen Zeichen und Wundern.

Besonders „das erste Zeichen zu Cana in Galiläa" offenbart uns aufs Lieblichste den Charakter der Herrlichkeit unsres Jesus.

Diese Herrlichkeit ist in der Welt. Sie wohnet unter uns: das ist unsre Freude. In die Welt hat Ihn der Vater gesendet. Mensch ist Er geworden und nichts rein Menschliches ist Ihm fremd geblieben. Wir sehen Ihn als ächtes Menschenkind unter der liebenden Mutter Hand, als gehorsamen Sohn bei Joseph in der Zimmermanns-Werkstätte, als gelehrigen Schüler im Tempel mitten unter den Lehrern, als Mitreisenden unter der Fest-Karawane nach Jerusalem, als Gast an des Pharisäers Tisch, als theilnehmenden Freund im Trauerhaus zu Bethanien. So finden wir Ihn auch auf der Hochzeit zu Cana.

Er, der selbst, als Bräutigam Seiner theuer erkauften Gemeinde, an keine irdische Ehe denken konnte, eilt doch, die Einladung zur Hochzeit anzunehmen und ein Hochzeitsfest mit Seinem ersten Zeichen zu beehren, zum Beweis, daß in der Hochzeit an sich nichts ist, das Seine Gegenwart ausschlösse. Ueber die weite Welt hin, ohne Rücksicht auf Glauben und Religion, wird Hochzeit als Freudenzeit gefeiert. Der Herr Jesus hat keinen Protest dagegen eingelegt. Er ist da auf der Hochzeit und zwar mit einem Hochzeitsgeschenk, das ganz und gar nicht nach dem Geschmack mancher gesetzlichen, sauertöpfischen Leute ist: sechs große Krüge voll trefflichen Weins! Also man kann Hochzeit haben und Wein dabei haben und doch den Herrn Jesus dabei haben! So völlig, rückhaltslos und ungenirt ist Seine Herrlichkeit eingetreten in die Welt. Und so ist das Christenthum in die Welt getreten. Alle Verhältnisse und Kreise des menschlichen Lebens hat es angefaßt und als Sauerteig durchdrungen mit der Herrlichkeit des Herrn. Ohne neue Gesetze darüber aufzustellen, hat es das Verhältniß zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, Herren und Knechten, Obrigkeit und Unterthan in den Bereich seiner Wirkung gezogen. Es ist in der Welt.

Aber nicht **von** der Welt ist die Herrlichkeit des Herrn, die hier sich offenbart. Es ist zweierlei: in der Welt sein und von der Welt sein. Das fällt freilich vielen Menschen ausnehmend schwer, diesen Unterschied zu erkennen und einzuhalten. Und doch gilt es auch von den Jüngern des Herrn: „Sie sind in der Welt, aber sie sind nicht von der Welt, gleichwie auch Ich nicht von der Welt bin" (Joh. 17, 11. 16). Bei der Hochzeit ist der Herr Jesus gewesen und Wein hat Er dazu gegeben, aber

nicht zum weltförmigen, fleischlichen Mißbrauch, nicht zum Trunkenwerden. Der Speisemeister, als Weltkind, beschreibt den leider nur zu gewöhnlichen Weltlauf in solchen Dingen: Erst guten Wein, dann Trunkenheit, dann schlechter Wein, und schließlich eine elende, jämmerliche Ernüchterung. Der Herr Jesus aber hat die Trunkenheit und das wüste, fleischliche Wesen mit klaren Worten von Seinem Reich ausgeschlossen. Er ist nicht von dieser Welt. Darum kommt Er eben zur Hochzeit, damit die Welt nicht ganz und gar darauf das Regiment führe. Denn das ist eben das Traurige, daß an solchen Fest- und Freudentagen auch in Christenhäusern Weltlust und Christenfreude verwechselt und der Welt Conzessionen gemacht werden, die der Herr Jesus nicht gut heißen kann. *Nicht von der Welt!* So muß es allezeit bei Seiner Herrlichkeit heißen.

Die Herrlichkeit des Herrn bleibt allezeit *über der Welt* und zieht die Welt aus ihrer Fadheit, ihrem Jammer und Elend zu sich empor. „*Ich habe die Welt überwunden,*“ so sagt Er im Blick auf ihren ganzen Naturgrund, ihre Last und ihre Lust. Er hat das Sündliche in der Welt, das Unreine und Gottlose überwunden mit Seiner Heiligungs- und Verklärungskraft. Er hat die Stiftungen Gottes in der creatürlichen Weltordnung gereinigt von dem Verderben, das über sie gekommen, und hat sie wieder hergestellt in gottgefälliger Klarheit und Reinheit. Er hat die natürlichen Lebensordnungen verklärt und geweiht zu einer gesegneten Schule des Lebens, zu einer Bildungs- und Erziehungsstätte christlichen Charakters und Wandels, da der Glaube in täglicher Erfahrung geübt und bewährt wird. Wenn wir uns nur Seine Bildungs- und Verklärungsarbeit gefallen lassen wollen, zieht Er uns, die wir in der Welt sind, je mehr und mehr aus der Welt heraus ins ewige, himmlische Wesen hinein. Alle Unordnung dieses gegenwärtigen Weltwesens, darunter auch der Christ immerdar zu seufzen hat, überwindet der Herr. Ihre Trübsalswasser verklärt Er in Freudenwein und über der schwersten, allerdunkelsten Stunde schwebt triumphirend das Wort: *Die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über Dir!*

Drei christliche Hausregeln.

Das erste Zeichen des Herrn hat der Gründung des christlichen Hausstands gegolten. Was dort geschehen und dort durch Wort und Zeichen gelehrt und bedeutet worden ist, das ruft der Herr heute noch in jedes christliche Haus hinein: drei einfache, aber vielsagende christliche Hausregeln. Die erste heißt:

Was Er euch offenbart, das glaubt. Im Evangelium ist dies das Letzte, die Anwendung, die Frucht alles dessen, was zuvor geschehen. „Seine Jünger glaubten an Ihn," der ihnen „Seine Herrlichkeit geoffenbart." Der rechte Grund, auf dem allein ein Christenhaus im Segen sich erbauen kann, ist der Glaube an die in Christo geoffenbarte Gottesherrlichkeit. Der Glaube ist der Felsgrund alles wahren häuslichen Glücks, nach dem alten Spruch: „Wo Glaube, da Liebe; wo Liebe, da Friede; wo Friede, da Gott; wo Gott, keine Noth." Der Glaube aber darf nicht auf Menschengedanken und Träumen, auf eigner Erfindung und Einbildung ruhen. Glauben soll und kann der Christ nur, was ihm Gottes Offenbarung erschließt. Diese aber hat er an dem Worte. Hier ist das uralte, ewig neue Zeugniß von Ihm. Hier ist der rechte Felsgrund, auf dem das Haus allen Stürmen und Wettern Trotz bieten kann: „Wohl, wenn der Mann, das Weib, das Kind im rechten Glauben einig sind." „O selig Haus, wo Mann und Weib in Einer, in Deiner Liebe Eines Geistes sind, als Beide Eines Heils gewürdigt, Keiner im Glaubensgrunde anders ist gesinnt." Seine Offenbarung nun, die wir glauben dürfen und sollen, ist die Offenbarung Seiner Herrlichkeit. Es ist die Gnade und Wahrheit, die uns das Neue Testament gebracht, nicht die Strenge des Gesetzes Mosis mit seinem Urtheil der Verdammniß. Gnade, die dem Glauben geboten wird; Gnade, die Glauben fordert; Gnade, die im Glauben allein ergriffen werden kann. Sie ist es, die als heiligender Gotteshauch durch alle irdischen Verhältnisse weht und sie, in Lust und Leid, in Arbeit und Ruhe, in Kampf und Sieg, im Haus, im Volk und Staat weiht und verklärt. Was Er euch offenbart, das glaubt! Das ist die erste Hausregel. Ihr folgt die zweite:

Was Er euch auflegt, das tragt. Mit aller Gewißheit neutestamentlicher Gnade und Wahrheit, die der Herr den Seinen schenkt, bei all dem milden, freundlichen Glanz Seiner Herrlich-

keit, die Er über ihnen aufgehen läßt, gehen sie doch mit nichten frei aus von Lasten und Beschwerden. Die Offenbarung Seiner Herrlichkeit im Einzelnen hängt sogar enge zusammen mit allerlei Wolken und Kümmernissen, durch die man zu gehen hat. Der Herr ist da! Er ist im Hause mit Seiner Herrlichkeit. Aber mit dem Herrn sitzt die Verlegenheit, der Mangel, das Gebrechen zu Tische. „Sie haben nicht Wein!" Das treue, fühlende Mutterherz bekümmert sich drum und sorgt, wie doch wohl dem Mangel rasch könnte abgeholfen werden. Der Herr dürfte nur ein Wort sprechen, so wäre Alles glatt und eben. Aber Er läßt sich nicht dreinreden: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Das war die Last, die Er selbst der Maria nicht erlassen konnte. Sie mußte warten lernen, zufrieden damit, daß doch der Herr da war, ob auch die Strahlen Seiner Herrlichkeit fürs Erste noch hinter dem Gewölke verborgen waren. So wirds wohl heute noch in manchem Hause heißen: Gesundheit ist nicht da! Geld und Gut und Ueberfluß ist nicht da! Freunde und sorgenlose, frohe Tage sind nicht da! Selig, wer dann sagen kann: Aber Jesus ist doch da; ob Seine Stunde noch nicht gekommen ist, sie wird kommen, sei getrost und unverzagt; harre des Herrn, meine Seele, denn ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist! — So trag ich ruhig weiter, was Er mir auferlegt.

Und endlich die dritte Hausregel: „Was Er euch saget, das thut." Das ist Marias letztes Wort, das uns in der Bibel berichtet wird und wo hat je eine Hausmutter mit besserem Rath von den Ihrigen Abschied genommen? Was Er euch saget, das thut. Das ist eine feste, gute Ordnung. Wo diese gilt, anerkannt und befolgt wird, da muß es gut in einem Hause stehen. Nicht bloß hören, was Er sagt, sondern thun, treulich, willig, pünktlich thun, was Er uns sagt! Ob es uns leichtverständliche, klare Worte sind, die Er uns sagt, oder ob sie uns befremden mögen, weil sie gegen unsern Eigensinn und über unser Verstehen gehen! Das ist die Herrlichkeit des Christenhauses, daß man von Tag zu Tag, für alle Arbeit, für alles Leid diese Grundregel oben anstellt: Was Er euch saget, das thut!

Der Ehestand im Licht der Schrift.

Wenn man je die Frage aufgestellt hätte, was wohl der schicklichste Ort und welcher Art das angemessenste Zeichen sein müßte zur erstmaligen Offenbarung der Herrlichkeit Jesu Christi, was für Antworten wären wohl von allen möglichen gescheidten Leuten darauf gekommen? Satan hat seine Meinung über diese Frage gehabt: eine Steinverwandlung zur Stillung des Hungers in der Wüste; ein Sprung von des Tempels Zinne mitten unter das erstaunte Volk hinein, das wären seine Vorschläge gewesen. Aber auf eine Hochzeit und auf dies Hochzeits-Zeichen, die Verwandlung des Wassers in Wein, hätte wohl Keiner der Weisen dieser Welt gerathen. Da gilts auch wieder: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht Meine Wege. Und es ist und bleibt Gottes Weg, daß Jesu Herrlichkeit im Haus, im Ehestand zuerst sich offenbaren soll, denn aus dem Hause wächst das Volk und aus dem Haus auch die Kirche, die Gemeinde Gottes.

Der Ehestand ist ein Ehrenstand. Am Anfang des Alten Testaments, an den Pforten des Paradieses steht die Gründung des Hausstands; am Anfang des Neuen Testaments das erste Zeichen auf der Hochzeit zu Cana. Dort, als Adam und Eva zusammengegeben wurden, war der Schöpfer auch da, der heilige, gütige und treue Gott, der Seinen Segen über sie sprach. Hier in Cana war Jesus auch da und Seine Jünger und Sein Segen und Seine Herrlichkeit. Bis zum heutigen Tage gibt es kaum einen stärkeren praktischen Beweis für die Heils- und Segenskraft des Christenthums, als die Geschichte der Ehe, der Familie, des Weibes. Stellt nebeneinander die Heidenwelt, China, Indien, ja selbst das alte Griechenland und Rom auf der einen Seite und die christlichen Völker auf der andern Seite, und seht den Unterschied.

Darum aber lassen wir doch die Ehe auf dem Naturboden, wo Gott der Herr sie hingepflanzt hat und stempeln sie nicht zum Gnadenmittel und Sacrament, wie das die Römische Kirche thut. Das scheint wohl noch eine höhere Ehrenstellung zu sein, ist es aber in Wahrheit doch nicht. Nicht an den Stätten des Marien-Cultus, in römischen Landen, steht die Ehe in höchsten Ehren, sondern in evangelischen Kreisen, da wo Christus der Herr Sei-

nen Platz einnimmt, den dies Evangelium Ihm Seiner Mutter gegenüber anweist. Da ist sie ein heiliger, seliger Bund fürs Leben, ein Schritt, der mit Gott, Gottes Wort, Gebet und Segen gethan wird, eine Gemeinschaft nicht bloß des äußeren, irdischen Lebens, sondern des Glaubens, der höchsten, geistlichen Interessen, des Heils unserer seligsten Hoffnung: Wo du hingehst, da will ich auch hingehen. Dein Gott ist mein Gott. Wo du bleibst, da bleibe ich auch.

Aber, obwohl ein Ehrenstand, ist doch die Ehe nun auch ein Wehestand. Der Sündenfall mit seinen Folgen hat nirgends tiefer und schmerzlicher eingeschnitten als in den Ehestand. Hier ist nun nach Gottes heiligem Urtheilsspruch vor Allem der Boden, wo das Uebel der Sünde, ihr Strafleiden, sich fortpflanzt. Sie ist ja auch der Boden, auf dem die Schuld und Macht der Sünde sich forterbt: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch. Dem Manne und dem Weibe wird, Jedem in seinem besonderen Pflichtenkreis, Kummer und Schmerzen von Gott zugetheilt. Kein Hochzeits-Frohsinn kann über den Ernst jener Schriftstellen hinwegspringen, die unsre Alten in ihrer ganzen Schärfe und Schwere in ihre Trau-Ordnungen eingefügt haben, die aber freilich den feinen Ohren unsres heutigen Geschlechts höchst widerwärtig sind. Nicht bloß Sonnenschein, sondern auch Regenwetter gehört zum Segen des christlichen Hausstands. Und wenn es regnet, darf man das Naßwerden nicht scheuen. Davor aber sollen wir uns wohl hüten, daß die Wolken, aus denen das Regenwetter kommt, nicht durch unsre Schuld, aus unsern eigenen Herzen aufsteigen. Was liegt nur im Kindersegen, dem köstlichsten Ehesegen, für eine beständige Quelle des Hauskreuzes. Da ist nicht bloß die oft so schwere, herzdurchschneidende Sorge um ihr leiblich Leben. Da ist der Kampf wider die Macht der Sünde in ihrem inneren Leben. Da sind die Dornen und Disteln auf dem Acker unsrer Kinderwelt, und die stechen am schärfsten!

So wird der Ehestand auch für den Christen ein beständiger Lernestand, eine heilsame Schule, in der Mancher schon hat lernen müssen, wozu er sich nie zuvor hat herbei lassen wollen. Die Hauptlektion dabei hat Maria trefflich in das kurze Wort gefaßt: Was Er saget, das thut!

Ein Jeder lern sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

Am dritten Sonntag nach Epiphanias.

Des himmlischen Hauptmanns Kriegsknechte.

Der Hauptmann von Kapernaum ist ein ächter Soldat. Soldatisch gehts in seinem Hause zu. Soldatisch ist sein ganzes Denken. Selbst seine Gedanken von dem Herrn und der Art Seines Wirkens haben einen soldatischen Anstrich: Ein Wort — eine Wirkung! Ordre parirt! Sie gelte nun Menschen oder Mächten wie Krankheit und Uebel. Bei Ihm wirds doch heißen: Er spricht, so geschiehts, Er gebeut, so steht es da!

Dem Herrn Jesus haben jedenfalls diese Gedanken gar nicht übel gefallen. Er findet großen, wunderbaren Glauben darin. Er stellt den einfachen Kriegsmann als Muster vor uns hin. Von ihm sollen wir lernen, auch jene Mächte des Leids, der Trübsal, der Krankheit als Kriegsknechte ansehen, die unter des himmlischen Hauptmanns und Herzogs Commando stehen. Das mag dann vielleicht soldatisch gedacht sein, — es ist und bleibt ächt christlich gedacht.

Unter dreifachem Commando-Wort stehen diese Kriegsknechte. **„Gehe hin"** so lautet das erste. Wo immer so ein gewappneter Kriegsknecht einfällt in einem Hause und seine Wunden schlägt, da kommt er auf des Herrn Geheiß. Wir Menschen können wohl manchmal eine näher liegende Krankheitsursache bezeichnen, wo sich Einer dies und das geholt hat. Ja wir wissen, daß mancher Krankheit Wurzel geradezu in dem Leichtsinn, in der Sünde des Menschen zu suchen ist. Und doch liegt ihr letzter Grund bei Dem, ohne Den kein Haar von unsrem Haupte fällt und Der sie sendet als Seinen geharnischten Boten: Geh hin! Darum kann man solchen Kriegsknecht auch nicht abschütteln und los werden, wie man oft gerne möchte. Er steht da auf allerhöchsten Befehl. Da hilft alles Sperren und Sträuben nichts. Man muß ihn hereinlassen. Darum nur weg mit der Ungeduld, dem verdrießlichen Klagen. Der Herr hat ihn gesandt: Geh hin! Das sollen namentlich Christen nie vergessen: Dieser Kriegsknecht mit dem hauenden Schwert, diese leidige Krankheit, kommt von Dem, Der der Friedefürst heißt und Der Friedensgedanken über uns hat auch bei solchen Boten.

Das andre Commando-Wort, unter dem solch ein Kriegsknecht eintritt bei uns, heißt: „**Thue das!**“ Er hat von seinem himmlischen Hauptmann einen bestimmten Befehl: Thue das! Richte das aus. Der Herr sieht ja wohl in die Herzen und Häuser der Seinen hinein und weiß, was es da und dort für einen Seiner Kriegsknechte zu thun gibt. Dazu sendet Er ihn dann. Da ist in einem Hause die Gefahr, daß man schläfrig und läßig wird mit dem Wort und im Gebet, daß feiner oder gröber ein Abgott gemacht wird aus irgend einer irdischen Liebe, daß die Herzen gefangen und verstrickt werden ins Weltliche, und Glaube, Liebe und Hoffnung Noth leiden. Da ruft dann der Herr solch einen Kriegsknecht: „Geh hin, da gibts etwas für dich zu thun.“ Da müssen die Herzen aufgeweckt und aufgedeckt werden; da muß ein Sündenbann, ein Fleischesjoch, ein Eigenwille gebrochen werden; da muß das Wort und Gebet wieder lebendiger in Schwang kommen; da müssen sie fürs Himmlische, Ewige fertig und reif gemacht werden in der Schule der Anfechtung, des Glaubens und Gottvertrauens zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde. Das sind die Dinge, die solch ein Kriegsknecht ausrichten soll im Hause. Thue das, sagt der Herr. Und wo ein Christ das Commando seines himmlischen Herrn und Hauptmanns versteht bei solcher Sendung, da ist eben das seine Hauptsorge, daß dieser Zweck ausgerichtet werde, daß dem himmlischen „Thue das“ ein kräftiges „so thut ers“ folgen möge.

Das dritte Commando-Wort, unter dem diese Kriegsknechte stehen, heißt „**Komm her**“. Das ist des Hauptmanns Befehl, wenn der Kriegsknecht fertig ist, wenn ihm gelungen, wozu er gesandt war. Da ruft ihn der Herr, und Er allein, ab zu Seiner guten Zeit. Wir brauchen ja wohl auch menschliche Mittel und Werkzeuge, den Arzt und seine Arznei, um die Einquartierung solcher Kriegsknechte los zu werden. Und wir thun recht dran, daß wir sie brauchen. Aber die eigentliche Abberufung des Kriegsknechts, auch bei allen menschlichen Mitteln, geschieht nur auf allerhöchsten Befehl: Komm her! Wo der Herr droben das Wort spricht, da geschiehts, daß der Kriegsknecht einpackt, sein Schwert in die Scheide, seine spitzen Pfeile in den Köcher stößt und abmarschirt.

Manchmal freilich geschieht die Abberufung auf besondere Weise. Da gilt der Befehl: „Komm her“ nicht bloß dem Kriegsknecht, der Krankheit, sondern dem Kranken selbst. Der Kriegsknecht soll ihn mitbringen, — heim zu seines Herrn Freude. Und das ist

doch am Ende der seligste Dienst, den solch ein Kriegsknecht thun darf. Da wird er, der uns anfangs so grimmig und finster angeschaut, nun zum lieben, trauten Engel, der uns heimträgt in die ewigen Friedenshütten. Da hat der Kriegsknecht seine Arbeit gethan.

Des Hauptmanns Ruhm.

Es hat manche berühmte Hauptleute gegeben in der tapferen Römischen Armee, die ihre siegreichen Waffen von Afrika bis Schottland, und von den Säulen des Herkules bis zum Caspischen Meer und zum Indus getragen. Aber Keiner von Allen hat je solches Lob bekommen und solchen Ruhm erlangt, wie der Hauptmann zu Kapernaum, wohlbekannt in der Kirche des Herrn, bei der Schaar derer, die dem Herzog unsrer Seligkeit nachfolgen. Der Apostel Paulus nennt einmal den einen rechten, wahrhaftigen „Juden" (d. i. „Gottlob"), „welches Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott." (Röm. 2, 29.) Das trifft nun bei diesem heidnischen Hauptmann merkwürdig zu. Er hat sein Lob gehabt von Menschen, aber auch von Gott. Ja, wir dürfen sagen, selten hat ein Mensch solches Lob aus dem Munde Dessen empfangen, Der nicht obenhin urtheilte und den Leuten zu Gefallen redete, sondern wußte, was im Menschen war und darum nicht bedurfte, daß Ihm Jemand etwas sagte, denn Er kannte sie Alle.

Worin bestand nun des Hauptmanns Ruhm? Er hatte seinen Ruhm vor Menschen: Er war der Obrigkeit unterthan. Er hatte gehorchen gelernt denen, die in der Ordnung dieses Lebens über ihm standen. Wie es vom Jesusknaben in Nazareth heißt: „Er war Seinen Eltern unterthan," so galt es vom Hauptmann zu Kapernaum: er war der Obrigkeit unterthan.

Pünktlich ist er in der strengsten Pflichterfüllung. Und in der Römischen Armee verstand man in diesem Punkte ebenso wenig Spaß, wie heutzutage in der Deutschen. Der Mann hatte gehorchen gelernt. Und das sind immer tüchtige, respektable Männer, die in ihrer Jugend gehorchen gelernt haben. Für ihn war das Wort seiner Obern eine Macht, eine Autorität, der er sich ohne Umstände unterwarf. Das war eine rechte Schule ächter Mannhaftigkeit für ihn. Ist nicht bei vielen Menschen die Widersetzlichkeit, das trutzige Auflehnen wider Gott und Sein Wort so groß, weil sie eben nie gelernt haben, in den einfachsten

Verhältnissen des Lebens sich etwas sagen zu lassen? Das Ei will klüger sein, als die Henne. Das junge Volk ärgert sich, wo etwas gesagt wird und gesagt werden muß um der Wahrheit und der Liebe willen.

Und der Hauptmann ist selber eine Autorität in seinem Kreis. Der Mann, der einst gelernt hat zu gehorchen, ist auch tüchtig, zu befehlen und seinem Befehlswort Achtung und Geltung zu verschaffen. Es ist der tief-innerlichste Zusammenhang in jedem Menschenleben und in jedes Volkes Geschichte zwischen Gehorchen und Befehlen.

Aber nicht bloß befehlen kann der Hauptmann seinen Kriegsknechten. Er kann etwas, was besser ist, als befehlen. Er kann für sie fühlen. Es schlägt ein weiches, fühlend Herz in seiner Brust. „Mein Knecht hat große Qual." Das geht ihm selbst zu Herzen und durchs Herz. Er möchte so gerne ihm Linderung schaffen und darum scheut er den Gang zum Herrn nicht für seinen Knecht.

Noch größeres Lob wird dem Hauptmann von den Juden gezollt. Es mag ja freilich etwas von oben herab geredet gewesen sein: Er hat unser Volk lieb und die Schule hat er uns erbaut. Aber es ist und bleibt ein großes Zeugniß für den Römischen Hauptmann aus dem Munde von Juden. Es läßt uns den Mann erkennen, als den, der über die Schranken der Nationalität hinüber ein unbefangenes Auge, eine helfende Hand sich offen hält auch für die, die eines anderen Volkes, selbst des verachteten Judenvolkes, sind.

So weit sein Ruhm vor Menschen und von Menschen. Nun aber das Lob von dem Herrn selbst! „Solchen Glauben habe Ich in Israel nicht gefunden." Der Glaube ists, nach dem des Herrn Augen schauen; und je demüthiger solcher Glaube, desto lieber. Das hats ja gerade bei so Vielen in Israel nicht zur rechten gläubigen Hingabe an den Herrn kommen lassen, daß sie sich nicht recht vor Ihm beugen wollten. Des Hauptmanns Wort: „Ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest," das konnte das schriftgelehrte Judenthum nicht über die Lippen bringen. An der Demuth hats gefehlt.

Aber es war noch etwas Größeres in dem Glauben des Hauptmannes, als diese Demuth, sein unbedingtes, absolutes Vertrauen aufs Wort und dessen sieghafte Kraft: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund." Das ists, was den Hauptmann von Kapernaum neben Paulus und Luther, die größten Glaubens-

helden stellt. Hier ist der Kern und Stern aller wahren Theologie und alles lebendigen Christenthums. Des Herrn Wort thuts und Sein Wort allein. Und das ist der große, selige und herrliche Glaube, dem der Herr solch rühmendes Zeugniß gibt, der Glaube, der ans Wort allein sich kühn und trutzig hält. Durchs Wort ist Himmel und Erde geschaffen. Durchs Wort kommt Heil und Segen in Herz und Haus und Welt. Durchs Wort wird das schwache irdische Element zum Träger himmlischer Gaben und Güter, zum gnadenreichen Sacrament. Das Wort ist und bleibt alles wahren Glaubens Wurzel, Grund und Kraft; nicht was wir sehen, fühlen und wissen, sondern was Er sagt, und weil Ers sagt und wie Ers sagt: **Solchen** Glauben schenk und bewahr uns alle Wege, lieber Herr Jesu. Amen.

Ein muthiger Glaube.

Es ist ein wunderbares Ding um die große, entscheidende Erfahrung des Menschenherzens, den Glauben. In seinem Kernpunkt muß der seligmachende Glaube ja freilich immer und überall derselbe sein: Das feste Ergreifen und Halten des Herrn mit Seiner Macht und Treue, mit Seiner Gnade und Barmherzigkeit. Aber dabei ist die Erfahrung des Glaubens doch wieder etwas so Reiches und Mannigfaltiges, daß die heilige Schrift nicht müde wird, uns immer neue Gestalten vorzuführen, in denen die verschiedenen Seiten und Züge des wahren evangelischen Glaubens zur Entfaltung kommen. Es ist immer derselbe alte, kostbare Diamant, aber in immer neuer, köstlicher Strahlenbrechung. So auch beim Aussätzigen und beim Hauptmann zu Kapernaum. Glauben, großen, starken Glauben haben sie Beide gehabt. Aber bei Jedem tritt ein anderer Zug des Glaubens in den Vordergrund. Beim Aussätzigen ist es vor Allem der kühne Muth des Glaubens, der auf den Herrn Alles wagt, Alles Ihm zutraut, aber auch Alles Ihm überläßt.

„Du kannst mich reinigen." Das ist ein Zug von kühnem, muthigem Glauben, wie er in den Worten des Aussätzigen sich ausspricht. Ein Kleines war es fürwahr nicht, was er mit diesen Worten ausgesagt hat. Den Aussatz wegnehmen, das kannst Du! Wahrlich, das ist eine kühne, zutrauensvolle Sprache. Die schreibt dem demüthigen Jesu von Nazareth eine Macht und ein Vermögen zu, hoch über aller Menschen Kraft und

Vermögen. „Bin ich denn Gott, daß ich tödten und lebendig machen könnte, daß er zu mir schickt, daß ich den Mann von seinem Aussatz los mache?" so rief dort in der Verzweiflung seiner Ohnmacht der israelitische König, als ihm der Syrer seinen aussätzigen Feldhauptmann zugesandt hatte. Unser Kranker hier besinnt sich keinen Augenblick. Er schaut empor in das theure Antlitz des großen Arztes, Jesu von Nazareth, und er zweifelt keinen Augenblick: Du kannst mich reinigen! Das ist Glaubensmuth. Was alle Welt nicht kann, das kann Er, der Wunderbar-Rath! Das Unmögliche ist Ihm möglich. Du kannst es! Das ist der feste Halt des Aussätzigen.

Aber erschüttert er nun nicht selbst wieder diesen festen, guten Grund, indem er dieser getrosten, muthigen Erwartung ein anderes Wort vorsetzt: „Herr, wenn Du willst?" Macht er dadurch das Andre nicht wieder fraglich und ungewiß? Was hilft ihm alle Macht in der Hand Dessen, der nicht willig wäre, sie zu seinen Gunsten zu gebrauchen? Wie viele Menschen haben in tausend Fällen das Können; aber das Wollen findet sich nicht! Die Mittel sind da, aber kein Herz, sie zur Hilfe zu brauchen. Eben darum ist auch, wo man's mit Menschen zu thun hat, die Frage, der Zweifel berechtigt: Wenn der wollte, könnte er wohl in dieser Sache etwas thun, aber ob er will, das ist die Frage!

Hat nun unser armer Aussätziger auch mit dieser Frage zu kämpfen gehabt? Hatte er, bei seinem unbegrenzten Vertrauen in das Können des Herrn, doch einen geheimen Zweifel an Seinem Wollen? Aber, fragen wir weiter, wäre denn das überhaupt noch Glauben gewesen? Kühner, seliger Jesus-Glaube? Nein, der Glaube an Seine Macht, die Alles kann, ist noch kein seliger Glaube. Es muß auch ein fester, unerschütterlicher Glaube sein an Seinen Willen, den guten, gnädigen Heilswillen, der keine Lust hat am Tode, sondern am Leben. Grade so fest, wie ich glaube: Der Herr Jesus ist mächtig und stark genug, mir an Leib und Seel zu helfen, grade so fest muß ich auch glauben: Der Herr Jesus ist barmherzig und gnädig, so daß es Sein Heilands-Wille ist, mir zu helfen. Kein Zweifel dran, Er gönnt mir alles Gute! Sein Wille ist mein Leben und meine Seligkeit.

Darum ist es gerade so ein schöner Zug in dem kühnen Glauben des Aussätzigen, daß er sich dem Herrn Jesus mit der Heilung seines Leibesschadens ganz auf Gnade und Ungnade ergibt:

„Herr, wenn Du willst!" Wir wissen ja nicht, was wir beten sollen, wie sichs gebührt. Wir wissen hundert Mal nicht, was wahrhaft gut ist zu unsrer Seligkeit. Aber das wissen wir: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen. Das wissen wir, daß, was Gott thut, das ist wohlgethan. Das wissen wir, daß Seine Gedanken und Wege höher sind, als unsre Wege und Gedanken und daß sie, wie immer sie uns anfangs erscheinen mögen, doch allezeit Friedensgedanken sind. Darum: Wie du willst! Wann du willst! Was du willst! so spricht mit dem Aussätzigen der Muth des rechten, starken Glaubens.

Amen, Amen, in dem Namen meines Jesu halt ich still,
Es geschehe und ergehe, wie und wann und was Er will.

Der Hauptmann zu Kapernaum.

Drei Zeugnisse über diesen merkwürdigen Mann bringt das Evangelium, das nach ihm gewöhnlich genannt wird.

1. Was die Leute von ihm sagen. Die Schrift hält freilich für gewöhnlich nicht so viel auf das Urtheil der Menschen. Wir werden dagegen gewarnt, daß wir demselben nicht zu viel Werth zuschreiben. Es wird geradezu als ein Schade für den Christen betrachtet, wenn er der Welt Gunst in besonderem Maaße genösse. Wehe euch, wenn euch Jedermann wohl redet! Und doch auf der andern Seite wird auch von den Christen gefordert, daß sie ein gut Gerücht haben, auch bei denen, die draußen sind. Sie dürfen dem Lästerer nicht ins Urtheil fallen. Ein gut Gerücht ist besser denn viel Gold. Nun, eines solchen guten Namens hat sich der Hauptmann erfreut. Die Aeltesten der Juden legen ein gutes Wort bei dem Herrn für ihn ein. Sie baten mit Fleiß für ihn und sprachen: Er ist sein werth, daß Du ihm das erzeigest; denn er hat unser Volk lieb und die Schule hat er ihm erbauet. Das war nun im Munde der Juden für den Römer ein ganz besonderes Lob. Wenn wir bedenken, wie bitter sonst die Stimmung zwischen diesen beiden Völkern war, wie stolz der Römer am Juden vorbei ging; wie tief wiederum der Jude auf den fremden, heidnischen Römer herunter sah, wie hartnäckig und verzweifelt er sich wehrte, in dem Allerweltsreich der eisernen Römer mitverschlungen zu werden, — da müssen wir sagen, das Wohlwollen, die Menschenfreundlichkeit,

das Interesse, das der Hauptmann an Israel nahm, hat ihm, dem Römer, selbst der harten Juden Herzen gewonnen. Das ist ein großes Stück, ein solches Zeugniß aus dem Munde der Juden zu gewinnen.

2. Und was sagt denn der Hauptmann selbst von sich? Sein eigenes Zeugniß ist ja in gewissem Maaße auch von Werth, um den Mann recht kennen zu lernen. Viele Menschen, über die man allerlei Gutes durch Andere zu hören bekommt, verlieren durch die Art und Weise, wie sie selber von sich reden. Man läßt sich ja gerne loben, sonders vom „Volke Gottes," von der Gemeinde, von den Kirchenleuten, vom Pfarrer: Er hat schon viel für uns gethan; bei diesem oder jenem Bau mitgeholfen. Dann aber fällt man, wenn man von sich selber redet, unversehens in den Ton jener Arbeiter im Weinberg: Wir haben des Tages Last und Hitze getragen! Wir sind die Ersten! Bei solcher Rechnung werden Ansprüche gemacht und das Apostolische Gebot ganz und gar vergessen, daß Niemand mehr von sich halte, denn sich gebühret zu halten, daß er von sich mäßiglich halte. Das aber versteht der Hauptmann trefflich. „Ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach eingehest. Ich habe mich selbst nicht würdig geachtet, daß ich zu Dir käme." Das ist die Sprache der Demuth, die Sprache der Heiligen im Alten und im Neuen Testament, die Sprache der Seligen vor dem Stuhle des Lammes.

3. Endlich noch, was sagt denn der Herr Jesus selbst von dem Hauptmann? Das ist und bleibt ja doch allezeit das wichtigste Zeugniß, das der Herr, der Herzenskündiger, einem Menschen giebt. Wenn Einer den Menschen noch so gefällig wäre, und wenn Einer von sich selber noch so demüthig reden könnte, so könnte er darum doch vielleicht Christi Knecht nicht sein. Da ist nun vor Allem zu merken der Maßstab, nach welchem der Herr Jesus den Hauptmann mißt. Er hätte ja auch von seiner Liebe zu dem verachteten Volk der Juden reden können, oder von seiner Freigebigkeit, die ihnen die Schule baute, oder von seiner freundlichen Theilnahme an dem Leiden des Knechts, oder von seinem strammen Gehorsam in militärischen Dingen. Aber für den Herrn giebt es nur Einen Maßstab, nach dem Er den Menschen mißt, das ist der Glaube. Nicht der allgemeine Gottesglaube an Den, Der die Welt gemacht und im Himmel thronet, sondern der persönliche Christusglaube. Das ist das Gepräge, das im Himmelreich gilt. Das ist es, was dem Menschen seinen

wahren Werth giebt. Christus ist das Höchste und Beste. Sein Wort ist das Nöthigste und Seligste, die Gotteskraft zur Seligkeit Allen, die daran glauben.

Dieses Wort im Glauben fassen und halten, diesem Worte Alles zutrauen, das ists, was in Christi Augen an einem Menschen das Größte und Beste ist. Kein andrer Mensch hat ein solches Zeugniß aus Jesu Mund empfangen: „Solchen Glauben habe Ich in Israel nicht gefunden!"

Am vierten Sonntag nach Epiphanias.

Die Ueberfahrt.

Abends war's, als der Herr zu Seinen Jüngern sprach: „Laßt uns hinüberfahren." Und Er trat in das Schiff. Sie nahmen Ihn, wie Er im Schiff war. Jesus im Schiff zur abendlichen Fahrt über den See, das ist der Ausgangspunkt für die Geschichte. So ist Er am großen Weltabend eingetreten ins Schiff der Menschheit. „Jesus im Schiff" — ist die selige Loosung, seit das Christkind in der Krippe zu Bethlehem gelegen, seit die Schatzungsliste unter ihren Tausenden von Namen den Einen hat, der über alle Namen ist: Jesum, Gottes und Marien Sohn. „Jesus im Schiff!" Da mag der Tag sich neigen und der Abend und die Nachtschatten heraufziehen; ist Er nicht das Licht der Welt? breitet Er nicht Seine schützenden Arme über die Seinen, wie die Henne ihre Flügel über die Küchlein? Jesus im Schiff! Greift aus, ihr Ruderer! Frisch an die Segel, ihr Matrosen! Es giebt eine gute, fröhliche Fahrt, wir haben Jesum im Schiff!

Und siehe, da erhob sich ein großes Ungestüm. Ein Windwirbel warf „die Wellen in das Schiff, also daß das Schiff voll ward." Wie anders und seltsam lautet das! „Die Wellen im Schiff!" Und das Schifflein „ganz voll", „mit Wellen bedeckt." Wo das Auge hinblickt, Wellen, Wellen überall! Und Jesus? Ganz hinten im Schiff, in einer kleinen Ecke, verborgen, schlafend. Wie der Strom der Wanderer in der Herberge zu Bethlehem dem Jesuskind keinen Raum gelassen hatte, als die verborgene Krippe im dunkeln Stall, so hat hier der Wellen-

schwall scheinbar das ganze Schifflein in Besitz genommen, bis auf das kleine Eckchen, darin der Heiland ruht. „Laß die Wellen sich verstellen, wenn du nur bei Jesu bist!" Sie schwellen ja freilich oft mächtig an wider Ihn und Sein Schifflein. „Die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen. Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen gräulich; der Herr aber ist noch größer in der Höhe." (Ps. 93.)

Freilich die Wellen haben Anfangs einen Sieg gewonnen in den Herzen der verzagten Jünger. Je höher sie stiegen, um so tiefer sinkt der Glaube, der Muth, die Hoffnung. Es ist beinahe Gefrierpunkt. „Wo ist euer Glaube? Wie, daß ihr keinen Glauben habt? Ihr Kleingläubigen, warum so furchtsam?" Trotz „Jesus im Schiff" ist nicht viel Glaube im Schiff, sondern Kleinmuth, Furcht, Verzagtheit. Es ist ja freilich eine schöne Sache, „Jesus im Schiff" zu haben. Aber was haben wir an Ihm, wenn wir Ihn nicht im Glauben fassen und halten und uns also Sein trösten? Zu Jesu ins Schiff gehört auch der Glaube ins Schiff, und die Furcht und der Kleinglaube gehört hinaus! „Wenn nur die Wellen draußen wären!" so denken und wünschen die Jünger. „Hinaus mit eurem Kleinglauben!" Das ist das Erste für den Herrn. Der Sturm im Meer, die Wellen im Schiff kümmern Ihn nicht so sehr, wie der Kleinglaube in den Herzen der Seinen. Dieser muß zuerst bedräuet, gestraft, gedämpft werden! Stille vor Ihm! Harre des Herrn! Dann kommt ja bald Seine Stunde, da Er aufsteht in Seiner Majestät und dem Sturm gebietet, daß es ganz stille wird.

O selige Stille, wie sie auf einem Menschenantlitz liegt, wenn der Herr über Leben und Tod dem Ringen und Stürmen des Todeskampfs Sein „bis hieher und nicht weiter!" zugerufen. Da wird es ganz stille; das Schifflein ist am Lande. Drüben, im Hafen zur seligen Einfahrt.

So dann werd ich nicht ertrinken,
Ich behalt den Glaubensschild;
Christi Schifflein kann nicht sinken,
Wär das Meer auch noch so wild.
Ob gleich Mast und Segel bricht,
Läßt doch Gott die Seinen nicht.

(Kirchenbuch 593, 7.)

Was ist das für ein Mann?

Die Herrlichkeit des Herrn leuchtet in diesen Epiphanias-Sonntagen aus jedem dieser lieblichen Evangelien. Sie strahlt im Wort des zwölfjährigen Jesus im Tempel. Sie lächelt uns gar freundlich an aus dem Zeichen auf der Hochzeit zu Cana. Der Aussätzige und der Hauptmann zu Kapernaum wissen davon zu sagen. Und nun aus Sturm und Wetter die plötzliche Stille auf Sein Geheiß. Da verwundert sich Alles und frägt mit Entsetzen: Was ist das für ein Mann, daß Ihm Wind und Meer gehorsam sind?

Wir aber warten nicht mit dieser Frage, bis wir den Heiland aufstehen und Wind und Wogen bedräuen sehen. Wie Er so da liegt, hinten im Schiff, müde von des Tages Arbeit, von tiefem Schlaf umfangen, ist Er uns schon ein Gegenstand solcher Frage. Da heult der Sturm, da braust das Meer. Welle auf Welle stürzt herein und bricht über das arme Schifflein, als müßte es in Stücke und Trümmer gehen. Die Segel sind fort, zerflattert und zerrissen und die Masten biegen sich, schwanken und stöhnen, als wollten sie jeden Augenblick brechen und splittern. Den Schiffern sinkt der Muth und bebt das Herz. Sie kennen den See und haben schon manches wilde, wüste Wetter drauf bestanden. Aber so hats doch noch nie getobt. Nun ist alle Hoffnung dahin: Wir verderben! So schreien die starken Männer in der Angst und Noth ihrer Seelen. Und Er liegt und schläft. Was ist das für ein Mann, der so schlafen kann bei diesem Aufruhr der Elemente? Ein Bild des Friedens liegt Er da, so sorgenlos und unbekümmert, wie ein Kind an der Mutterbrust. Ein Friede, den kein Sturm von außen stören kann. Und drinnen in Seinem Herzen ist nichts, das den Frieden stören kann, keine Sünde, keine Schuld, keine Angst und Furcht des bösen Gewissens. Es ist der sündlose Menschensohn, der dort den Schlaf des Gerechten schläft. Der Einzige unter Allen, die vom Weib geboren sind, der da schlafen konnte. Er ist „in dem, das Seines Vaters ist." Darum fragt Er nichts nach Himmel und Erde. Seine Zuversicht und Stärke ist bei dem Vater, darum fürchtet Er sich nicht, wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen und die Welt untergienge. Es ist der Sündlose, Der dort schläft. Und doch ein wahrhaftiger Mensch, wie

wir; der Ruhe bedürftig, nach des Tages Last und Arbeit, gerade wie des Labetrunks am Jacobs-Brunnen oder am Kreuzesstamm. Es ist unser wahrhaftiger Bruder, unser Fleisch und Blut.

Aber sieh, nun haben die Jünger Ihn aufgeweckt mit ihrem stürmischen Nothschrei. Ruhig, barmherzig und freundlich schaut Er sie an und doch auch wieder ernst und strafend: Wo ist euer Glaube? Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Was ist das für ein Mann, der so linde und doch fest mit den erschrockenen Herzen redet? Er hat das rechte Wort zur rechten Zeit. Erst den Sturm in dem Herzen stillen, dann mit den Wellen draußen ein Wort reden, das ist Seine Art.

Und nun erst steht Er auf und bedräuet den Wind und das Meer: Schweig! Verstumme! Da ward eine sehr große Stille. Was ist das für ein Mann, der so mit Wind und Wetter, mit den Elementen der empörten Natur reden kann? Die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen. Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen gräulich. Der Herr aber ist noch größer in der Höhe. Das ist die Antwort auf die Frage. Der Herr ist's, in der Höhe! Der Herr, unser Herrscher, dem Alles unter Seine Füße gethan ist. Ihn loben Sonne und Mond; Ihn loben alle leuchtenden Sterne; Ihn loben die Himmel allenthalben und alle Tiefen; Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwind, die Sein Wort ausrichten. Lobe den Herrn, meine Seele, Hallelujah!

Sturm und Stille.

Jesus im Sturm! Was für ein lebendig sprechendes Bild auf alle Zeiten des Reiches Gottes in seinem diesseitigen Laufe! Die Wasserwogen, die dort, wilden Thieren gleich, das kleine Schifflein jagen und ihren Rachen aufsperren und ihren Schaum ausspritzen gegen Den, Der drin ruht. Die heulenden Winde, die die Wellen zum Sturme hetzen und die Segel in Fetzen reißen, sinds nicht die Mächte dieser gottgeschaffenen Natur im Sturm, im wilden Aufruhr wider ihren Schöpfer? Das ists, was die Sünde angerichtet hat im Leben der Menschheit: Empörung wider den Herrn und Schöpfer! Sturmlauf wider Seine Majestät, Seine Ordnungen, Seinen Willen, Seine Liebe. „Wir

wollen nicht, daß dieser über uns herrsche! Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!" Daher die häufigen Bilder im Alten Testament, darin die Gottlosen, die Glaubenslosen, Widergöttlichen verglichen werden mit dem ungestümen Meer. „Die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen. Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen gräulich. Der Herr aber ist noch größer in der Höhe!"

Und diese unruhigen Wellen, vom Winde hin und her getrieben und wild sich überstürzend, sind sie nicht auch das sprechende Bild des armen Menschenherzens, wie es von seiner inneren Unruhe, seiner Schuld und Selbstanklage umgetrieben wird? Die Gottlosen haben keinen Frieden, spricht der Herr. Die Wasserwogen der Sindflut waren einst die Gerichtsboten des Allmächtigen über die sündenbeladene Menschheit. So schreit das von der Schuld gebeugte und gedrückte Gemüth: „Meine Sünden gehen über mein Haupt! Wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden." „Dein Grimm drücket mich, und drängest mich mit allen Deinen Fluthen." Und Paulus läßt uns hineinschauen in den Sturm der Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen.

Das sind geistliche Sturmbilder, an die uns das Evangelium erinnert.

Und wie soll nun in solchem Sturm die Stille die Oberhand gewinnen? Wo soll sie herkommen? Seht hin ins wellenbedeckte Schifflein. Dort liegt auf hartem Polster hinten im Schiff ein Mann, Dem kann auch der wüthende Sturm die Ruhe, den Frieden nicht nehmen. Was ist das für ein Mann? Im Aufruhr der tobenden Elemente, wo auch den muthigen, wettergebräunten Fischern vom See Genezareth der Muth schwindet und alle Hoffnung sinkt, da schläft Er, — schläft so sanft und süß, wie einst als Kind an der Mutter Brust, unbekümmert um den Mordstahl, den Herodes nach ihm gezückt. Das ist der Friede selbst, der dort verkörpert ruht. Für Ihn persönlich lauert ja hinter all dem wilden Sturm nicht der Zorn des gekränkten Richters! Wer darf Ihn einer Sünde zeihen? Der sündlose Menschensohn ruht dort. Wo die Sünde keinen Zutritt, kein Anrecht hat, da muß Frieden und Stille bleiben, wenn auch der Weltkreis in Trümmer und Stücke bräche. Aber Jesus von Nazareth ist der Einzige auf dieser weiten Welt, bei Dem solcher Gottesfriede wohnt. Er ist der liebe Sohn, an dem der Vater Wohlgefallen hat. Nichts

kann Seinen Frieden stören. Er ist der Friede. Und von Ihm muß der Friede und die Stille ins Menschenherz, in die Sünderwelt kommen. Aus jenem kleinen Eckchen im sturmbewegten Schifflein ist die Stille gekommen, die den Sturm gelegt hat durchs allmächtige Wort. Vom Herrn kommt sie; vom Herrn durch Sein Wort. Und vor Allem muß die Stille ins arme Menschenherz einziehen: Der Sturm der Sünde, des Trotzes und der Empörung, der Sturm des Kleinglaubens und Unglaubens, der Angst und Verzweiflung muß erst stille werden. Mit diesem hat der Herr Sein erstes, ernstes Wort zu reden. Und wenn Seine Rede fähet im Menschenherzen, da giebts Glauben. Und was ist der Glaube anders, als das Stillesein im Wort des lebendigen Heilands?

Aber auch draußen um uns her in der Welt der Empörung muß der Sturm einmal der Stille weichen durch Ihn. Wenn die Wasserwogen eben ihr Gewaltigstes gethan haben, wenn sie ihren schäumenden Gischt bis zum Himmel gespritzt haben, wenn der Kleinglaube winselt: jetzt geht Alles drunter und drüber! Da kommt Sein majestätisch Wort: Bis hieher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Und auf den letzten großen Sturm wird die wundersame Stille folgen, die nur noch durch die Lobgesänge der Seligen unterbrochen wird.

Am fünften Sonntag nach Epiphanias.

Das Unkraut auf dem Acker.

Nicht bloß von außen tobt Sturm und Anfechtung wider das Reich des Herrn, sondern auch mitten unter der Gemeinschaft derer, die zu den Seinigen gerechnet werden, finden sich fremdartige, feindliche Bestandtheile, das Unkraut mitten unter dem Waizen. Wir wundern uns gar nicht, daß die Knechte im Gleichniß mit offenbarer Befremdung die Frage an den Herrn stellen: Woher das Unkraut? Da ist es, mitten unter dem Waizen, mit welchem der Hausvater Seinen Acker besäet hat. Gerade dann, wenn der Waizen wächst, wenn er seine gute Frucht bringt, wenn des guten Samens Lebenskraft sich entfaltet, gerade da findet sich nun auch das Unkraut, die Kinder der Bosheit, oder des Argen, vom Teufel gesäet.

Von selbst ist das Unkraut nicht gewachsen. In einem von dem guten Herrn mit gutem Samen bestellten Acker läßt es sich nicht ohne besondere Einwirkung von außen erklären. Das tiefste Geheimniß der Bosheit, der Unkrauts-Sämann selbst, wird freilich auch in diesem Gleichniß nicht erklärt. Aber der nachdenkende Schriftleser fühlt, daß eben hier ein tiefgreifender Unterschied liegt zwischen menschlichen Sündern und satanischen Sündern. Jene sind nicht rein und ganz aus sich selbst so geworden. Die letzteren aber haben keine Einwirkung von außen zu ihrem Fall gehabt. Sie müssen, — unbegreifliches Räthsel! — ihre Sünde ganz und gar aus sich selbst heraus erzeugt und geboren haben. Das Unkraut aber auf Gottes Welt-Acker das hat der Feind gesäet; der Feind Gottes, der sich Seiner Liebe, Seiner Heiligkeit und Majestät entgegengesetzt, ja sich selbst zum Gott und Fürsten dieser Welt hat machen wollen; der Feind des ganzen Werkes und Reiches Gottes, der Ihm Seine Schöpfung verderben, Seinen Erlösungs-Plan durchkreuzen, Seinen Heiligungs- und Vollendungs-Plan verkümmern und zu nichte machen möchte; der Feind insonderheit Seiner Menschen, denen er Paradies, Heiland und Himmel entreißen möchte. Der hat es gethan. Das Unkraut ist Feindessaat und Feindesthat. Es ist wider Gott, wie er, der Feind. Es ist seine Frucht und darum trägt es seinen Charakter, seine Natur. „Ihr seid von eurem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun."

Aber nun die andre Frage, die am Ende viel praktischer ist, viel mehr ins tägliche Leben, in die Arbeit der Gemeinde eingreift: Was thun mit dem Unkraut unter dem Waizen?

Wohin mit dem Unkraut? Die Knechte verlieren sich nicht in unfruchtbarem Grübeln über der Frage „woher das Unkraut?" Es ist da. Sie müssen damit rechnen. Was ist damit anzufangen? Sollen wir hingehen und es ausjäten? Sie sind schlagfertig, dem Feind zu Leibe zu gehen, ohne Schonung, ohne Zögern. Sie wissen, es gehört nicht herein. Es ist nicht ihres Herrn Saat. Es gehört hinaus. Darum sahen sie die einfachste Lösung des Problems in dem raschen, unverweilten Ausreißen des Unkrauts. Hinaus damit! Das ist ja da und dort die Loosung gewesen im Alten Bunde. Nicht bloß, daß für manche Uebertreter des Gesetzes die Todesstrafe vorgesehen war, wo sie jetzt für uns außer Frage ist (—man denke an den Sabbathschänder—), sondern dann und wann hat Gott der Herr selbst dreingegriffen und einen ganzen Unkrauts-Büschel heraus-

gerissen aus Seinem Volk, wie bei dem Untergang der Rotte Korah, und bei der Plage des Pinehas. Nun aber heißt des Herrn Befehl: Lasset Beides miteinander wachsen, Unkraut und Waizen. Damit wehrt Er weder dem Schwert der Obrigkeit, als Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut, noch auch der Zucht und dem Bann der Gemeinde, die von sich selbst hinaus thun soll, wer da böse ist. (1 Cor. 5.)

Es ist ein wunderbares Wort voll Majestät und Zuversicht, dieser Befehl: „Lasset Beides miteinander wachsen." Nicht das Böse sollen und dürfen wir wachsen, sich ausbreiten und gedeihen lassen. Aber die Bösen sollen wir in Geduld tragen, bis Gottes Stunde kommt. Dann wird Er zu den Schnittern sagen: „Sammelt das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß mans verbrenne." Die Knechte hier sind nicht zu Schnittern bestellt, sondern zu Säeleuten als Gehilfen des großen himmlischen Säemanns. Nicht Menschenseelen zu verderben, sondern zu erhalten, ist ihr Amt. Zum Schnitter-Amt werden einst andre berufen, die Engel, die auf Befehl des Menschen-Sohnes sammeln aus Seinem Reich alle Aergernisse und die da Unrecht thun, und werden sie in den Feuerofen werfen, da wird sein Heulen und Zähneklappen.

Das hat der Feind gethan.

Guten Samen hat der Herr auf Seinen Acker gesäet. Guten Samen, von Anfang an bis zum heutigen Tage. Rein und unbefleckt hat Er den ersten Menschen ins Paradies gestellt. Was Er gemacht, war sehr gut, kein Unkraut darunter. „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen. Er versucht Niemand." Und doch ist das Unkraut da. Die ganze Welt ist voll davon. Wie ists hereingekommen? Wie hat es nur sein können, daß eine Gemeinschaft seliger, heiliger Menschen zu einem Misch-Haufen wurde, da Waizen und Unkraut untereinander wächst? Ein Kain in der Paradieses-Familie! Ein Ham unter den in der Arche Geretteten! Ein Judas in dem Apostelkreis! Ananias und Sapphira in der Gemeinde zu Jerusalem! Ein Blutschänder in der korinthischen Gemeinde! Ueberall Unkraut im Waizen! Wer hats gethan? Wer thut das heute noch? Woher das Unkraut? Des Herrn klare, be-

stimmte Antwort ist: Das hat der Feind gethan. Allerdings bedeutet in diesem Gleichniß das Unkraut nicht das Böse überhaupt (wie es leider obenhin oft verstanden und wohl auch in mancher Predigt ausgelegt wird), sondern die Bösen, als Personen, „die Kinder des Argen." Das wollen wir nie vergessen. Denn nur so können wir des Herrn Verbot verstehen, das Unkraut nicht auszuraufen, und Sein klares Gebot, beides miteinander wachsen zu lassen bis zur Zeit der Ernte. Aber mit diesem klaren Verständniß dürfen wir wohl auch zu diesem Gleichniß den neunzehnten Artikel der Augsburg'schen Confession anziehen, der „von Ursach der Sünden" sagt: „daß, wiewohl Gott der Allmächtige die ganze Natur geschaffen hat und erhält, so wirket doch der verkehrte Wille die Sünde in allen Bösen und Verächtern Gottes, wie denn des Teufels Wille ist und aller Gottlosen, welcher alsbald, so Gott die Hand abgethan, sich von Gott zum Argen gewandt hat." —

Es ist also ein Feind da, Tag und Nacht bestrebt, aus Gottes Kindern Teufelskinder zu machen. Bei Vielen gelingts ihm. Einen Judas hat er aus dem Apostelkreis herausgefischt. Einen Petrus hat er vor den Augen und Ohren des Herrn zu Falle gebracht. Und wer ist, der sich sicher wähnen dürfte?! Wer sich lässet dünken, er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.

Dieses Feindes-Thun geht lange fort auf Erden. Es soll seine Zeit haben und sich selbst enthüllen und zur Reife kommen. Dann kommt der Gerichtstag, da der Hausherr zeigt, daß Er noch Herr ist. Da kommt die Scheidung endgültig, unfehlbar für immer und ewig!

Vor des Teufels Trug und List,
Vor einem bösen, schnellen Tod,
In unsrer letzten Noth,
Am jüngsten Gericht:
Behüt uns lieber Herre Gott!

Des Feindes Saat.

Der Herr unser Gott hat guten Samen gesäet auf Seinen Acker. Als Er das Werk der Schöpfung beschlossen, da durfte Er Alles prüfen, was Er gemacht „und siehe, es war sehr gut." So hat auch der Neutestamentliche Säemann, Jesus Christus unser Heiland, nur guten Samen gesäet. Alles hat Er wohlgemacht, in Wort und Werk, auf Schritt und Tritt. Und doch

ist im Alten wie im Neuen Testament das Unkraut da, kaum daß der gute Same gestreut ist. Im Paradies zischelt die Schlange und der Schlangensame beginnt den Kampf wider den Weibessamen.

Da die Leute schliefen, kam der Feind und säete das Unkraut. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, zu fragen, ob die Leute also mitschuldig seien, daß der Feind seinen Samen säen konnte. Was die Schrift sonst sagt und warnt, daß man soll wachsam sein wider den brüllenden Löwen, der umher geht und suchet, wen er verschlinge, das lassen wir Alles gelten an seinem Ort. Hier aber will der Herr einfach das nächtliche, finstere, heimliche Treiben des Feindes beschreiben. Es ist Nachtarbeit. Sie geschieht, da es Niemand gewahr wird und Niemand sich dessen versieht. Wer geht auch sonst um Mitternacht hinaus an die Säe-Arbeit? Das ist die gottgesetzte Zeit zum Schlafen.

Wiederum: Der Feind säet das Unkraut. Er will Unkraut haben auf dem Acker Gottes. Seine Herzensluft wäre es, da Alles zusammen wuchern und wurzeln und aufschießen zu sehen, baumhoch, bis in den Himmel hinein. Nun aber geht er nicht her und pflanzt Unkrauts-Büsche, oder Ableger oder Bäumchen, die würde man ja sofort als Unkraut und Teufels-Frucht erkennen und könnte ihrer los werden und sich vor ihnen wohl hüten. Er säet das Unkraut. Er fängt klein an mit seiner Arbeit und legt das Saatkorn in den stillen, verborgenen Grund, daß Niemand weiß, wo es liegt und was es ist. Er kann warten. Ists einmal gesäet, so wird das Unkraut schon wachsen.

Und ist die stille, heimliche Saat vollbracht, so geht er davon. Er läßt sich nicht mehr in der Nähe blicken. Von ihm, dem außermenschlichen und übernatürlichen Urheber der bösen Saat, kein Schatten, keine Spur mehr vorhanden. Von nun an geht Alles den Lauf einer ganz natürlichen Entwickelung. Der Feind ging davon. Das versteht er namentlich in unserer so klugen und hocherleuchteten Zeit ganz vortrefflich. Für die Augen der Menschen und gerade derer, die sich am gescheidtesten dünken, ist er so weit „davon", daß sie ihn nirgends mehr finden und schmecken wollen. Es giebt ja gar keinen solchen Feind, meinen sie. Was der Volksmund von ihm sagt, gehört doch Alles ins Gebiet des Aberglaubens. Und diesen alten Aberglauben sind wir los. Er ist „davon". „Den Teufel spürt das Völkchen nie und wenn er sie beim Kragen hätte."

Wie scharf und ernst steht doch solchem oberflächlichen, leichtsinnigen Reden gegenüber das klare Zeugniß des Herrn. Die Frage der Knechte ist: Herr, hast Du nicht guten Samen auf Deinen Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut? Die Antwort des Herrn ist so klar und unmißverständlich als nur möglich: das hat der Feind gethan. Und in der Auslegung, um welche Ihn die Jünger so dringend baten, sagt Er: „Das Unkraut sind die Kinder des Argen. Der Feind, der sie säet, ist der Teufel." Da läßt sich doch an keine „bildliche Redensart" mehr denken. Einen satanischen Ursprung hat am Ende alles menschliche Böse. Das ist nicht bloß schrecklich, sondern auch tröstlich. Wir können noch auf Hilfe hoffen wider den „alt bösen Feind".

Am sechsten Sonntag nach Epiphanias.

Die Verklärung Christi.

An den Schluß der Epiphanienzeit und vor den Anfang der Passionszeit hat uns die Kirche diese wunderbare Geschichte von Christi Verklärung gestellt. Rückwärts und vorwärts sendet sie ihre Strahlen. Die höchste Herrlichkeit des Herrn, von deren Offenbarung die Epiphanias-Sonntage gehandelt haben, gipfelt hier in der Lichtgestalt auf Tabors Höhe, dem Sonnenglanz, der von Seinem Antlitz strahlt, den Heiligen des Alten Bundes, die anbetend und huldigend um Ihn schweben. Aber „der Ausgang, welchen Er sollte erfüllen zu Jerusalem," war das Thema ihrer Rede, der Leidensweg mit der Herrlichkeit darnach. Von der Höhe geht der Blick ins tiefe Leidensthal hinein. Ja, bis ans Ende desselben. Der Ostergedanke taucht schon auf im letzten Vers: „Ihr sollt dies Gesicht Niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist."

Der wunderbare Vorgang der Verklärung selbst wird nicht im rechten Lichte angeschaut, wenn man darin eine von Außen, von oben her dem Herrn Jesu gewährte außerordentliche Gabe versteht, etwa zum Trost und zur Erquickung für den bevorstehenden Leidensweg, als eine Versicherung des Vaters, daß Er Ihm trotz der Schmach des Leidens und der Bitterkeit des Todes dennoch zum Leben und zur Herrlichkeit helfen werde. Die Verklärung

ist vielmehr eine natürliche Stufe in der Entwicklung des irdischen Lebens Jesu Christi. Sie brauchte nicht von Außen über Ihn ausgegossen zu werden. Sie brach von Innen hervor mit innerer Nothwendigkeit. Nach einem sündlosen Leben, in dem Er, gesalbt mit dem heiligen Geiste, Seines Mittleramtes treulich gewaltet hatte, offenbart sich die in Ihm wohnende Gottesherrlichkeit mit solcher Macht auch über das Leibesleben, daß dieses, vom Licht und der Klarheit Gottes durchdrungen, durchgeistet erscheint. Das ist zugleich die Stufe, auf welcher Seine völlige Reife und Bereitschaft für den schwersten Theil Seines Mittleramts, das hoheprieſterliche Werk, sich offenbart. Hat uns der erste Epiphanias-Sonntag in dem ersten Wort, das uns von Jesu aufbewahrt ist, das feste, klare Bewußtsein Jesu von Seiner Gottessohnschaft gebracht: „Ich muß sein in dem, das Meines Vaters ist," so bringt nun der letzte Epiphanien-Sonntag das göttliche Ja und Amen zu diesem Kindeszeugniß: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem Ich Wohlgefallen habe, Den sollt ihr hören." Also verklärt und also bewährt steigt dann der Sohn hinab ins finstre Todesthal, den bittern Kelch zu nehmen und zu trinken, uns zu Gute.

Und wie könnten wir uns dem Eindruck verschließen, daß auch die Königsherrlichkeit Jesu in dem Vorgang auf der Höhe des Verklärungsberges sich vorbildlich spiegelt? Wie dort Mose und Elias, die Heiligen des Alten Testaments, den Herrn umgeben, so werden einst bei Seiner Wiederkunft in Herrlichkeit alle Seine Heiligen um Ihn sein, in der Klarheit, die sie von Ihm empfangen, die Er ihnen erworben durch Seinen Hingang zum Vater. Wie der Leib Christi in Seiner Verklärung leuchtet in himmlischer Klarheit, vor der jedes irdische Auge sich niederschlagen muß, so sollen einst die Leiber der Seinigen leuchten in ewigem, himmlischem Glanz. Wie Er — Jesus allein — das Ziel und Centrum blieb, an dem der Jünger Augen hingen, als alle sichtbare Herrlichkeit verschwunden war, so wird Jesus allein das Ziel aller Augen und die Seligkeit aller Herzen sein, die dort vor Ihm stehen und sich freuen in ewger Freud und selgem Licht.

Am Sonntag Septuagesimä.

Wie sind die Ersten die Letzten geworden?

Der wohlbekannte Spruch von den Ersten und Letzten umrahmt das ganze Evangelium von den Arbeitern im Weinberg. Vor dem Anfang desselben (Matth. 19, 30) heißt es: Aber Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein. Am Schluß heißt es (Matth. 20, 16): Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein. Dort, vor dem Anfang des Gleichnisses, stehen die Ersten voran, zur Warnung, und um die Aufmerksamkeit der Apostel, die gerade zu den Ersten gehörten, auf dieses Gleichniß zu lenken. Hier, am Schluß, stehen die Letzten voran zur Lockung, um auch die Geringsten, Fernsten, Untersten zu ermuntern. Das ist ja des Herrn besondere Freude, daß es solche Letzte giebt, die auch noch zu Ersten werden können.

Was für Leute sind nun nach diesem Gleichniß „die Ersten"? Der nächste und natürlichste Gedanke scheint der zu sein, daß man dabei an die Zeit denkt, in welcher sie, im Vergleich mit andern, in die Arbeit und den Verband des Himmelreichs eingetreten sind. Es würde also solche Personen oder Völker bezeichnen, die früher das Evangelium gehört und angenommen haben, als Andere, z. B. die Juden, gegenüber den Heiden; die Griechen gegenüber den Deutschen; ein Petrus und die anderen erstberufenen Apostel gegenüber einem Paulus und Andern, die später nachgekommen.

Aber wir halten dafür, daß der Zeitunterschied in diesem Gleichniß nicht als solcher so genau und wichtig zu nehmen ist. Er dient vielmehr dazu, den Gradunterschied im Werth der Arbeit zu bezeichnen, welche von den verschiedenen Leuten geleistet worden ist. Demnach sind die Ersten offenbar diejenigen, die mehr gearbeitet haben, als Andere, ja daß wirs kurz sagen, die am meisten geleistet haben, soweit man solche Leistungen mit Menschenaugen und nach menschlichem Maßstab messen kann. Das sind also Erste im Reiche Gottes, die vermöge ihrer Begabung und Stellung in demselben obenan stehen, deren Arbeit größeren Werth und Bedeutung hat, als die der Andern, die in gewissem Sinne mit Recht von sich sagen dürfen, daß sie des Tages Last und Hitze getragen.

Und was haben wir dann im Gegensatz dazu unter „Letzten" zu verstehen? Hier ist wohl Acht zu geben, daß dieser Ausdruck je nach seinem Zusammenhang recht verstanden wird. Es ist etwas anderes, zu den Letzten gehören beim Eintritt ins Reich Gottes; etwas anderes, zu den Letzten verwiesen werden, nachdem man im Reich Gottes eine Zeit lang gewesen ist. Im ersteren Sinne bezeichnet es diejenigen, welche im Reich Gottes hintenan stehen und wenig oder nichts für dasselbe gethan. Im letzteren Sinne aber bedeutet es, seine Stellung im Reiche Gottes überhaupt verlieren, in die Ungnade des Hausvaters fallen und aus dem Reiche ausgestoßen werden. Das meint der Herr, wenn Er von Ersten redet, die zu Letzten werden. Denn wenn der Hausvater zu den murrenden Arbeitern spricht: Nimm was dein ist und gehe hin, so ist das ein schweres Wort des Gerichts und der Trennung. Sie sind geschiedene Leute.

Wie kann es nun aber dahin kommen, daß solche Erste, thätige, reichbegabte, ausgezeichnete Arbeiter zu Letzten werden? Einmal ist die Ursache darin zu suchen, daß sie von vornherein mit dem Gedanken an Verdienst und Lohn ins Himmelreich eingetreten sind. Sie haben Anerkennung gesucht. Für das, was sie darin gethan haben, haben sie auch für ihre Person etwas haben wollen. „Was wird uns dafür?"

Zum Andern: Sie haben von ihrer eigenen Arbeit eine überaus hohe Meinung gehabt. Sie haben den Werth und die Wichtigkeit derselben offenbar überschätzt. Wohl hat es auch einmal einen „Ersten" gegeben im Himmelreich, der von seiner Arbeit geradezu sagte: „Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle!" Aber er hat auch weislich dazu gesetzt: „Nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist; denn ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apostel heiße."

Weiter: Diese Ersten, wie sie von der eigenen Arbeit so übermäßig hohe Gedanken hatten, so haben sie dagegen die Arbeit der Brüder neben sich sehr gering angeschlagen. „Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet." Es ist ja gar nicht der Mühe werth, gar kein Vergleich mit ihren eigenen Leistungen!

Endlich: Diese Ersten haben keinen Sinn für das Herrlichste im Himmelreich, die überschwänglichste Güte des Hausvaters, die aus Gnaden giebt, ohne alles Verdienst und Würdigkeit!

So gehts zu, daß Erste zu Letzten werden.

Unbeschränkte Macht und doch kein Unrecht.

Von Alters her ist das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg für eines der schwersten gehalten worden. Kein Zweifel, daß es eines der allerreichhaltigsten und tiefsten Schriftworte ist. Es öffnet Blicke in das Menschenherz, wie man sie selten zu sehen kriegt und enthüllt die verborgensten Gedanken, die sich sonst in den dunkelsten Ecken verkriechen. Es schließt uns aber auch Blicke auf in den göttlichen Haushalt und offenbart die großen leitenden Grundsätze, nach denen da Alles geregelt wird. Wie blind und roh gehen oft Menschen mit einander um! Wie oft gilt bei ihnen der Grundsatz: Wer die Macht hat, hat das Recht. Und wie schweres Unrecht wird dabei gethan! Hier aber ist Gottes Heiligthum. Da sehen wir, wie Er regiert und waltet. Freilich Sein Rath ist oft wunderbar; aber Er führet es Alles herrlich hinaus. Er ist ein verborgener Gott; aber Er ist und bleibt dennoch unser Heiland, so oft auch kurzsichtige und eigenwillige Menschen in Seine Wege sich nicht finden können oder wollen.

In Menschenmund wäre es wohl eines der schrecklichsten Worte, die wir hören könnten, wenn uns Einer sagte: Habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen? So steht Pilatus dort vor dem Herrn Christus und pocht auf solche Macht, ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit: „Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen und Macht habe, dich loszulassen?" So verlangt der gewaltige Nebukadnezar von Sadrach, Mesach und Abednego, daß sie das güldne Bild, das er hat setzen lassen, anbeten, oder sie sollen in den glühenden Ofen geworfen werden und dann „laß sehen, wer der Gott sei, Der euch aus meiner Hand erretten werde." Hier ist in Menschen-Hand die Macht, zu thun, was man will, mit dem Seinigen. Und wie furchtbar wird sie mißbraucht!

Hier nun aber, wo Gott der Herr das Wort redet, ist wirklich die ganze unbeschränkte Macht: Er kann tödten und Er kann lebendig machen. Er kann in die Hölle führen und wieder heraus. Er und Er allein hat wirklich volle, ganze Macht, zu thun, was Er will, mit dem Seinen. Und Sein ist Alles, aber auch Alles, im Himmel und auf Erden. Alle die Mächte dieser Erde, alle die Großen und Gewaltigen sind in Seiner Hand nur

wie der Thon unter dem Töpfer. Das muß selbst der übermüthige Nebukadnezar zu seiner Zeit ausfinden und bekennen! „Er machts, wie Er will, und Niemand kann Seiner Hand wehren und sagen: was machst du?" Ein Alexander, ein Kaiser Augustus, ein Landpfleger Pontius Pilatus, sie alle sind in Seiner Hand wie Wachs und Thon. Er lenkt sie und braucht ihre Dienste nach Seinem heiligen Wohlgefallen. Aber diese unbegrenzte Gewalt steht bei Ihm in guten, sichern Händen. Wohl singen wir: „Ganz ungemess'n ist Seine Macht, allzeit geschieht, was Er bedacht"—aber getrost setzen wir dazu: Wohl uns des guten Herren! Keinem ein Unrecht! Jedem das Seine! Das ist der unerschütterliche Maßstab Seines Waltens. Wo Er straft, wie Er abzieht, demüthigt, wo Er Menschen über unser Haupt fahren läßt, da bleibt doch das über alle Anfechtung und allen Zweifel erhaben: Er thut uns kein Unrecht. Menschen, die Er zu Zuchtruthen und Skorpionen für uns braucht, mögen Unrecht thun und sich darüber wieder vor Ihm zu verantworten haben, aber Er thut kein Unrecht. Im Gegentheil. Tausendmal hält Er den Arm der strafenden Gerechtigkeit auf, der im Gericht auf uns fallen sollte. Tausendmal thut Er nur Gutes, über Bitten und Verstehen. Er ist so grundgütig und erbarmet sich aller Seiner Werke! Wohl uns des guten Herren!

Er thut Keinem Unrecht. So dunkel es oft aussehen mag, so unbegreiflich Seine Gerichte und unerforschlich Seine Wege: kein Unrecht ist bei Ihm. Das steht uns fest und fester als alle Grundpfeiler des Himmels und der Erde. So seltsam es aussah, daß der einstündige Arbeiter ebenso viel haben sollte, wie der zwölfstündige, war dem Zwölfstündigen ein Unrecht geschehen? War ihm der von ihm selbst ausbedungene Lohn verkürzt worden? Wurde ihm auch nur ein Hundertstel abgezogen von dem, was sein war? Keine Rede davon. „Nimm, was dein ist," das ist ein strenges Gerechtigkeitswort. Es läßt sich nicht anfechten. Nimmer und nirgends geschieht ein Unrecht von Ihm. Heilig und gerecht sind alle Seine Gerichte. Mitten im Allerheiligsten unsres Glaubens, am Opferaltar auf Golgatha, steht die unantastbare Gerechtigkeit und hält das Panier empor: „Kein Unrecht!" Dort, wo die dunkelste und schwerste Frage aus mitternächtigem Dunkel heraus zum Throne hinauf geschrieen wird: „Warum hast Du Mich verlassen?" — auch dort geschieht kein Unrecht. Eben dort stehen unerschütterlich die Grundsäulen ewiger Gerechtigkeit.

„Der Herr hat Ihn also geschlagen, — denn unser aller Sünde lag auf Ihm.“ Er hat sich freiwillig zum Bürgen gestellt. Die Strafe lag auf Ihm. Der Fluch des Gesetzes traf Ihn. Auch hier wird die Gerechtigkeit gewahrt. Wie will der Sünder, der an Christo vorbei ins Gericht eilt, Recht haben gegen den Heiligen? Wenn der reiche Mann in der Hölle und in der Qual wimmert, wenn die zur Linken hingehen unter'm schrecklichen Fluche in die ewige Pein, — es bleibt dabei, daß Keinem ein Unrecht geschieht. Wir wissen, daß Gottes Urtheil recht ist. Darum, wo ein rechthaberischer Geist sich nicht finden will in Gottes Walten: nur fein stille die Hand auf den Mund gelegt! „Freund, Er thut dir nicht Unrecht.“

Und Er ist nicht bloß streng gerecht. Er ist „so gütig“. Auf Schritt und Tritt thut Er tausendmal mehr, als wozu die Gerechtigkeit Ihn verbindet. Er ist ein Vater der Barmherzigkeit und ein Gott aller Gnade. Fast alle die Arbeiter im Weinberg bekommen mehr, viel mehr, als sie erwarten durften. Sie empfingen „ein Jeglicher seinen Groschen,“ den doch Keiner verdient hatte. Es ist eine Gütigkeit über Bitten und Verstehen, die als ein Grundzug durch das ganze Gleichniß geht. Und die ganze Macht und Freiheit Seines Willens braucht Er allermeist zum Gütigsein. Es sieht wohl drohend aus, wenn Er jenen Trotzkopf fragt: „Habe Ich nicht Macht, zu thun, was Ich will, mit dem Meinen?“ Aber die Wahrheit ist: Dieser Wille ist ein grundgütiger, er steht im Dienst einer Gnade, die über Alles ist! Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist; wohl Allen, die auf Ihn trauen.

Verschiedene Arbeit.

Unser Herr Gott hat allerlei Kostgänger. Und Er will, daß Ihm Seine Kostgänger auch etwas arbeiten. In Seines Reiches Ordnung gilt das Wort: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Selbst das natürliche Brot, das doch Seine gute Gabe ist, muß unser täglich Brot werden durch redliche, treue Arbeit. Auch im Gnadenreich will Er Arbeiter haben. Das Himmelreich ist nicht bloß der Hochzeit und dem Festmahl verglichen, da man sich zu Tische setzt und fröhlich ist im Genusse der unaussprechlichen Gaben und Güter des Evangeliums. Es ist auch gleich dem Hausvater, der ausging, Arbeiter zu suchen in seinem

Weinberg. Und derselbe Paulus, der die Barmherzigkeit der freien Gnade am herrlichsten preist, sagt auch: „Ich habe gearbeitet," — ja „ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie Alle."

Wo unser Gott einen Christen hat, der in wahrem Glauben Seine Gnade ergriffen und sich seines Heilands freuen gelernt hat, da hat Er auch einen Arbeiter. Und als ein Arbeiter ist jeder Christenmensch berufen, nach seinem Stande, mit seinen Gaben und Kräften seines Gottes Reich zu bauen. Ein Volk, das da fleißig sei in guten Werken, hat sich der Heiland zum Eigenthum erlöst und gereinigt.

Aber freilich die Arbeit, die der Herr in Seinem Weinberg von den verschiedenen Personen erhält, ist sehr verschieden an Werth, Umfang u. s. w. Zwölf Arbeitsstunden mit aller Last und Hitze des Tages; neun Arbeitsstunden, — sechs, drei, eine — das ist gar verschiedener Arbeitswerth, wie jeder Geschäftsmann weiß. Und das will eben auch unser liebes Evangelium sagen. Es will die Leistungen der verschiedenen Arbeiter keineswegs einander gleichstellen. Im Gegentheil will es uns an den Zahlen der Arbeitsstunden zwölf, neun, sechs, drei, eins ein recht klares, verständliches Schema an die Hand geben: des Einen Arbeit ist nur drei Viertel von der des Andern werth, oder nur die Hälfte, oder nur ein Viertel, oder gar nur ein Zwölftel. Das sind Unterschiede und bleiben Unterschiede. Die Arbeitsleistung ist nicht gleich, selbst nicht unter den Aposteln. Ein großer Unterschied ist zwischen dem, was ein Paulus leistet, und ein Thomas, oder Matthäus, oder Apollos, oder ein Luther, oder ein einfacher Lehrer in Kirche, Schule und Haus heutzutage.

Gott macht die Arbeiter nicht einander gleich. Er hat Seine Freude an der Mannigfaltigkeit der Gaben und Dienste in Seinem Reich. Aber das ist Sein heiliger Wille, daß, wer vorne an steht in Seinem Reich, wer durch Beruf, Gaben, Kraft, Arbeit der Ersten Einer ist, ja nicht herunter sehe auf die, so nach ihm kommen. Wenn der gütige Herr auch dem geringeren Arbeiter dieselbe Freude, denselben Segen, denselben Genuß schenkt wie dem vorzüglicheren, so soll doch der letztere sich freuen über den gütigen Herrn, aber ja nicht murren und neiden! Das ist und bleibt die große Gefahr der „Ersten" zu allen Zeiten. Nur nicht vergessen, daß unsere Arbeit selbst eitel Gnade ist! Paulus hats gut getroffen, da er von seiner Arbeit sagt: „Ich habe mehr gearbeitet; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist."

Der himmlische Arbeitsgeber.

Vom frühen Morgen bis spät am Abend ist der Hausvater an der Arbeit, Arbeiter zu suchen in Seinen Weinberg. Immer wieder, nach kurzen Pausen, schreitet Seine ehrwürdige Gestalt über den Marktplatz. Mancher hat Ihn da schon zwei und drei Mal vorüber gehen sehen und ist Ihm jedesmal ausgewichen. Aber Er weiß auch die Letzten, die Trägsten auszufinden.

Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Rings um sie her waren die Männer gedingt und waren hingegangen. Sie aber standen immer noch müßig. Schon fängt der Tag an, sich zu neigen. Die Schatten werden länger, es will Abend werden. Da hört sonst auf dem Weltmarkt das Dingen von Tagelöhnern auf. Hier aber werden noch in der elften Stunde die Müßiggänger hinein gezogen in die Arbeit des Weinbergs.

Freilich diese klagende Frage des Herrn ist ein hartes Wort für so Manchen, der als fleißiger Arbeiter und Geschäftsmann vom Morgen bis Abend, und vielleicht noch ein Stück der Nacht, sich müht und plagt, — auf dem Weltmarkt. Und doch, was ist dieses rastlose Mühen, dieses Jagen und Rennen, als Müßiggang fürs Reich Gottes? Gaben, Kräfte, Talente, Jahre und Jahrzehnte verloren im Weltdienst, in der Eitelkeit, in der Selbstsucht. In all dieser Geschäftigkeit keine Zeit, keine Kraft fürs Himmelreich, für die Ewigkeit! Nichts gearbeitet an dem, „das da bleibet in Ewigkeit," weder an sich selbst, noch an den Kindern und Hausgenossen, und vollends an Fernerstehenden. „Den ganzen Tag müßig gestanden!" Und nun ist der Tag beinahe dahin! —

Der Hausvater aber findet und sendet auch noch solche Leute. Er schickt sie an die Arbeit und verheißt ihnen einen Arbeitslohn: „Ich will euch geben, was recht ist."

Eine Lohnfrage „Was wird uns dafür?" (Matth. 19, 27) ist der Ausgangspunkt für dieses ganze Gleichniß gewesen. Jede Unruhe oder Sorge über diesen Punkt wird durch die Geschichte von den Arbeitern im Weinberg gründlich beseitigt. Nur getrost und zufrieden, ihr Arbeiter alle, es soll euch nicht fehlen an eurem Lohn. Der reiche große Arbeitsgeber des Himmelreichs, der in Seiner Güte sich Seine Mithelfer beruft und anstellt, thut das nicht um Sein selbst willen. Er thut es um der Arbeiter

willen. Sie sollen etwas davon haben. Sein Segen soll bei ihrer Arbeit sein. Der Umgang mit dem lebendigen Gott, das Schmecken Seiner Himmelskräfte in Wort und Sacrament, die heilsamen Einflüsse, die von diesen Lebensquellen ausgehen, das Alles macht es unmöglich, daß Jemand mit dem Reich Gottes sollte zu thun haben, ohne daß ihm das großen Lohn brächte. Was immer die Schrift auch lehren mag von der freien Gnade, es geht doch durchs ganze Neue Testament (vom Alten gar nicht zu reden) unleugbar der Ton der Lockung und Verheißung: Komm heraus aus Sünd und Welt, es wird dein Schade nicht sein: „Geh nur in dein Kämmerlein und bete, — dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dirs vergelten öffentlich. Thue nur deine Hand auf und erbarm dich des Armen, du leihest dem Herrn, Der wird dir wieder Gutes vergelten. Nimm einen Propheten auf in eines Propheten Namen—du wirst eines Propheten Lohn empfahen. Nimm einen Gerechten auf in eines Gerechten Namen — du wirst eines Gerechten Lohn empfahen. Nimm ein Kind auf in Jesu Namen, du nimmst Ihn selber auf, der gesagt hat: Wer dieser Geringsten Einen tränket in eines Jüngers Namen, wahrlich, Ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnet bleiben. Predige das Evangelium, — das selber ist dein Lohn; thust du's gerne, so wird dir gelohnet. Trage des Tages Last und Hitze, Trübsal, Verfolgung, Hohn und Spott, — sei fröhlich und getrost, es wird dir nicht unbelohnet bleiben."

Mit allem Nachdruck wollen wir das geltend machen gegenüber dem Kleinglauben, dem Zweifel, der Verdrossenheit mancher Seelen, die da meinen, wenn man im Reiche Gottes Ernst mache mit treuer, hingebender Arbeit, so käme dabei gar nichts heraus als Opfer, Mühsal, Hingabe, Verleugnung und oft noch Verdruß und Schmerz. Wer solche Gedanken aufkommen läßt, verliert natürlich den Muth, etwas zu wagen fürs Reich Gottes. Wer wollte da noch hinaus zu den Heiden und Missionar werden? Wer wollte hinein in die Krankensäle und in die Hütten des Elends als treue Diakonissin? Ja wer wollte noch Pastor werden, mit solchen Gedanken? Nur weg damit! Ihr Arbeiter und Arbeiterinnen, wir thuns nicht umsonst! Wir arbeiten dem reichsten, gütigsten und rechtlichsten Herrn. Sein Wort ist verpfändet. Sein Segen kann nicht fehlen. Er hat gesagt: Ich will dir geben, was recht ist. Und es bleibt dabei: Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Aber merke: der Groschen im Gleichniß ist „die Verheißung dieses Lebens", nicht die Gabe des zukünftigen, ewigen Lebens. Die wird von keinem Menschen erarbeitet. Ein Anderer hat sie uns erworben, der da spricht: „Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast Mir Mühe gemacht in deinen Missethaten. Ich, Ich tilge deine Uebertretung um Meinetwillen, und gedenke deiner Sünde nicht."

Am Sonntag Sexagesimä.

Die Leidensgeschichte des guten Samens.

„Gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben" — so lautet im Lapidarstyl des Glaubens-Bekenntnisses die Leidensgeschichte des Heilands, des ewigen Worts, das Fleisch geworden. Auch Sein Wort, der gute Same, den der treue Säemann gestreut, hat seine eigene Leidensgeschichte. Der Sexagesimä-Sonntag, nahe beim Eintritt in die heilige Passionszeit, erzählt sie im Gleichniß vom Samen auf mancherlei Acker. „Zertreten und gefressen, verdorrt, erstickt," das ist die Leidensgeschichte des guten Samens. Gerade jetzt, in der Zeit vor Ostern, in der sonderlichen Saatzeit der Kirche, da im Confirmanden-Unterricht und in Passions-Betrachtungen reichlicher als sonst der gute Same ausgestreut wird, und mehr Volks, als sonst im ganzen Jahr dazu eilt, ist auch eine besondere Leidenszeit des göttlichen Samens. Wie viel davon wird jetzt wieder zertreten, erstickt, umgebracht! Es ist ein überaus schmerzlicher, wehmüthiger Gedanke: so viel Säemanns Arbeit! So viel edler, guter Samen! Und so viel verderbt!

Da sind die harten, stumpfen Herzen, auf denen die Welt, so zu sagen, Tag für Tag mit Füßen herumtritt, die eine wahre Meisterschaft darin gewinnen, den Säemann säen, und den guten Samen liegen zu lassen. Und wenn er nur liegen bliebe! Aber flugs hinter dem Säemann drein kommt ein Andrer, der fährt drauf zu, wo noch ein Körnlein oben drauf liegt, es wegzuraffen, vom Herzen weg, „daß sie nicht glauben und selig werden." Wie viele lose Vögel, in Gestalt flatterhafter Gedanken, eitler, müßiger Menschenworte und dergleichen thun diesen Teufelsdienst!

Und selbst da, wo das Wort mit Freuden angenommen worden ist, hat es tausendmal noch eine Leidensgeschichte! Da sind die weichen, zugänglichen, leicht empfänglichen Herzen, mit einer dünnen Erdschicht oben drauf, die einen harten Felsgrund in der Tiefe birgt. Da giebt es schnell eine Rührung und Bewegung. Aber es sitzt Alles im Gefühl. Und im Gefühl steht eben nicht das wahre, lebendige Christenthum. Und im Herzensgrunde gerade solcher Gefühlsmenschen zeigt uns der Herr den furchtbaren Widerstand, auf den Sein Wort stößt: Felsengrund! Der harte Stein des ungebrochenen Ich, des Eigenwillens macht dem Wachsthum rasch ein Ende. Was von Glauben und Christenthum da gewesen, ist gar ein kurzlebiges Ding: „Eine Zeit lang glauben sie, aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab." Wo der Same Wurzelstätte findet, da kann die steigende Sonne mit ihrer kochenden Gluth ihm keinen Schaden thun. Sie ist gut und nöthig zum Reifen des Halms und der Frucht. Aber freilich, wo das zarte Würzlein unten auf harten Stein stößt und oben die Sonnengluth über sich brennend hat, da ists vorbei. Das Pflänzlein verdorrt.

Ja auch wo der Same weichen, tiefen Grund findet, ohne Stein, ohne Vöglein, ohne Sonnenhitze, giebts oft noch eine Leidensgeschichte. „Das unter die Dornen fiel, sind die, so es hören und gehen hin unter den Sorgen, Reichthum und Wollust dieses Lebens und ersticken und bringen keine Frucht." Da scheint der gute Same glücklich über alle Gefahr hinaus. Er ist angewachsen, tief gewurzelt und gegründet. Und dennoch blüht ihm der Erstickungstod. Was mit aufgeht, sind struppige Dornen, die sein Wachsthum niederkämpfen, langsam, aber stetig. Man geht so hin und läßt die Dornen mit aufgehen. Und das Ende ist des guten Samens Untergang. Ein langsamer Tod, aber ein sicherer Tod. Manches Christenherz, reich an Erfahrung, wohl gegründet in der Wahrheit, läßt den edlen Gottessamen also absterben.

Wer Ohren hat zu hören, der höre die Leidensgeschichte des guten, edlen Samens! Wie schmerzlich, daß das Beste, das wir haben, also mißhandelt und ruinirt werden soll! Du aber: Verdirb's nicht, es ist ein Segen drin!

Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Es ist ein einfaches, man möchte sagen, alltägliches Wort, das der Herr so oft gebraucht hat: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wir finden es bei jedem der sieben Sendschreiben in der Offenbarung und an einer Anzahl von Stellen in den Evangelien. Es ist zunächst geredet, wie auch Menschen reden, wenn sie auf irgend etwas mit besonderem Nachdruck aufmerksam machen wollen. Kann man doch auch heutzutage bei irgend einer wichtigen, treffenden und packenden Stelle einer weltlichen Rede den Ruf vernehmen: Hört! Hört! In diesem Sinne denn ist das Wort ein Ausrufungs-Zeichen, das die Aufmerksamkeit der Hörer sonderlich fesseln und festhalten will; ähnlich, wie das häufige: „Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch," oder das bekannte: „Wer das lieset, der merke darauf."

Aber wir dürfen das Wort auch auffassen als eine erste Einladung des Herrn an die, die draußen sind, an Unbekehrte, daß sie doch einmal einen Anfang machen und ihre Ohren, ihre leiblichen Ohren, brauchen zu dem, wozu sie ihnen Gott verliehen hat, zum Hören. Ohren haben sie ja zur Mitgabe und Ausstattung ihres natürlichen Lebens vom Schöpfer erhalten. Und diese Ohren können hören. Dazu sind sie aufs Wunderbarste und Künstlichste von ihrem Schöpfer eingerichtet. Sie fassen den Schall der Worte, die aus dem Munde kommen und führen sie dem Verstande zu, der gewisse Begriffe durch sie aufnimmt. Und diese Ohren, die zum Hören gemacht sind, können ihre Inhaber aus eigenem, natürlichem Willen hintragen an den Ort, oder wegtragen von dem Ort, wo Gottes Wort erschallt, das Evangelium, das Geist und Leben ist. Kein Fünklein Glaubens und geistlichen Lebens kann der Mensch in sich selber anfachen aus eigner Kraft und wach und lebendig erhalten. Aber zum Hören des Worts kann kommen, wer Ohren hat. Auch der Unwiedergeborne kann dies Wort äußerlich hören und lesen. Denn in diesen äußerlichen Dingen hat der Mensch auch nach dem Fall seine Freiheit, daß er zur Kirche gehen und der Predigt zuhören oder nicht zuhören mag. Darum ist es eine furchtbare Verantwortlichkeit, wenn wir arme, von Gott abgefallene Menschen, dem Wort von unserer Seligkeit nicht einmal unser Ohr leihen. Wo soll denn dann eine Kraftwirkung auf unser Herz herkommen?

Nicht als ob der natürliche Mensch in eigener Kraft zur Gnade sich bereiten, dieselbe annehmen und das Jawort dazu geben könnte. Das Alles kommt nicht aus natürlichen Kräften, sondern allein durch Wirkung des heiligen Geistes. Aber das leibliche Hören, wo Gottes Barmherzigkeit uns mit dem Wort nahe kommt, ist in unser Belieben gestellt. Darum: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Aber der Herr denkt bei diesem Wort gewiß auch an solche Leute, von denen Er in geistlichem, tieferem Sinne sagen kann: Sie haben Ohren! Nicht bloß die natürlichen Ohren ihres Leibes, sondern ein Gehör, ein Verständniß, eine Fassungsgabe für geistliche Dinge. Solch Gehör ist ihnen vom heiligen Geiste geschenkt. Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Aber „wer von Gott ist," wer die Wirkung des Geistes schon an sich erfahren hat zu einem Anfang in der heilsamen Erkenntniß, „der höret Gottes Wort."

Wer nun einen solchen Anfang im Hören gemacht und diese allerhöchste Gabe des Verständnisses empfangen hat, der höre doch, was der Geist den Gemeinden saget. Da gewinnt das Wort die Bedeutung einer tiefernsten Warnung an alle Jünger des Herrn, an alle geistlichen Hörer, daß sie doch ja nichts versäumen, recht hören, das Gehörte fassen, behalten, Frucht schaffen lassen sollen in einem feinen, guten Herzen. Du hast das Wort, du hast den Zug dazu in deinem Herzen, von Gottes Geist geweckt, dir ist ein Licht über Manches aufgegangen, du hast ihm deinen Beifall geschenkt — o so höre doch, immer fleißiger, immer besser, immer verständiger, immer gewissenhafter, damit nichts von dem guten Samen in deinem Herzen verloren gehe!

Das Himmelreich in Gleichnissen.

Auf die Bergpredigt folgt im Evangelium Matthäi die See-Predigt am Ufer des Galiläischen Meeres. Diese See-Predigt aber ist die große Gleichniß-Predigt. Der Lehrer und Meister, Jesus von Nazareth, hat wohl gewußt, welch großen Werth der Anschauungs-Unterricht hat. Bilder, die in Wahrheit treffend sind, können nie zu leeren Phrasen und Worten werden. Sie sind nicht, wie andre sprachliche Formen und Ausdrücke, dem Wechsel unterworfen. Sie helfen am raschesten zum

sichern Verständniß. Sie packen den Schüler; er muß sehen: so ist es!

Der Herr Jesus ist in Seiner Person das Centrum aller Gottes-Offenbarung, der Schöpfung wie der Erlösung. Da steht Er denn, mitten drin im Schöpfungsgebiet, mit sinnendem und sinnigem Auge Alles betrachtend, was in der sichtbaren Welt um Ihn und Seine Zuhörer gebaut ist, und mit sicherer Hand zusammenfassend, was zusammen gehört. Aus dem Naturleben nimmt Er Seine Bilder, das Himmelreich zu malen. Er holt sie herunter vom Himmel, der über uns sich wölbt. Da ist es der Blitz, der ausgehet vom Aufgang und scheinet bis zum Niedergang und leuchtet über Alles, das unter dem Himmel ist. Da ist es Abend- und Morgenroth, Wolke und Südwind, die als Wetter-Propheten dienen. Er nimmt Seine Bilder von dem Erdboden, auf dem wir stehen und wandeln; der Sand oder der Fels, auf den unser Haus gebaut ist, der Wasserstrom, der dran stößt, die Winde, die darum wehen, der Mühlstein, der in des Meeres Tiefe versinkt. Er nimmt sie aus der Pflanzenwelt, vom kleinsten Küchenkraut, Minze, Dill und Kümmel, bis zu dem Baum, unter dessen Zweigen die Vögel unter dem Himmel wohnen; vom Rohrschilf im Jordanthal bis zum Maulbeerbaum, Weinstock und Feigenbaum am Abhang des Oelbergs; vom Unkraut im Waizen, von Dornen und Disteln bis zu der Lilien Pracht und den kornschweren Aehren des Saatfelds. Auch in die wimmelnde Thierwelt greift der Herr hinein, dem Alles unter die Füße gethan ist, und holt sich Seine Bilder von Allem, was lebt und webt, was kreucht und fleucht, vom kleinen Wurme bis zum Kameel, das durch ein „Nadelöhr" gehen soll; vom Sperling auf dem Dache bis zum Adler in der Wüste; Fische und Vögel, Schlangen und Tauben; die Füchse mit ihren Gruben, die Henne mit ihren Küchlein, Ochse und Esel, Wolf und Schaf, ja Hund und Schwein haben ihren Ort in Seinem großen Bilderbuch. Und nun vollends die geschäftige Menschenwelt, klein und groß, mit ihrem Arbeiten und Genießen, ihrem Wachen und Ruhen, ihrer Freud und ihrem Leid bei Tag und bei Nacht. Hier malt Er uns die Hausfrau, die ihren Teig knetet oder ihren Groschen sucht und dabei den Besen führt, daß der Staub fliegt; dort den Fischer, der sein Netz ans Ufer zieht und auslieft, was er gefangen; dann wieder den Säemann, der sein Land bestellt, den Weingärtner, der seine Reben schneidet und neue Schläuche schafft

für den jungen, brausenden Wein; die Kinderwelt, bald bei Tisch, da den Hündlein ihre Brosamen zufallen, bald auf der Straße beim Spiel, oder beim Vater in der Kammer zur Nachtruhe, oder hungernd und bittend ums Brot und dessen gewiß, daß sie keinen Stein dafür bekommen. Ein ander Mal ist es der Schneider mit seiner Flickarbeit, der zum alten Kleid nicht einen Lappen von neuem Tuche nimmt. Dann wieder sind es Gewaltige und Kriegsherrn, die in Fehde mit einander liegen; ein Baumeister, der zum Thurmbau den Kosten-Ueberschlag macht; Hausherrn und Haushalter im Umtrieb ihrer Geldwirthschaft, Bankgeschäfte und Schulden; reiche Protzen mit vollen Scheunen, in Purpur und köstlicher Leinwand, in weichen Kleidern im Königshaus, oder arme Bettler vor des Reichen Thür, an Landstraßen und Zäunen, bis zum verlorenen Sohn auf dem Acker bei den Schweinen; von der Herrlichkeit und Freude des Hochzeitsreigens bis zu dem nächtlich-finstern Getriebe der Diebe, die da nachgraben und stehlen, hat der Herr mit sichrer Hand Bild um Bild in Sein großes Gleichnißbuch gemalt.

Aber während Er so ganz und gar daheim ist im Natur- und Menschen-Leben, läßt Er uns dabei überall merken, daß die Hauptsache in dem Allem und über dem Allem das Reich Gottes ist und ihm gegenüber dieses Naturleben nur das Vergängliche. Wir dürfen hier das Dichterwort anwenden und umwenden: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß," d. h. all dies Gleichniß gehört ins Gebiet des Vergänglichen. In sich allein, von Gottes Reich getrennt, von seinem Centrum losgerissen, hat dieses Naturleben keine bleibende Bedeutung und Währung. Der Sonne Glanz, der Lilien Pracht, der Vogelsang, die Hochzeitsfreude, der Menschen Tummeln und Treiben, was ist es denn an sich? Vergänglich und welkend, wie Gras, wie die Blume auf dem Felde. All sein Leben endet im Tode, seine Herrlichkeit im Moder der Verwesung, sein Licht in Finsterniß und Schatten des Todes. Nur das Himmelreich bleibt und jener ganze Naturboden nur, sofern er in das Himmelreich hineingenommen und drin verklärt wird zu neuem Leben und ewigem Bestande. Denn, wie schon oben gesagt, in Christo haben die beiden Gebiete ihre innere Einheit. Aus der treffenden, realistischen Sprache seiner Gleichnisse bekommen wir den lebendigen Eindruck, daß das Himmelreich selbst etwas Wirkliches, Wahrhaftiges ist, nicht eine Traumwelt, sondern eine Welt von Realitäten! Mitten drin der Herr des Himmelreichs, in Dem die

Fülle der Gottheit wohnet leibhaftig, der Weinstock, von dem die edelste Frucht kommt, das Licht der Welt, der Säemann ewiger, himmlischer Saaten, der Arzt aller Kranken, die der Sünden Aussatz verderbt, der Bräutigam der erlösten und geheiligten Menschheit, und in Seiner Hand die Himmelsgaben und -Kräfte der Sacramente, nicht mehr Gleichnisse allein, sondern Realitäten, in denen Himmlisches und Irdisches zu unsrem Heil und Leben geeint ist.

So ist durch Christum auch dem Naturreich seine größte Ehre widerfahren. Es ist zur Prophezeiung des Himmelreichs geworden, die in Ihm erfüllt ist. Wie Er nicht gekommen ist, Gesetz und Propheten aufzuheben, sondern zu erfüllen, so auch nicht, Naturgesetze und Ordnungen aufzuheben, sondern zu erfüllen und zu verklären.

Wie man zum Christenthum kommt und wie man um sein Christenthum kommt.

Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Viele Herzen, auf welche der köstliche Same des Worts gar reichlich gestreut wird, aber wenige, die Frucht bringen. Viele, die das Wort hören, aber wenige nur, die auch desselben Thäter sind. Wo ist die Schuld dieser schmerzlichen Erfahrung? Sie ist nicht Gottes, nicht des Säemanns, nicht des Samens. Sie liegt an der Aufnahme, die der gute Same findet im ungleichen Grunde, am Menschen selbst. Es bleibt bei dem alten Worte: „Israel, du bringest dich selber ins Unglück, dein Heil stehet allein bei Mir."

Beim Herrn steht unser Heil. Daß man das Heil erlangt, daß es zu uns kommt, und wir zu ihm, das ist Alles Sein Thun. Man kommt zum Christenthum und man bleibt dabei durch das, was Gott der Herr zu unsrem Heile thut. Es ist Seine Säemanns-Arbeit. Ja, noch ehe es an das Säen kommt, ist schon anderes Ackerwerk zuvor an uns gethan. Wie auf dem natürlichen Boden des Ackerfeldes die Aussaat nicht das Erste ist, was der Landmann thut, so auch bei dem geistlichen Ackerwerk, das Gott der Herr an unsern Herzen thut (Jes. 28, 24). Da giebt es eine vorbereitende Arbeit, die der Aussaat vorangeht. Die Pflugschar mancher Heimsuchung muß da erst tiefe Furchen ziehen. Der Hammer des Gesetzes muß manchen Stein

und Felsblock zerschlagen. Das Feuer des verzehrenden Worts muß Unkraut und Stoppeln wegbrennen. Nach solcher Vorarbeit kommt die Aussaat selbst. Denn das Wort, das Samenskraft hat und Frucht schafft, ist das Evangelium im eigentlichen, engsten Sinn, das Wort der Gnade, das Wort vom Kreuze. Dieses Wort hören, heilsbegierig, demüthig und dankbar, dieses Wort bewahren in einem feinen und guten, das heißt in einem weichen, tiefen und reinen Herzen, und so Frucht bringen in Geduld, das ist der Weg Gottes, wie man zum Christenthum kommt und dabei bleibt.

Aber auch wie man um sein Christenthum kommt und alles Heils und Segens verlustig geht, den Gott der Herr uns entgegenträgt, zeigt uns das Evangelium vom vierfachen Ackerfeld. Es geschieht durch Betrug des Satans und durch Schuld des eigenen Herzens. Da sind Leute, die lassen sich das Wort, kaum daß es durch des guten Säemanns Hand ausgestreut ist, auch schon wieder vom Herzen wegnehmen, daß von einem Eindringen, Wurzelschlagen und Fruchtschaffen von vornherein keine Rede sein kann. Ob auch die eigene Herzenshärtigkeit und Flatterhaftigkeit der Gedanken hinreichend scheinen möchte, uns um den Segen des Worts zu bringen, es ist auch Teufels List und Macht dabei, daß das Wort also weggenommen wird!

Wiederum sind Leute, die scheinen ein frisches, lebendiges, kräftiges Christenthum zu haben vor Andern. Sie nehmen das Wort an mit Freuden und glauben — eine Zeit lang, aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Das sind äußerlich weiche, rasch empfängliche und erregbare Gemüther. Gefühlsmenschen, die schnell zugreifen und von denen man auch denken könnte, sie hätten Alles ergriffen und begriffen. Aber in Wahrheit geht bei ihnen nichts in die Tiefe. Unter der leicht empfänglichen Oberfläche sitzt ein ungebrochener harter Felsengrund.

Und endlich noch da, wo der gute Same des Worts einen guten, tiefen und weichen Grund gefunden zu haben scheint, kann wieder Alles verloren werden. Die Sorgen, Wollust und Reichthum dieses Lebens, die man fortwuchern und wachsen läßt neben und über dem guten Samen, die ersticken ihn und bringen ihn langsam aber sicher um!

Am Sonntag Quinquagesimä.

Die Passionsstraße.

Der Herr ist auf dem Wege zur Passion. Zum dritten Mal schon kommen die Jünger an dem Wegweiser vorüber mit der Inschrift: Hinauf nach Jerusalem! Aber noch haben sie's nicht lesen und verstehen gelernt. Das Bilderbuch, welches uns die Geheimnisse des Reiches Gottes in Zügen aus dem Naturleben vormalt, muß hier, wo wir an das Geheimniß des Kreuzes kommen, zurück treten. Einzelne Passionsbilder finden sich freilich auch in den Gleichnißreden des Herrn: Der Hirte, der sein Leben lässet für die Schafe; das Waizenkorn, das in die Erde fallen und ersterben muß, um Frucht zu bringen; das Brechen des Tempels; der Stein, den die Bauleute verwerfen und der zum Eckstein geworden; die bösen Weingärtner, die des Hausherrn Sohn umbringen; Jona im Leibe des Fisches und die eherne Schlange in der Wüste. Aber das Hauptbuch, die Passion zu studiren, ist, wie auch die letztgenannten Gleichnisse andeuten, das Alte Testament, das was geschrieben steht durch Mose und die Propheten.

Im Lichte des Alten Testaments muß die Passionsstraße verstanden werden. Das Leiden des Gerechten ist ja freilich auch für die großen Dichter und Denker des heidnischen Hellas ein Thema gewesen, an das sie sich immer wieder und wieder gewagt haben. Wo immer ihnen ein solches geheimnißvolles, schweres Leiden entgegentrat, da haben sie, mit einer gewissen Wahrheits-Ahnung, eine Schuld gesucht, um sich solches Leiden erklären zu können. Der Hauptpunkt der schwierigen Frage, das Leiden des Gerechten, als eines wahrhaftig Gerechten, haben sie freilich damit eher umgangen. Nur Plato scheint eine Ahnung der Wahrheit gehabt zu haben mit seinem wunderbaren Wort von dem Schicksal des Gerechten.

Im Alten Testament nun ist es der ausgesprochene Grundsatz der göttlichen Heilsoffenbarung: Der Gerechte muß viel leiden. Der Hauptdulder des Alten Testaments, Hiob, kostet diese Erfahrung am bittersten. Seine Freunde wollen auch bei ihm das sonderliche Leiden erklären aus einer geheimen Schuld. Aber ihnen gegenüber wird Hiob gerechtfertigt und muß am Ende noch

mit priesterlicher Fürbitte für sie eintreten. Die Psalmen sind voll vom Leiden des Gerechten bis zur tiefsten Tiefe der Gottverlassenheit (Ps. 22). Das Licht aber über das große Dunkel ist vor Allem in Jesaias, dem großen Passionskapitel (Jes. 53). Der Herr warf unser aller Sünde auf Ihn. Durch Seine Wunden sind wir geheilet. Damit wirds licht unterm Kreuze. Da ist der Schlüssel zur Betrachtung der nackten geschichtlichen Thatsachen: „überantwortet den Heiden, verspottet, geschmähet, verspeiet, gegeißelt, getödtet." Ohne jenen Schlüssel bleibt das Alles einfach unverständlich.

Das ist ja die allgemeine Erfahrung bis zum heutigen Tage, daß nichts dem natürlichen Herzen dunkler ist, als die Passionsstraße, die der Gerechte für die Ungerechten hat gehen müssen. Wie bei den Aposteln damals, so heißts heute noch bei allen natürlichen Herzen: „Die Rede war ihnen verborgen, wußten nicht, was das gesagt war." Mit Petrus sprachen sie zum Herrn: „Das widerfahre Dir nur nicht!" Nur kein Opfer, kein Mittler, kein Gnadenstuhl, keine Versöhnung, keine Vergebung, kein Friede, kein Heiland, kein Bischof unsrer Seelen, der unsre Sünden selbst geopfert hat am Holze des Fluches. Die Ursache dieser Blindheit ist vor Allem die Unbekanntschaft mit dem eigenen Herzen. Man weiß nicht was für ein elend, jämmerlich Ding es ist, das trutzige und verzagte Ding. Dann aber auch die Unbekanntschaft mit dem Vater, dem heiligen und gerechten Gott, zu Dem der Sohn im hohepriesterlichen Gebet gesprochen: „Gerechter Vater, die Welt kennet Dich nicht!" Zum dritten die gänzliche Unfähigkeit, den liebenden, erbarmenden Jesus zu verstehen. Auch die Jüngerherzen ahnen noch nicht, was Seine Liebe ist, welche Tiefe, Höhe, Länge und Breite!

Darum muß uns eben Jesus selbst das Auge für die Passionsstraße öffnen, wie dort dem Bartimäus. Er ist und bleibt das Licht der Welt. Wenn wir mit unsrem geistlichen Unverstand und Blindheit zu Ihm schreien: Herr, daß ich sehen möge! dann bekommen wir auch heute noch die willige Antwort von Ihm: Ich wills thun, sei sehend!

Der Blinde am Kreuzeswege.

Auf dem Passionsgang treffen wir den Herrn. „Hinauf gen Jerusalem" ist die Losung. Was aber in Jerusalem geschehen soll, das ist mit klaren Worten Seinen Jüngern vorhergesagt. Es ist freilich keine angenehme Kunde. „Den Heiden überantwortet, verspottet, geschmähet, verspeiet, gegeißelt, getödtet" — was ist das für eine traurige Geschichte des geliebten Herrn und Meisters! Es ist das Wort vom Kreuz, in seinem nackten, schrecklichen Ernste. Und dieses Wort vom Kreuz war damals auch den lieben Jüngern noch ein Aergerniß, eine Thorheit. Sie verstandens nicht. Sagen wir unrecht: sie wolltens nicht verstehen? Ihr Fleisch und Blut sträubte sich gegen diesen Ausgang ihres Herrn. In ihren Herzen rief es ängstlich, trotzig, eigensinnig und kreuzesflüchtig: „Das widerfahre Dir nur nicht!"

Der Herr auf dem Kreuzeswege und am Wege ein armer, blinder Mann. Wer sieht nicht die andern Blinden alle, die mit Ihm laufen? Auch die Jünger sind Blinde. Sie sehen nicht, was Er ihnen so deutlich vors Auge malt. Sie haben kein Auge für die Nothwendigkeit und das Heil dieses Kreuzeswegs. Sie sind noch mit Blindheit geschlagen, wo es sich um eine Sache handelt, die bald den Kern und Stern ihrer apostolischen Predigt bilden soll, die der Sieg sein wird, der die Welt überwindet, — das Kreuz Christi.

Wir können den blinden Jüngern nicht helfen. Sie müssen beim blinden Bartimäus in die Schule gehen. Er sitzt am Weg, am Weg nach Jerusalem und — bettelt! Er ruft den rechten Helfer an: „Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich mein." Er läßt sich von Niemand zum Schweigen bringen. Er schreit fort, bis sein Jesus ihn hört. Er legt Ihm kurz und gut seine große Bitte vor: „Herr, daß ich sehen möge."

Das müssen die Jünger von Ihm lernen. Das müssen wir Alle von Ihm lernen. Wenn der Psalmist gebetet hat: „Oeffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder in Deinem Gesetze" — so haben wir es noch viel nöthiger, zu bitten: „Herr, öffne mir die Augen, daß ich sehen möge die Wunder Deiner Gnade im Evangelio, im Wort vom Kreuz!"

Aber, um das Geheimniß des Kreuzes zu verstehen, müssen wir

erst mit hellem, scharfem Auge schon lernen die Noth und Schuld unsrer Herzen. Der natürliche Sinn glaubt und siehts nicht, wie gründlich sein Verderben, wie hülflos unser Elend! Wie haben auch die guten Jünger erst in den Passionsstunden ihres Herrn, ihre eigne Sündenschuld und Noth, ihr gründliches Verderben recht ausfinden müssen! Sie hättens nie vorher geglaubt, wie schwach und hinfällig auch das Beste an ihnen war, ihre Liebe und Anhänglichkeit an den Herrn Jesum.

Und über das Aergerniß am Kreuze Christi weg zu kommen, müssen wir auch bereit sein, die Kreuzesstraße mit unsrem Heiland zu theilen. Nachdem Er vorangegangen für uns, als Mittler und Versöhner in stellvertretendem Leiden, müssen wir mit unserm alten Adam in Sein Kreuz, in Sein Leiden Ihm nach hinein! „Wir gehen hinauf gen Jerusalem." Das schmeckt freilich nicht gut. Davor graut dem natürlichen Sinne. Aber es bleibt dabei: Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen Seinen Fußstapfen—nicht murrend, unwillig, zögernd, sondern wie der sehende Bartimäus, mit Preis und Lob, das Auge auf Ihn geheftet, den Anfänger und Vollender unsres Glaubens!

Was willst du, daß Ich dir thun soll?

Das ist eine volle, reiche Heilandsfrage, die dort dem blinden Bartimäus ans Ohr klang: Was willst du, daß Ich dir thun soll? Da stellt die allmächtige Liebe dem armen, blinden Geschöpfe sich zu Dienst und Verfügung. Und wie mags in Bartimäus Seele geklungen haben von Freude und Lust an dem Herrn: „Er wird dir geben, was dein Herz wünschet."

Der Heiland ist bereit, etwas zu **thun.** Das ists ja, was dem Blinden noth ist und uns armen Sündern allen. Es muß etwas geschehen, wenn uns soll geholfen werden aus unsrer Noth. Der Heiland ist ein Helfer durch die Thaten, die Er thut; vor Allem durch die Großthat Seines heiligen Leidens und Sterbens. Die Propheten haben von Ihm geredet und den Rath Gottes mit Ihm und in Ihm vorher verkündigt. Und Er selbst hat in Person drei Jahre lang des Propheten-Amts gewartet, da Er dem Volke das Wort vom Reich sagte. Aber nachdem Er alle diese Reden vollendet hatte, machte Er sich auf und zog hin gen Jerusalem zur Passion. Da gabs Mühe und Arbeit für Ihn

um unsrer Sünde willen. Aber Er ruhte nicht, bis Er sagen durfte: „Es ist vollbracht!" Es ist gethan, was gethan werden mußte zu unsrer Seligkeit. Mit allen Seinen Worten wäre Er nicht unser Erlöser geworden; denn damit hat Er kein Lösegeld bezahlt, keinen Zorn gestillt, kein Gericht getragen. Und alle Worte von Ihm, die Ihn nur als Lehrer darstellen und nicht als Mittler und Hoheprieſter, sind verlorne Worte, sofern es sich um unsre Versöhnung handelt. Da gilts mehr als Reden. Da frägt sichs: Wer thuts? Wer wirkt und erwirbt das Heil?

„Was willst du, daß **Ich** dir thun soll?" hat der Heiland den Blinden gefragt. Was gethan werden soll, muß von Ihm geschehen. So hat auch Bartimäus den Jesus-Namen auf den Lippen gehabt. Von Ihm hat er seine Hilfe erwartet. „Du mußt es thun, Du allmächtiger Jesu, Du Sohn Davids!" Und so ist es auch. Er muß es thun, was dem Bartimäus helfen soll. Er muß es sein, Der die Heilsthat für die ganze Welt vollbringt. Kein andrer Name ist uns dazu gegeben. In keinem andern ist das Heil. Sein heiliges gottmenschliches „Ich" gehört zu der großen Erlösungsthat, sonst ist sie eben keine Mittler- und Erlöser-That.

Und noch einmal: Was willst du, daß Ich **dir** thun soll? fragt der Herr. Der Blinde stand vor dem Herrn. Er hat Ihn gesucht. Durch alle Hindernisse und alles Dreinreden hindurch hat er den Weg zu Ihm gefunden. Was nun von Heil geschehen soll, muß ihm, dem armen Blinden gethan werden. „Ich — dir." Das sind die zwei Worte, die zusammen gehören. Niemand soll sie scheiden. Das Licht der Welt will hier hinein scheinen in diese leibliche Finsterniß des armen Blinden. Was immer sonst der Herr gethan haben mag an Aussätzigen, Lahmen, Blinden u. s. w., jetzt handelt sichs um das, daß ihm, dem armen Bartimäus, das Licht von Ihm geschenkt werde. Eine persönliche Beziehung zwischen dem Sünder-Heiland und dem Sünder ist nöthig, wenn ihm soll geholfen werden, wenn das Heil in Christo sein persönliches Eigenthum werden soll. Wer Ohren hat zu hören, der höre die Frage auch an seine eigene Seele klopfen: Was bin Ich dir? Was hast du an Mir? Was könntest du an Mir haben? Was willst du, daß Ich dir thun soll?

Ja **willst du** denn aber auch wirklich und ernstlich etwas von Ihm? Ob Bartimäus gewollt hat? Wer kann zweifeln, daß

sein ganzes Dichten und Trachten darauf stand, mit Jesu von Nazareth zusammenzutreffen und von Ihm Hilfe zu erlangen? Der Herr weiß das. Und doch frägt Er: Willst du? Die Antwort, die er drauf geben muß, soll die klare Erkenntniß zeigen dessen, was ihm fehlt, das herzliche Verlangen nach Hilfe, das feste Vertrauen auf den Helfer, der vor ihm steht. Das ist und bleibt doch die große Frage auch an unser Herz. Willst du? Hast du einen einfältigen, geraden, entschiedenen Willen zu Seiner Hilfe? Und sitzt nicht dort das größte Elend, daß es so gar an diesem Willen fehlt? So abgestumpft unter der gewohnten Sündenknechtschaft sind die Herzen, daß sie gar nimmer redlich sagen können: Ich will Deine Hilfe, lieber Herr, um jeden Preis! Da wollen wir denn nur so tief drunten anfangen und den Herrn, der mit dieser Heilandsfrage so freundlich uns entgegenkommt, ernstlich und herzlich bitten: Herr, daß ich wollen möge! daß ich einen Willen habe zu Dir und zu meiner Seelen Seligkeit!

Jesus von Nazareth gehet vorüber.

Im einsamen Hohlweg, auf hartem Fels liegt der Schwerverwundete. Langsam, aber stetig träufelt das Blut aus den tiefen Wunden. Die Kräfte sinken. Die Sinne fangen an zu schwinden. Da nahen sich Schritte. Wie Musik tönt ihr Rauschen ans Ohr des Halbtodten. Jetzt sind sie da, der Helfer ist gekommen. Aber nein! Die Schritte tönen schwächer, ferner, — immer ferner! Sie sind vorüber, die Hoffnung dahin! Und noch einmal dasselbe, grausame Spiel; Priester und Levit, sie gingen vorüber!

Unterm schattigen Laubdach sitzt der Erzvater in heißer Mittagsstunde. Sein Auge blickt suchend hinaus in die Landschaft zu seinen Füßen. Da sieht er drei Gestalten nahen. Flugs ist er auf, ihnen entgegen, und nieder zu den Füßen seines Herrn: „Habe ich Gnade gefunden vor Deinen Augen, so gehe nicht an Deinem Knecht vorüber!“ Und der Herr kehrt ein. Da ist Freude in Abrahams Zelt, eine Hütte Gottes bei den Menschen.

Nun der blinde Bartimäus am Wege. Er hört das Rauschen Seiner Füße. Er hört das Gedränge derer, die Ihm nachfolgen. Was giebts da? Was ist das für eine Menge? „Jesus von

Nazareth gehet vorüber!" Gottlob, das ist mein Segenstag und die Stunde meines Heils. Er soll nicht vorüber ohne Hilfe für mich! Hell und schneidig klingt sein Kyrie über das Tosen der Menge. Unwiderstehlich bahnt sich der arme Blinde den Weg zur Sonne seines Lebens: „Sonne, stehe still, daß es Licht werde auf meinem Pfad! Herr, daß ich sehen möge!" Und Jesus von Nazareth hat ihm stille gehalten. Er ist nicht vorüber gegangen am Nothschrei des Elenden. Er hat Seinen Segen gelassen auf dem Wege. Der Leidens-Straße entlang blühen und sprossen die Blumen, die der himmlische Gärtner pflanzt mit Heilandshänden.

Merkst du den Wink, jetzt, da die heilige Passionszeit wieder ihr mächtiges, feierliches Portal vor uns aufthut und uns eintreten und mitziehen heißt auf dem Wege nach Golgatha? Hörst du das Rauschen der Füße, die da wallen zum Hause des Herrn, zum seligen Wort vom Kreuze? Hörst du die Lieder klingen, so ernst, so tief, so weihevoll vom Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt, vom Schmerzensmann mit der Dornenkrone? Siehst du die jugendliche Schaar, die in der heiligen Karwoche vor den Altar tritt mit feierlichem Bekenntniß zum Herrn? Was soll all das? Was bedeutet es? Jesus von Nazareth gehet vorüber! Jesus, das Licht und Leben der Welt, Jesus, unser Heil im Leben und Sterben, Jesus, der Gekreuzigte gehet vorüber mit all Seinem Segen, mit all Seiner Gnade.

Und was soll dir daraus werden? Sieh, was dem Blinden daraus geworden, daß der Herr vorüber ging. Den ganzen Segen, den er wollte, Alles, was er seit Jahren erhoffte und ersehnte, was kein Mensch auf Erden ihm geben konnte, das erlangte er von dem vorüberziehenden Herrn Jesus. Lerne von Ihm! Auch du mußt deinen Heiland nicht vorüber lassen in diesen Tagen ohne dir Segen, reichen Segen von Ihm zu holen für dich und dein ganzes Haus. Machs nur wie Bartimäus und leg dich aufs Bitten: Herr Jesu, erbarm dich mein! Laß mich Gnade finden vor deinen Augen und gehe nicht an deinem Knecht vorüber. Kehr ein bei mir mit deiner großen Barmherzigkeit und vergieb mir alle meine Schuld! Und wenn du das von Herzen vom Herrn erfleht hast, dann mußt du auch den Muth haben zu der weiteren Bitte: Nimm mich mit, lieber Herr, durchs Leiden zur Herrlichkeit, durchs Kreuz zur Krone, durch Karfreitag zum Ostersieg. Der Herr will ja die Seinen mit Sich haben in Seiner Nachfolge, in der Gemeinschaft Seines Kreuzes. Er nahm zu

Sich — und mit Sich — die Zwölfe; Er nahm zu Sich den geheilten Bartimäus, der Ihm jubelnd und preisend nachfolgte nach Jerusalem: Er nahm zu Sich Einen um den Andern, der sich gewinnen und ziehen ließ aus der Welt, aus der Finsterniß heraus zu Seinem wunderseligen Lichte: den Nicodemus, den Joseph von Arimathia und die Andern alle, von denen Er gesagt hat: Wenn Ich erhöhet werde, will Ich sie alle zu Mir ziehen. Ihm nach, in den Tod des alten und in das Leben des neuen Menschen! Dann wirds recht wahr und erfüllt: Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem! Er voran und wir mit, durch Seine Gnade.

Am ersten Sonntag in der Fasten (Invocavit)

Die Versuchung des Herrn zum Eingang der Passions-Zeit.

Es ist eine überaus tiefsinnige Anordnung der alten Kirche, wodurch im Lauf unsrer Sonntags-Evangelien die Geschichte der Versuchung des Herrn am ersten Sonntag in der Fastenzeit betrachtet wird. Die Erlösung, die durch Christi Passion ausgerichtet worden ist, wird in dieser Geschichte unsrem Verständniß recht nahe gebracht und die tiefsten Einblicke in ihre Art und Wesen werden uns eröffnet. Da sehen wir die Art und Macht der Sünde; wir sehen die Person und den Charakter des Mittlers, der die Erlösung ausrichtet; wir sehen Seinen gewissen, herrlichen Sieg, in dem auch unser Sieg über Teufel, Welt und Fleisch vorgebildet und verbürgt ist.

Vor Allem führt uns die Versuchungsgeschichte ein Bild der Sünde vor Augen, von der uns der Herr Christus durch Seine heilige Passion erlöset hat. Wie in der Versuchung des ersten Adams, so enthüllt sich auch hier die Sünde als eine, im Grunde, teuflische Macht. Sie ist von Haus aus etwas Außermenschliches und Uebermenschliches, das eben durch Verführung des Satans auch am Menschen und im Menschen einen Halt gewinnen will. Es ist nicht bloß unser eigen Fleisch und Blut, womit wir zu kämpfen haben, sondern finstre, satanische Mächte über uns. Wer Sünde thut, der ist vom Teufel. Jede Sünde ist ein Teufelswerk. Der Lügner und Mörder hat seine Hand

darin. Jede Sünde trägt in sich den Tod der Wahrheit und der Liebe. Jede Sünde wendet sich in erster Linie zweifelnd, ungläubig, rebellisch, trotzig wider Gottes Wort. „Sollte Gott gesagt haben?" So hat sie ihren Lauf durch die Welt gehabt vom ersten Adam bis zum zweiten. Welche Siege, die dem Fürsten der Finsterniß bis dahin gelungen! Wie zuversichtlich und siegesgewiß muß er geworden sein, welcher ungebrochenen Siegesmacht muß der alte Lügner und Mörder sich erfreut haben, daß er sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, mit seinem Angriff auf Jesum von Nazareth Erfolg zu haben!

Aber nicht bloß das teuflische Grundwesen der Sünde zeichnet uns die Versuchungsgeschichte, sondern auch ihre hauptsächlichen Erscheinungsformen: Die Genußsucht, die Ehrsucht, die Habsucht. Den hungernden Jesus faßt der Versucher am Bedürfniß seines irdischen Leibes. Er reizt Ihn, Genuß und Nahrung zum Leben zu suchen wider Gottes Willen und Ordnung und außer Gottes Gabe, sich Brot zu schaffen im Mißbrauch der Macht, die Ihm über die Creatur verliehen ist. In tausend Gestalten naht diese Versuchung dem Menschen, dessen Leiblichkeit ihr überall die Anknüpfungspunkte bietet. Es ist die sinnliche Seite am Menschen, die dafür offen steht und in der die Lüste erregt werden, die wider die Seele streiten und dem Geiste widerstreben.

Die andre Grundform der Sünde, die Ehrsucht und Ichsucht, tritt uns in der zweiten Versuchung entgegen. Der Mensch ist ja nach Gottes Schöpferwillen eine Persönlichkeit. Er muß „Ich" denken und „Ich" sagen können. So lange nun der Planet seinen Lauf richtig um die Sonne macht, mag er sich wohl um seine eigene Achse drehen und Alles ist in Ordnung. Aber wenn er sich zur Sonne, zum Fixstern macht, um den sich alles Andre drehen soll, da ist Alles aus Rand und Band. Und das ists eben, was die Ehr- und Ichsucht will.

Endlich ists die Hab- und Herrschsucht, die besonders in der dritten Versuchung uns vor Augen geführt wird. Das Haben an sich, das Besitzen des von Gott verliehenen Eigenthums, ist ja nicht Sünde, wohl aber das sich Verlieren an den Besitz, das Hängen an den irdischen Gütern, wobei man sie nicht wirklich als Herr besitzt, sondern vielmehr als Sklave von ihnen besessen wird. Das ist die Sünde, die vom gewaltigen, ländergierigen Eroberer bis zum gemeinen Geizhals in tausend Abstufungen uns entgegentritt.

Neben diesen Sündengestalten sehen wir dann in der Versuchungsgeschichte den sündlosen Mittler, wahrhaftigen Menschen, versucht wie wir, kämpfend wie wir, keine andre Waffe in Seiner Hand, als die des Worts, die auch uns gegeben ist und so, obwohl als Gottessohn angeredet, dennoch als wahrhaftiger Mensch kämpfend und das Feld behaltend.

Des Feindes Art.

Den Feind wohl kennen und seine Art und Kampfes-Weise verstehen, ist schon halber Sieg. Der Kampf unsres Herrn mit dem Versucher hat uns des Feindes Wesen aufgedeckt und das Geheimniß der Bosheit offenbar gemacht. Da können wir lernen, wie er kämpft und desto besser auf der Hut sein und um so kräftiger ihn abwehren.

Des Feindes Art ist, sich an die Großen, an die Besten zu machen. Wie im Getümmel der Schlacht der Scharfschütz den Führer hoch zu Roß erspäht und mit seiner Kugel sucht, so thut der Erzfeind. David, den ersten König und Propheten des alttestamentlichen Gottesreichs, Petrum, den ersten Apostel und Zeugen des Neuen Testaments, fällt er an und begehret sie zur Beute. Paulus bekommt seine Faustschläge zu fühlen. Den Herrn selbst hat er sich ausersehen. Keiner ist zu hoch und gut für ihn.

Des Feindes Art ist, daß er sich nicht mit Einem Male abtrumpfen läßt. Der Baum fällt nicht auf den ersten Streich. Rom ist nicht an Einem Tag erbaut. So klug ist er auch. Darum kommt er wieder und wieder zum zweiten, zum dritten Anlauf. Und selbst dann weicht er nur „eine Zeit lang."

Des Feindes Art ist, daß er von keiner heiligen Stätte noch Stunde sich zurückschrecken läßt. Kaum ist die heilige Taufstunde vorüber, so ist der Feind da. In die Einsamkeit und Stille des Herrn bricht er ein. In die heilige Stadt, auf des Tempels Zinne bringt er. Kein Platz auf der weiten Welt, der vor ihm schützte.

Es ist des Feindes Art, den Zweifel am Worte Gottes in die Herzen zu säen. Der Zwiespalt zwischen dem Hohen und Herrlichen, was Gottes Wort sagt zum Glauben und dem Armen, Unansehnlichen, was unser Auge schaut, der ists, mit dem er Zweifel wecken möchte. Gottes Sohn? So hats freilich

eben vom Himmel her geklungen. Aber stimmt der Hunger damit? Sollte Gott so gesagt haben?

Es ist des Feindes Art, wo eine Seele ans Wort sich klammert in festem, trutzigem Glauben, das Wort selbst zum Fallstrick zu brauchen, Wort gegen Wort zu stellen, und den Glaubensstarken, Bibelfesten übers Wort hinaus zu schwindelndem Ueberglauben zu treiben. Da steht die Himmelstreppe des Worts und Sacraments, auf der wir im Glauben zu den ewigen Zinnen hinanklimmen sollen. „Schwing dich hinauf — ohne Treppe, ohne Leiter, auf eigenem Flügel, hast Schwung genug" — so flüstert der Feind in tausend Ohren und Herzen und daraus werden die Sonderlinge und Winkelheiligen und Schwärmer, die ohne Wort unter den Füßen kecke Luftsprünge machen, sich und Andern zum Schaden.

Es ist des Feindes Art, die wunderlichsten, großartigsten Versprechungen vorzuspiegeln: „Dies Alles will ich dir geben," — unter der Einen Bedingung, daß er der Herr bleibe, vor dem man niederfalle, den man anerkenne. Was stellt er nicht Alles in Aussicht, wie einst im Paradies: Ihr werdet sein wie Gott! Schätze über Schätze, Pracht und Herrlichkeit ohn Ende. „Dies Alles!" Wie nimmt er den Mund so voll! Fortschritt, Aufklärung, Menschenwürde, Freiheit, Essen und Trinken, Geld und Ehre, gute Tage! Uns den Genuß, für sich das Herr sein, und am Ende? — da holt er die Seinen. Das ist des Feindes Art.

Schlange und Schlangentreter.

Wir können die Geschichte vom Versuchungskampf in der Wüste nicht betrachten, ohne daß uns jenes uralte Wort einfällt, das im Paradies nach dem Fall geredet ward von der Feindschaft zwischen der Schlange und dem Weibe, dem Schlangensamen und dem Weibessamen. Es war der größte Segen, der dem gefallenen Menschengeschlechte zu Theil werden konnte, diese gottgestiftete Feindschaft zwischen ihm und der Schlange. Wie verderblich und unheilvoll wars gewesen, da die Schlange sich als Freundin der Eva gebärdete, die es so gar wohl mit ihr meine. Statt dieser Freundschaft, welche die Sünde und den Tod in die Welt brachte, soll Feindschaft zwischen Weibessamen und Schlange gesetzt sein und diese Feindschaft soll sich zum Ent-

scheidungskampfe zuspitzen, der für immer den Sieg über die Schlange sichern soll. Der Verführer, der im Paradies gewonnen Spiel hatte, soll nicht für immer den Sieg behalten. Dort war er freilich stärker gewesen und Jahrtausende lang hat er in Menschengestalt keinen gefunden, der ihm in eigener Kraft hätte Widerstand thun und das Feld wider ihn behalten können. Endlich aber ist Er gekommen, der verheißene Weibessame, wahrhaftiger Mensch, vom Weibe geboren, an Ihm soll die alte Schlange sich die Zähne ausbeißen, mehr noch, von Ihm soll ihr der Kopf zertreten werden!

Hier nun stehen sich zum ersten Male Schlange und Schlangentreter zu persönlichem Kampfe gegenüber. Sie messen ihre Kräfte aneinander. Gerade zur Zeit der erfüllten Erlösungs-Stunde hatte ja die Gewalt und Macht der Schlange, des Fürsten und Gottes dieser Welt, den höchsten Grad erreicht. Es ist ein merkwürdiges, verhängnißvolles Selbstvertrauen da, es mit irgend Einem aufzunehmen, selbst mit dem Jungfrauen-Sohn, von dem sie sagen, Er sei Gottes Sohn, und Ihn herauszufordern gerade mit dem Wort: „Bist du Gottes Sohn —". Aber als Mensch steht Er da zum Kampf mit dem Feinde. Als Mensch eingereiht in die Schaar derer, denen die Feindschaft der Schlange gilt. Vorne an in der Menschen Reihe steht Er, wahrhaft menschlich an Leib und Seele und allen Anlagen, die den Menschen als solchen machen, wahrhaft versuchlich und doch wahrhaft sündlos in jedem Augenblick, in Gedanken, Worten und Werken. Das ist der zweite Adam, der in der zweiten, großen Versuchungsstunde der Menschheit den Kampf aufnimmt und die Schlange untertritt, unser Schlangentreter. Die Entscheidungsschlacht ist freilich dort in der Wüste noch nicht geschlagen worden, sondern erst drei Jahre später auf Golgatha. Dort ist das heilige, theure Blut vergossen worden zur Versöhnung der Welt. Durch das Blut des Lammes soll der Feind überwunden werden. Im Tode Christi ist der Schlange der Kopf zertreten. Da hat sie auch ihren Fersenstich gegeben. Aber auch schon der Versuchungskampf in der Wüste gehört zur heiligen Passion, darin der Herr den listigen und rohen Anläufen des Feindes sich aussetzen ließ. Darum steht dies Evangelium so passend am Eingang der Passionszeit.

Seit nun der Schlangentreter der Schlange den Kopf zertreten hat, gilt auch dem gläubigen Weibessamen nach Ihm der apostolische Segenswunsch: Der Gott des Friedens trete den

Satan unter eure Füße! Wie ernst habens die ersten alten Christen damit genommen! Der Gedanke der Feindschaft zwischen Gottes Reich und Satans Reich begleitete den Christen vom Tag der Taufe bis zum letzten Ende. Entsagen dem Teufel und all seinem Werk und allem seinem Wesen, das gehört zur Taufe! Und was die Pathen und Eltern ein getauftes Christenkind zu lehren geloben, das soll, wie eine alte Kirchen-Ordnung sagt, das Ziel haben, „dem Satan Widerstand zu thun und christlich zu leben, bis Gott an ihm erfüllet, was Er jetzt in der Taufe angefangen hat und es selig werde.“*

Das Wort sie sollen lassen stahn.

Das stehende Lied in alter Zeit, das unsre Väter am ersten Fastensonntag beim Hauptgottesdienst anstimmten, war ihr Lieblingslied, das Hauptlied der Reformations-Zeit, der Kampf- und Siegsgesang wider die Pforten der Höllen:

Ein feste Burg ist unser Gott!

Da sangen sie wider den „alt bösen Feind,“ der es mit Ernst jetzt meint! Sie sangen das Bekenntniß ihrer eigenen Schwachheit: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan.“ Sie sangen von dem „rechten Mann,“ der für uns streiten muß, der Mensch und „Herr Zebaoth“ zugleich ist und der das Feld behält. Sie sangen in triumphirendem Glaubenstrutz: „Und wenn die Welt voll Teufel wär!“ Sie sangen wider den „Fürst dieser Welt,“ den doch Ein Wörtlein fällen kann. Sie schlossen mit dem festen, guten Punktum: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“ Fürwahr, das ist ein Lied für den ersten Fasten-Sonntag! Von Vers zu Vers beschreibts den Kampf, der dort in der Wüste zu unsrem Heil gestritten wurde: Den Feind und den Helden, der für uns streitet und den Sieg gewinnt, und die Waffe, das Schwert des Geists, womit gekämpft und gewonnen wird! Wir meinen, es würde nichts schaden, aber die Erbauung und Versenkung in das Invocavit-Evangelium könnte nur gewinnen, wenn unsre Gemeinden zum Eintritt in die Fastenzeit auch wieder von Herzensgrund anstimmten: Ein feste Burg ist unser Gott!

---

* Brandenburg — Nürnberg 1533.

Das Wort sie sollen lassen stahn! Denn darin stehet unser Leben! Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Das täglich Brot mag fehlen, alle Leibeskraft mag schwinden, Ohnmacht und Todesweh mag über uns kommen, — aber das Wort soll nur bleiben, daraus gehet das Leben. Auch wenn des Leibes Schifflein in Stücke und Trümmer ginge, das Wort ist das Rettungstau, das dich hinaufzieht ans feste Ufer. Lässest du das Wort dir nehmen, dann ist Alles verloren, in Zeit und Ewigkeit. Heutzutage lassen sich freilich viele Tausende eher das Wort nehmen, als die sichtbaren, greifbaren Güter dieses Lebens, das Brot, an dem allein sie hängen, als wäre das ihr Leben! Gottes Wort ist Geist und ist Leben. Gottes Wort ist Gottes Kraft, die wirket und währet in Ewigkeit. Kein Wunder, daß der Lügner und Erzfeind dran rüttelt. Reißt er das Wort um, reißt ers aus deinem Herzen, so ist Alles hin, was von Gottes Kraft an dir und in dir etwas ausrichten mag zum ewigen, seligen Leben.

Zum andern: „Das Wort sie sollen lassen stahn," denn ein Wort hält und trägt das andre; sie sollen nicht eins wider's andre hetzen; steht eins, so stehen sie alle; fällt eins, so fallen alle mit. Es ist Teufels-List und -Kunst, Wort wider Wort zu stellen, mit dem Wort das Wort anzufechten. Er citirt auch die Schrift. „Es stehet geschrieben," das weiß er auch anzubringen. Aber da stellt der Herr Sein „Wiederum" dagegen. Dem Gläubigen wird ja freilich der Herr Seine Engel senden, und wird ihn behüten und auf den Händen tragen lassen auch auf gefahrvollem Wege, wo es der Weg des Berufes ist und Gott selbst ihn solche Straße führt. Aber der Uebermuth und Aberglaube soll solch Gotteswort nicht umbiegen und mißbrauchen. Es ist Alles Ein Guß, das große, reiche Gotteswort. Laß es beisammen, unzertheilt, unzerrissen. Das Wort sie sollen lassen stahn!

Und noch einmal: Das Wort sie sollen lassen stahn! Das schlägt den Feind in die Flucht, als siegreich Schwert des Geistes. Der Herr selbst, das fleischgewordene, persönliche Wort, hat immer in dem Versuchungskampf auf das geschriebene Wort sich berufen. Dreimal heißts: Es steht geschrieben! Dabei solls bleiben, dem soll auch der Teufel weichen. Merke das wohl, der du zum Kampf wider den Fürsten der Finsterniß eingereiht bist in Gottes Heer. Willst du den Sieg

gewinnen und das Feld behalten in der Anfechtung, so mußt du wissen, was geschrieben steht. Vor nichts Andrem weicht der Feind. Nicht vor deinen Eindrücken und Gefühlen, süßen Erinnerungen und guten Vorsätzen, sondern vor dem Wort, das fest in Schriften steht, wo es von dir fleißig und geschickt gehandhabt wird. Darum nimm es, lies es, lern es, behalt es, üb' es. Hier ist dein Leben, dein Sieg wider alle listigen Anläufe des Teufels: Das Wort sie sollen lassen stahn.

Das Brot und das Wort.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes gehet." Dies Wort ward einst dem Volk Israel gesagt als die Lection, die es während seines Wüstenzugs lernen sollte. Darum ließ Gott das Volk erst hungern, darum speiste Er es nachher mit der wunderbaren Himmelsgabe des Manna, daß ihm dieses „kund würde". Der hungernde Heiland in der Wüste hat dasselbe Wort dem Versucher entgegengehalten, da er Ihn zum Beweis Seiner Gottessohnschaft herausforderte, aus Steinen Brot zu machen.

Der Herr giebt damit unsrer gegenwärtigen Zeit eine höchst nöthige Lection. Denn wenn es eine große Gefahr und Versuchung der Gegenwart giebt, so ist es diese, daß man ein „Leben" sucht vom Brot allein. Und wenn es zwei schroffe Gegensätze giebt, die mit einander um die Oberhand ringen, so sind es diese: Das Leben vom Brot und das Leben vom Wort Gottes. Für Millionen ist das letztere gar nichts, als ein Traum, ein unfruchtbares Phantasiestück; das erstere aber Alles: Leben, ein Leben „machen", die Mittel dazu beschaffen, umtreiben und vermehren, an diesem hängt, nach diesem drängt die Menge.

Man muß ja doch leben. Und so lange wir in dieser Leiblichkeit sind, muß man ja doch Brot haben zu diesem Leben. Wer wollte leugnen, daß dies Gottes eigene wohlgesetzte Ordnung ist? Selbst das Paradieses-Leben in seiner Herrlichkeit und Gottinnigkeit war nicht über diese Ordnung erhaben. „Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten." Gott will das natürliche Leben Seiner Geschöpfe erhalten durchs Brot, d. i. durch die Mittel,

die Er so reichlich im Haushalt der Natur aufgespeichert hat. Keiner hat ein Recht, die Erhaltung seines Lebens auf anderem Wege, mit Umgehung dieser göttlichen Grundordnung, zu erwarten. Zum Leben gehört das Brot — „du sollst essen" — und zum Brot gehört die Arbeit ums Brot, denn „wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen."

Aber wie vielfach mißbraucht die unersättliche Gier des Menschen, seine Selbstsucht, Habsucht und Genußsucht diese Gottes-Ordnung und verkehrt sie in himmelschreiende Unordnung! Alles, Alles muß diesem Brotleben dienen. Auch das Sprödeste und Härteste muß sich unter dem Wunderfabrikat des erfinderischen Menschengeists zu „Brot" machen lassen, d. h. zum Mittel des Lebensunterhalts und Genusses.

Und doch kann der Mensch nicht leben vom Brot allein. Das Thier kann es. Und die nichts weiter auf Erden wollen, als „essen und trinken", die können es auch. Sie wollen ja auf derselben Stufe stehen. Aber der Mensch, der wirklich Mensch sein will, kann es nicht. Denn wenn auch sein Leib gekleidet ist in Purpur und köstliche Leinwand, und wenn er alle Tage leben könnte „herrlich und in Freuden", wenn er Brots die Fülle hätte mit allen Zugaben, die der verwöhnteste Gaumen sich wünschen könnte, davon hätte er doch kein Leben! Als Mensch hat er ja nicht bloß einen Leib, sondern eine unsterbliche Seele. Die will auch leben. Sie lebt aber nicht von dem, was der Leib ißt und trinkt und worein er sich hüllt. Sie bedarf andrer Speise, andrer Kleidung! Sie ist aus Gott, ein Hauch Seines Geistes. Ihr Leben kann nur gedeihen und währen durch denselbigen Gottesgeist. Sein Hauch, — „was aus Gottes Munde geht" — Gottes Kraft, Gottes Gedanken und Wille, — kurz Gottes Wort ist das Leben der Seele. Selbst für den Leib ist Gottes Kraft im Brot das eigentliche Leben, die Nahrung, Stärkung und Erhaltung; das Brot ist nur der Träger derselben. Noch viel mehr aber für die Seele ist alle Nahrungs- und Lebenskraft in Gottes Wort, und da allein. Wo ein Mensch wieder wahrhaft und ächt menschlich fühlen lernt, da wacht in seiner Seele ein Gotteshunger auf, den nichts stillen kann, als „was aus dem Munde Gottes gehet." Da heißts: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Nicht Brot allein, sondern Gottes Wort.

Nun verstehen wir auch das alte Gebet der Kirche: Allmächtiger ewiger Gott, der Du durch Dein Wort alle Ding erschaffest und gesegnest: wir bitten Dich, daß Du Dein Wort, unsern Herrn Jesum Christum, in unser Herz pflanzest, dadurch an uns gesegnet werde mit fruchtbarer Wachsung und göttlichem Gebrauch alles, was uns zur leiblichen Nothdurft dient; durch denselben unsern Herrn Jesum Christum, Deinen Sohn. Amen.

Am zweiten Sonntag in der Fasten (Reminiscere).

Den Teufel aus dem Hause!

Es war trüb und dunkel in der „Gegend von Tyrus und Sidon," dahin der Herr entwichen war. Heidnische Finsterniß lagerte sich dort über „ein Volk, das da saß am Ort und Schatten des Todes" (Matth. 4, 16). Und es war finster und trübe im Hause des kananäischen Weibes. „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget." So schreit das Mutterherz dem Heiland nach. Ein schreckliches Gefühl, hilflos solchen Mächten preisgegeben zu sein: Mächte der Finsterniß im Hause, am eigenen Kinde! Das ist fürwahr „übel geplaget." Ich kann das Mutterherz wohl verstehen, daß es aus solcher Noth heraus: „Erbarme Dich mein" zum Herren ruft. Des Kindes Noth ist der Mutter Noth. Die Plage des Kindes ist ihre eigene Plage. „Erbarm Dich mein!" Das ist das tiefste, wärmste Mitgefühl, das darin sich kund giebt. Und wie offen und rückhaltslos legt sie den Schaden dar vor Dem, Dessen Hilfe sie sucht! Es war eine harte Rede: „vom Teufel geplaget." Aber die Mutter hat sie über die Lippen gebracht, unverblümt, in dem ganzen schrecklichen Ernste des Thatbestands. Sie nennt die Sache beim rechten Namen, so greulich es klingen mag. Sie möchte los sein von solchen Satansbanden. Sie möchte den Teufel aus dem Hause haben! Der Herr soll Alles wissen, wie es bei ihr steht; nur Erbarmen! nur Hilfe!

Die heidnische Mutter, die nachher für ihren Glauben solch ein gutes Zeugniß vom Herrn bekommen, ist uns auch in dem Stück ein Muster, an dem wir zu lernen haben. Es ist ja freilich nur der Natur-Zug des Mutterherzens, daß des Kindes Noth ihr so

nahe geht; aber ach, wie viel Unnatur ist da oft zu beklagen, mitten in der Christenheit! Väter, Mütter sehen die Schäden ihrer Kinder. Sie machen ihnen wohl auch da und dort einen sorglichen Gedanken. Aber man vertröstet sich. „Das wird sich schon geben! Sie werdens verwachsen! Werden schon gescheidter werden mit den Jahren" — und was dergleichen Redensarten sind. Aber daß man des Kindes Noth als eigene empfände, daß man über dem von seinen Sünden und Unarten geplagten Kinde ein Kyrieleison für sich selber riefe, — wer denkt daran?

Und weiter: die arme Heidin hat in ihrer Bitte an den Herrn ihres Kindes Zustand beim rechten Namen genannt: eine Teufelsplage! Was sagen unsre „christlichen" Väter und Mütter von ihren Kindern, wo sie von ihren Sünden, von ihren Fehlern und Unarten zu reden haben! Welcher Leichtsinn wird da oft offenbar! Es sind ja freilich getaufte Kinder, versetzet „aus der Obrigkeit der Finsterniß in das Reich des Sohnes Gottes." Aber der alte Adam, den sie von uns geerbt, regt sich in ihnen alltäglich. Und wo er nicht bekämpft und untertreten wird, da muß das Leben aus Gott leiden und untergehen. Das ist fortwährend „des Teufels, der Welt und unsres Fleisches Wille." Wer diesen Kampf an seinem Kinde mit rechten Augen ansieht, der wird sich dadurch ernstlich ins Gebet treiben lassen. Darum nur weg mit der Leichtfertigkeit und Sicherheit, die vielleicht gar einen Spaß findet an den Unarten der Kinder und sich amüsiren kann über diesem und jenem Ausbruch des Fleisches und des alten Adams. Die Wahrheit ist, daß wir hinter diesen Sünden den „Lügner und Mörder von Anfang an" sehen. So lieb uns die theuren Kinder sind, so ernstlich wir es mit dem Taufgelöbniß nehmen, in ihrem Namen zu entsagen dem Teufel und all seinem Werk und Wesen, so heilig und theuer uns die selige Taufgnade ist, so fest und ernst müssen wir dagegen aufstehen, wo sich die Sünde regt und ihre Ketten und Stricke legt. Wider solche Plage hilft der Herr! Zu Ihm denn mit dem heißen, aufrichtigen: Erbarme Dich mein!

Wohl einem Haus, da Jesus Christ
Allein das All in Allem ist!
Ja wenn Er nicht darinnen wär,
Wie elend wärs, wie arm und leer!

(Kirchenbuch 352, 1.)

"Reminiscere"—„Gedenke".

„Gedenke, Herr, an Deine Barmherzigkeit und an Deine Güte, die von der Welt her gewesen ist," so ruft der Introitus dieses Sonntags, der ihm seinen Namen gegeben hat. „Gedenke, Herr!" Reminiscere!

Gedenke an meines Kindes Noth! „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget." Des Kindes Jammer und Noth geht der Mutter zu Herzen und wird von ihr zu eigen gemacht. „Erbarm Dich mein!" ruft sie. Sorgen und Kümmerniß um Sohn und Tochter muß oft den Alten eine Erinnerung werden, daß sie ans vergessene, versäumte Gebet wieder denken und zum Herrn sich schicken. Was sie am Tage der heiligen Taufe für die Kinder gelobt haben, ist Jahre lang unterlassen worden. Statt in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, unter beständiger, treuer Fürbitte, im wachsamen Kampfe mit dem Feinde, der immer bereit ist, Schaden zu thun, sind so viele Getaufte herangewachsen ohne Wort, ohne Gebet, ohne Kampf. Und je älter sie werden, um so offener und trauriger bricht das Unheil hervor. „Der Teufel plagt sie." Vielleicht muß es eben jetzt manche Mutter über einen Confirmanden seufzen, an dem die Folgen jahrelanger Verwahrlosung zu Tage treten. Es ist ein gewaltiger Ernst, den der Herr die Eltern an ihren Kindern erfahren läßt. Wie offenbaren sich da verborgene Schlupfwinkel der Sünde! Wie schillert sie in tausend Arten, Abarten und Unarten! Wie spiegelt sich in der Kinder Fehlern dem achtsamen, bußfertigen Elternherzen die eigene Sünde wieder! Wie lauert auf Schritt und Tritt die Welt und der Fürst dieser Welt auf sie, um sie vom Glauben und von der Heiligung abzulocken! Wie steht auch die wärmste, treueste Elternliebe oft so ohnmächtig und hilflos da gegenüber den Satans-Banden und Schlingen, welche die Kinder bedrohen! Wahrlich die Herzen müßten von Stein sein, die da nicht ins Gebet getrieben würden, die da nicht rufen lernten: Gedenke, Herr, an unsres Kindes Noth! Erbarme Dich unser und wehre der Macht und Plage des Feindes!

Gedenk auch, Herr, an Deine Helferkraft! Die arme Mutter, die auf ihr erstes Rufen gar keine Antwort erhielt, eilte dem Herrn nach, gewann Ihm einen Vorsprung ab, verlegte Ihm den Weg und fiel vor Ihm nieder mit dem einfachen, kurzen,

herzdurchdringenden Nothschrei: Herr, hilf mir! — Sie wendet sich an Ihn, Der helfen kann, sie hat Ihm nichts vorzuschreiben. Sie erklärt gar nichts mehr. Sie weiß, Er kann helfen. Darum: „Herr, hilf mir!" Ein einfaches, kräftiges, glaubensstarkes Gebet. Die Noth kennt Er. Die Kraft zu helfen hat Er. Sie erinnert Ihn nur daran. Gedenke! Wir dürfen und sollen in unsrem Gebet dem Herrn seine eigene Kraft und Macht vorrücken, wonach Ihm kein Ding unmöglich ist. „Mein Herz hält Dir vor Dein Wort."

Gedenke an Deine Barmherzigkeit! Als Alles nicht zu helfen schien, als die arme Mutter zuletzt noch das scharfe Wort von den Hündlein hören mußte, denen man der Kinder Brot vorwerfe, da läßt sie muthig Alles fahren und wirft sich allein auf Sein freies Erbarmen: Brosamlein auch für die Hündlein, die sie demüthig unter'm Tisch aufleſen und nur nehmen, was ihnen da zufällt. „Gedenk an Deine Barmherzigkeit!" Wen suchen wir, der Hilfe thu, daß wir **Gnad** erlangen? Das bist Du, Herr, alleine! Das heißt dem barmherzigen Heiland recht ins Herz geschaut und Ihn an das erinnert, was Ihm das Größte und Höchste ist, nämlich Sein freies, unbegrenztes Erbarmen. Das ist nicht auf Israels Grenze eingeengt. „So hoch der Himmel über der Erden ist, läßt Er Seine Gnade walten über die, so Ihn fürchten; so fern der Morgen ist vom Abend, lässet Er unsre Uebertretung von uns sein."

Jesus im Ausland.

Zweimal ist, nach dem Bericht der Evangelisten, der Herr Jesus im Ausland gewesen. Das erste Mal in Aegypten, als Säugling an der Mutter Brust; das andre Mal in Phönicien, als Mann auf der Höhe Seiner prophetischen Wirksamkeit. Bedeutungsvoll ist schon die erste Reise für die Geschichte des Reiches Gottes gewesen. In ihr ist das Wort erfüllt: „Aus Aegypten habe Ich Meinen Sohn gerufen." Bedeutsam ist aber besonders die zweite Reise geworden, nicht blos hinsichtlich der äußeren Ordnung der Heilszeiten im Reich Gottes, sondern auch für die innerste Glaubens-Erfahrung im Menschenherzen.

Was hat Ihn denn hier ins Ausland getrieben? Dasselbe, was Ihn als Kindlein nach Aegypten getrieben, nämlich die Verfolgung Seiner Feinde, die nach Seinem Leben

standen. Seine Stunde zum Leiden und Sterben war noch nicht gekommen. Darum durfte, ja mußte Er den Feinden Sich entziehen. Was Er bei der ersten Predigt in Nazareth erfahren, das ging mit Ihm durchs ganze Leben: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland. Diese Jesus-Feindschaft hat Ihn zeitweilig über die Landesgrenze gedrängt. So geht es bis zum heutigen Tage. Ein untreues, ungehorsames Volk, eine ungehorsame, undankbare Kirche und Gemeinde, ein ungehorsames Haus mag den Herrn auch jetzt noch forttreiben „ins Ausland".

Was hat nun aber der Herr dort im Ausland gewollt? Er zog in die Grenze von Tyrus und Sidon nicht um dort zu wirken, wie in Galiläa und Judäa. Er wollte Seine Anwesenheit Niemand wissen lassen. Das ist nun freilich bei Ihm kaum möglich. Wie kann die Sonne verborgen bleiben, wenn sie einmal aufgegangen ist? Und doch ist diese Absicht des Herrn in vollem Ernst als wirkliche Thatsache zu fassen. Sie greift ins Herz dieser wundersamen Geschichte hinein und ohne das können wir sie gar nicht recht verstehen. Der Grund ist auch gar nicht etwa in dem persönlichen Verlangen Jesu zu suchen, daß Er gerne eine Zeit lang Ruhe gehabt hätte. Nein, die Weigerung des Herrn, die Bitte der Kananäerin sofort zu erfüllen, ist durchaus in der göttlichen Reichs-Ordnung begründet, der auch der Herr Jesus in Seinem Wirken auf Erden unterthan war. „Ich bin gesandt" — das war die Grundlage, Ziel und Schranke Seines irdisch-prophetischen Berufs. „Nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel." Zu denen ging Sein göttlicher Beruf. Darin war Er unermüdlich. Wenn man Ihn da an einem Ort halten wollte, drängte Er weiter: „Ich muß auch noch andern Städten predigen das Reich Gottes. Dazu bin Ich gesandt." Für jetzt, zu Seinen Lebzeiten, stand noch der Zaun zwischen Juden und Heiden. Die Passion freilich zeigt uns die Bedingung, unter welcher dieser Zaun abgebrochen werden konnte. Aber Reminiscere zeigt den Zaun noch in voller Kraft und Gültigkeit. Jesus hat ihn dort noch nicht abgebrochen. Sein Kreuzestod erst hat das gethan. Aber die Kananäerin ist über den Zaun gestiegen in heldenmüthigem, einzigartigen Glauben und der Herr Jesus hat sie nicht wieder zurückgestoßen. Das bringt uns zur Frage:

Was hat der Herr dort im Ausland thun müssen? Etwas, was nach der förmlichen, strengen Reichsordnung Gottes eigentlich noch nicht an der Zeit war. Er hat eine Ausnahme

von der damaligen Ordnung und Regel machen müssen. Die Ordnungs-Regel: „den Juden zuerst und dann auch den Griechen," hat der Grundregel weichen müssen: „Allen, die da glauben." Und diese Grundbedingung der Hilfe von dem Herrn Jesu war bei dem kananäischen Weibe in so besonderem Maaße erfüllt, daß der Herr deutlich den Finger des heiligen Geistes darin erkennen konnte. Wie wenig hatte die arme Frau von Christo gewußt! Aber was hat sie aus dem Wenigen gemacht! Sie weiß die Noth im Hause, die Teufels-Plage an ihrem lieben Kind. Sie hat gehört von dem barmherzigen, wundermächtigen Davids-Sohn. Das ist genug für sie. Dem läuft sie nach. An Den klammert sie sich, als hätte sie vom Erzvater gelernt: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." Alles läßt sie sich von Ihm gefallen; nur helfen soll Er; helfen muß Er! Und Er hat geholfen! O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst!

Nur Einen Segen?

Zwei wohlbekannte Bilder aus dem Alten Testament mögen uns zur Einleitung in die Betrachtung unsres evangelischen Abschnitts dienen. Das eine ist die Scene am Bette des Erzvaters Isaak, der zu Esau sprach: „Ehe du kamst, habe ich den andern gesegnet. Er wird auch gesegnet bleiben." Als Esau diese Rede seines Vaters hörete, schrie er laut und ward über die Maaße sehr betrübt und sprach zu seinem Vater: „Segne mich auch, mein Vater! — Hast Du mir denn keinen Segen vorbehalten? Hast Du denn nur Einen Segen? Segne mich auch, mein Vater!"

Das andere Bild ist die nächtliche Scene am Flusse Jabok. Dort muß sich Jakob in heißem, schwerem Kampfe einen andern Segen erringen zu dem, den einst seine List sich vom blinden Vater erschlichen. Dort muß er ringen und flehen: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!"

Die Kananäerin, die uns das Evangelium am Sonntag Reminiscere vorführt, ist bei beiden Brüdern in die Schule gegangen. Von Esau hat sie gelernt den andringenden, herzbewegenden Hilferuf: Segne mich auch! Hast Du denn nur Einen Segen, Du großer Jesus, reich über Alle, die Dich anrufen! Von Jakob hat sie das Anhalten und Ringen gelernt: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.

Genau betrachtet hatte Esau kein Anrecht auf den Erstgeburtssegen. Er hatte einst in einer lüsternen Stunde ihn verscherzt und verhandelt um das Linsengericht. Nun möchte er aber doch auch gerne gesegnet sein. Die Beschränkung auf den „Einen Segen" will ihm gar nicht gefallen. Und doch tritt er damit in Widerspruch gegen die patriarchalische Hausordnung und die Reichsregel unter dem Alten Bunde.

So hat die heidnische Kananäerin an den Grenzen von Tyrus und Sidon vom Herrn etwas gefordert, was sie zu der Zeit kein Recht hatte zu fordern. Der Herr, als Prophet zu den verlornen Schafen vom Hause Israels gesandt, stand selbst unter den Schranken der göttlichen Reichsordnung, wonach die Heiden vorläufig noch draußen waren, außerhalb der Hürde des alttestamentlichen Gottesvolkes. Erst mit Seinem Tod und Seiner Auferstehung, unter dem Wogen und Wehen des Pfingstgeists fiel die Schranke. Und auf die Frage: Hast Du denn nur Einen Segen? kam die scheinbar harte Antwort des Herrn: Es ist nicht recht, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hündlein!

In Einem Stücke steht die Kananäerin hoch über Esau. Sie erkennt es rund und willig an, daß sie kein Kindesrecht mit dem Gottesvolk hat. Da der Herr es ihr abspricht, sagt sie rückhaltslos ihr „Ja, Herr" dazu, und erbittet sich nur eine Hündleinsverwilligung von Brosamen, die unter den Tisch fallen mögen. So bleibt sie bei ihrem kläglichen: „Mir auch einen Segen," das sie von Esau gelernt.

Aber von Jakob hat sie dazu das Größere gelernt: Jenes wunderbare Anhalten, Aushalten und Ringen, das sich in dem Worte verkörpert: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." Merke, das Wort hat Jakob gesagt, als er von Dem, mit welchem er rang, ganz und gar lahm gelegt war. Er hatte keine Kraft mehr in sich selber. Er war in den Staub gebeugt, gebrochen und gedemüthigt, nun konnte er die selige Wahrheit erfahren: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark. Des Herrn Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Aehnlich bei der Kananäerin. Es ist offenbar etwas Stürmisches, Zudringliches, Gewaltthätiges an ihr, daß es aussieht, als spräche sie bei sich selbst: Ich wills Ihm doch abtrutzen! Er soll mir doch meinen Willen thun! Und so ists ja am Ende auch wirklich gekommen: „Dir geschehe, wie du willst" — das war die Schlußentscheidung des Herrn mit ihr. Aber die hat sie er-

langt nicht durch Eigensinn und Eigenwillen, sondern durch gänzliche Unterwerfung unter Sein scharfes Urtheil und durch zähes Anhalten und Appelliren an Seine überschwängliche Gnade.

Am dritten Sonntag in der Fasten (Oculi).

Krieg und Frieden.

Ein heilloser Frieden und ein heilsamer Krieg ists, was der Heiland im Evangelium beschreibt. „Wenn der starke Gewappnete seinen Palast bewahrt, so bleibet das Seine mit Frieden." Das ist das Friedensbild. Aber was für ein Bild! Was für ein Frieden! Laßt uns nur die Augen aufthun und ihn genau betrachten. Wir kennen ja den „Starken", den „Gewappneten", von dem der Herr da redet. „Groß Macht und viel List, sein grausam Rüstung ist, auf Erd ist nicht seins Gleichen." Die Schrift, die's so wohl mit uns meint und unsre beste Rathgeberin und Freundesstimme ist, läßt uns nirgends den „alt bösen Feind" verachten oder vergessen. Sie nimmt es gar ernst mit ihm. Sie schreibt ihm große Macht zu. Sie sagt uns von einem Reiche, das er hat, darin Alles mit Bosheits-Stricken zusammengekoppelt ist wider den Herrn und Seinen Gesalbeten. Er kommt mit zur Kirche, wie Luther sagt, und „nimmt das Wort von ihren Herzen, daß sie nicht glauben und selig werden." Er fährt in den Apostelkreis hinein: Judas wird sein! Petrus hat schon die Schlinge um den Hals. Alle sind zerschlagen und zerstreut, wie die Lämmerheerde, wenn der reißende Wolf eingebrochen ist. Auch im Paradieses-Morgen der ersten Christengemeinde hören wir sein Zischen: Ananias Herz hat er betrogen. Wie ein brüllender Löwe geht er umher und suchet, welchen er verschlinge.

Wo nun dieser Starke fest sitzt in seinem Palaste, sei's im Menschenherzen, sei es in einem Hause, sei es in einem Volke oder Lande, wo Niemand ihn angreift, Niemand sein Besitzthum und Regiment ihm streitig macht, da „bleibet das Seine mit Frieden." Da gehört ihm eben Alles kampflos, widerstandslos. Was für ein Frieden! Geht nach Afrika, nach Indien, nach China, in die Heiden-Paläste des Satans, wo er noch ganz ungestört in seiner Zwingburg regiert, und seht euch den „Frieden" an! Das Klirren der Sklavenketten, das Seufzen der

zertretenen Frau, das Röcheln der geschlachteten Menschenopfer, das ist die harmonische Musik zu diesem Friedensbild. Und im Kleinen ists gerade so im einzelnen Haus und Herzen, wo Satan regiert. Ja, da regt sich kein Widerstand. Da ists still, todtenstill, sein ist Alles, und das Seine im Frieden! Ein heilloser Friede, ein Teufelsfriede, davor uns Gott in Gnaden behüte!

Aber Gott sei Dank, der Herr beschreibt auch einen Krieg, der jenem faulen Frieden ein Ende macht, einen heilsamen, fröhlichen, sieghaften Krieg: „Ein Stärkerer kommt über ihn, und überwindet ihn und nimmt ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ und theilet den Raub aus." Wir kennen den „Stärkeren". Ist Satan ein Starker, Christus ist der Stärkere. Das zeigt der Krieg zwischen Beiden auf Schritt und Tritt. Der Starke möchte Ihm am liebsten kein Eckchen gönnen in der Welt, deren Fürst er ist. Aber der Stärkere dringt doch herein und erobert sich Sein Plätzchen — in der Krippe, im finstern Stall. Der Starke möchte das Kindlein tödten durch seinen Lanzknecht Herodes. Aber der Stärkere nimmt das Gold der Weisen, — zum Reisegeld nach Aegyptenland. Der Starke sucht Ihn in der Wüste zu umschlingen: „Bist Du Gottes Sohn — so sprich" — aber der Stärkere zerhaut ihm das Visier mit dem Schwert des Geistes „Heb dich weg von mir, Satan." Der Starke hat alle seine Legionen zusammengetrommelt, um Ihn zu erdrücken unter dem Hohn und Haß des blutigen Karfreitags. Aber auch in Gethsemane und auf Golgatha, wie einst im Kripplein ist der Stärkere Sieger geblieben. Die Liebe hat das Feld behalten. Er hat der Schlange den Kopf zertreten und „durch den Tod die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel." Die größte Siegesmacht des Stärkeren ist eben im Leiden und Sterben. Wo die Passion angeht, darf er sagen: „Jetzt geht das Gericht über die Welt, nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden." Und was sollen wir erst vom Ostermorgen sagen? Nicht mehr, als „Gott sei Dank, der **uns** den **Sieg** gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum!" O heilsamer Krieg zwischen dem Stärkeren und dem Starken! o seliger Sieg, in Ihm und durch Ihn und mit Ihm uns gegeben! Nun heißt bei uns der ganze Lebensberuf: Mit Ihm in den Kampf, mit Ihm zum Sieg! Und die ganze Lebenshoffnung: „Der Gott des Friedens zertrete den Satan unter eure Füße in Kurzem." Das ist des Christen Krieg und Frieden, wie es sein soll.

Leidenszeit — Scheidezeit.

Zwei Reiche im Kampfe wider einander — das ist das Bild der Passionszeit von Anfang an: Teufelsreich und Teufelswerk wider Gottes Reich und Christi Werk. Und in diesen Kampf werden wir Alle hinein gezogen. Da ist keine Neutralität möglich. Hier heißt es: Entweder — oder! Christus und Belial reimen sich nicht zusammen. Mit der Unentschiedenheit, die auf beiden Achseln Wasser tragen möchte, kommt man nicht durch. Unter'm Kreuze scheiden sich die Wege der Menschheit zum ewigen, verhängnißvollen Für und Wider! Falsche, halbe Freunde und Jünger entpuppen sich da als Verräther und Feinde. Schwankende, unentschiedene Anhänger, die zuvor nur verstohlen nach dem Herrn geschaut und mit Ihm sich zu thun gemacht haben, treten offen hervor und bekennen ihre Liebe zu Ihm, ihre Hingabe an Ihn. „Wer nicht mit Mir ist, der ist wider Mich, und wer nicht mit Mir sammelt, der zerstreuet." Zwischen zwei Kreuzen, zwischen zwei scheidenden Menschenseelen, zeigt uns die heilige Passion den gekreuzigten Heiland. Der Eine wendet sich zu Ihm, Heil und Hilfe suchend, Seligkeit und Paradies erlangend, als ein Brand, aus dem Feuer gerettet. Der Andre wendet sich von Ihm, Seinen Feinden, Spöttern und Verächtern zu, dem Tod, der Verdammniß entgegen.

Ein anderes Passionsbild: Hier das Lamm Gottes, unser Herr und unser König, sanftmüthig, geduldig, voll heiliger, vollkommener Liebe zum Vater und zu den argen Brüdern; dort der finstere Barrabas, der Hasser und Todschläger, dessen Hand mit Blut befleckt ist, dessen Auge Trotz und Feindschaft sprüht gegen Gott und Menschen. Sollte die Wahl schwer sein zwischen diesen Beiden? „Welchen wollt ihr von diesen Beiden?" Entscheidung gilt es auch hier. Einer oder der Andere: entweder Barrabas oder Christus. Und die Entscheidung kam, rasch und furchtbar: „Hinweg mit diesem und gieb uns Barrabam los!"

Das Wort vom Kreuz fordert immer diese Entscheidung von uns. Es ist dem Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem Andern ein Geruch des Todes zum Tode. Nirgends dringt der Herr so warm und innig an unsre Herzen, als da, wo Er uns vor Augen gemalt wird als der Gekreuzigte:

„Wie Er dürstend rang um meine Seele,
Daß sie Ihm zu Seinem Lohn nicht fehle." —

Wohlan denn, so soll bei uns Allen Seine Leidenszeit Scheidezeit und Entscheidungszeit sein für Ihn, der uns zuerst geliebet hat. Wer möchte auch wider Ihn sein, wider das Leben, wider die Wahrheit, wider das Heil in Zeit und Ewigkeit?!

Mit Ihm sein und mit Ihm sammeln.

„Wer nicht mit Mir ist, der ist wider Mich, und wer nicht mit Mir sammelt, der zerstreuet." Mit Ihm sein heißt mit Ihm sammeln, wider Ihn sein heißt zerstreuen.

Was heißt nun mit Ihm sein? Von Anfang hat der Herr alle suchenden, hungrigen und dürstenden Seelen mit Sich, bei Sich haben wollen. „Komm und siehe," „kommet her zu Mir," „folget Mir nach," das sind Seine Einladungsworte an die, welche Seine Jünger werden sollen. So haben sie sich denn um Ihn geschaart, die Zwölfe, die Siebenzig, die Frauen, die Kinder, die man „zu Ihm kommen" ließ, die Hundert und Zwanzig, die dreitausend Erstlingsgarben des Neutestamentlichen Pfingsttags. „Dein sind wir, mit Dir halten wirs, du Davids Sohn, der da kommet im Namen des Herrn!" So haben sie Ihm gehuldigt. Seine Worte waren so holdselig zu hören, Worte des ewigen Lebens. Wo Er den Mund aufthat, sie zu lehren, da hingen Aller Herzen an Ihm. Wo Er Seine Wunderhand ausstreckte, der Noth abzuhelfen, die Thränen zu trocknen, das Leben aus dem Tode wiederzubringen, da waren sie bei Tausenden mit Ihm und für Ihn: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat Sein Volk heimgesucht. Es hat noch nie kein Mensch geredet, wie dieser Mensch. Er hat es Alles wohlgemacht!" Und doch wie schwach und wankend ist dieses „Mit Ihm" noch bei Vielen gewesen! Wie Viele haben ihr Hosianna für Ihn gar schnell in das Kreuzige wider Ihn verwandelt! Wie Viele, auch unter „Seinen Jüngern", fanden dies und das „eine harte Rede", gingen hinter sich und wandelten fort nicht mehr mit Ihm! (Joh. 6, 66.) Es ist ein köstlich Ding, Sein Wort hören und ein köstlich Ding, Seinen Namen bekennen, „daß Er der Herr sei." Aber „mit Ihm" sein geht tiefer und will das ganze Herz, Gemüth und Willen. Sein eigen sein, heißt mit Ihm sein. Sein Wort als Wahrheit annehmen, ihm vollen Beifall und Zustimmung geben, im Wort

den Heiland selber finden, Seine Gnade darin annehmen, im Glauben mit Ihm verbunden werden, von Seinem Geist sich treiben lassen, Ihm anhangen und nachfolgen täglich, stündlich, auch in Leidensnächten und Versuchungsstunden an Ihn sich klammern, gewiß, daß Nichts uns scheiden kann von Seiner Liebe, das heißt mit Ihm sein, das heißt selig sein.

Das ist ein Sein und Wesen, wie es keines von uns aus sich selber hat. Denn von Natur sind wir Feinde wider Gott, auch wider Seine beste, unaussprechliche Gabe, Christum Jesum, unsern Heiland. Aber wenn man nun von Ihm hört, wenn Er sich uns offenbart und unsre Seelen grüßt in Seiner treuen Liebe, ists denn dann noch möglich, wider Ihn zu sein? wider die Liebe, wider das Leben, wider unsre eigne Seligkeit? Wider Ihn steht aber im tiefsten Grunde jedes Menschenherz, das nicht vollen Ernst macht, mit Ihm zu sein.

Wer nun mit Ihm ist, der kann nicht anders, er muß mit Ihm sammeln. Er muß helfen zu Ihm bringen, was sich zu Ihm sammeln läßt. „Löset sie auf und führet sie zu Mir." Alles in der Welt, alle Gaben, Kräfte, Güter und Schätze sollen zu Seinen Füßen gelegt, in Seinen Dienst gestellt werden. Aber Seelen gewinnen, Seelen sammeln zum Herrn, in Sein Reich, das ist die wahre, ächte Sammler-Arbeit. Die thut der heilige Geist an denen und durch die, welche zum Reich Gottes gehören. Er sammelt sie um den Einen Herrn, in dem Einen rechten Glauben. Sein Werk ist der wahren Kirche Werk. Alles Sammeln nach eigenem Gutdünken, um Menschensatzungen und Menschengrößen und nicht zu Ihm, um Seine Wahrheit, ist im Grunde ein Zerstreuen und Zerreißen, die „Sammlungen" mögen noch so groß und imposant sein, sie mögen noch so gewaltig dastehen vor Menschenaugen!

Der Herr gebe uns das rechte mit Ihm Sein, dann wirds nicht fehlen am rechten mit Ihm Sammeln!

Jesu, meiner Seelen Leben, meines Herzens höchste Freud,
Dir will ich mich ganz ergeben jetzo und in Ewigkeit.
Meinen Gott will ich Dich nennen und vor aller Welt bekennen,
Daß ich Dein bin und Du mein, ich will keines Andern sein.

(Kirchenbuch 229, 1.)

Des Feindes Umkehr.

„Rückfall ist ein böser Gast," so warnt das alte Lied. „Siehe zu, du bist gesund geworden, sündige fort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre" ist des Herrn Mahnung an den Geheilten im Teich Bethesda. Und wie nöthig solche Warnung ist, zeigt Er in dem Bild von des Teufels Umkehr in ein Menschenherz, wodurch es mit dem Betreffenden ärger wird, denn zuvor.

„Ich will wieder umkehren in mein Haus," spricht der unsaubere Geist. Er giebt seinen Anspruch nicht auf. Nach Allem, was Gottes Gnade an einem Menschen thut und gethan hat, selbst nach allen Siegen, welche sie über die Macht der Finsterniß in einem Herzen errungen, bleibt der Feind dabei: „Es ist mein Haus." Furchtbare Zähigkeit, damit er uns als sein Eigenthum, seine Wohnung fordert. Du bist getauft und hast in deiner heiligen Taufe abgesagt dem Teufel und all seinem Werk und all seinem Wesen. Er aber umschleicht schon das zarte Kindesalter und sucht, wie er wieder hinein komme „in sein Haus." Du bist gelehrt und unterwiesen worden im Wort der Wahrheit, du bist warm geworden unter dem Schall des Evangeliums, du bist erweckt und bekehrt worden zum Herrn und dankst Ihm, daß Er dich los gemacht von Banden des Satans. Du hast an deinem Confirmationstag mit tief bewegtem Herzen dem Heiland Treue gelobt: Dir leb ich, Dir sterb ich, Dein bin ich todt und lebendig! Es war dir, als könnte nie wieder ein unsaubrer Geist Macht über dich haben. Aber hinter dir lauert der Feind und wartet nur seine Gelegenheit ab: Ich will wieder umkehren in mein Haus! Es läßt ihm keine Ruhe: er muß neue Angriffe versuchen. Er vergißt in seiner Hartnäckigkeit und seinem Hochmuth die eben erlittene Niederlage. Er sagt: Mein Haus, daraus ich gegangen bin. Als ob es sein freier Wille gewesen, es zu verlassen! Als ob nicht der Stärkere über ihn gekommen und ihm seinen Raub genommen und sein Haus frei gemacht und ihn ausgetrieben hätte! Die Siegeszuversicht, womit dieser einmal Geschlagene nach jeder Niederlage umkehrt (vergl. auch die Versuchung des Herrn in der Wüste), ist in der That einer besseren Sache würdig und Christen könnten viel draus lernen, sowohl zur Warnung, als auch zur Nachahmung. Darum, wer sich lässet dünken, er

stehe, sein Haus sei frei von finstern Mächten, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!

Und wie findet der unsaubre Geist das Haus bei seiner Wiederkehr? „Mit Besen gekehrt und geschmückt." Sollen wir da an den falschen Schmuck eines heuchlerischen Schein-Christenthums denken? Wäre es demnach bei solchen Herzen eigentlich schon vor der Wiederkehr des Feindes ärger gewesen, denn zuvor? Denn solcher falsche Schmuck ist gewiß der schlimmste Zustand eines Menschenherzens. Nein, wir gehen mit unsrem Luther, wenn er sagt: „Der Mensch ist geheiligt und mit schönen geistlichen Gaben geziert, daß der böse Geist wohl siehet, er möge mit seinen alten, vorigen Ränken da nichts mehr schaffen." Von Bösem gereinigt, mit Gutem geschmückt, ist die Menschenseele eine ganz besondere Lockspeise für den Argen. Darum dürfen wir bei aller wirklichen Reinigung von vorigen Sünden niemals sicher werden und der Ruhe pflegen. Alsdann droht die schlimmste Gefahr.

Der Feind kehrt wieder mit verstärkter Kraft. „Er nimmt zu sich sieben Geister, die ärger sind, denn er selbst." Es giebt also Gradunterschiede bei ihnen an Macht, Gefährlichkeit und Verderblichkeit. Und dieser neue, versiebenfachte Angriff mag dem armen, sichern Herzen aufs Unerwartetste kommen. Man meinte, er sei „hingegangen" und man habe Ruhe vor ihm, dessen Nahen man spürte. Aber nun diese Rückkehr! „Wenn sie hineinkommen, so wohnen sie da." Da wird denn das freche Wort: „mein Haus" erst wieder recht zur Wahrheit. Sie hausen da und die Seele ist ihre Behausung, der alte Anspruch ist wieder durchgesetzt. Er hat seinen Palast wieder inne, der Starke, und es ist mit einem solchen Menschen ärger geworden, denn zuvor!

Herr, habe Acht auf mich!
Die Schlange mühet sich
Mit ihren Tücken
Ein Herz, das Du befreit,
Von der Einfältigkeit
Bald zu verrücken.

Herr, habe Acht auf mich!
Hast Du allmächtiglich
Den Strick zerrissen,
So laß dem Feind zum Trutz
Mich Deinen starken Schutz
Nun stets genießen!

Am vierten Sonntag in der Fasten (Lätare).

Der Brotkönig.

Wer hat nicht von den Reis-Christen gehört, mit denen die Boten des Evangeliums im fernen Indien ihre liebe Noth haben? Der Hunger ist da. Wie ein Währwolf ist er eingefallen unter den hilflosen Millionen. Wohin? Wohin? Dort ist die Missions-Station. Die Männer, die dort wohnen, sind die Diener des Herrn, der einst zu seinen Jüngern in der Wüste, Angesichts der hungernden Tausende gesagt hat: „Gebt ihr ihnen zu essen." Nach diesem Wort gehts heute noch auf der Missions-Station. Obwohl die eigenen Vorräthe gering sein mögen und die Menge der Hungernden groß, sie suchen redlich ihres Königs Wort nachzukommen. So lange noch ein Körnchen Reis sich findet, wirds mit dem Hungrigen getheilt. Ei, wie eine schöne Sache ist doch das Evangelium, das Christenthum, die Mission bei der vollen Reis-Schüssel. Da ist mancher ein Christ, wo es Reis giebt. Und das Christenthum geht auch nicht weiter, als der Schüssel Rand, und nicht tiefer als ihr Boden. Das sind die Reis-Christen, deren es oft mehr als Fünftausend geben mag.

Aber sie sind nicht erst in der neuesten Zeit aufgetaucht. Man kennt sie schon lange her. Im Evangelium von der Speisung der Fünftausend stehen sie uns leibhaftig vor Augen. Sie haben gegessen und sind satt geworden. Nun ist der Herr Jesus „wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll." Nun gilt es, „Ihn zu haschen und Ihn zum Könige zu machen," zum Brotkönig, bei dem man seine irdische Versorgung, Bequemlichkeit und Vortheil hat.

Wir urtheilen nicht zu hart über diese Leute. Der Herr hat's ihnen selbst Tags darauf in Capernaum gesagt: „Ihr suchet mich — darum, daß ihr von dem Brot gegessen habt und seid satt geworden" (Joh. 6, 26). So war Ihm einst, beim Antritt Seines Amtes, der Versucher in der Wüste nahe getreten und hätte Ihn gern zum „Brotkönig" gemacht, der sich und Andern den Hunger stille, durch wunderliche Zeichen einen Haufen um sich sammle, die Neugierde befriedige, dem irdischen Sinn schmeichle und Hoffnungen mache, und dabei — die Herzen

lasse wie zuvor, in des Teufels Gewalt. Das wäre ein König gewesen nach seinem Sinn.

Einen Brotsack auf Erden, den Himmel auf Erden — („Hie Mehl!" wie Luther einmal sarkastisch schreibt) — das ists, was heute noch Hunderte von der Kirche, vom Christenthum haben möchten. Und wo es das nicht bietet, oder hinter ihren Erwartungen in dieser Richtung zurückbleibt, da wendet man sich von ihm.

Nun ist es ja wahr, daß der Herr auch ein Heiland ist für des Leibes Noth. Es ist wahr, daß Er in Seiner Jünger Hände das Glaubens- und Liebesbrot gelegt, womit sie einer liebeleeren, darbenden Welt zu Speis und Trank helfen sollen. Aber das ist nicht das Erste in ihrem Beruf und nicht die höchste ihrer Aufgaben. „Trachtet am Ersten nach dem Reich Gottes" — dann das Uebrige! Diese Ordnung dürfen wir nicht umkehren. Der Seelen Heil das Erste! Die Predigt vom Kreuz das Erste!

Der, Den sie dort zum König machen wollten, hat erst als Priester Sein heiliges Opfer gebracht: Sich selbst, am Opferaltar des Kreuzes, als das Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt. So ist Er unser wahrer König geworden, der uns erlöset hat, erworben und gewonnen. Ihm huldigen wir: „Dein sind wir und mit Dir halten wirs, in Deinem Reiche unter Dir leben wir, und Dir dienen wir, — hier im Glauben und dort im Schauen."

Jesus das Brot der Welt.

"Panem et Circenses" — „Brot und Spiele" so schrie einst im heidnischen Rom der wilde Pöbel. Wer ihm das gab, der war sein Mann, sein Herr und Kaiser, sein Liebling und Günstling. Wo es aber daran fehlte, da knurrte und murrte das Volk, da rollte der Donner des heranziehenden Gewitters, das in Palast und Hütte einzuschlagen und Alles zu zerstören drohte. Und die reichen, mächtigen Kaiserhände haben auf die Dauer das Verderben nicht abwenden können. Ihr Brot, das sie spenden konnten, vermochte ja nicht den Hunger der Seelen zu stillen, die tiefsten Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen! Ja nicht einmal der Leibesnoth, der äußeren Wohlfahrt der Millionen unter ihrem Scepter konnte es auf die Dauer dienen. Hungersnoth, Pestilenz, theure Zeit blieben nicht aus, so sehr man nach „Brot und Spielen" schreien mochte!

Indessen steht im stillen, verachteten Galiläa der arme Zimmermanns-Sohn auf, Jesus von Nazareth. Viel Volks kommt zu Ihm. Er thut Seinen Mund auf und sagt ihnen das Wort vom Reich. Holdselige Worte fließen von Seinen Lippen. Da kann man „Brot" und „Spiele" und Alles drüber vergessen. Hier kommt das mühselige und beladene Herz zur Ruhe. Der Friede Gottes weht aus Seinen Worten. Die Kraft Gottes spricht darin. Sie sind Geist und sind Leben. Das Wort vom Kreuz ist das Brot der Welt, darin sie Leben und Seligkeit finden.

Aber der arme Jesus von Nazareth, der selbst nicht hatte, da Er sein Haupt hinlegte, hat mehr gethan als solche Predigt. Er hat Sein Leben selbst gegeben. Sein Wort ist das Wort von der höchsten Liebe, die das Leben für uns gelassen hat.

Und Der so fürs Ewige gründlich und treulich gesorgt hat, Der hat auch reiche, volle Hände, unsrer Leibesnothdurft zu warten, das irdische Brot der hungernden Menge darzureichen. Wie ein Hausvater steht Er dort inmitten der großen Familie von fünftausend Mann. Unter Seinen Segenshänden wächst das Wenige, das vorhanden ist, zur Genüge für die Vielen.

Durch Ihn haben wir alle Gottesgaben auch des Leibes. Im Namen Jesu Christi, aus Seinen Mittlerhänden, zu Zwecken der Erlösung nehmen wir Alles, auch was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört. Aber dieser Segen geht von Ihm zur Vertheilung an die hungernden Tausende durch Seiner Jünger Hände. Heute noch, wo Er die Hungrigen speist, die Durstigen tränkt, die Nackenden kleidet, die Kranken besucht, da thut Ers durch Seiner Jünger Hände. Die Nothschreie unsrer Zeit, die Rufe nach Brot, nach einem menschenwürdigen Dasein, nach den Mitteln des Unterhalts, die Versorgung der Massen, die Hebung und Veredlung der Tausende und aber Tausende in geistiger und geistlicher Beziehung, — wer wirds thun, als Jesus, das Brot der Welt? Nicht Gesetzgebung, Polizei und Staatsgewalt, sondern die Segensmacht der helfenden, rettenden Jesusliebe, die in Gestalt wahrer, ächter Jesusjünger durch die hungernde Welt schreitet, kann ihren Hunger stillen und ihr das Leben geben.

Des Volkes Noth — des Volkes Brot.

Ein Freudenton klingt mitten in die ernste Passionszeit hinein mit dem Sonntag Lätare. „Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über sie, Alle, die ihr sie lieb habt. Freuet euch mit mir, Alle, die ihr über sie traurig gewesen seid. Ich freue mich des, das mir geredt ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen." Viel Volks in der Wüste dieses Lebens; viel Noth, wo viel Volks beisammen ist, genug Brots, wo der Herr Jesus mit in der Wüste ist, darum freuet euch!

Des Volkes Noth ist: sie sind in der Wüste. Keine Stadt, kein Obdach, kein Geschäft und Verdienst, keine Vorrathskammern, die Taschen zu füllen. Auch das reichste Land kann zur Wüste werden, wenn der Allmächtige Seine Heimsuchung kommen läßt. Handel und Wandel mag über Nacht ins Stocken gerathen, Tausende von arbeitslosen Arbeitern auf Straßen und Märkten. Fluthen mögen in wenigen Stunden den Ertrag und Aufbau jahrelangen Fleißes wegschwemmen. Flammen, Pestilenz, Heuschrecken und andere Plagen, — sind sie uns denn so unbekannt? Können wir nicht fast Tag um Tag den Finger drauf legen, wo sie eingekehrt sind und das Land zur Wüste gemacht haben? Wie nöthig, daß wir im Kirchengebet solcher Nöthen gedenken und um gnädige Behütung vor denselben flehen! Und wie groß ist nicht oft die geistliche Noth in der Wüste dieses Lebens? Da sind Tausende und Zehntausende, verschmachtet und verstreuet, wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Der rüstige Arm des fleißigen Einwanderers wandelt wohl rasch die westliche Wildniß in einen Garten Gottes, aber wer hilft die geistliche Wüste und Einöde zur lustigen Aue machen, da die Lebensbrünnlein quellen? Wer pflanzt die Schulen? Wer bringt Wort und Sacrament für Jung und Alt, für Gesunde, Kranke und Sterbende? Wo sind die Evangelisten in dieser Wüste? Wo das Brot für diese Noth? Ach und vielleicht ist noch die allergrößte Noth vorhanden, daß kein Bewußtsein, kein Einblick in den wirklichen Nothstand sich findet. Die Tausende gehen dahin ohne Hunger nach dem Brot der Seelen, ohne Bedürfniß nach Höherem, Edlerem, Ewigem. Trunken von der hochberühmten Kunst und Weisheit unserer Tage, aus Steinen Brot zu machen, haben

sie vergessen, daß der Mensch nicht lebet vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet.

Aber des Volkes Noth, die vom Volk selbst nicht in ihrer Tiefe und ihrem Umfang erkannt wird, macht der Herr Jesus zu Seiner eigenen: „Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?" So fragt Er Seinen Philippus. Er hält Sich und Seine Jünger verantwortlich für die Linderung dieser Noth. Es muß Hülfe geschafft werden. Und wer soll sie schaffen, als Jesus allein. Er hat der brotlosen Welt das Brot des Lebens vom Himmel gebracht. Er hat ihr erst vom Hunger gepredigt, den sie haben soll und den Er selber stillen will. „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden." „Kommet her zu Mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken."

Er selber hat des Volkes Noth auf Seinem Herzen getragen. Er hat sie aber auch Seinen Jüngern aufs Herz gebunden. Sie sollen sie speisen. Nicht, wie die Jünger meinten, „laß das Volk von Dir, daß sie in die Märkte gehen und Speise kaufen." Nein: Sie sollen nicht hingehen (— von Jesu weg —) gebt ihr ihnen zu essen. Aus Jesu Hand sollen sie geben. Er füllt der Jünger Hand zum Weitertragen an die hungrigen Tausende. Wenn Er ihnen zumuthet, daß sie Hungrige speisen sollen, so können sie sich darauf verlassen, daß Er auch den Vorrath schafft, aus dem sie das bestreiten sollen. Er ist nicht der harte Herr, Der schneiden will, wo Er nicht gesäet hat und sammeln, da Er nicht gestreuet hat. Er schafft das Brot für alle Noth und füllt den Jüngern die Hände, daß sie austheilen von Ihm, in Seiner Kraft, in Seinem Namen.

Wozu ist der Herr Jesus da?

Da die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus that in der Speisung der Fünftausend, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll. Das war eine Antwort, welche das vom Herrn gesättigte Volk auf unsre Frage giebt: er soll unser und aller Welt Prophet sein. Eng daran schloß sich in den Gedanken des Volkes ein Anderes an: Dieser Prophet, mächtig von Thaten und Worten, soll unser König werden. Jesus merkte, daß sie kommen würden und

Ihn haschen, daß sie Ihn zum Könige machten. Da entwich Er abermal auf den Berg, Er selbst alleine. Also zum Propheten und König war Er ihnen da. Wo aber, so fragen wir, bleibt da der Mittelpunkt Seines Werks, das Stück, von dem wir eben jetzt in der theuern Passionszeit vornehmlich handeln, Sein hoheprieſterliches Amt? Die Wahrheit ist, wer Jesum nicht zum Hohepriester haben will, der kann Ihn auch nicht wirklich und völlig zum König und Propheten haben. Darum redet der Herr des andern Tags in Kapernaum so viel und eindringlich eben von Seinem Amt als Hohepriester, von Seinem Fleisch, das Er geben wird für das Leben der Welt.

Fürwahr, wir Christen sind reiche Leute in Ihm, unsrem Propheten, Priester und König. In jedem dieser drei Aemter giebt Er den Seinen gutes, gesundes Lebensbrot. Es war ja gewiß nicht falsch, wenn die Menge von Ihm bekannte: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll. Er hatte ihnen ja nicht bloß ein Zeichen zum Schmecken und Sehen gegeben in der wunderbaren Speisung, sondern vor der leiblichen Nahrung hatte Er ihre Seelen gespeist mit dem Wort des Lebens, mit der Predigt vom Reiche. Und die ganze Art und Weise, wie das irdische Brot ausgetheilt wird, ist ein sonderlich liebliches und lehrreiches Abbild der prophetischen Thätigkeit des Herrn, der Verwaltung Seines Lehramts. Er sieht viel Volks zu Sich kommen: hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit, Frieden und Leben suchen sie, was die Welt ihnen nicht bieten kann. Und der Herr hält Sich selbst und Seine Jünger verantwortlich dafür, daß sie versorgt, gespeist werden: „Wir müssen Brot beschaffen, daß diese Alle essen.“ So läßt Er denn das Volk sich lagern in schöner, guter Ordnung und theilt ihnen mit durch Seiner Jünger Hand, was sie erquickt und nährt. Sehet da die Heilandsarbeit, die alle Sonntage, bei jedem Gottesdienst durch die ganze Welt fortgeht. Er läßt Sein Wort austheilen durch Seiner Diener Handlanger-Dienst, und die Worte, die Er den Seinen giebt, die sind Geist und sind Leben. Sonderlich jetzt, in der Passionszeit, sieht Er viel Volks zu Sich kommen und die sollen Alle zu essen haben, Lebensbrot, das Wort vom Kreuz, das gesund und stark macht zum ewigen Leben.

Aber, wie oben bemerkt, das ist nicht genug. Wir brauchen nicht bloß Sein Propheten-Amt, sondern auch Sein Hohe-

priester-Amt. Das war eben der Fehler bei jenen Tausenden am See Genezareth, daß Er ihnen gut war zum „Propheten" und zum „Könige", aber die Mitte Seines Mittler-Amts, Seine hohepriesterliche Versöhnung, erkannten sie nicht und nahmen sie nicht an. Und doch ist Sein Opfer am Kreuzesstamm allein das Leben der Welt. Sein Fleisch und Blut für uns gegeben ist unser Heil von Sünde und Tod. Darin haben wir Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Ohne das kann uns der Herr Jesus nicht retten aus der Wüste zum Paradies!

Der, Den wir am Kreuze kennen gelernt haben als unsern Mittler und Hohepriester, Der ist dann freilich auch in Wahrheit unser König. Er ist erhöhet zur Rechten des Vaters. Er weidet Sein Volk und führet es auf rechter Straße und läßt es ihm nicht mangeln an irgend einem Guten. Er reckt Seine mächtige Königshand über dasselbe zum Schutz wider alle Feinde. Eine ewige Erlösung, ein herrliches, seliges Reich haben wir bei Ihm. Wohl uns des guten Herrn!

Am fünften Sonntag in der Fasten (Judica).

Eine Frage ohne Antwort.

„Warum glaubet ihr Mir nicht?" — so frägt der Mund der ewigen Wahrheit und Liebe und bis heute ist die Welt Ihm die Antwort schuldig geblieben. Es ist kein Grund, Ihm nicht zu glauben. Dagegen Gründe genug, Ihm zu glauben über Alles im Himmel und auf Erden.

Er sagt die Wahrheit. Es ist kein Betrug in Seinem Munde erfunden. Ja Er ist die Wahrheit. Sonst gehören doch Wahrheit und Glauben zusammen, selbst in dieser verlogenen, glaubenslosen Welt. Wo Wahrheit geboten wird, da findet sie Glauben. Sie beansprucht ihn von Rechtes wegen. Es muß ein hartes, finsteres, eigensinniges Herz sein, das der Wahrheit sich verbarrikadirt und sie nicht einlassen will, trotzdem, daß es die Wahrheit ist, ja vielleicht noch schlimmer, gerade weil es die Wahrheit ist!

Weiter: Der wahrhaftige Mund, der hier Glauben fordert, ist auch ohne Sünde! Die irrthumslose Wahrheit und die

fleckenlose Reinheit und Heiligkeit gehen da Hand in Hand; ein Grundsatz und Maßstab, den Menschen sonst im Allergröbsten äußerer Gerechtigkeit gelten lassen. Je reiner und unanfechtbarer der Charakter eines Zeugen, um so schwerer wiegt sein Zeugniß. Dagegen wird durch offenbare Fehler, Sünden, Laster eines Zeugen seine Aussage entwerthet und oft zweifelhaft, selbst wo er die Wahrheit sagt. Hier nun ist beides: ein wahrhaftiger Mund und ein heiliges Leben. Warum glaubt man ihm nicht?

Weiter: Der Herr deutet auf ein herrliches Vorbild des Glaubens hin, dem die Juden sonst so hohe Autorität beilegten: Abraham, ihr Vater, war froh, daß er des Herrn Tag sehen sollte und er sahe ihn und freute sich. Er glaubte und sah mit des Glaubens Auge schon aus weiter Ferne das Kommen des Herrn. Sie sollten, als Abrahams Kinder, Abrahams Glauben nachfolgen. Gläubige Väter und Mütter, gläubige Vorfahren und Volksgenossen sind freilich nur menschliche Vorbilder, aber sie sollen auch etwas gelten im Reiche Gottes. Sie sollen Einfluß und Autorität bei uns haben. Ihr Wort und Zeugniß soll uns etwas werth sein. Wir sollen freudig und dankbar da stehen, wo sie stehen und uns ihrer nicht schämen. Luther glaubt an ihn mit der ganzen Kraft seines warmen, tiefen, großen Herzens, und neben ihm steht eine ganze Wolke von Zeugen der edelsten und besten unsres deutschen Volkes — warum glaubet ihr nicht? warum schämet ihr euch Sein und eurer Väter im Glauben?

Endlich: Es ist so selig, Ihm glauben und Sein Wort halten. Denn wer Sein Wort wird halten, „der wird den Tod nicht sehen ewiglich." Wir gehen dahin aus Tod in Tod, wenn wir keinen Jesum haben. Wie finster, wie traurig schon dies Leben mit seinen Wechselfällen, mit seinen Trauernächten! Aber wie finster und schrecklich erst das Sterben und was dahinter liegt! Aber mit Jesu, der des Todes Tod geworden und Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat, wird der Tod ein Eingang in das Leben. O warum glaubet man Ihm nicht? — Frage ohne Antwort! Willst du dir eine unselige Ewigkeit gewinnen, über die Antwort nachzudenken?

Glaubet Mir.

„Glaube Mir" hat der Herr einst zur Samaritern am Jakobsbrunnen gesagt. „Warum glaubet ihr Mir nicht?" frägt Er hier mit vorwurfsvollem Tone die Juden. Es ist ja nicht ganz dasselbe, ob der Herr sagt: „Mir glauben" oder „an Mich glauben." Jenes ist das Erste; dieses das Zweite, das aus dem Ersten folgt. In einer Welt voll Täuscherei und Unzuverlässigkeit bittet Er um Zutrauen. So spricht ein Mensch zum Menschen, wenn er in herzlicher Liebe und dringendem Ernste des andern Vertrauen gewinnen möchte; der Vater zum Sohn, der Freund zum Freund, der ältere, erfahrenere Bruder zu dem jüngeren.

Und wo ist Einer, der solchen Anspruch auf unser Vertrauen hätte, wie Er? Auch die liebsten, treusten Menschen, wie manchmal mögen sie selber im Irrthum sein, es wohl meinen und doch fehlen! Der Herr Jesus gründet Seinen Anspruch auf unser Vertrauen ganz und gar darauf, daß Er absolut und ausnahmslos die Wahrheit sagt. Und das gehört doch sonst zusammen: Wahrheit und Glauben, Treue und Trauen!

Und das, daß Er die Wahrheit sagt, immer und überall, wird dadurch mächtig erwiesen, daß Niemand Ihn einer Sünde zeihen kann.

Ein Zeuge vor Gericht verliert die Kraft und Glaubwürdigkeit seines Zeugnisses, wenn man seinem Charakter grobe Flecken, schwere Fehler nachweisen kann. Und wie grausam und unerbittlich weiß die Welt in extremster Weise diesen Grundsatz bei den Dienern am Wort anzuwenden. Weil sie auch an Pfarrern so manche Schwachheit, so manche Sünde nachweisen kann, soll das flugs ein Beweis sein, daß sie die Wahrheit nicht reden; daß man ihrem Zeugniß im Unterricht, auf der Kanzel, in der Seelsorge keinen Glauben schenken dürfe.

Wohlan, wir wollens einmal zugeben, daß Viele, die zu Zeugen der Wahrheit berufen sind, durch manchen Fehltritt ihrerseits ihr eigenes Zeugniß beeinträchtigen und schwächen. Aber ist denn nicht eben das ein Beweis, daß der Herr Jesus um so gewisser mit absolutem Recht verlangen kann, daß man

Ihm glauben soll? Warum wendet man denn den Grundsatz nicht auf Ihn an? Man lasse doch den sündlosen Jesu für die Wahrheit zeugen. Man reiße doch nicht auseinander, was nach göttlichem und menschlichem Recht zusammengehört: Sündlosigkeit, Wahrheit, Glauben!

Der verkehrten Welt muß freilich der Herr das schreckliche Zeugniß geben: „Weil ich die Wahrheit sage, glaubet ihr Mir nicht!" Giebt es ein traurigeres Wort über das gänzliche Abhandenkommen des Wahrheitssinnes in der Menschheit, als diese Klage? Freilich, die Wahrheit, die Er uns Allen sagen muß, schmeckt bitter und nicht süß. Er deckt in Seinem Wort einen Abgrund von Sünde auf, vor dem wir zurückbeben müssen in Scham und Verzweiflung. Er hält uns persönlich verantwortlich für unser gottentfremdetes Wesen und Treiben. „Ihr höret nicht! Ihr seid nicht von Gott! Ihr unehret Mich! Ihr kennet Meine Sprache nicht! Ihr kennet den Vater nicht. Ihr seid Lügner. Ihr thut, was ihr von eurem Vater gesehen habt. Ihr seid von dem Vater, dem Teufel und nach eures Vaters Lust wollt ihr thun. So ihr nicht glaubet, daß Ich es sei, werdet ihr sterben in euren Sünden!" Das ist eine Blumenlese bittrer Wahrheitspillen aus jenem gewaltigscharfen und majestätischen Kapitel, Johannis am achten. Ja, das ists! Weil Er ihnen die Wahrheit sagt, die Wahrheit, die weh thut, aber heilt im Wehthun, **darum** glauben sie Ihm nicht. Wer will Seine Stimme hören: „Du aber, weil Ich die Wahrheit sage, weil Ich die persönliche Wahrheit bin, dazu geboren und in die Welt gekommen, daß Ich die Wahrheit zeugen soll, darum **glaube Mir!**"

Was machest Du aus Dir selbst?

So fragen die eiteln, hochmüthigen Sünder den Heiligen, Der der allerdemüthigste und sanftmüthigste war. Wie, wenn Er die Frage umdrehte und zurück gäbe unsrem gefallenen Geschlecht? Adam und Adams Kind, was machst du aus dir selbst? Du willst sein wie Gott, nicht zufrieden mit dem Platz, den Er dir gegeben. Du willst deine „Augen aufgethan" haben und „wissen, was gut und böse ist." Was machst du aus dir selbst? Heilig und herrlich und selig standest du im Paradies, Gottes Stellvertreter auf Erden, ein

König und Haushalter über alle ihre Schätze. Gottes Ebenbild strahlte von deiner Stirne und leuchtete im Glanze deines hell zum Himmel aufblickenden Auges. Gottes Friede wohnte in deinem Herzen, du wandeltest mit Ihm im Garten Eden und die Loblieder der himmlischen Heerschaaren fanden ihr lieblichstes Echo von deinen Lippen. Und nun, was machest du aus dir selbst? Brennende Scham auf den Wangen, mit dem elenden Feigenblatt umgürtet, das deine Schuld nicht decken kann, Furcht und Angst im bösen Gewissen flüchtest du dich vor der Stimme des Herrn unter die Bäume des Gartens. Beladen mit dem Fluche, das hauende Schwert des Cherubim hinter dir blinkend, kehrst du dem Garten Eden den Rücken zu und wanderst hinaus auf den harten Boden, der dir Dornen und Disteln tragen, und einst deinen Staub empfangen wird — „Erde zu Erde, Asche zu Asche." Ein König warst du und hast dich zum Bettler gemacht. Ein Kind im Vaterhaus warst du und hast dich zum heimathlosen Fremdling gemacht. Ein Freiherr warst du und hast dich zum Knechte gemacht, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen muß. Ein Erbe des Lebens warst du, an den der Tod kein Recht hatte, und hast dich zum Sklaven der Todesfurcht gemacht. Seht den verlornen Sohn in der Fremde bei den Säuen, ihre Träber begehrend, verderbend im Hunger! Da ist die Antwort auf die Frage, wenn wir sie an Adams Geschlecht richten, „was machst du aus dir selbst?"

Und nun laßt uns sehen, was der zweite Adam, der Herr Christus, für eine Antwort auf die Frage giebt, die Seine Feinde Ihm vorgeworfen. Sie wollten Ihm damit Hochmuth und Anmaßung vorwerfen, ein ungebührliches Hinausgreifen über das, was Ihm von Rechtswegen zukomme. Wie verhält sichs aber in Wahrheit damit? Was macht Er aus sich selbst? Das ewige Wort, das ist, ehe Abraham ward, wird Fleisch. Der alle Dinge hebt und trägt, wird zum Kindlein an der Mutter Brust. Der Allmächtige und Herrliche wird unter das Gesetz gethan, gehorsam den Pflege-Eltern. Er wacht und betet und hungert in der Wüste; Er krümmet sich im Staube in Gethsemane; Er läßt sich binden, spotten, verspeien und geißeln. Er, der von keiner Sünde wußte, läßt sich für uns zur Sünde machen. Als Missethäter wird Er mit Missethätern hinausgeführt zur Schädelstätte und ans Kreuz geschlagen. Der Fürst des Lebens neigt Sein Haupt im Tode

und ruht im Grabe, eine blasse Leiche. O kommt, aller Welt Enden, und sehet, was Er aus sich gemacht!

So ruft denn unser Glaube anbetend, staunend, preisend dem lieben Herrn entgegen; O Jesu, Jesu was machst Du aus Dir selbst! Ein Opfer für meine Sünden, ein Fluch zu meinem Segen, ein Gerichteter zu meiner Freisprechung, ein Sterbender zu meinem Leben, ein Begrabener zu meiner Auferstehung — das bist Du geworden! Ach, treuer Heiland, was machst Du mir zu Gute aus Dir selbst!

Der Herr unter Seinen Widersachern.

„Gedenket an Den, Der ein solches Widersprechen von den Sündern erduldet hat." Das ist die Mahnung des Ebräer-Briefes an die Christen. Sie schickt sich sonderlich zur Passionszeit und in der Passionszeit vor Allem zu dem Sonntag vor Palmarum. Da sehen wir den Herrn mitten unter Seinen Gegnern, ihr Widersprechen erduldend.

Er sagt ihnen die Wahrheit, aber sie glauben Ihm nicht. Glauben fordert der Herr von Allen, mit denen Er zu thun hat. Zunächst nur, daß man Ihm glaube, weil Er die Wahrheit spricht. Die Wahrheit spricht Er, weil Er sündlos ist. Den Schluß aus dem Gegentheil versteht die Welt vortrefflich zu ziehen. Da hat ein Christ, auch ein Pastor, seine Fehler. Deswegen soll gleich das ganze Christenthum falsch sein. Es ist kein Glauben und Vertrauen da, weil man jene Fehler und Schwachheiten kennt. Aber warum wendet man nicht bei Christo selbst den Grundsatz zum Guten an? Weil kein Fehler an Ihm, darum Vertrauen und Glauben! Wahrlich es muß ein gut Gewissen sein, das die bittersten Feinde auffordern darf: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Der Haß schärft ja das Auge. Wer übel will, findet leicht Fehler und schaut die kleinsten unterm Vergrößerungsglas. Aber was haben Seine Feinde an Ihm gefunden? Was haben sie bis zum heutigen Tag an Ihm finden können? Unvergleichbar, einzig, heilig und fleckenlos steht Sein Bild da in der Weltgeschichte. Warum kein Vertrauen zu Ihm? Ach, gerade weil Er so unverhohlen Allen allezeit die Wahrheit sagt, darum will man Ihn nicht hören, Ihm nicht glauben. Denn es ist ja so, die Wahrheit, die Er

sagt, schmeckt oftmals bitter. Ein einzig Wort, wie das von den „Teufels-Kindern" — was für ein furchtbar schneidig Schwert ist es! Welchen Abgrund deckt es vor dem Auge auf!

Der Herr unter Seinen Widersachern straft ihre Sünde, aber sie lästern Ihn. „Ihr seid nicht von Gott; — ihr seid von eurem Vater, dem Teufel; — ihr habt keine Lust, ja kein Organ für Gottes Wort, kein Verständniß dafür. Ihr könnt ja nicht hören. — Der natürliche Mensch vernimmt gar nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht begreifen. Wer von Gott ist, der höret auch im unscheinbarsten menschlichen Werkzeug Gottes Stimme, die Stimme der Wahrheit, der Gnade, des Lebens. Die Gegner aber, da sie gestraft werden, schelten und lästern sie. Es geht nach dem gemeinen aber treffenden Sprüchwort: Wer schimpft, hat Unrecht; auch in umgekehrter Ordnung so häufig zu finden: Wer Unrecht hat, schimpft. Darum ists nicht befremdlich, daß die Feinde des Herrn auch heute noch so oft mit denselben Waffen kämpfen. Wo die Beweise aufhören, da greifen sie zu Schimpfworten. Je mehr sie lästern, um so mehr glauben sie bewiesen zu haben.

Der Herr aber bleibt sanftmüthig und von Herzen demüthig. Er bietet ihnen das Leben an, aber sie wollen Ihn tödten. Sie, die nicht von Gott sind, sind von der Lebensquelle und dem Lebensgrund abgekommen. Sie kennen Ihn nicht. Sie haben Ihn nicht. Sie leben nicht in Ihm. Was wird das Ende davon sein? Der Tod, der ewige Tod. Dagegen bietet der Herr das einzige Heil: Sein Wort halten, und so, im Halten Seines Wortes den Tod überwinden. Ein rechter Christ, der stirbt ja nicht, obwohl man obenhin so spricht. Sein Jammer, Trübsal und Elend sind kommen zu einem seligen End. Aeußerlich vor Menschenaugen mag oft wenig Unterschied sein zwischen dem Sterben eines Christen und dem des Gottlosen. Aber innerlich und in Wahrheit ist ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erden. Den Unterschied macht das Wort Gottes. Ein Christ hat es und hält sich dran im Tode. Darum sieht er das Leben und Christum im Worte. Der Gottlose hat kein Wort, darum sieht er kein Leben, sondern eitel Tod ringsum.

Am Palmsonntag.

Zum Eintritt in die Karwoche.

Wir treten ein in die große, stille Woche, die mit ihrem Segen wieder in Herzen, Häusern und Gemeinden einkehrt. Wie wollen wir sie feiern?

Vor Allem als die große Schrifterfüllungswoche. „Das ist Alles geschehen, auf daß erfüllet würde Alles, was geschrieben steht in den Propheten." Dieses Wort aus dem Palmsonntag-Evangelium steht als leuchtende Fackel über all dem Dunkel und den Irrgängen der Karwoche. Alles, Alles, was uns diese Woche bringt in der Geschichte der heiligen Passion, sehen wir als Schrifterfüllung an, dann wirds uns licht und verständlich.

Hat doch der Herr selbst, das fleischgewordene Wort, sich an das geschriebene Wort klammern müssen auf Seinem Gang durch jenes Leidensdunkel. Das ist Sein Stecken und Stab gewesen auf Schritt und Tritt: „Des Menschen Sohn geht dahin, wie von Ihm geschrieben stehet." Denn es stehet geschrieben: „Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen." Selbst des Verräthers schwarze That mit ihrem Blutgeld und dem Töpfersacker steht im Licht des Propheten-Worts, so gut wie das Kreuz zwischen den Uebelthätern, unter die der Herr gerechnet ward. Und in der Mittagsstunde des großen Versöhnungstags, da alle Bilder und Schatten und Verheißungen des alten Bundes ihre Erfüllung finden sollten, da hat im tiefsten Dunkel das große Jesusherz, dem Brechen nahe, sein Weh nicht anders aushauchen wollen, als in den Worten des 22. Psalms, dessen letzter Ton auch in dem Siegeswort: „Es ist vollbracht!" wiederklingt.

Und hätten die lieben Jünger sich fester an die Schrift halten können in den Stürmen jener Leidensnacht und des Karfreitags, ja auch in der großen Stille jenes Sabbaths, sie wären nicht so unvorbereitet gewesen auf den herrlichen Ostermorgen. Aber noch am Osterabend hatte Er Seine liebe Noth damit, daß Er ihnen das Verständniß öffnete, „daß sie die Schrift verstunden!"

Da liegen denn auch die nöthigsten und wichtigsten Winke für uns beim Gang durch die Karwoche. Die Schrift soll unser Führer sein! Mehr als je sonst sei es das einfache, ungeschmückte Schriftwort selbst, das wir hören und betrachten wollen. „Was geschrieben steht" ist und bleibt ja der einzige feste Grund unsres Glaubens. Allem Zweifel, aller Anfechtung, allem Kleinglauben zum Trotz wollen wir uns an das fest klammern „was geschrieben steht." — Darin wollen wir den Herrn finden, behalten und täglich Seine Kraft erfahren.

Wie wollen wir Karwoche feiern? Mit einem recht ernsten und herzlichen „Hosianna", das wir auch aus dem Palmsonntag-Evangelium lernen. Es soll uns eine Gebetswoche sein vor allen andern. Denn das Hosianna ist ein Gebetsruf aus der Tiefe in die Höhe: „Herr, hilf doch nun auf Erden, hinauf in die Höhe zum ewigen Hallelujah!" Es ist ein Gebetswort, in welchem schon der ganze Triumph des endlichen Sieges durchtönt, der Osterjubel durch den Karfreitagskampf, des Hallelujah durch das Kyrie Eleison! Wann dieser Gebetston mit der echten Schriftbetrachtung sich verbindet, dann werden wir gewiß eine gesegnete Karwoche haben und die Engel Gottes werden auf uns niedersteigen, wie einst an Jakobs Himmelsleiter.

Das Auge fest auf der Schrift, die Herzen im Gebet in die Höhe, und dann die Hände gerührt zur Huldigung dem Herrn! Was wir sind und haben, gehöre Ihm! Denn dazu hat Er mich „erlöst, erworben und gewonnen, auf daß ich Sein eigen sei und in Seinem Reich unter Ihm lebe und Ihm diene." Das Volk hat dort selbst die Kleider vom Leibe genommen und zu Jesu Füßen gebreitet. Alles wollten sie Ihm hingeben. Und wir? Wie fest und zäh hängt unser Herz oft an den Eitelkeiten dieser Welt! selbst in der Karwoche oft, am heiligen Altar, voll des Prunks und Tands von unten her! Weg damit! Dem Herrn wollen wir gehören mit Allem, was wir sind und haben.

Nun, Herr, Du giebst uns reichlich,
Wirst selbst doch arm und schwach,
Du liebest unvergleichlich,
Du jagst den Sündern nach;
Drum wollen wir allein
Die Stimmen hoch erschwingen,
Dir Hosianna singen
Und ewig dankbar sein. (Kirchenbuch 21, 7.)

Auf der Höhe der Karwoche.

Das wohlbekannte Evangelium von Christi Einzug in Jerusalem hat am Palmsonntag ein anderes Gesicht, als am ersten Advent. Dort im Advent ist es durchweg freudiger Art. Hell und klar tönt die Huldigung der Gemeinde dem himmlischen Adventskönig entgegen: Macht hoch die Thür, das Thor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit! Wie soll ich Dich empfangen und wie begegn ich Dir? Am Palmtag aber können wir den Gedanken nicht los werden an das, was dem festlichen Einzug auf dem Fuße nachgefolgt ist: statt des Hosianna das Kreuzige; statt der Palmzweige der Rohrstab und die Dornenkrone; statt der Kleider, die zu Seinen Füßen gebreitet werden, der nackte Heiland am Kreuz und darunter die Kriegsknechte, die über Seinen Rock das Loos werfen. Aber am Palmtag kommt das Evangelium mit der wahrhaftigen Eingangsgeschichte zur Karwoche. Dort am Advent ist Alles mehr Sinnbild und Weissagung aufs Reich Gottes. Hier aber stehen wir auf dem Höhepunkt des Lebens Christi, auf dem Höhepunkt des ganzen Kirchenjahrs.

In Christi Leben, in dem Werk, das Ihm beschieden war, ist mit der Karwoche der Höhepunkt erreicht. Hierher, auf die Höhe von Golgatha, weisen alle Reden, alle Gänge und Werke Seines Lebens. Hierher weist Alles, was je über Ihn geredet und geschrieben und im Vorbild gemalt war, von Abels Blut an bis zu Simeons Wort vom Zeichen, dem widersprochen wird und zu des Täufers Predigt vom Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt.

Im Werke Christi selbst hat bis dahin die prophetische Thätigkeit vorgewaltet. Des Priesteramts hat Er mehr nur im Verborgenen gewaltet, — des Nachts im Gebet vor dem Vater, in der Fürbitte für Sein Volk und Seine Jünger, und auch in dem priesterlichen Mitleid, das Seine Seele bewegte und Ihm beim Anschauen unsres Elends Seufzer und Thränen erpreßte. Nun aber wirds Ernst mit dem Hauptwerk des Hohepriesters, mit dem Opfer: „Ich komme, Herr, zu thun und zu leiden Deinen Willen." Nun schreitet der Hohepriester hinein ins Allerheiligste und bringt sich selbst zum Opfer dar und mit dem Einen Opfer vollendet Er in

Ewigkeit Alle, die geheiligt werden. Und von jener Höhe, vom Kreuzesstamm, nimmt Er erst recht als König Sein Reich ein. Der Glaube an den gekreuzigten Heiland wird der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Eben darum ist es recht und billig und ist so schön und bedeutungsvoll, daß auch für uns die Karwoche den Höhepunkt unsres ganzen Kirchenjahres bildet. All unser gottesdienstliches Handeln scheint besondere Kraft, Ernst und Weihe zu gewinnen in dieser heilig großen Woche. Da packt das alte Wort die Herzen mit neuer Gewalt. Tiefer als sonst dringt es ein. Schneidiger als sonst geht es durch Mark und Bein. Andächtiger als je wird es gehört. Dichter drängen sich die Schaaren um seinen lieben Klang. Es geht ein Rauschen und Regen durch die Gemeinden. Es ist Huldigungs-Zeit. Unsre Söhne und Töchter reihen sich ein zum öffentlichen, feierlichen Bekenntniß, zum ersten Abendmahlsgang. Ob auch, wie dort nach dem Palmentag, Viele wieder hinter sich gehen, es ist und bleibt doch die Höhe unsers Kirchenjahrs, diese große, gesegnete Karwoche.

Solls nun auch zum Höhepunkt in unsrem Leben werden, so gehören zwei Dinge dazu: das rechte, klare, feste Bekenntniß zum Herrn und die rechte, entschiedene Hingabe an den Dienst des Herrn. Damit muß ein heiliger Ernst gemacht werden. Sonst gehts von dieser Höhe gar schnell wieder herunter in gräuliche Tiefen des Abfalls und der Sünde. Das Christenleben aber soll von Höhe zu Höhe schreiten. Ein Sieg nach dem andern solls werden. In Seinem Reich unter Ihm sollen wir leben und Ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

Der König der Karwoche.

„Sieh, dein König kommt zu dir!" — so klingts wieder zum Eingang in die große, stille Karwoche. Von Anfang bis zu Ende der Leidensgeschichte tritt uns dieser Königstitel des Heilands als ein rechtes Thema zum Sinnen und Nachdenken entgegen. Aber freilich in verschiedenem Munde klingts gar verschieden.

Hier kommen Seine Ankläger, die Juden und ihre Obersten, zum Landpfleger: „Diesen finden wir, daß Er das Volk ab-

wendet und verbeut, den Schooß dem Kaiser zu geben und sagt, Er sei Christus, ein König." Haben sie vergessen, was nach der Speisung der Fünftausend geschah, da sie kommen wollten und Ihn haschen, daß sie Ihn zum König machten und Er entwich auf einen Berg alleine? Haben sie vergessen, was Er, eben in jener Leidenswoche, nach dem Palmentag, Seinen Versuchern zur Antwort gab: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist?

Pilatus hat den Königstitel Jesu aufgegriffen, — es ist ja die einzige Anklage, die sie wider Ihn vor den Landpfleger bringen. Er bewegt sie hin und her, bald in ernsthafter, richterlicher Frage an seinen Gefangenen, bald mit spottendem Seitenhieb auf die verachteten und gehaßten Juden. Vor Christo muß er einen eigenthümlichen, geheimen Respekt haben, dessen er sich nicht erwehren kann, aber den Juden möchte er mit diesem Königstitel Jesu von Nazareth so wehe thun als irgend möglich. So sind seine Fragen als Mischung von richterlicher Strenge, mitleidiger Theilnahme und beißendem Spott anzusehen: Bist Du der Juden König? — Welchen soll ich euch los geben, Barabbam, oder Jesum, von dem gesagt wird, Er sei der Juden König? Und wenn er ihn dort als den Schmerzensmann dem Volke vorführt, in der vergeblichen Hoffnung, ihre Herzen durch den jammervollen Anblick zu erweichen, da ruft er wieder: „Sehet, das ist euer König! Soll ich euren König kreuzigen?" Die Rotte der Kriegsknechte hat den Haß der Ankläger und den Spott des Landpflegers frech und treffend in ihr grausames Spiel verwoben: Einen Purpurmantel um Seine Schultern! Einen Rohrstab in Seine Hand! Eine Dornenkrone auf Sein Haupt! Backenstreiche, Anspeien, Schläge mit dem Spott-Scepter über das blutende Haupt, — das der Tribut, Gruß und Ehrenbezeugung für diesen König!

Die Hohenpriester aber fühlen etwas davon, wie dieser grausame Hohn am Ende auf sie selbst und das Volk der Juden zurückfällt. Mit verbissener Wuth zerreißen sie das letzte, auch nur scheinbare Band zwischen sich und diesem Messiaskönig: „Wir haben keinen König, denn den Kaiser!" — die förmliche, öffentliche und endgültige Verwerfung ihres Messias und der Hoffnung ihrer Väter.

Dem gegenüber steht fest und klar mitten in der Passions-Geschichte das Zeugniß aus dem Munde des Wahrhaftigen:

Ich bin ein König! Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß Ich die Wahrheit zeugen soll. Wie dieser letzte Satz ein klares, direktes Zeugniß über Seinen Beruf ist, so auch der erste: Ich bin ein König. Das ist keine Bildersprache, sondern wörtlich zu nehmen als vollgültiger, treffender Ausdruck dessen, was der Herr ist. Gerade wie der Herr vor Kaiphas bezeugt: „Ich bin Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," so bezeugt Er vor Pilatus: „Ich bin ein König." Und so gehts mit Ihm ans Kreuz und steht obenan zu Seinen Häupten, als „Ursach Seines Todes" — Jesus von Nazareth, der Juden König! Wohlan denn, Der Sein Königthum mit Seinem Herzblut erworben und versiegelt hat, Der soll regieren, nicht der Fürst dieser Welt! Christi Wahrheit, nicht die Lüge! Jesu Liebe, nicht der Haß und die Selbstsucht! Sein Friede, nicht der Jammer und die Unruh dieser eiteln Welt! Seine Gerechtigkeit und Sein Heil, nicht die Schuld und das Weh unsrer Sünde!

Karwoche.

Liebe und Tod.

„Liebe ist stark wie der Tod."

(Hoheslied 8, 6.)

Liebe und Tod mit einander verglichen?! Liebe und Tod an einander gemessen?! — Was für eine seltsame Vergleichung, was für ein wunderbares Bild, vor das der heilige Sänger mich stellt? Hier das Höchste, Herrlichste, Lebensvollste, Wärmste, was Aller Herzen durchglüht und bewegt; das, was das wahre, volle Wesen des lebendigen Gottes im Himmel selbst erschöpft; das, was das Band zwischen Ihm, dem Vater, und mir, dem Kinde, und wiederum das Band zwischen mir, dem Bruder, und meinen Brüdern und Schwestern bildet, — die Liebe! Dort das Entsetzlichste, Dunkelste, Frostigste, vor dem eine Menschenbrust zurückbebt, das jede lebende Seele bis ins Mark hinein erschüttert, das erkältend und erstarrend mit unheimlicher Macht, mit eisigem Griff uns umspannt und alle Bande der Gemeinschaft, die innige Liebe knüpfte, mit unbarmherziger

Hand zerschneidet, — der Tod! Und die Liebe verglichen mit dem Tode!

Da seh ich sie einander gegenüber stehen, zwei kampfgerüstete Gegner, mit streitlustigen Blicken sich messend, sie aus lebendigem Auge frohe Siegeshoffnung strahlend, er aus dem knöchernen Antlitz Verderbensblitze sprühend! Die Liebe, die sanfte, zarte und doch urkräftige Gottesgestalt, die mit ihrem allmächtigen Frühlingssonnenstrahl auch dem unfruchtbarsten Boden lebendige Keime und Blüthen entlockt! Der Tod, der gewaltthätige, unerbittliche Tyrann, unter dessen eisigem Anhauch auch die herrlichste Blume im schönsten Wachsthum erfriert! Wer von Beiden wirds gewinnen? Wird ihre heilige Flamme siegen über seine Kälte, oder sein vernichtender Frost über ihre Lebenswärme? Herüber, hinüber schwankt der Kampf. Aufwärts, abwärts schwebt die Wagschale! Was sie baut, reißt er nieder. Was sie erfreut, betrübt er. Was sie verknüpft, scheidet er. Was sie belebt, zerstört er. Der Tod ist stark. Die Liebe ist stark. Ich sehe kein Ende des Kampfes. „Die Liebe ist stark, wie der Tod!"

Nicht stärker? Und kein Ende des Kampfes? O ja, stärker, als der Tod und ein Ende des Kampfes, ein Sieg der Liebe in der Entscheidungsschlacht! Komm, mein Geist, nach Golgatha unter das Kreuz, das Kreuz des Heilands! Da siehst du die zwei Gegner im letzten, scharfen Ringen, die Liebe und den Tod. Eine Liebe, die selbst vergessend sich herunter neigte über die aus tausend Wunden blutende Erde. Eine Liebe, die zum Vater sprach: Laß Mich hinunter, ihnen zu helfen! Laß Mich hinab, für sie zu sterben! Und ob auch der Tod selbst an diese Liebe sich wagte, ob der Starke auch diesen Stärksten anfiel, dessen Name Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; ob auch Todesangst und Bangen Ihn so weit brachte, daß Er zitterte und zagte: „Ists möglich, so gehe dieser Kelch an Mir vorüber;" ja ob auch der Tod noch dieses Lebensauge brach, ob ihm auch dieses Haupt noch sich neigen mußte; ob auch hinter diesem Leichnam noch die dunkle Gruft sich schloß: — ein Stärkerer hat da mit dem Tod gerungen und hat ihn überwunden. Ihn, den Lebensfürsten, konnte er nicht halten in seinem Gewahrsam. Er hat des Todes Pforten gesprengt. Und gerade in dem Augenblick, da der Tod zu triumphiren scheint, gerade da, wo die finstern Mächte des Todesreichs den Sieg für immer in der Hand zu

halten wähnen, gerade da haben sie ihn verloren, und richtend, rächend, ja heilig spottend, ertönt der Triumphgesang der Liebe: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Wo ist er? Zerronnen in Nichts! Unter den Händen weggeschmolzen, wie der Schnee vor der Frühlingssonne! Zur Niederlage ist er dir geworden. Dein Sieg auf Golgatha hat dir den Todesstoß gegeben! Du starker, gewaltiger Tod, du hast der stärkeren Liebe gedient! Ja, du bist ihr Helfer geworden, um Leben und unvergängliches Wesen ans Licht zu bringen. Denn nie hat göttliche oder menschliche Liebe einen größern Sieg gefeiert, als dort in der Todesstunde des Eingebornen.

Da sinke nieder, mein Geist, und bete an die Liebe des Einigen und Barmherzigen, die Liebe, die keine Menschen- noch Engelzunge je aussingen mag, die Liebe, die aus der stärksten Waffe des Feindes Schild und Lanze geschmiedet hat, womit die gläubige Seele sich des Todes erwehrt. Sein Tod ist meines Todes Tod. Denn nicht für sich hat der Heiland Todespein bestanden, nicht für sich ist Er gestorben. Mir hat Er das gethan, mir zu gut!

Und wo ein Menschenherz jetzt von Liebe singen und sagen will und höchste Liebe anbeten und preisen, da muß es singen und sagen vom Tode Jesu Christi! Und wo ein Menschenherz nun dem Tode ins Angesicht schauen und ihn mit allen seinen Schlägen, Verlusten und Schrecken überwinden will, da muß es wissen und genießen die Liebe Jesu Christi.

Wie wunderbar sind sie nun eins geworden, die bittern Gegner, dort im Bilde des Gekreuzigten! Tod und Liebe umarmen sich da. Sie sind Freunde geworden und helfen zusammen zu Einem Zweck, zu Einem Ziel, zum Leben. Die Liebe erwählt sich den Tod, uns das Leben zu gebären. Sie ist stärker als der Tod. „Ich lebe," spricht sie, „und ihr sollt auch leben."

Es war ein wunderlich Krieg,
Da Tod und Leben rungen:
Das Leben behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen.
Die Schrift hat verkündet das,
Wie ein Tod den andern fraß,
Ein Spott aus dem Tod ist worden.
Hallelujah!

(Kirchenbuch 102, 4.)

Das erste Wort am Kreuz.

„Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

(Luc. 23, 34.)

Zu den mancherlei grausamen Zuthaten, welche die schreckliche Kreuzesstrafe begleiteten und verschärften, gehörte häufig auch die Sitte, daß dem Gekreuzigten durch einen Knebel der Mund verschlossen wurde, so daß kein Wort, keine Klage von ihm die Henker und Zuschauer stören sollte. Bei unsrem Heiland durfte das nicht geschehen. An Ihm mußte aus der reichen Fülle von Jesajä 53 auch das Wort in Erfüllung gehen: Er hat für die Uebelthäter gebeten.

Das ist das erste der sieben Worte am Kreuz: Eine Fürbitte für Seine Mörder. Kein Ton der Ungeduld, des Widerstands, der Klage oder Anklage! Nur Freundlichkeit, Milde und Erbarmung darin! „Vater" — das ist die Anrede. Sie enthält das Bekenntniß Seines Lebens, das Bekenntniß Seiner Unschuld. Dafür leidet Er den Tod, daß Er sich als des Vaters ewigen Sohn bekannte. „Bist Du Gottes Sohn" — das war das Fragezeichen des Versuchers in der Wüste. „Bist Du Christus, der Sohn des Hochgelobten?" war die entscheidende Schlußfrage des Hohepriesters! Hier ist die Antwort drauf, vom Kreuz herab, im Angesicht des Todes gegeben. Das erste Wort und das letzte Wort des gekreuzigten Heilands erklären und bekennen beide, daß Er bis in den Tod hinein des Vaters einiger, gehorsamer und geliebter Sohn ist.

Und dieses Sohnes-Recht, begleitet von den ersten Blutstropfen Seines hohepriesterlichen Versöhnungsopfers, gebraucht Er nun, für Seine Feinde und Mörder Vergebung zu erflehen. Die Vergebung vom Vater für die in Sünden Verlornen und Verfluchten zu erlangen, das ist ja Seines Lebens Werk. Dazu hängt Er jetzt am Kreuz, ein Fluch für uns, damit wir durch Ihn finden die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden.

Aber für wen erfleht Er diese Vergebung? „Vater vergieb ihnen." Wie weit geht das Wort? Es ist offenbar zunächst von allgemeinster Weite! „Ihnen" — das ist ein kleines Wort und faßt doch auf einen großen Haufen die ganze

Sünderwelt zusammen. Von den vier Kriegsknechten, die zur Kreuzigung dort commandirt waren, über die ganze Sünderwelt hin geht dieses Wort. Denn die ganze Sünderwelt ist Grund und Ursache Seines Todes; da ist Keiner ausgeschlossen, auch Petrus nicht, nicht einmal Maria und Johannes unter dem Kreuze.

Freilich, die Fürbitte hat ihre Grenzen. „Sie wissen nicht, was sie thun," — das ist die Beschränkung und Begrenzung der Fürbitte, nicht aber ihre eigentliche Begründung, als ob das Nichtwissen als solches Ursache und Grund der Vergebung wäre! oder als ob der bloße Unterricht, das nöthige Verständniß hinreichen würde, uns von unsern Sünden los zu machen!

Sünde, die als Schuld zugerechnet wird, für die wir verantwortlich sind, schließt immer ein Wissen, ein Bewußtsein in sich. Aber, um vergebungsfähig zu sein, darf die Sünde kein bewußtes, muthwilliges Widerstreben wider den heiligen Geist sein, sondern bis zu einem gewissen Grad, Irrthum, Unwissenheit. Die volle Tragweite der grausigen That auf Golgatha, als Gottesmord, war doch den Meisten unbewußt. Gerade das Geheimniß der Person des Gekreuzigten war doch für die Meisten noch unbekannt. So unbegreiflich und unverantwortlich nach all den Zeugnissen Jesu diese Unwissenheit war, sie war eben thatsächlich vorhanden und der barmherzige Herr rechnet mit ihr. Und weil zur Vergebung der Sünden eine bußfertige Erkenntniß gehört, ein Einblick in die Tiefen ihrer Schuld, ein rechtes Wissen, so gilt das Gebet des Herrn vor Allem dem, daß der blinden Sünder Augen aufgethan werden, damit sie noch in der Gnadenzeit sehen, in welchen sie gestochen haben.

Auf der andern Seite beweist eben dieser Zusatz deutlich, daß nicht Alle, die mit dem Tod Christi zu thun hatten, in den Kreis dieser Fürbitte gehörten: Judas gewiß nicht; und schwerlich ein Kaiphas und wohl noch andere.

Der Teufel weiß immer, was er will mit seinem Lügen und Morden. Und je verteufelter ein Mensch ist, je mehr er mit klarem Bewußtsein muthwillig und beharrlich sündigt, um so weniger kann ihm diese Fürbitte Christi gelten, um so weniger kann ihm der Pfingstgeist das Trostwort zuwenden: „Du hasts unwissend gethan" (Ap.-Gesch. 3, 17), das vielen Juden von damals noch zu Gute kam.

Das zweite Wort am Kreuz.

„Wahrlich, Ich sage dir, heute wirst
du mit Mir im Paradiese sein."

(Luc. 23, 43.)

Ein schreckliches Echo ist auf das erste Wort am Kreuz gekommen. Die Hölle hat ihren ganzen Spott und Hohn los gelassen über den Heiligen und Gerechten, der dort zwischen den Missethätern gekreuzigt war. Es lästern die Obersten, die Hohepriester, die Kriegsknechte, der Pöbel, Römer und Juden, Gelehrte und Ungelehrte, Alles hat den Gekreuzigten sich zur Zielscheibe erkoren, nach der die scharfen Pfeile ihres Hohns und herzlosen Witzes zischend fahren. Ja selbst die Mörder thun mit, die doch an der Schwelle der Ewigkeit stehen und dem menschlichen Gericht um ihrer Blutthat willen verfallen sind. Zuerst hieß es unter Seinen Feinden: „Er muß sterben, denn Er hat gesagt, Er sei Christus." Jetzt, da Er am Kreuz festgenagelt ist, heißt es: „Siehe, Er stirbt, darum kann Er nicht Christus sein!"

Aber siehe da, mitten unter diesem scheinbar unwiderstehlichen Triumph des höllischen Spottgeists kommt dem Herrn plötzlich eine wunderbare, überraschende Erquickung. Einer der Uebelthäter reißt sich los aus dem Lager der Spötter und geht mit offenem Bekenntniß über ins Lager des gekreuzigten Jesu von Nazareth, des Judenkönigs. Wie manchmal hat sich später in der Geschichte der Blutzeugen der Kirche dieses seltsame Spiel wiederholt! Blutdürstige Henker und herzlose Zuschauer haben sich, ergriffen von dem Glaubensmuth, der Geduld und Siegesfreudigkeit der Märtyrer selbst in Bekenner und Märtyrer verwandelt. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche gewesen. So im höchsten, einzigen Sinn auf Golgatha!

Das Jesajas-Wort geht in Erfüllung, das auch im 53. Kapitel sich findet: „Er soll die Starken zum Raube haben." Das ist ein Trost und Labsal für den blutenden Hohepriester, herrlicher, als der Engel, der Ihn stärkte im Garten Gethsemane. Der Schächer hat in seinem Leben nicht viel von Jesu gehört. Aber das Wort an die weinenden Töchter Jerusalems, mit der ernsten Warnung: „So man das thut am grünen Holz, was wills am dürren werden!" und das erste Wort am Kreuz

waren genug, ihn im tiefsten Grund zu erschüttern und von der Majestät und Heiligkeit Christi zu überzeugen. Und wenn er auch erst versuchte, wider den Stachel zu löcken und des Gewissens Stimme unter wilden Scheltworten zu ersticken, — die Wahrheit siegt doch: „Wir sind billig in dieser Verdammniß! Dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt!" — Mit tiefster Demuth und doch mit wunderbar starkem Glauben schaut er hinauf zum gekreuzigten Judenkönig und fleht: „Herr, gedenke an mich, wenn Du in Deinem Reiche kommst." Auf Gnad und Ungnade ergiebt er sich Ihm, erwartet aber doch ein barmherziges Gedächtniß von Ihm, wenn Er in Herrlichkeit wiederkommt. Was für Riesenblöcke von Anstößen und Aergernissen überspringt der starke Glaube des armen Schächers! Ein König ohne Reich, ohne Krone, außer der Dornenkrone, über dessen Kleider sogar das Loos geworfen war, dem nichts, aber auch gar nichts mehr sichtbarlich auf Erden angehörte, — ausgestoßen von Seinem Volk, verlassen, verleugnet, verrathen von Seinen nächsten Jüngern, verurtheilt zum Sklaventod am Kreuz! Und an Dessen Reich glaubt der Schächer noch! Seine herrliche Wiederkunft ist ihm über alle Zweifel erhaben. Dieser Schmerzens- und Todesmann der Fürst des Lebens und der Herr der Herrlichkeit! — Und der Schächer hat sich in seinem Jesus nicht getäuscht!

Weit über sein demüthig Bitten und Verstehen hinaus geht die Antwort des Herrn. Nicht in der fernen Zukunft Seiner Reichsvollendung will Er sein gedenken, sondern „heute" noch soll er viel mehr haben als er gebeten. Nicht ein unbestimmtes „Gedenken" sagt Er ihm zu, sondern das bestimmte, herrliche „mit Mir sein!" Die große Bitte Seines hohepriesterlichen Gebets: „Vater, Ich will, daß, wo Ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die Du mir gegeben hast" wird auf den Schächer angewendet und soll an ihm zu allererst in Erfüllung gehen! Der Erste, den Er dort als Frucht Seines Mittler-Tods im Genuß der himmlischen Herrlichkeit begrüßen will, soll der Schächer sein. Da sind fürwahr die Letzten Erste geworden!

Wie Du den Schächer hast erhört, da er von Herzen Gnad begehrt:
Also weil Du in Deinem Reich regierest mit dem Vater gleich,
Nach Deiner Gnad gedenke mein, so werd ich ewig bei Dir sein.

(Kirchenbuch 88, 2.)

Das dritte Wort am Kreuz.

„Weib, siehe, das ist dein Sohn!“ —
„Siehe, das ist deine Mutter.“

(Joh. 19, 26. 27.)

Von der Höhe des Kreuzes schauen die treuen Jesus-Augen über die Menge hin, die zu Seinen Füßen wogt. Da sieht Er Maria stehen, Seine Mutter, und den Jünger bei ihr, den Er lieb hatte. Wie dort der gebundene Herr in des Hohenpriesters Palast mit einem ergreifenden Blick den strauchelnden Petrus suchte und fand, so geht hier der Liebesblick des Gekreuzigten aus, Seine Getreuen zu suchen und die Verbindung mit ihnen herzustellen. Da stehen sie. Das ist Alles, was sie Ihm jetzt zu Liebe thun können. Hilflos und ohnmächtig stehen sie unter dem Kreuze. Sie können Ihm kein Labsal reichen, sie können Ihm Blut und Schweiß nicht von den Schläfen wischen. Sie können nicht einmal die lechzende Zunge netzen, die wie eine Scherbe am Gaumen klebt. Dastehen, — in herzlichem Mitgefühl, in treuer Liebe und Hingebung, das ist Alles. Da ist unsre menschliche Liebe am Sterbebett unsrer Lieben noch besser dran. Freilich, wenns zum Treffen kommt, bleibt auch uns nichts, als das Dastehn. Aber selbst dies hilflose Dastehn ist ein Trost.

Und nun das Wort für die Mutter. Es ist das letzte, das sich am Kreuz mit anderen Menschen beschäftigt. In dem ersten gedachte Er Seiner Feinde und Mörder; im zweiten des reumüthigen Schächers an Seiner Seite; im dritten nun der Mutter und des Jüngers, den Er lieb hat. Es ist das Wort, das mit dem Erdenleben um Ihn und unter Ihm abschließt. Nachher hat Ers allein mit Sich selbst und dem Vater zu thun.

Wie auf der Hochzeit zu Kana, so braucht der Herr auch hier das Wort „Weib“. Hatte Er dort sie damit in die Schranken gewiesen, daß sie Ihm nicht in Sein Messiaswerk greifen solle, so will Er hier, als sterbender Gottessohn und erhöhter Menschensohn ausdrücklich bekennen, daß Er keine Mutter mehr hat nach dem Fleische. Es ist die zarteste, liebevollste Lösung dieses Verhältnisses, indem Er Seinen geliebten Johannes an Seine Stelle setzt. Nichts könnte dem Sinn des Heilands

und dem klaren Wortlaut des Evangeliums Johannis, des Augenzeugen, ferner liegen, als was die römische Kirche in dieses schlichte, schöne Jesuswort hineingelesen hat: daß damit Maria als Stellvertreterin Jesu bei den Jüngern und der Kirche eingesetzt sei!

Wir bleiben bei dem einfachen, schlichten Sinn dieses dritten Wortes. Der Heiland hat, als ein Sterbender, an die Zukunft der zurückgelassenen Mutter, an ihre Versorgung und Verpflegung treulich gedacht und Seine letzten Verordnungen darüber klar und deutlich gemacht. Dieses Sein Testament für Seine eigene Familie, eignet sich Sein gläubig Volk allezeit und überall an. Der so treulich an Seine Mutter dachte und sie versorgte, Der wird den Seinen allen auch im Leiblichen nichts fehlen lassen. Hat Er nicht dort Seine Hand ausgereckt über Seine Jünger mit den Worten: „Siehe da, das ist Meine Mutter und Meine Brüder" (Matth. 12, 48–50). Dieser Mutter soll es nie an einem Sohne fehlen, der sie pflegen kann. So werden, kraft Seines letzten Testaments, Johannes und Maria zusammengebunden als Pfleger und Pflegebedürftige. Das einsame Weib soll einen Sohn haben, der sie zu sich nimmt und ihrer treulich sich annimmt. Johannes soll Kindespflicht üben an der verlassenen Maria. So weist der Herr in Seiner Todesstunde die zusammen, die in Liebe und Glauben eins sein sollen. Sie sollen auch im Aeußeren zu einander stehen und eins des andern Last tragen. „So sollen wir Christen alle unter einander sein, wie Mutter und Sohn, die einander herzlich lieb haben, helfen und rathen, wo sie können." (Luther.)

Hochgeehrt durch dieses Vermächtniß, das Zeugniß der besonders innigen Liebe des sterbenden Heilands, nahm Johannes von Stund an die Maria zu sich. Er nahm sie in sein Eigenthum, sagt das Evangelium, so daß sie von nun an zusammen wohnen als Mutter und Sohn im Haus des Johannes, ob in Jerusalem, oder am galiläischen Meer, oder gar zu Ephesus, das ändert die Thatsache nicht im Geringsten.

Wie Du auch Deine Mutter werth,
Die elend blieb auf dieser Erd,
Befahlst dem lieben Jünger Dein:
Also laß Dir befohlen sein
Der Gläubgen Mutter, Deine Braut,
Die Kirch, so hier das Elend baut.

(Kirchenbuch 88, 3.)

Das vierte Wort am Kreuz.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du Mich verlassen?"

(Matth. 27, 46.)

Bis um die Mittagsstunde des heiligen Karfreitags hatte die Sonne mit ihrem Schein die ganze Gerichts- und Schreckens-Scene beleuchtet, die dort auf Golgatha sich vollzog. Jetzt, da sie im Zenith steht, bricht mitten am Tage die dicke Finsterniß herein und hüllt drei lange, bange Stunden Alles in ihren schwarzen Mantel. Wie mags wohl da Manchem in Jerusalem zu Muthe geworden sein! Um jene Passah-Zeit beim Auszug aus Aegypten, da war einst auch solch dicke Finsterniß gekommen; aber sie war nur in die Aegyptischen Wohnungen eingefallen. Bei allen Kindern Israels war es licht in ihren Wohnungen. Nun aber ists finster auch beim Volke Gottes, so dunkel, wie im Allerheiligsten, wo die Lade stand, mit dem Cherubim darüber, den Gesetztafeln darin und dem Blut der Besprengung daran am großen Versöhnungstag. Gott der Vater breitet selbst den dichten Vorhang über das Leiden Seines Sohnes, das nun die höchste Höhe erreicht. Die Verfinsterung der Sonne ist das Abbild der inneren Verfinsterung Seiner Seele. Aus dem Dunkel heraus schallt das Wort der Klage, das davon Zeugniß giebt: „Mein Gott, Mein Gott, warum hast Du Mich verlassen?"

In den ersten drei Worten hat der Gekreuzigte an Andre gedacht, für Andre gesorgt, gebeten und getröstet. Und diese ersten drei Worte sind voll Majestät und Herrlichkeit Seiner treuen, triumphirenden priesterlichen Liebe. Nun aber redet Er auch von Sich Selbst. Aber aus welcher Tiefe heraus! Schriftworte finds, Psalmworte, die Er auf Sich anwendet. Wie in der Versuchungs-Stunde in der Wüste, so braucht Er auch jetzt am Kreuz das geschriebene Wort, den Feind zu vertreiben und aus dem Dunkel Sich zum Licht hindurch zu ringen.

Es ist ein furchtbarer, auf den ersten Blick unversöhnlicher Gegensatz in diesem Wort. Auf der einen Seite die Thatsache des Verlassenseins — Asabthani! — wie wir sie uns sonst nur bei verzweifelt Gottlosen oder verzweifelnden Klein-

müthigen denken können. Auf der andern Seite das Bleiben am Vater mit dem doppelten, unentreißbaren: Mein Gott! Mein Gott! — Eli! Eli! — Damit wird das frühere Wort: „Ich und der Vater sind eins" festgehalten, und das andre: „Ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei Mir!" Und doch hat Er in dieser tiefsten Noth, die über Seine Seele ging, nicht nach dem dreiundzwanzigsten Psalm gegriffen mit seinem zuversichtlichen: „Ob ich schon wandert im finstern Thal, fürcht Ich kein Unglück, denn Du bist bei Mir," — sondern nach dem zweiundzwanzigsten mit seinen kläglichen Anfangsworten. Da hat der Herr unser Gericht und unsern Tod geschmeckt. Das Gefühl der inneren Gottverlassenheit, die Trostlosigkeit der sich selbst überlassenen, mit Schuld und Tod ringenden Menschheit liegt in diesem Ausruf. Der Tod tritt an Ihn heran und Er bereitet sich, demselben Sich hinzugeben. Aber Tod heißt Lösung vom Lebensgrund, Scheidung von der Lebensgemeinschaft unterm Gericht- und Zorn-Gefühl, — für Ihn das unnatürlichste und unverdienteste, denn Gottesbewußtsein und Lebensbewußtsein ist für Ihn ein und dasselbe.

Darum darf Er fragen und klagen: Warum? Er, Der von keiner Sünde wußte, in Dessen Munde kein Betrug erfunden ist, Dem der Vater wieder und wieder öffentlich und feierlich Sein Wohlgefallen erklärt hat; Er, Der alle Gerechtigkeit erfüllt, Dem selbst der Schächer am Kreuz bezeugen muß: „Dieser hat nichts Ungeschicktes gehandelt," und der Hauptmann unter'm Kreuz: „Dieser ist ein frommer Mensch" — Er darf wohl fragen: Warum — Mich verlassen? Laut und feierlich bezeugt Er damit im Angesicht des Todes Seine Unschuld. Wir aber wissen die Antwort auf dieses Warum? „Ach, die Ursach, die war ich, ich und meine Sünden, die sich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer; die haben Dir erreget, das Elend, das Dich schläget, und das betrübte Marterheer." Dieses Sein Leiden tröstet uns in unsrer Noth wider alle Angst des Gerichts und Todes: Er ist bei mir! Er wird mich nicht verlassen noch versäumen!

Da es auch ließ ansehen sich,
Als hätt Gott ganz verlassen Dich,
Weil Du am Kreuz hingst jämmerlich:
Dasselb gewißlich tröstet mich,
Daß Deinetwegen Gott, mein Herr,
Mich wird verlassen nimmermehr.

(Kirchenbuch 88, 4.)

Das fünfte Wort am Kreuz.

„Mich dürstet."
(Joh. 19, 28.)

Die lange Finsterniß geht vorüber. Das Gnaden-Antlitz des Vaters kehrt sich dem Sohne und der durch Ihn versöhnten Welt wieder zu. Der Kämpfer greift nach der Siegespalme. Der Wandrer ist am Ziele. Jesus wußte, daß schon Alles vollendet war, daß die Schrift erfüllet würde! Das Gefühl der Vollendung, des Am-Ziel-Seins geht diesem fünften Wort voran. Klar und deutlich ist das Bewußtsein des sterbenden Heilands, daß Er am Ziele ist. Erfüllt ist nun Alles, was zum Versöhnungswerk gehört. Durch die finstre Wolke der Gottverlassenheit ist Er hindurch. Das war die tiefste Leidenstiefe, die Er zu durchmessen hatte, die Empfindung des Gerichts, die in jenem vierten Worte liegt. Und auch alles leibliche Leiden ist nun durchgekämpft. Welche Fülle von beiden, Leibes- und Seelen-Leiden, ist in jenen beiden Psalmen geschildert, dem 69. und dem 22., die den Evangelisten in der Geschichte der heiligen Passion beständig in Erinnerung waren und die ohne Zweifel dem sterbenden Heiland in allen Einzelnheiten jener Leidensstunden vor der Seele standen!

Wie der ausdauernde, fleißige Arbeiter erst wenn er fertig ist, und der tapfere Kriegsmann erst wenn die Schlacht vorüber und der Sieg gewonnen ist, sich den Labetrunk erlaubt, so kommt auch nun erst, da des Herrn Versöhnungs-Werk vollendet ist, ein Ruf und eine Bitte um ein leiblich Labsal über Seine Lippen.

Sollen wir uns daran stoßen, daß auf diesem Höhepunkt im Leben und Sterben unsres Mittlers, hier im Allerheiligsten Seiner Passion, ein irdisches Bedürfniß, eine Bitte um ein leiblich Labsal sich könnte geltend machen? Aber die Wahrheit der ganzen Situation, die Wirklichkeit der Leidensgeschichte in allen ihren Einzelnheiten, machen einen solchen Ruf nicht nur ganz natürlich, sondern fordern ihn mit innerer Nothwendigkeit. Was ist nicht Alles über unsern lieben Herrn ergangen seit den Abendstunden in dem Saal zu Jerusalem, wo Er mit den Jüngern das Passahmahl einnahm und der Passah-Becher als letzter Labetrunk auf die Passions-Reise Seine Lippen netzte!

Die langen, ernsten Abschiedsreden an Seine Jünger, der Gang über den Kidron nach Gethsemane hinaus, das heiße Ringen dort im Garten, da der Seelenkampf auch den Körper in Mitleidenschaft zog; dann die Mißhandlungen, die Geißelung, der Schmerzensgang nach Golgatha, das Zusammenbrechen unter dem Kreuz und schließlich die Kreuzigung selbst mit ihren unmittelbaren Folgen für den gemarterten Körper, dem Fieber und dem Blutverlust, — nach allen Gesetzen der Natur müssen diese Erfahrungen in brennender Durst-Qual gipfeln. Der wahrhaftige Mensch Jesus Christus muß wahrhaftig in jener Stunde vom furchtbarsten Durste gefoltert werden. Und da der Leidensbecher voll und „Alles vollendet" ist, darf Er für diese Qual eine Linderung Sich erbitten. Der in den sieben Bitten des Vaterunsers für die Seinen das „täglich Brot" nicht vergessen hat, Der hat sich auch nicht geschämt, unter den sieben Worten am Kreuz eins zu reden von Seiner Leibes-Noth und zu ihrer Linderung. Wie Er einst in heißer Mittagsstunde am Jakobs-Brunnen die Samariterin bat: „Gieb Mir zu trinken," so spricht Er auch jetzt in unumwundener Offenheit von Seinem heißen Durst vor den Ohren Seiner Feinde. Nicht in stoischer Verleugnung der Schwäche und Hilfsbedürftigkeit Seines Leibes erweist Er Seine Leidenskraft und Ausdauer. In einfach-schlichter, menschlich-wahrer Klage bittet Er um ein Labsal für die ausgedörrten Lippen. Wie groß ist das auch Seinen Feinden und Mördern gegenüber! Kein Stolz, keine Zurückhaltung ihnen gegenüber. Sie können Ihm eine Wohlthat erweisen in der Erfüllung Seiner Bitte und sie sollen die Gelegenheit dazu haben. Er weigert sie ihnen nicht. Sein Herz ist viel zu groß, als daß Er ihnen das mißgönnte, daß sie Ihm einen letzten Dienst erweisen dürfen. Er nimmt ihn dankbar an, zum Zeichen, daß kein bitteres Gefühl wider sie in Seinem Herzen wohnt.

Und noch eins zum Schluß. Mit schwacher, lechzender Stimme ist dieses kurze „Mich dürstet" gerufen. Aber die verlöschende Lebensflamme soll noch ein Mal hell und kräftig aufflackern. Der Herr will auch die Leibeskraft noch stärken und sammeln zum feierlichen Abschluß auf Golgatha. Nicht mit vertrocknender, heiserer Stimme, sondern im hellen, starken Triumphton des Siegers sollen die letzten zwei Worte vom Kreuz erklingen. Dazu die Labung und Erquickung, die das fünfte Wort sich erbittet.

Das sechste Wort am Kreuz.

„Es ist vollbracht."
(Joh. 19, 30.)

Als der dürstende Heiland am Kreuze um einen Labetrunk flehte, die lechzenden Lippen zu netzen, war schon das Vollendungs-Wort: „Es ist vollbracht" in Seiner Seele. Man könnte sagen, der Herr hat sich dazu stärken lassen, um dieses Triumphwort laut und deutlich über die Menge hin vom Kreuze herab rufen zu können. „Als Jesus wußte, daß schon Alles vollbracht war, daß die Schrift erfüllet würde, spricht Er: „Mich dürstet." Und da Er den Essig genommen hatte, sprach Er: „Es ist vollbracht" — und neigete das Haupt und verschied.

Nun ist der volle, bittre Leidenskelch geleert. Der Herr ist am Ziele dieser unaussprechlich schweren Mühe und Arbeit. Es ist durchgerungen und überstanden. Vollendet* ist die Taufe, vor der Ihm einst so bange war (Luc. 12, 50). Aber freilich hier ist unendlich mehr, als die persönliche Befriedigung des schwer Leidenden, der sich nach hartem, heißem Kampfe endlich am ersehnten Ziele sieht. Was dort gekämpft und erkämpft worden ist am Kreuze, das gehet alle Welt an, das ist der größte, folgenreichste Sieg, der je im Himmel und auf Erden erstritten wurde.

Hier ist vor Allem die Schrifterfüllungs-Stunde. So hatte der Herr ja selbst zuvor von Seinem Leiden geredet: „Es wird Alles vollendet,* das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn" (Luc. 18, 31). Was das Gesetz fordert, das ist geleistet im thätigen, wie im leidenden Gehorsam des Herrn. Was die Schattenbilder des Alten Testamentes, aus der Ferne im Umriß andeuteten, ist Wirklichkeit, Geschichte geworden, Altar- und Opferdienst, Priester- und Mittleramt, Heiliges und Allerheiligstes, Passah und Versöhnungstag, es ist Alles erfüllt, vollbracht, es hat Kraft und Wesen gewonnen in Christi Opfer am Altar des Kreuzes. Und was die einzelnen Leidensgestalten des Alten Testaments von Abels Blut an vorgebildet hatten, es ist Alles vollbracht. Sonderlich aber, was die größten, herrlichsten Prophetenworte geradezu von Golgatha und vom Versöhnungs-

* Dasselbe Wort im Grundtext, wie bei „vollbracht".

leiden geweissagt hatten, — es ist vollbracht in jener Nachmittagsstunde des Karfreitags. Alle Wege Gottes in der Geschichte Israels und der Heiden laufen in diesem Kreuz zusammen, gipfeln in diesem „Vollbracht".

Im engeren Sinne ists eben nichts anders als das Versöhnungswerk selbst, das nun vollbracht ist. Das große Opfer, mit dem Er in Ewigkeit Alle vollendet hat, die geheiliget werden, das ist dargebracht. Darum ist in der That in diesem „Vollbracht" die ganze noch rückständige Vollendung des Himmelreichs enthalten und versiegelt. Was in der vollen Entfaltung der Königs-Majestät und -Herrlichkeit Christi noch zur Erscheinung kommen soll, das Alles ist in diesem Wort verbürgt. Es kann nicht fehlen.

Und wem wars denn gesagt, dies Himmel und Erde umfassende Sieges- und Triumphwort unsers großen Ueberwinders?

In die Welt ist's hineingerufen vom Predigtstuhl des Kreuzes herab, auf daß Er selbst, der priesterliche und königliche Dulder auch das Vorrecht habe, der erste Herold der so heiß erstrittenen Gerechtigkeit zu sein. Der Segen Seiner Arbeit soll nun der Sünderwelt zugewendet werden. Aller Apostel und Evangelisten Predigt hat an diesem Vollbracht ihr ewig neues unerschöpfliches Thema. Das auslegen und anwenden ist Alles, was wir thun können.

Zum Vater ist's hinaufgerufen als Jubelwort des gehorsamen Sohnes. Wenige Stunden zuvor hat Er sich in Gethsemane durchgekämpft zu dem „nicht wie Ich will, sondern wie Du willst." Nun kann Er fröhlich sagen: Dein Wille, heiliger Vater, ist gethan und gelitten, — vollbracht in seinem ganzen vollen Umfang. Der gerechte Vater kennet Ihn, den gehorsamen Sohn, und Niemand, als der Vater selbst, kennet den ganzen Umfang und die Bedeutung des „Vollbracht".

In die Hölle hinab ist das Wort gerufen als Siegeston, den finstern Mächten zum Trotze, die eben jetzt im Tode Jesu selbst das Feld gewonnen zu haben glauben. „Hölle, wo ist dein Sieg?" Christus hat's vollbracht, Christ hat den Sieg behalten. Die Hölle und ihr Fürst hat's verloren. Dies Eine Wörtlein fällt sie in Ewigkeit.

In den Himmel hinauf ist das Wort gerufen, wo die Engel gelüstete, hinein zu schauen in das Geheimniß der Erlösung, wo sie mit gespannter Erwartung des Ausgangs harrten, den dieser „wunderliche Krieg" schließlich noch nehmen

würde. Sie, die sich freuen über Einen Sünder, der Buße thut, werden mit seligem Jubel das Wort begrüßt haben, das aller Sünder Heil und Leben enthält. Droben tönts in tausendstimmigen Jubel fort: Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob.

Das siebente Wort am Kreuz.

„Vater, Ich befehle Meinen Geist in Deine Hände."
(Luc. 23, 46.)

Mit lauter Stimme, weithin vernehmbar, ruft der Herr Sein letztes Wort vom Kreuze herunter. Die ganze irdische Lebensarbeit mit ihrem Leidenskampf und ihrer Sterbensnoth liegt hinter Ihm; vor Ihm die Herrlichkeit beim Vater, der Eingang zu Ihm. Das Ende kehrt zurück zum Anfang: „Vater", begann das erste Wort am Kreuz; so beginnt das letzte. Des Vaters Name, Haus und Willen war der Inhalt Seines allerersten Worts, das uns die Evangelien aufbewahrten. Es bleibt das Zeugniß und Bekenntniß Seines Lebens und Sterbens, daß Er des Vaters einiger, geliebter Sohn ist. Den Namen hat Er, im einzig-artigen Sinn, dem Psalmspruch vorgesetzt, mit dem Er aus der Welt schied. (Psalm 31, 6.)

Indem Er mit diesem letzten Wort wieder zum Gebetbuch der Heiligen des Alten Bundes, dem lieben Psalter, greift, hat Er Sich noch einmal ganz und voll an ihre Seite gestellt, und als sterbender Mensch das Glaubensgebet gesprochen, das zur seligen Heimfahrt das schönste und schicklichste bleibt. Da spiegelt sich schon des Himmels Ruhe drin. Und wie gerne und dankbar haben die Seinen Ihm das Wort mit seinem vollen neutestamentlichen Frieden nachsprechen gelernt. Ein Polycarp, ein Huß, ein Luther sind unter dem Schirme dieses Gebets über die Schwelle der Ewigkeit gegangen und wie viele Tausende, deren Namen die Geschichte nicht verzeichnet hat, die aber doch geschrieben stehen im Buch des Lebens!

Und doch, so traut das Wort den Seinigen geworden, es hat in Jesu Munde einen ganz besonderen, eigenartigen Klang. Nie hat es vorher oder nachher so majestätisch, sieghaft und herrlich geklungen. „Ich befehle Meinen Geist in Deine Hände!" Das war ja freilich das Wort Dessen, Der gesagt: „Darum liebet Mich Mein Vater, daß Ich Mein Leben lasse,

auf daß Ichs wieder nehme. Niemand nimmt es von Mir, sondern Ich lasse es von Mir selber. Ich habe Macht, Mein Leben zu lassen, und habe Macht, es wieder zu nehmen." (Joh. 10, 17. 18.) Sterbende sündige Menschen flehen: „So nimm nun, Herr, meine Seele! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf." Aber der Sohn des Vaters spricht mit vollster Wahrheit: „Ich übergebe, — Ich befehle Dir Meinen Geist."

Der Tod kann keine Hand an Ihn legen, es sei denn, Er gestatte es ihm und rufe ihn herbei durch dieses majestätische Entscheidungswort. Wenn die Väter auch sonst vom Heiland sagen, daß all Sein Leiden zugleich ein kräftig Thun gewesen, so gilt dies im höchsten Sinn von dem Höhepunkt der Passion, dem Augenblick des Verscheidens: es ist die höchste Liebesthat Jesu. Kraft dieser Erlösungsthat ist nun für uns der Tod mit seiner Angst und seinem Gericht überwunden, und wenn wir schon als Leidende nach Gottes Willen Ihm unsere Seelen befehlen sollen, als dem treuen Schöpfer in guten Werken, wie viel mehr dürfen und sollen wir nun als die Sterbenden Leib, Seel und Geist in die Hände des barmherzigen Gottes befehlen durch Christum, unsern einigen Mittler und Seligmacher!

So schließt mit diesem seligen Wort des Heilands der wundersame Kranz der sieben Kreuzesworte sich zusammen. Segensworte waren die drei ersten, — Segen über die Feinde, über den reumüthigen Sünder, über die Seinen, die in Lieb und Glauben Ihm verbunden sind. Kampfesworte waren die zwei mittleren, das vierte und fünfte, die die schwerste Seelen- und Leibes-Noth zum erschütternden Ausdruck bringen. Siegesworte sind die zwei letzten, die es triumphirend bezeugen, daß das Opfer vollbracht und der Eingang zum Leben, zum Vater errungen ist.

Was haben wir Christen für eine Fülle der Lehre und des Trostes an ihnen fürs Leben, Leiden und Sterben! Da lernen wir unsre Feinde lieben, vergeben und für sie bitten; die bußfertigen Sünder in ihrer Anfechtung trösten; in liebender Fürsorge der Unsern gedenken; auch in den dunkelsten Stunden gänzlicher Verlassenheit uns fest an unsern Gott klammern; auch der Leidensnoth und Schwachheit unsres Leibes uns nicht schämen; aushalten bis zum letzten Ende; und den scheidenden Geist getrost in des Vaters Hände legen, durch Christum unsern Herrn.

Am heiligen Osterfest.

Die selige Osterzeit.

Aus dunkler Nacht ist der Ostermorgen angebrochen. Die Nacht, die über Golgatha lag, als der Fürst des Lebens Sein Haupt geneigt hatte und ins stille Grab gebettet war, sie hat sich für die Seinen bis in den Ostermorgen hinein gestreckt. Wir könnten von einer Osternacht reden noch am herrlichen Ostertage. In Todesschatten gehen die lieben Frauen dahin zum Grabe des Herrn. Den, Der gelebt hat und gestorben ist, Den, Den ihre Seele liebte und Der durch den schmachvollsten Tod ihnen entrissen war, suchten sie. Und sie suchten Ihn im Grabe! Jesum, den Weg, die Wahrheit und das Leben im Grabe! Jesum, der die Todtenbahre angehalten an Nains Thore und den Sohn aus dem Tode zur weinenden Mutter zurückgerufen, Jesum im Grabe! Der den verwesenden Lazarus aus der Gruft herausbefohlen und den trauernden Schwestern geschenkt hatte diesen Jesum im Grabe! Welch ein Sieg, welch eine Macht der Sünde, des Todes und der Finsterniß, daß Jesus ins Grab gelegt werden konnte! War nicht Recht und Wahrheit, Liebe und Leben selbst eingesargt in diesem Grabe? Was ist die Welt, wenn Jesus im Grabe ist, als ein weites Todtenfeld ohne Licht, ohne Hoffnung?! — Wohl mochten die Frauen sorgen und klagen: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?" In tiefer Nacht gingen sie dahin, in Osternacht, als schon die helle, fröhliche Ostersonne hinterm Oelberg aufgegangen war. Es war Morgen geworden.

Ostermorgen! und sie wußten es nicht! Erst allmählich dämmerte ihnen das Große auf, das hier in früher Morgenstunde geschehen war. Der Stein ist ab! Das Grab ist offen! Das Grab ist leer! Kein Jesus im Grab! Nicht hier! Auferstanden! Das sind die wunderbaren Engelsgrüße, die ihnen den Ostermorgen kund thun. Ein plötzlich, blendend Licht in ihrem Mitternachtsdunkel! Genug, um sie schwindeln zu machen. Er ist auferstanden! Der wahrhaftig Gestorbene hat in eigener Kraft des Todes Bande und Grabesriegel durchbrochen! Das Leben lebt! Die Wahrheit siegt! Die Liebe triumphirt über den tödtlichen Haß! Der

Tod ist verschlungen in den Sieg! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum! Das Opfer des Karfreitages ist in Wahrheit ein Opfer für unsre Sünden. Das Gericht ist über dieselben vollzogen. Wir sind gerechtfertigt! Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist von den Todten und vertritt uns! O seliger Ostermorgen. Ein neuer Tag für die alte Welt bricht mit ihm an:

Der Ostertag! Seine Sonne ist und bleibt das Wort: Jesus lebt! Er ist auferstanden! Sein Licht der Glaube an dieses Wort. Seine Wärme und seine Lebenskraft, die Bezeugung dieses Wortes, die Bestätigung und Ausbreitung der Osterbotschaft. „Sagets Seinen Jüngern" — und den bedürftigsten, den ärmsten zumeist — „sagets Petro!" Aber wie langsam gehts, bis es nach all dem seligen Sonnen-Aufgang des Ostermorgens wirklich Ostertag wird in den Herzen und in dem Leben der Christen! „Sie sagten Niemand nichts" — heißt es von denen, die zu den ersten Boten und Trägern der Osterfreude berufen waren. Da war zuerst noch wenig davon zu verspüren, daß es wirklich Ostertag geworden, die Nacht vergangen, der Tag aber herbeigekommen war. Ach wie viel schwaches, kleingläubiges, gedrücktes, armseliges Christenthum auch heutzutage „sagt Niemanden nichts" — nichts von der Osterkraft, von dem Osterleben, vom Osterfieg, von der Osterhoffnung eines ächten, wahren Ostertags! — Ans Werk denn, ins Leben, in die Mittagshöhe des Ostertags hinein! „Verkündiget die Tugenden Des, Der uns berufen hat aus der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Lichte!"

Am dritten Tage.

Des Morgens früh am dritten Tag,
Weil noch der Stein am Grabe lag,
Erstund Er frei ohn alle Klag.
Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Wie wichtig und vielbezeugt in Schrift und Bekenntniß ist doch dieser dritte Tag! Schon im Prophetenwort des Alten Testaments: „Er macht uns lebendig nach zwei Tagen; Er wird uns am dritten Tage aufrichten, daß wir vor Ihm leben werden." (Hos. 6, 1.) Dann im Vorbild des Jonas; in

der Leidensverkündigung des Herrn (Luc. 18) und im Zeugniß des Apostels Paulus: „am dritten Tage nach der Schrift." (1 Kor. 15, 4.) Und im treuen Anschluß an das Schriftwort haben die drei alten Bekenntnisse, die sich doch mit ihrem Inhalt auf das Wichtigste und Nöthigste des christlichen Glaubens beschränken, alle ausdrücklich das Datum mit aufgenommen: „am dritten Tage auferstanden von den Todten."

Warum das? Vor Allem um der geschichtlichen Gewißheit und Glaubwürdigkeit willen. Dieses „am dritten Tage" ist ein Datum, auf das man den Finger legen kann: So geschehen an dem und dem Tage! Da müssen alle die Sturzwellen des Unglaubens und Zweifels abprallen, welche die Auferstehung Jesu Christi von den Todten aus einem Faktum in ein Fiktum, aus einer Thatsache in einen Traum verwandeln möchten. „Am dritten Tag!" Gott sei Dank für diesen hellen, nüchternen, unerschütterlichen Kalenderton!

Aber mehr noch ist uns das „am dritten Tage". Schon Augustin hat die sinnige, vorbildliche Bedeutung davon erkannt: „Auch wir werden auferstehen am dritten Tage; der Tag unsres Lebens ist der Rüsttag, da wir mit Christo arbeiten, leiden und sterben. Es folgt dem Rüsttag der Sabbath, der Ruhetag im Grabe, und endlich wird folgen der Tag der Auferstehung zum ewigen Leben."

Und wie haben unsre theuren, geistgesalbten Sänger in ihren Osterliedern dieses liebliche Thema variirt, z. B. Johann Heermann in „Früh Morgens da die Sonn aufgeht." V. 4 und 5 (Kirchenbuch No. 108):

Jetzt ist der Tag, da mich die Welt
Mit Schmach am Kreuz gefangen hält;
Drauf folgt der Sabbath in dem Grab,
Darin ich Ruh und Frieden hab.
In Kurzem wach ich fröhlich auf,
Mein Ostertag ist schon im Lauf.

Und schon siebenzig Jahre vorher hat der alte Joachimsthaler Cantor, Nikolaus Herman, gesungen (Kirchenbuch No. 99):

Am Freitag muß ein jeder Christ
Sein Kreuz mit Christo tragen,
Bis der Sabbath vorhanden ist,
Dann ruht er in seim Grabe,
Bis kommt der fröhlich Ostertag;
Denn ihn das Grab nicht halten mag,
Mit Freuden er aufwachet.

Der Freitag währt die kleine Zeit,
Weil wir leben auf Erden,
Mit Jammer, Angst und Herzen Leid,
Daran betrübt wir werden,
Das macht Adams und unsre Schuld:
Wohl dem, der sein Kreuz mit Geduld
Dem Herren Christ nachträget.

Am Sabbath kommen wir zur Ruh,
All Kreuz wird weggenommen,
Wenn uns jetzt gehn die Augen zu
Und unsre Stund ist kommen,
Dann trägt man uns ins Ruhbettlein,
Darin gar sanft wir schlafen ein,
Bis uns der Herr aufwecket.

Dann kommt der fröhlich Ostertag,
So werd'n wir all aufstehen.
Der Tod dann uns nicht halten mag,
Entgegen werd'n wir gehen Christo,
Und mit Ihm in Seim Reich
Leben in Freuden ewiglich:
Herr Christ, das hilf uns! Amen.

Ja, das sind die drei Tage des Christenlebens im Lichte der Ostersonne: Der Rüsttag des Kreuzes, der mit der heiligen Taufe für uns begonnen hat, darin der alte Mensch mit Christo gekreuzigt werden muß. Dieser Rüsttag dauert fort, bis das müde Haupt im Tode sich neigt und der Leib ins Grab gebettet wird. Dann ists Sabbath geworden für die Todten, die im Herrn sterben. Sie ruhen von ihrer Arbeit. Sie harren dem großen Ostertag entgegen, der alle Gräber sprengen und die verklärten Leiber mit einführen wird zur ewigen Herrlichkeit.

Christ ist erstanden.

Christ ist erstanden von der Marter alle:
Des solln wir alle froh sein,
Christ soll unser Trost sein. Kyrieleis.

Das ist die uralte Oster-Leise, mit der die Christenheit des Mittelalters, als mit einem gewaltigen Hammer, an die Pforte ihres Grabes und Kerkers geklopft, darin sie vom Papstthum gefangen war. So hat sie in Hoffnung und Verlangen einem fröhlichen Ostertag entgegen gesungen, der ihr den alten evan-

gelischen Glauben, einen evangelischen Gottesdienst, ein evangelisches Kirchenlied, ein geistliches Priesterthum wieder bringen sollte. Und der Tag ist gekommen und mußte kommen, so gewiß Christ erstanden ist von Tod und Grab. Denn alle Siege Christi und Seiner Kirche sind zusammen gefaßt in dem Einen, den das selige Osterfest feiert: Christ ist erstanden! Das ist die große Thatsache, mit der das Christenthum selber steht und fällt. Er war todt, gekreuzigt, gestorben und begraben. Und siehe, Er lebet, auferstanden am dritten Tage!

Herbei, ihr Zeugen alle, und rufets laut und fröhlich auch heute in unsern Ostermorgen herein: Christ ist erstanden! Wer hat deine Thränen getrocknet, Maria Magdalena, und hat dich froh und selig gemacht im Garten vor dem offenen Grabe? Christ, der Erstandene! Sag an Petrus, wer hat dir die Schuldenlast vom Herzen gewälzt und dich muthig und stark gemacht zum Bekenner- und Apostelamt, aus dem du dich selbst hinaus verleugnet hattest? Christ, der Erstandene! — Ihr Wanderer von Emmaus, wer hat euch die Schrift ausgelegt, die heilige Passion und den seligen Ostertag euch klar gemacht, wer hat eure Herzen in Flammen gesetzt auf einsamer Straße, wer hat das Brot mit euch gebrochen in stiller Abendstunde? Christ, der Erstandene! Sagt an, ihr Jünger alle, das zerstreute, zerschlagene Häuflein, wer hat euch wieder gesammelt, wer hat den Frieden ins wogende, wallende Herz gerufen und die zaghaften Lämmer zu Löwen gemacht, die allen Feinden trutzen? Christ, der Erstandene! Sag an, du wilder Saulus, der du mit Drohen und Morden geschnaubet wider den Herrn und Seine Gemeinde, was hat dich zum Paulus gemacht, wer hat dich niedergeworfen in den Staub dort vor den Thoren von Damaskus, wer hat dich wieder aufgerichtet und dich zum Rüstzeug gemacht, den Namen Jesu, den vorher gehaßten und geschmähten Namen, hinzutragen vor Könige, Fürsten und Völker, wer hat dich willig und stark gemacht, dich selbst darüber schmähen und hassen zu lassen als ein Fluch und Fegopfer aller Leute? Christ, der Erstandene! — Ihr Märtyrer alle, von Stephanus an, was hat euch so freudig in den Zeugentod getrieben, den Flammen, dem Richtschwert, den Zähnen der wilden Thiere entgegen? Ist es ein todter, vergessener, verwester Christus, für den ihr geblutet? Nein, Christ, der Erstandene! — Ihr Heiden alle, die ihr heute noch kommet von Morgen und vom Abend, vor dem

Kreuze euch beuget und in dem Namen des Gekreuzigten euch taufen lasset, ihr seid des Zeugen: Christ ist erstanden! — Ja, was sagen wir? Ihr Christen und Festgenossen, die ihr den Staub und Schweiß der Wochenarbeit euch von der Stirne gewischt und in feiertäglichem Gewande erscheinet beim alten, trauten Osterevangelium, am Altar des Herrn, ihr selber, eure Gegenwart, eure Versammlung bezeuget es: Christ ist erstanden!

Der Sonntag, den wir haben, — er ist der Tag des Herrn, des auferstandenen Christus. Die Kirche, die wir haben, — sie ist das Haus des Herrn, des auferstandenen Christus, ihr Thurm ist der Fingerzeig nach oben, zu den ewigen Höhen, ihr eherner Glockenmund, der die Gemeinde ruft, ihr Orgelton und Liederklang, das Amt, das die Versöhnung predigt, das Wort, die Taufe, die Absolution, das Nachtmahl, die kräftigen Gnadenmittel, — Alles, Alles ruft nicht bloß am fröhlichen, seligen Ostermorgen, sondern Sonntag um Sonntag das ganze Jahr hindurch: Christ ist erstanden!

Er ist der Heilige Gottes, der Sündlose und Gerechte, Der gelitten für die Ungerechten, Der die Verwesung nicht sehen konnte, weil Er von keiner Sünde wußte. Er ist kräftiglich erwiesen als der Sohn Gottes seit der Zeit Er auferstanden ist von den Todten. Nun ist Sein Versöhnungswerk versiegelt. Sein Tod ist wahrhaftig und wirklich der Opfertod für meine und aller Welt Sünden. Sein Geist ist da, vom erhöhten Herrn gesandt, in die Herzen der Gläubigen geschenkt als Zeugniß der Gotteskindschaft, als Pfand der künftigen Erlösung und Vollendung. Seine Kirche steht auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, der Eckstein ist. Sie schreitet durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte hin, auf den Tod gehaßt, gedrückt, bekämpft, blutend aus tausend Wunden, zerrissen von innen, zertreten von außen, aber dennoch immer wieder lebendig: „als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe, wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertödtet, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch Viele reich machen, als die nichts inne haben und doch Alles haben," — denn Christ ist erstanden! Er ist der Erste und der Letzte und der Lebendige. Er macht Alles neu. Er muß herrschen,

bis daß Er alle Seine Feinde unter Seine Füße lege, bis der neue Himmel und die neue Erde in der letzten Weltvollendung und Verklärung es für alle Ewigkeit bezeugen:

Christ ist erstanden!

Die Osterbotschaft.

Zwei Stücke sinds, die wir zu Ostern in unsre Christen-Gemeinden in Häuser und Herzen, hinein rufen möchten: „Höret die Botschaft: Christ ist erstanden! — Sagets weiter: Er ist wahrhaftig auferstanden."

Höret die Botschaft! Das war schon für die Jünger und Jüngerinnen des Herrn die erste Oster-Forderung. Hören und glauben sollten sie, nicht sehen. Die Auferstehung selbst hat Keins von ihnen mit Augen gesehen. Für die niedrige Geburt des Herrn, und noch mehr für den schmählichen Kreuzestod hat es menschliche Augenzeugen gegeben. Aber die glorreiche Auferstehung geschieht in aller Stille, ganz im Verborgenen. Erst nachdem sie geschehen, bricht das Erdbeben und der Engel vom Himmel das leere Grab auf, um zunächst den Feinden und nachher auch den Freunden und Jüngern zu beweisen: Er ist nicht hier! Das: „Er ist nicht hier" können sie sehen mit ihren Augen. Aber das: „Er ist auferstanden" müssen sie glauben aufs Hören. Und das ist und bleibt doch das Hauptstück der Osterbotschaft: Er lebt, Er ist auferstanden! Das wurde den Jüngern und Jüngerinnen erst verkündigt. Und weil es noch keinen menschlichen Prediger dieser Heilsbotschaft gab, mußte der Prediger vom Himmel kommen. Aber gepredigt wurde es zuerst, ehe der Auferstandene persönlich den Seinen erschien. Aber wie schwer ist der in dieser Predigt geforderte Glaube den Jüngern geworden! Nie ist auf Erden ein großer entscheidender Sieg, an dem vielleicht die Existenz eines ganzen Staats oder Volkes hing, von denen, die ihn am meisten wünschen mußten, schwerer geglaubt, hartnäckiger und zäher angezweifelt worden. Aber es half nichts, die Jünger, die für Andere Herolde des Glaubens werden sollten, mußten selbst erst in die Glaubensschule gehen.

Darin sind sie also nicht besser dran, als irgend eins von

uns. Wir müssen mit ihnen und von ihnen das Hören und Glauben lernen. Und wir haben ihre Erfahrung und ihr Zeugniß dazu. Darum höret, höret ihr Arme, Trost- und Gnade-Bedürftige, Licht und Wahrheit suchende Seelen die Osterbotschaft: Christ ist erstanden. Gewisseres und Seligeres habt ihr nie gehört! Ist Christus auferstanden von den Todten, so ist und bleibt ja wahr, was Sein Mund gesprochen. Jedes Seiner heiligen Worte ist versiegelt als unzweifelhafte, unerschütterliche Gotteswahrheit. Ist Christus von den Todten auferstanden, so ist kräftig und gültig Sein heiliges Leiden. Das Mittler-Leiden für uns hat die Macht unsre Seelen zu retten. Sein Leben ist gegeben zu einer Erlösung für Viele. All das Große und Köstliche, was unser zweiter Artikel im Katechismus enthält, wird uns versiegelt durch das Schlußwort: Gleichwie Er ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret in Ewigkeit! Wider alle Macht der Sünde, des Todes und des Teufels giebt es keinen andern Schild und Waffe, als die große Osterbotschaft: Christ ist erstanden! Gott sei Dank, daß ich sie wieder hören darf. Ich will mich dran klammern und halten in aller Noth des Lebens und des Sterbens. In die eigne Noth und in die der ganzen Christenheit hinein klinge kein anderes Wort, als das alte: Vivit! Vivit! Vivit! Er lebt. Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Wort verkündigen.

Aber höretś nicht bloß: Christ ist erstanden! Sagets weiter: Er ist wahrhaftig auferstanden! Das war die Osterpredigt an die Frauen: Gehet hin und sagets Seinen Jüngern und Petro! Wunderbarer Anfang der Gründung und Erbauung Seiner Kirche auf das Zeugniß vom Auferstandenen. Da werden gleich zu Anfang Erste zu Letzten und Letzte die Ersten. Die Frauen sagens den Jüngern und nach den Jüngern dem Petrus. Er, der der Erste gewesen, ist ein Letzter geworden. Und durch die Auferstehung doch wieder ein Erster aus den Letzten! Da ist Freude vor den Engeln Gottes im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut! So laßt denn die selige Osterbotschaft von Mund zu Munde weiter gehen. Ich sag es Jedem, Jeder sagt es seinem Freunde gleich! Wir sagens, daß Jesus lebt, durch unsere Gottesdienste, durch jeden Bekenntnißakt, jede Sakramentsfeier! Wir sollens aber weiter sagen durch unser Leben in einem neuen Wandel, in der Kraft des lebendigen Christus, im

Kampf gegen die alte Sünde, die nicht mehr über uns herrschen soll; in der treuen, fleißigen Arbeit fürs Reich Gottes. Das ist denn das ganze Christenleben: Hören die selige Osterbotschaft: Christ ist erstanden. Und sie weiter sagen: Er ist wahrhaftig auferstanden. Darauf folgt dann zuletzt am großen Ostertag: Wir sehen Ihn, wie Er ist!

Ein lebendiger Christus und ein lebendiges Christenthum.

Das Grab in Josephs Garten am Abend vor Ostern, — was für ein Anblick für die Jüngerherzen! Der wenige Tage zuvor in Bethanien an Lazarus Grabe den Befehl gegeben „hebet den Stein ab", und mit lauter Stimme den Todten heraus gerufen hatte, Der lag nun selbst dort hinter dem verriegelten Steine. Der Beste und das Beste, was die Welt je bei sich hatte, lag verriegelt in jenem Grabe: die Wahrheit, die Liebe, die Auferstehung und das Leben selbst. Schrecklicher Sieg der Macht der Finsterniß, die Alles nun gewonnen zu haben scheint! Da und dort huscht wohl die Gestalt eines Pharisäers, eines Rathsherrn oder Priesters in der Abenddämmerung durch den Garten, um sich selbst zu überzeugen, ob auch gewiß noch Alles in Ordnung ist, die Wachen auf dem Platz, der Stein vor dem Grab, das Siegel vor dem Steine. Ja, Er liegt noch! Und wenn Er liegt, soll Er nicht wieder aufstehen! Und die ganze Hölle stimmt im Chor mit ein: Er liegt! Gekreuzigt, gestorben, begraben, Er soll nicht wieder aufstehen! — Aber wie schnell wandelt sich die Scene im Morgengrauen des Ostermorgens!

Nicht mehr als nur drei Tage lang
Bleibt mein Heiland in's Todes Zwang.
Am dritten Tag durchs Grab Er dringt,
Mit Ehren Seine Siegsfahn schwingt.
Hallelujah!

Das ist unsere Osterfreude, daß wir einen lebendigen Christus haben. Nun weg mit allen Fragen und Zweifeln, mit allem Sorgen und Zagen: „Die Botschaft hört ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Hell bricht durch alle Nebel und Wolken das fröhliche Osterlicht: Er lebt! Er war todt und siehe, Er lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit! Wo wir hin-

blicken, begegnen uns auf Schritt und Tritt die Spuren und Zeugen Seines Lebens. Sehet die Jünger an, das zerstreute, zertretene Häuflein! Wer anders hat sie wieder sammeln, stärken, trösten, kräftigen, gründen können, als ein lebendiger Christus? Gerade die große Schwierigkeit, welche die Jünger alle mit ihrem Osterglauben hatten, muß uns für alle Zeiten ein besonders trostreicher Zug aus der Ostergeschichte sein. Weibergeschwätz, eitel Mährlein dünkte ihnen die fröhliche, selige Osterbotschaft zu sein. „Sie glaubten nicht" — „sie glaubten noch nicht." Jesus, der Auferstandene und wiederholt Erschienene, muß immer noch schelten „ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit." Was ihres Glaubens festester Grund und Siegel werden sollte, das war ihnen selbst ein Gegenstand des Zweifels gewesen. Der lebendige Christus allein hat die Zweifler zu gläubigen und bewußten Zeugen machen können. Ein lebendiger Christus allein hat das Evangelium auf allen Höfen und Burgen der alten Heidenwelt aufpflanzen und Griechen, Römer und Germanen unter den Sieg des Glaubens beugen können, der die Welt überwunden hat!

Ja, wir haben einen lebendigen Christus, der uns durch Sein Leiden und Sterben und Auferstehen wahrhaftig erlöst und die Versöhnung mit Gott gestiftet hat. Wie stehts aber mit dem lebendigen Christenthum, dem nothwendigen Erweis des Glaubens an den lebendigen Christus? Wohl singen wir zu unserem „Christ ist erstanden" ein Hallelujah ums andere. Aber nach allen Hallelujah's schließen wir mit „Kyrieleis", Herr, erbarme Dich! Da denken wir an unsere Schäden in den Herzen, im Haus, in der Gemeinde, im Volk und Land! Wir empfinden schmerzlich, wie viel da am „lebendigen Christenthum" fehlt. Wo ist der Glaube, der fest und innerlich erfasset und hält den lebendigen Christus als unsern Herrn und unsern Heiland? Wo ist das freie, frohe und treue Bekenntniß, mit Beten, Loben und Danken, das ganze gottesdienstliche Leben im Kämmerlein und in der Gemeinde? Wo ist die Liebe, ohne die Alles, was lebet, todt ist vor Gottes Augen? Wo ist der Lebensmuth und die Freudigkeit, die mitten in Trübsal das Auge aufhebt zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt und weiß, daß Christus, von den Todten auferwecket, hinfort nicht stirbt? Ein lebendiges Christenthum, das ist es, was unser lebendiger Christus uns bietet, was Er aber auch das Recht hat, von uns zu fordern!

Am ersten Sonntag nach Ostern (Quasimodogeniti).

Verschlossene Thüren.

Die Sonne des ersten Ostertags ist schon wieder untergegangen. Es ist Abend geworden und die Schatten der Nacht lagern sich über Jerusalem. Noch gleicht das Jüngerhäuflein einer gehetzten, zerschlagenen Schaar, die im Kampfe den Führer verloren hat. Zwar halten sie fest zusammen, die Zehne, die sich am Abend dort einfinden. Aber ihr Meister fehlt. Und trotz aller Osterbotschaften, die vom frühen Morgen an wie Blitze hin und her geleuchtet hatten, herrschte doch noch bei ihnen die „Furcht vor den Juden". Darum versammeln sie sich bei „verschlossenen Thüren". Wie reich könnten die Jünger sein, wenn sie nur annehmen und glauben und brauchen wollten, was ihnen ihres Heilands Sieg an jenem Tage errungen und gebracht hat. Aber sie liegen darnieder in Kleinglauben und Zaghaftigkeit. Die Riegel und Schlösser der Thüren sollen sie schützen. Hatten nicht die Juden mit ihrem Herrn gethan, was sie wollten? Hatte nicht der Haß und die Bosheit triumphirt über den Heiligen und Gerechten? Wie werden sie's nun ihnen machen, zu denen der Gekreuzigte einst gesagt: Der Jünger ist nicht über seinem Meister, noch der Knecht über dem Herrn. — Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen? Kein Wunder, daß die Jünger hinter verschlossenen Thüren Schirm und Schutz suchen wider die Juden. Es waren dieselben Gemüther, die der Herr einst auf dem Meer hatte strafen müssen: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Wo ist euer Glaube?" —

Aber nicht bloß der Kleinglaube spiegelt sich in den verschlossenen Thüren, sondern geradezu der Unglaube. Waren nicht zu den Jüngern Boten um Boten gekommen mit der wunderbaren, seligen Osterkunde? Aber „es deuchten sie ihre Worte eben, als wärens Mährlein, und glaubten ihnen nicht." Am stärksten spricht sich solcher Unglaube aus in des Thomas Worten, der dem Zeugniß der Zehne sogar widerspricht: „Es sei denn, daß ich in Seinen Händen sehe die Nägelmal will ichs nicht glauben." Das sind mir verschlossene

Thüren, wenn man das Trost- und Friedenswort des Evangeliums nicht herein lassen will in Herz und Haus, in Volk und Land! Ich *kann nicht* glauben! so heißt es zur Entschuldigung. Thomas ist ehrlicher und läßt uns in den Grund seines Herzens hinabblicken, dort steht „ich *will* nicht glauben" — außer unter solchen und solchen Bedingungen. Und doch hat auch dieses Thomasherz im tiefsten Grunde geseufzt um die Beglaubigung jener Osterbotschaft. Wie gerne hätte er geglaubt! Aber er verriegelt sich selbst die Thür zum Glauben mit seinen Forderungen dessen, was er *sehen* will.

Verschlossene Thüren — acht Tage nach Ostern waren sie bei den zehn Aposteln nicht mehr des Kleinglaubens und Unglaubens Zeichen, sondern ein Stück ihrer *Siegesgewißheit* und ihres Osterglaubens, daß der Auferstandene durch alle Riegel und Verschlüsse hindurch brechen, sich dem zweifelnden Thomas zeigen und auch ihn aus den Banden, die ihn gefangen hielten, ins Freie führen werde. Ja, unser Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene, hat die Schlüssel David, Er thut auf und Niemand darf zuschließen; Er schließt zu und Niemand darf aufthun. Er ist durch verschlossene Thüren aus dem Grab gebrochen, durch verschlossene Thüren zu den Jüngern eingedrungen und hat statt der Furcht den Frieden, statt des Unglaubens und Zweifels den Glauben und die freudige Gewißheit gebracht: Er lebt als Sieger über Sünde, Tod und Hölle.

So ist Er durch verschlossene Thüren eingedrungen bei dem stürmischen Saulus, — und wo war Ihm je der Eingang fester verriegelt, als in jenem festen, eifrigen Pharisäerherzen? Er ist hineingekommen nach Athen und Korinth, nach Rom bis in die verschlossenen Gemächer des Kaiserpalastes. Er ist eingedrungen und dringt ein in Länder und Völker, wo die Thüren Ihm fest verschlossen waren, im dunkeln Afrika, im reichen Indien, im vermauerten und verriegelten China. Wer will Ihn aufhalten in Seinem Siegeslauf?

O Wunder groß, o starker Held! Wo ist ein Feind, den er nicht fällt?
Kein Angststein liegt so schwer auf mir, er wälzt ihn von des Herzens Thür.
Kein Kreuz und Trübsal ist so tief, mein Heiland thut darein ein Griff,
Führt mich heraus mit seiner Hand, wer mich will halten, wird zu Schand.

(Kirchenbuch 108, 12. 13.)

Der Friedensgruß.

An seinem Grüßen kennt man ein Volk. Wer sich je die Mühe gegeben hat, die verschiedenen Grußformen verschiedener Völker zu vergleichen, der wird auch Finger-Zeichen darin gefunden haben, die auf die eigenthümlichen Charakterzüge derselben hindeuten. Und der Dichter hat Recht, wenn er unsern alten deutschen Gruß besingt: „Gott grüße dich," kein andrer Gruß gleicht dem an Innigkeit; — „Gott grüße dich," — kein andrer Gruß paßt so für alle Zeit. „Gott grüße dich," — wenn dieser Gruß so recht von Herzen geht, gilt vor dem lieben Gott der Gruß so viel wie ein Gebet." Ein rechter Gruß ist ein Gebet. So wars beim Volke Gottes im Alten Bunde. Das „Friede mit dir" war auch im Munde des Israeliten kein gewöhnliches Geschwätz. Ihm war gesagt: „Die Gottlosen haben keinen Frieden." Er war gewarnt vor dem Selbstbetrug derer, die da sagen Frieden! Frieden! und ist doch kein Friede. Ja das tiefste Verständniß des Friedens war ihm angedeutet in der wichtigen Jesajasstelle vom Knecht des Herrn: Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Friede hätten und durch Seine Wunden sind wir geheilet. Wo ein frommer, gläubiger Israelit sein „Friede sei mit dir" gesprochen, da war es der tiefste, reichste Segenswunsch aus Gottes Schatz heraus, im Namen des Gottes, der Seines Volkes Heil und Stärke ist.

Und nun erst in Jesu Munde, am Abend jenes größten Tags, da Er als Sieger wiederkehrte vom Streit und in den Kreis Seiner lieben Jünger eintrat, grüßend, wie sonst auch, mit denselben trauten Worten und doch so volltönend, reich und selig, wie nie zuvor. „Daß wir Friede hätten," das war ja das Ziel Seines ganzen heißen Streits am blutigen Kreuz. Alles, was auf dem Schmerzensgang von Gethsemane bis Golgatha durchgekämpft und durchgekostet wurde, war zu unsrem Frieden, zu unsrer Versöhnung, zu unsrem Heile. Denn das Alles ist nun als Sein Segen, als Seine Gabe eingeschlossen in diesem Friedenswunsch des Gekreuzigten und Auferstandenen. Durch Seine Wunden sind wir geheilet. Theuer erkauft und sicher verbürgt ist unser Friede durch die durchgrabenen Hände und die zerspaltene Seite. Darum, um

die volle Bedeutung dieses Friedensgrußes am Osterabend ihnen klar zu machen, zeigte Er ihnen die Hände und Seine Seite.

Und mit dieser Friedensgabe schickt der Auferstandene nun Sein Jüngerhäuflein in die Welt hinaus: Seinen Frieden zu tragen in die friedlose Welt, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Volk zu Volk. „Saget das Wort des Friedens," das ist des Heilands Auftrag an Seine Jünger. Und das Wort des Friedens ist das Wort der Sündenvergebung in Jesu Namen. Das ist das Werk, das der Herr Seiner Gemeinde auf Erden gegeben: „Hie all Sünd vergeben werden." „In welcher Christenheit Er mir und allen Gläubigen täglich alle Sünden reichlich vergiebt."

Und wie der Friedensgruß des Auferstandenen seine Boten und Träger haben will, die ihn in die Welt hinein besorgen in Jesu Namen und Auftrag, so will er auch gläubige Herzen haben, die ihn auf- und annehmen als aus Gott in Christo dargeboten und zugeeignet. Alle diese köstlichen Dinge sind geschrieben und werden geredet und bezeugt: „daß ihr glaubet!" Der arme Thomas hat am ersten Osterabend sich des Friedensgrußes verlustig gemacht, weil er ihn nicht hören und glauben wollte. Petrus, der so tief gefallen, hat ihn sich sagen lassen (— „sagets Petro!" —), und hat die Botschaft angenommen und den seligen Frieden gefunden, während Thomas noch draußen umher irrte, friedlos, weil zweifelnd und ungläubig.

Hat der Herr den Frieden wahrhaftig erworben, und wird er im Wort durchs Amt des Worts wahrhaftig dargeboten und zugeeignet, so soll und will er auch wahren, ungezweifelten Glauben finden, der da spricht: „Mein Herr, mein Gott, mein Friede, mein Heil, mein Leben in alle Ewigkeit."

Osterbeute.

Der Stärkere ist über den Starken gekommen und hat ihm den Harnisch genommen, darauf er sich verließ, und theilet den Raub aus. Das ist die Arbeit, in der wir den Herrn begriffen finden vom Ostermorgen an. „Er theilt den Raub aus." War's Ihm doch schon am Schluß des großen Leidenskapitels Jesaja 53 verheißen worden: „Ich will Ihm große

Menge zur Beute geben und Er soll die Starken zum Raube haben, darum, daß Er Sein Leben in Tod gegeben hat." So tritt Er hier am Abend des Auferstehungstags und wieder acht Tage nachher in den Kreis Seiner Jünger, der Oster-Sieger mit der Osterbeute.

„Friede sei mit euch!" das ist der Gruß und im Gruß die erste, große Ostergabe. Es ist der Friede, den Er vom Kreuze und aus dem Grabe gebracht hat, erstritten in dem heißen Kampf, dessen Narben Er an Händen und Seite zeigen kann. Das gehört zum Friedensgruß des Herrn. Das Wort von Seinen Lippen und die Wundenmale an Seinem Leibe, — so ist der Friede fest und gewiß. Denn „die Strafe lag auf Ihm, auf daß wir Friede hätten und durch Seine Wunden sind wir geheilet." Das Heilsein ist ja eben der Friede, den der Herr bringt. Nicht in erster Linie ein gewisses Gefühl, ein Empfinden und Schmecken, wie wir es nun so gerne mit dem Wort „Friede" verbinden. Der Friede, den der Herr aus dem Grabe bringt, ist ein neues Verhältniß zwischen Gott und uns, ein Zustand, in den wir versetzt werden, der freilich, wo er recht mit Bewußtsein erkannt und genossen wird, auch ein seliges Empfinden wirkt. Aber dies Letzte ist nicht das Erste, und nicht die Hauptsache in diesem Frieden. Er schließt das ganze Heil und Leben ein, das wir dem Gekreuzigten und Auferstandenen danken, bis zur letzten, ewigen Vollendung hinaus!

Daß nun eben dieses Heil, dieser Friede erkannt und persönlich angeeignet und genossen werde, daß ist des Auferstandnen große Sorge. Darum fügt er zur Friedensgabe alsbald auch das Friedens-Amt: „Wie Mich der Vater gesendet hat, so sende Ich euch." Sie sollen Boten sein mit dieser seligen Friedens-Mission an die friedlose Welt, Botschafter an Christus Statt: „Lasset euch versöhnen mit Gott."

Und zum Friedens-Amt gehört das Friedenswort: „Deine Sünden sind dir vergeben." Das sollen die Seinen treiben. Diesen Heilandsgruß sollen sie bestellen an die gebundenen Gewissen. Nun freu sich, wem sein Sünd ist leid. Hier ist das Wort in Christi Namen und Christi Vollmacht, das ihn trösten und der Sünde entbinden soll. Zur öffentlichen Uebung ist dies Amt den berufenen Dienern des Worts befohlen in der Predigt des Evangeliums, in Taufe, Absolution und Abendmahl. Aber privatim und in besonderen

Fällen mag ein jeder Christ seinen Bruder mit diesem Friedensworte trösten, „als wenn mein Nächster kommt und spricht: Lieber, ich bin beschweret in meinem Gewissen, sage mir eine Absolution, — so mag ich das frei thun, daß ich ihm das Evangelium predige und sage ihm, wie er sich der Werke Christi annehmen soll und gewißlich glauben, Christi Gerechtigkeit sei seine und seine Sünden seien Christi." (Luther.)

Durchs Friedensamt und Friedenswort will der Herr den Glauben wirken, der die Osterbeute fassen und halten möge. „Sei nicht ungläubig, sondern gläubig." Dieses Alles ist geschrieben, „daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes." Nicht schnellgläubig, leichtgläubig, obenhin haben die lieben Jünger die Osterbotschaft angenommen, die Osterbeute angefaßt und heimgetragen. Bei Allen ging es durch düstre Schatten, Zwielicht und Trübung; bei manchen durch schweren Kampf, wie bei Thomas. Aber die Hirtenliebe des Auferstandenen, der Seine Hand kehrte zu den Schwachen, hat auch einen Thomas aus dem Zweifelkampf zum Glaubensfrieden gebracht. Recht — gläubig ist er geworden, da er Jesum ohne Rückhalt bekannte als den Herrn und Gott; und recht gläubig, da er das selige „Mein" dazu setzte: „Mein Herr und mein Gott!"

Die Frucht der Auferstehung.
Der Friede der Sündenvergebung.

„Christ hat den Sieg behalten." So hats an Ostern durch unsre Kirchen geklungen. Wenn aber die Hauptschlacht des Krieges geschlagen ist und der Sieg darin gewonnen, dann muß der Friede als bester, höchster Siegespreis drauf folgen. So ruft der Herr, der als Sieger aus dem Streite wiederkehrt, den Seinigen bei der ersten Begegnung den Frieden zu und schenkt ihn ins friedlose, unruhige Herz hinein.

Denn das ist die Hauptfrucht Seiner sieghaften Auferstehung: Der Friede der Sündenvergebung. Diesen Frieden legt der auferstandene Herr vor Allem in die Jüngerherzen hinein. Zunächst war ja Sein „Friede sei mit euch" der Gruß beim Eintritt in den Jüngerkreis, das freundliche, viel bedeutende „Grüß Gott" oder „Guten Abend", womit der Herr zum ersten Mal wieder bei den Jüngern erschien. Zum andern

wars eine Beruhigung, ein Trost für die geängsteten Herzen, die „aus Furcht vor den Juden" hinter geschlossenen Thüren versammelt waren.

Aber viel tiefer geht, viel weiter greift das Wort, wie es Jesus dort am Oster-Abend gesprochen hat. „Friede" ist das große Wort, das schon der Prophet Jesajas als Frucht des stellvertretenden Leidens und Versöhnungstodes Christi bezeichnet hat. „Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Friede hätten. Durch Seine Wunden sind wir geheilet." Unsre Missethat, unsre Krankheit, unsre Strafe bildet den Gegensatz zu diesem Frieden. Daraus ist auch zu erkennen, was Alles in diesem „Frieden" beschlossen ist. Es ist das Heil selbst, das ganze Heil, das der Heiland bringt; vor Allem der Kern und Stern davon, die Sündenvergebung. Ohne die ist kein Heil. Der lebendige, barmherzige und gnädige Gott, von dem die Propheten zeugen, ist ein Gott, der Sünden vergiebt und „wo ist solch ein Gott, wie Du, Der die Sünden vergiebt?" (Micha 7, 18.) Das Heidenthum kennt nur den Neid der Götter und die Rache als das Süßeste, das sie sich vorbehalten haben. Der moderne Leichtsinn redet und denkt vom Sündentilgen und Wegnehmen als von etwas Selbstverständlichem, das weiter keine Schwierigkeiten macht. Er weiß nicht, was für ein Ernst darinnen steckt und wie es das Wunderbarste ist und bleibt von allem Wunderbaren, das Gott auf Erden thut, gethan hat und thun wird. Dazu hat der Vater den Sohn gesandt, diese Versöhnung auszuwirken und sie als Seelsorger und Beichtvater den wunden Herzen zuzutragen und in dieselben hinein zu legen. Darauf ist Alles gerichtet, was der auferstandene Heiland mit Seinen Jüngern redet und handelt. Sie sollen dieses edlen Gutes recht gewiß und getrost werden.

Und wie sie das große Wort aus Jesu Munde gehört und die unaussprechliche Gabe damit empfangen haben, so sollen auch wir es hören und empfangen. Dieser Friede der Sündenvergebung soll durch die Jünger in die Welt hinein getragen werden. Das ist ihr Auftrag vom Herrn. „Wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch."

Ach, daß auch ich diese Stimme hören dürfte: „Gott hat deine Sünde weggenommen," wie Nathan dort zu dem tief erschütterten David gesagt hat! Aber eben dazu hat nun der auferstandene Herr dieses Friedenswort in Seine Gemeinde gelegt: „In welcher Christenheit Er mir und allen Gläubigen

täglich alle Sünden reichlich vergiebt." Es muß dem Einzelnen zugeeignet und von dem Einzelnen angeeignet werden, sonst ist's ja nichts mit dem Frieden der Sündenvergebung. So lange mir nicht in Gottes Namen und Auftrag das große Wort zugesprochen wird: „Dir sind deine Sünden vergeben;" — so lange in meinem Herzen nicht das gläubige Echo klingt: „Mir sind meine Sünden vergeben" — so lange habe ich weder den Trost, noch die Kraft davon.

Darum sei Gott ewig Lob und Dank gesagt, der nicht blos den Friedefürsten gesandt, sondern auch das Friedens-Amt gestiftet, so daß diese Stimme lebendig bleibe in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist: Dir sind deine Sünden erlassen!

Am zweiten Sonntag nach Ostern (Misericordias Domini).

Misericordias Domini.

„Die Barmherzigkeit des Herrn," die Barmherzigkeit und Treue des guten Hirten ist der Name und das Thema des zweiten Sonntags nach Ostern.

Der Auferstandene ist ja der Hirte, von dem der Prophet Sacharja geredet, daß Er sollte geschlagen werden vom Herrn Zebaoth. „So wird sich die Heerde zerstreuen, so will ich meine Hand kehren zu den Kleinen." Wie treulich kehrt Er Seine Hand zu den Elenden, den Verlassenen, den Zerstreuten! Petrus und Thomas, die Jünger von Emmaus und Maria haben reichlich diese Barmherzigkeit des guten Hirten schmecken dürfen. Sie ist auch über uns alle Tage neu und groß.

Wir dürfen Seine Stimme hören. Sein Wort, Seine Wahrheit bezeugt Er uns. Stimmen giebts freilich genug rings um uns her, die da Führer- und Hirtenstimmen sein wollen und uns leiten wollen, daß wir ihnen folgen. Aber es sind Miethlingsstimmen, die in des Wolfes Solde stehen und die Schafe betrügen und verführen in Mißglauben. Hier ist die rechte Hirtenstimme, die läßt uns Worte des ewigen Lebens hören. Er kennet unsre Herzen und weiß was im Menschen ist. Er weiß, was wir bedürfen. Er deckt auf den tiefsten

Grund unsrer Herzen. Er siehet unsre Gedanken. So redet Er denn auch wider unsre Sündennoth und Sündenschuld. Er redet wider unsern Kleinglauben und Unglauben: Komm her zu Mir! Glaube Mir! Er redet wider unser Elend und unser Todesweh: Weine nicht! Er redet wider unsern Weltsinn und Halbheit des Herzens: für oder wider! Mir nach! Das Kreuz auf dich genommen! Dich selbst verleugnet! Wie gut ist's doch, wo man Seine Stimme noch hören kann und darf! Wie trostlos die Wüste dieses Lebens, wo auch diese Hirtenstimme noch verstummete!

O der Barmherzigkeit des guten Hirten! Er lässet Sein Leben für Seine Schafe. Das ist die Großthat Seiner Barmherzigkeit, daß „Er unsre Sünden selbst geopfert hat an Seinem Leibe auf dem Holze." Sein heiliges gottmenschliches Leben, das reine, sündlose Gehorsamsleben giebt Er hin in den Tod, ja in den Tod am Kreuz! Der Hirte selbst mit Seinem Leben hat keinen Tod verdient. Der Tod hat kein Recht an Ihn. Es ist ein Sterben **für** die Schafe. Daß sie nicht stürben, stirbt Er. Daß sie nicht verschlungen würden, taucht Er in die Tiefe des Gerichts und Zorns. Es ist Alles an unsrer Statt und uns zu gute. Und Er lässet Sein Leben, freiwillig; Niemand nimmt es von Ihm. Es ist die Liebe zum Vater und die Liebe zu uns, die Ihn in dies Opfer treibt.

Und von dieser herrlichen Hirten-Barmherzigkeit soll die ganze Erde voll werden. Er sitzt im Regimente als der gute Hirte und führt es Alles herrlich hinaus. Wie sieghaft und königlich des Hirten Worte: Ich habe noch andre Schafe. Die muß Ich herführen. Sie werden Meine Stimme hören. Es wird Eine Heerde und Ein Hirte werden. Sammeln, Herführen aus der Zerstreutheit und Zertrennung, das ist des Hirten Amt und Werk. Sein Wort, Seine Stimme thuts. Als sie dort am Pfingsttag die großen Thaten Gottes höreten, da erkannten sie Seine Stimme, die Eine, treue Hirtenstimme, und sie kamen, Parther und Meder und Elamiter und die da wohnten in Mesopotamien und in Judäa und Cappadocien, Pontus und Asia, Phrygien und Pamphylien, Aegypten und an den Enden der Libyen bei Cyrene und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Creter und Araber. Und ihnen nach kamen und kommen die alten Deutschen aus ihren Wäldern heraus, die Hindus von ihren Götzentempeln, die

Afrikaner von ihrem Fetisch weg zu dem guten Hirten, um unter Seinem sanften Stabe aus und ein zu gehen.

Hochgelobet und gebenedeiet sei die Barmherzigkeit des guten Hirten!

Noch andere Schafe.

Passion ruft: „Mission!" „Wenn Ich erhöhet werde von der Erde, will Ich sie alle zu Mir ziehen." Und nun vollends der Ostersieg des Gekreuzigten! Da wirds erst recht Ernst mit der Mission! „Wie Mich der Vater gesendet hat, so sende Ich euch." „Gehet hin und saget es Seinen Jüngern" — das sind Ostertags-Winke für die Gemeinde aller Zeiten. So steht hier der gute Hirte vor uns, der Sein Leben lässet für Seine Schafe. Und sobald Er an Seine Passion denkt und von ihr redet, denkt und redet Er auch von Mission: „Ich habe noch andre Schafe, — die muß Ich herführen. Und sie werden Meine Stimme hören und wird Eine Heerde und Ein Hirte sein."

Er hat sie schon, diese „andere Schafe". In Seinem Vorausblick, in dem Rath und Willen Seiner Gnade sind sie schon Sein eigen. Zur Zeit, da Er das Wort redete, saßen sie noch in Finsterniß und Schatten des Todes. Und doch redet Er von ihnen als den Seinigen: „Ich habe noch andre Schafe —".

Aber sie müssen herzugeführt werden. Und das geschieht nur, wenn sie Seine Stimme hören. Im Wort des Evangeliums hören sie die Stimme des guten treuen Hirten: „Kommet her zu Mir!" Und sie hören sie und kommen. So wird das Wort erfüllt: „Eine Heerde, Ein Hirte!" Die weiland nach dem Fleisch Heiden gewesen, — ohne Christo, außer der Bürgerschaft Israel („nicht von diesem Stall") und Fremde von den Testamenten der Verheißung, — sind nun nahe worden durch das Blut Christi, denn Er ist unser Friede, der aus beiden Eins hat gemacht und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war und hat verkündiget im Evangelio den Frieden euch, die ihr ferne waret und denen, die nahe waren; denn durch Ihn haben wir den Zugang alle Beide in Einem Geist zum Vater. Man lese die ganze Stelle Ephes. 2, 11–22, in welcher man die klare, biblische Auslegung des so oft und viel mißbrauchten Worts

findet. Es ist wahr: „Es sollte Eine Heerde und Ein Hirte werden.“ Und Gott sei Dank es ist so gekommen. Die Gemeinden der apostolischen Zeit selbst sind die Probe der Erfüllung dieses Jesusworts: Eine Heerde, Ein Hirte! Aber das ist nicht geschehen auf Kosten des andern Gotteswords: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller.“

Die Eine Heerde des guten Hirten.

Die Sonntage nach Ostern malen uns die Früchte der heiligen Passion gar lieblich und reichlich vor Augen. Da ist der mit Christi Wunden erkaufte Friede, und das Amt, das die Versöhnung prediget und Vergebung der Sünden den Bußfertigen austheilt. Da ist auch die Hauptfrucht Seines Leidens und Sterbens: Die Gemeinde oder Heerde, die Er dadurch erwerben, erkaufen und sammeln wollte. Darum, daß Seine Seele gearbeitet hat, wird Er Seine Lust sehen und die Fülle haben. Jesus sollte sterben für das Volk, und nicht für das Volk alleine; sondern daß Er die Kinder Gottes, die zerstreuet waren, zusammen brächte. (Joh. 11, 52.)

Die Eine Heerde des guten Hirten ist Sein eigen im vollsten, tiefsten Sinne des Worts, denn sie ist von Ihm erkauft, heilig und theuer erworben mit Seinem Herzblut. Er hat Sein Leben gelassen für Seine Schafe. Die Hingabe Seines Lebens ist die Großthat Seiner Liebe, womit allein Er eine solche Heerde sich erwerben konnte, die Bestand hätte bis auf den heutigen Tag und die auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Sie ist die Gemeinde Gottes, die Er erkauft hat mit Seinem Blute, — eine Kreuzgemeinde, geboren aus dem Wort vom Kreuz, gesammelt um das Wort vom Kreuz. Es ist die Gemeinde derer, die Er gewaschen hat von ihren Sünden mit Seinem Blut und hat sie zu Königen und Priestern gemacht vor Gott, Seinem Vater! Niemand kann zu dieser Gemeine, nach ihrem wesentlichen Sinn, gehören, als wer im Glauben die Kraft des Kreuzes Christi angenommen und erfahren hat und sprechen kann: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Das sind Christen und Glieder dieser Einen Heerde, die, weiland irrende Schafe, nun bekehret sind zu dem Hirten

und Bischof ihrer Seelen, der ihre Sünden selbst geopfert hat an Seinem Leibe auf dem Holz.

Diese Heerde oder Gemeine kann der Natur der Sache nach nur solche einschließen, die von Ihm erkannt sind und denen Er bekannt ist. Vor Menschenaugen sind die einzelnen Glieder dieser Heerde verborgen, ungekannt, zerstreut vom Aufgang bis zum Niedergang, unter allen Völkern und Zungen, unter allen Gemeinschaften und Benennungen, nicht nachzuzählen an Menschenfingern, noch nachzurechnen mit Menschenaugen. „Der Herr kennet die Seinen!" Und die Seinen kennen Ihn als ihren Herrn. Das ist ihre durchgängige, persönliche Erfahrung: Er ist uns bekannt, an Den wir glauben, Den unsre Seele liebet, Dem wir angehören im Leben und Sterben. Sie kennen Ihn im Wort und Sacrament, aus den Taborstunden, die sie, bald im Kämmerlein, bald in Seinem Hause mit Ihm verlebt. Sie kennen Ihn im täglichen, vertrauten Gebetsumgang mit Ihm. Sie kennen Ihn aus dem ganzen Gang ihrer Lebensführung mit allen seinen Höhen und Tiefen, darin Er sich geoffenbart, so daß sie hundert Mal mit Staunen und Anbetung ausgerufen: „Es ist der Herr!" Der Herr, Der dem Verlorenen und Verirrten nachging, der Herr, Der des Ertrinkenden Fuß aufs Trockene stellte, der Herr, Der sie je und je geliebet und sie zu Sich gezogen aus lauter Liebe.

Die Glieder dieser Heerde oder Gemeine sind diejenigen, welche des guten Hirten Stimme hören. Niemand ist je zu Seiner Heerde gekommen oder bei derselben geblieben, ohne Seine Stimme zu hören. In der Apostel Predigt hat diese Stimme angefangen über die ganze Welt hin zu schallen. Da ward das Wort des Herrn erfüllt: Lehret sie halten Alles, was Ich euch befohlen habe. Wer euch höret, der höret Mich. Nicht durch Menschenfündlein, Satzungen und Gefühle, sondern durch Seine Stimme kommt man zu der Einen Heerde. Und wo nur auch noch Reste des Wortes Gottes sind, überwuchert von Menschenlehren, da ist doch noch die Möglichkeit vorhanden, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten Seine Stimme zu hören. So hat sie Luther im Kloster gehört, mitten unter allen Römischen Irrthümern. So klingt sie durch selbst unter dem vielfach gesetzlichen, schwärmerischen, gefühlstreiberischen Wesen unsres modernen Protestantismus. Aber rein und voll tönt Seine Stimme nur im unverfälschten Wort und Sacra-

ment! Und welche schwere Verantwortung laden diejenigen auf sich, welche davon weglaufen und sich bereden wollen: „Ich kann des guten Hirten Stimme irgendwo ebenso gut hören, sei's bei Calvin, oder Zwingli, oder Wesley, oder Swedenborg."

Endlich: Die Heerde des guten Hirten, die Eine Gemeine Seiner Gläubigen, ist eine sich allezeit mehrende. Der Klang Seiner Stimme führt immer neue Glieder herzu von denen, die ferne waren. Da kann kein Stillstand eintreten; so lange die Gnadenzeit der Evangeliums-Predigt währet, thut des Hirten Wort hinzu Solche, die an Ihn glauben.

Wolf und Hirte.

So lieblich das alte traute Bild vom guten Hirten ist, so hat es doch auch seine tiefernste Seite. Da ist nicht Alles „grüne Aue" und „frisches Wasser" und „Leben und volle Genüge." Es ist auch der Wolf in diesem Bilde. Und zwischen ihm und dem Hirten muß es zum Kampfe kommen. Und dieser Kampf ist in dem Bilde. Es malt des Wolfes Thun und Treiben und malt des Hirten aufopfernde, hingebende Liebe, die dem Wolfe entgegentritt, ihm wehrt und mit dem eigenen Leben die Schafe schützt und von des Wolfes Rachen errettet.

Der Wolf ist der Feind. Wo Gott eine Heerde schafft und sammelt, da sucht er Eingang. Zerreißen und Zerstreuen ist sein Werk; Zerreißen an den Einzelnen, Zerstreuen an der Heerde als solcher. So ist der Wolf eingedrungen ins Paradies und hat zerrissen und verstreut, was dort so schön als Gottes-Sammlung, Gottes-Heerde verbunden war. So ist er eingedrungen in die Jüngerschaar: den Judas hat er ganz zerrissen; den Petrus hat er schon im Rachen gehabt; die andern Alle hat er zerstreut. Kleophas mit seinem Genossen auf dem Weg nach Emmaus, Thomas, der Zweifler, — das sind solche Beispiele von der Zerstreuung und Verwirrung unter den armen Schafen. Und die erste Jüngergemeinde der Apostelgeschichte hat solches Wolfes-Treiben in ihrer eigenen Mitte erfahren müssen. Ananias und Sapphira, sind sie nicht dem Seelen-Mörder zur Beute geworden? Diotrephes, hat er nicht die Wolfsarbeit des Zerstreuens und Zertrennens gethan?

Aber des Hirten Auge ist offen über all dem wölfischen Treiben. Er siehet den Wolf kommen. Er kennt und sieht die Gefahr und warnt davor. So im Leben der Einzelnen. Wie hat Er die Jüngerschaar gewarnt, da Er den Wolf kommen sah, in der Nacht, da Er verrathen ward! „Siehe Ich habs euch zuvor gesagt." Und wo Einer sonderlich vor Andern in Gefahr ist, da wird er sonderlich vor Andern gewarnt: „Simon! Simon! Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten wie den Waizen, aber Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre." Ja, der gute Hirte siehet den Wolf kommen. Er weiß die Gefahr, wo kein Menschenauge sie sieht und kein Menschenherz sie glaubt. Die Bedrohten selber sehen sie nicht. Ja oftmals nicht einmal die, welche zu Hütern und Wächtern über Andere bestellt sind!

Wie viele Eltern sehen wirklich den Wolf kommen in den Gefahren, die ihrer Kinder Glauben, Leben und Seligkeit bedrohen! Sie nehmens nicht wahr, wie die heranwachsende Jugend in Kreise hinein gezogen wird, wo das lautere Evangelium mit allerlei Menschenwerk und Satzung versäuert ist. Wo sind die Väter und Mütter, die da bei Zeiten den Warnungsruf hören lassen: der Wolf kommt!

Da sind die Fehler und Sünden, die gar klein anfahen und Anfangs eher eine Quelle der Unterhaltung und Belustigung als der ernsten Besorgniß zu sein scheinen, die aber bald genug großwachsen und eitel Schaden und Herzeleid anrichten. Wer hat die Augen offen und siehet in ihnen den Wolf kommen? Da ist die Laxheit im Leben, in den Dingen, die gäng und gäbe sind unter dem Einfluß des Zeitgeists, und von denen es so gerne heißt: „Man muß mit den Wölfen heulen," anstatt daß man den Alarmruf erhebt: der Wolf kommt!

Der Schaden, den der Wolf anrichtet, das vergesse man ja nicht, ist nie bloß ein Schaden an einer einzelnen Seele, die er etwa erhascht und zerreißt, sondern immer auch ein Zerstreuen an der Gemeinde: Verwirrung anrichten, Herzen und Gemüther auseinander reißen, die fest und innig durch Natur und Gnade verbunden sein sollten. Welch ein jämmerliches Bild der Zerrissenheit, — ein rechter Triumph wölfischen Treibens — bietet unsere heutige Christenheit dar! Wir schwärmen nicht für eine falsche Einheit in der Uniformität äußerer Bräuche und Ordnungen. Aber wir fordern

und bestehen darauf, daß der wesentliche Grund aller Einheit festgehalten und nicht von Einheit gefabelt werde, wo solcher Grund fehlt. Das ist aber nach Schrift und Bekenntniß Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe! Zweierlei Glaube meint zweierlei Herren! Da muß der Wolf die Hand dabei haben. Und wer ihn kommen sieht, der bete:

Wer aber anders lehret und lebet,
Denn das Wort Gottes lehret:
Da behüt uns vor, himmlischer Vater.

Am dritten Sonntag nach Ostern (Jubilate).

Oster-Jubilate.

Freudenzeit heißt von Alters her die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten. Da klingt und rauscht ein Hallelujah ums andre durch die Kirche. Alles, Alles ist verschlungen in den Sieg, den der Herr Christus errungen am fröhlichen seligen Ostermorgen. Und doch geht ein tiefernster, ergreifender Ton, eine erschütternde Erinnerung an vergangene Kämpfe und Schmerzen durch all diese Freude. Wer in der alten Kirchenmusik etwas zu Hause ist, wird wissen, daß die schönsten und gewaltigsten Ostermelodien der alten Zeit in Moll-Tonarten geschrieben und gesungen sind. So das unvergleichliche „Christ ist erstanden," das schwungvolle „Früh Morgens, da die Sonn aufgeht," selbst noch das verhältnißmäßig moderne: „Lasset uns den Herren preisen;" ebenso der alte Oster-Introitus und das Oster-Responsorium.

Die Kirche hat ein lebendiges Bewußtsein davon gehabt, daß ihr Oster-Jubilate aus tiefster Traurigkeit heraus geboren war. Das Leiden von Gethsemane und Golgatha steht vor dem Ostersieg. Und jenes Leiden war eine Taufe, vor der dem Herrn Christo so sehr bang gewesen. Aus „Angst und Gericht" ist Er entnommen. Seine Wunden, Seine Schmach, Seine Gottverlassenheit, Sein unaussprechlich Todesweh ist der Weg zum Ostersieg gewesen. In ähnlicher Weise ist es auch bei den Jüngern durch „Weinen und Heulen" zum Oster-Jubilate hindurchgegangen. Ihr Herr war ihnen genommen. Geblieben war ihnen der scheinbare Sieg der Welt, ihrer Ungerechtigkeit, Bosheit, Lüge und Finsterniß.

Geblieben war ihnen drinnen im Herzen der furchtbare, schwerste Druck der Sündenmacht und Schuld, von der sie eben am Karfreitag die schrecklichste Erfahrung ihres Lebens gemacht hatten. Wie viel Untreue, Schwachheit, Unzuverlässigkeit hatten sie da an sich ausfinden müssen. Ein schweres Gericht erging da auch über ihren alten Menschen. Wo blieben sie, wenn kein Ostermorgen kam mit Christi Sieg über all diese finstern Mächte? Für alle Zeiten ist in der Erfahrung des Christenherzens die tiefste Traurigkeit über den Jammer der Sünde mit dem Dank für Christi Ostersieg zusammengebunden.

Dabei aber jubilirt unsre Osterfreude ganz und gar über Christum und Seine Herrlichkeit. Jesum sehen, das ist die Osterfreude. Eines lebendigen, sieghaften Christus unumstößlich gewiß sein, das ist das rechte Oster-Jubilate. Was ist die Welt, was unser Leben, wenn ihr Jesum heraus nehmet! Eine Nacht, die kein Sternlein erleuchtet. Ihr suchet und tappet nach Wahrheit. Ihr habt überall Finsterniß und kein Licht. Ihr schreit und seufzt nach Frieden, nach Gemeinschaft mit Gott, und ihr findet keine Antwort, keine Hand, die über den Abgrund herüber euch sich entgegenstreckt. Ihr sucht die Lösung der Widersprüche und Räthsel dieses Lebens und es giebt keine Lösung ohne Christum. Die Sünde, die Finsterniß, Tod und Verzweiflung triumphiren.

Nun aber geht auf die Sonne der Gerechtigkeit. Christ ist erstanden. Nun kann, wer immer will, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, des Lebens gewiß und froh werden. So dunkel oft die Welt, so wirr das Völkergetümmel vor unsern Augen, es ist keine christlose Welt mehr. Die Sonne scheint; manchmal hinter Wolken, aber die Sonne scheinet. Der Herr sitzt im Regiment. Trotz aller Feinde sehen wir Seine Spuren voller Gnade und Wahrheit, wie Er überall Sünde vergiebt, Gebrechen heilt, ein Neues schafft in Herzen, Häusern und Völkern.

Und zu dieser Herrlichkeit des erstandenen Christus gehört es, daß Er Seinen Jüngern sagt: Ich will euch wiedersehen. Von Ihm geht das Wiedersehen aus. Er kommt und will Seinen verstreuten und verlornen Schafen nach, sie wieder zu sammeln. Er muß sich zeigen. Er muß uns ansehen mit den Blicken Seiner Barmherzigkeit. Dann allein genießen wir die Herrlichkeit: Jesum sehen!

Der Gang zum Vater.

„Ich gehe zum Vater" — das ist der Schlüssel zu Allem, was der Herr in diesem Evangelium über Leid und Freude Seiner Jünger und das enge, feste Band zwischen beiden sagt. Das Nichtsehen und das Wiedersehen ist beides damit begründet: — Karfreitags-Nacht und Osterlicht ist beides in dem Wort enthalten: Ich gehe zum Vater.

Jesu Weg in jenen wichtigen, entscheidungsreichen Stunden war in besonderem Sinne ein Gang zum Vater. Das scheint ja nun freilich auf den ersten Blick eine gar einfache Sache, daß der Sohn zum Vater zurückkehrt, von dem Er ausgegangen. „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt, wiederum verlasse Ich die Welt und gehe zum Vater." Aber was für ein schwerer Gang war dieser Gang zum Vater für Ihn, den lieben Sohn, an welchem der Vater Wohlgefallen hatte! Der Weg führte durch die dunkle Tiefe Gethsemane und über die steile Höhe Golgatha. Er geht zum Vater im Namen der vom Vaterhaus verlorenen Kinder, deren Bruder Er geworden. Er bahnt den Weg zum Vaterherzen für ein entartetes Geschlecht. Er geht zum Vater und sucht Ihn, daß Er Sein gnädiges Antlitz herwende zu denen, auf welchen Sein gerechter Zorn ruhte. Zwischen dem Vater und Seinen Brüdern steht himmelhoch die trennende Mauer der Sünde, des Fluches, des Gesetzes und des Zornes! Wer bricht hindurch? Wer bahnt den Weg? Da meldet Er sich: „Ich gehe zum Vater." Ich dringe durch diesen Sündenwall, Ich breche durch diesen Ring göttlicher Gerichtsflammen. Laß alle Blitze auf Mich fallen, laß alle Fluthen über Mein Haupt gehen, — Ich gehe zum Vater. O wunderbarer, schrecklich-ernster Gang, vor dem der Sündlose bebte mit Zittern und Zagen! Ging Er doch hin als die Sünde der Welt zum Vater. „Gerechter Vater, die Welt kennet Dich nicht, Ich aber kenne Dich!" Wie hat Er diese Gerechtigkeit zu schmecken bekommen auf diesem Gang zum Vater!

Geh hin, mein Kind, und nimm Dich an
Der Kinder, die Ich ausgethan
Zur Straf und Zornes-Ruthen.
Die Straf ist schwer, der Zorn ist groß,
Du kannst und sollst sie machen los
Durch Sterben und durch Bluten.

Aber zum Vater gings doch, wenn auch durch Sterbensnoth. Ostern und Himmelfahrt vergolden schon die Bergesspitzen, zu denen Er aus den dunklen Tiefen hinaufschaut. „Vater, die Stunde ist hie, daß Du Deinen Sohn verklärest. Und nun verkläre Mich Du, Vater, bei Dir selbst mit der Klarheit, die ich bei Dir hatte, ehe die Welt war." Ich gehe zum Vater, d. h. aus der Erniedrigung in die Erhöhung, aus Schmach und Herzeleid zur Herrlichkeit! Wahrlich: Es ist uns gut, daß Er zum Vater geht.

Nun kann auch bei uns Armen dies das Motto unsres ganzen Lebens werden und bleiben: Ich gehe zum Vater! Christus ist der Weg. Niemand kommt zum Vater denn durch Ihn. Aber wo nun ein verlorner Sohn den Irrthum seiner Wege erkennt und an seine Brust schlägt in heilsamer Reu und Buße, darf er sagen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Um Christi willen findet er ein Vaterherz. Und hat er so in gläubiger Umkehr den Vater gefunden, so ist ihm von nun an sein ganzer Gang durchs Leben: ein Gang zum Vater. Gehe es bergauf oder bergab, durch alle Noth und Anfechtung, aus allem Kleinmuth und aller Zaghaftigkeit heraus, am guten und am bösen Tag, des Morgens und des Abends tönt es: Ich gehe zum Vater! Zum versöhnten Vater, dem ich das Herz ausschütten und das Kleine, wie das Große sagen darf. „Wir schauen hinauf, der Vater herab, an Lieb und Treu geht uns nichts ab, bis wir zusammenkommen."

Und wenn der Christ zum letzten Gang sich rüstet, darf er erst recht im Glauben an seinen Heiland dies große Wort Ihm nachsprechen: Ich gehe zum Vater! Wie selig für ihn und wie köstlich und tröstlich für die, die ihm mit thränenumschleierten Augen nachschauen, daß es in solcher Abschiedsstunde nicht bloß heißt: Ich gehe, — sondern hell und klar: Ich gehe zum Vater! Ihr wisset, wohin ich gehe, und den Weg wisset ihr auch. Kommt alle nach, so daß im Vaterhaus droben Keines fehlt von denen, die hier in Liebe und Glauben verbunden waren.

Mit Freud fahr ich von dannen
Zu Christ, dem Bruder mein,
Auf daß ich zu Ihm komme
Und ewig bei Ihm sei.

(Kirchenbuch 557, 2.)

Freu sich, wem sein Sünd ist leid.

Schroffe, seltsame Gegensätze sind nichts Neues für den Kenner der heiligen Schrift. Da steht Schande und Ehre, Sünde und Gerechtigkeit, Erniedrigung und Erhöhung, Kreuz und Krone dicht bei einander. Da sind selig, die da Leid tragen und selig, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Da wird geredet von Leuten „als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertödtet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, die doch Viele reich machen; als die nichts inne haben und doch Alles haben." So wohnen in dem Jubilate-Evangelium Traurigkeit und Freude dicht bei einander, ja die Traurigkeit ist selbst als Freudenquell geschildert. Die Karfreitagsnacht ist die Geburtsstunde der Osterfreude. Ein altes Lied der Böhmischen Brüder hat das in den seltsamen Satz gefaßt: „Freu sich, wem sein Sünd ist leid."

Das wahre Leid ist und bleibt das Leid über die Sünde. Da gilts aber, wohl Acht haben, daß wir das recht verstehen. Alles Leid in der Welt kommt aus der Sünde. Aber das seltenste Leid in der Welt ist das Leid über die Sünde selbst. Alle Unzufriedenheit, Unruh, Jammer und Herzweh ist aus der Sünde. Und auch, was von Außen kommt, ohne direkte Schuld des Einzelnen, geht doch in seiner letzten Quelle auf den großen Riß zurück, den einst die Sünde zwischen Gott und Menschen gemacht.

Aber wie selten wird die Sünde selbst als eigentlicher Quell des Leids erkannt? Ihre Folgen läßt man sich leid sein, aber die Sünde selbst hätschelt und hegt man im Herzen! Mitten in dem Weh, das ihre Folgen bringen, schielt man schon wieder nach ihr. Während man die eine Hand verbrannt hat im Greifen nach ihr, streckt sich schon die andre aus, das alte, verbotene Spiel zu erneuern. Es hat keinen Werth, schwermüthig, verstimmt, weinerlich und unbehaglich zu sein unter dem Druck der Sünde, so lange uns nicht wirklich und wahrhaftig die Sünde selbst leid thut. So haben die Jünger, bei all ihrer Traurigkeit über Jesu Tod, lernen müssen, über sich selber weinen. Ihre Traurigkeit mußte eine Reue werden zur Seligkeit, die Niemand gereut.

Das Leid über die Sünde kann und muß zu Freude und Seligkeit werden, weil nun nach Gottes Wort und Ordnung die Sünde und der Sünderheiland fest zusammen gebunden sind. Wo man sich ernstlich und bußfertig mit jener beschäftigt, da wird Dieser gewiß Sein gnadenreich Antlitz zeigen, als Der, Der um unsrer Sünden willen dahin gegeben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket ist. Wem die Sünde selber wirklich und ernstlich leid geworden ist, der wird gewiß des Sündentilgers froh. Wem die Sünde aber nicht leid ist, der will von Ihm nichts wissen, dem ists gleichgültig, ob er Ihn sieht oder nicht. Aber für einen armen Petrus, dem seine Sünde schier das Herz abdrückt, giebt es keinen seligeren Anblick, als den erstandenen Heiland zu sehen, Der seine Sünde ans Kreuz und ins Grab getragen und dort gelassen, so daß sie ihn nimmer verklagen und antasten darf.

Wer nun in seinem Sündenleid also den Sündentilger und Heiland Jesum Christum gefunden, der hat damit einen Freudenstand erlangt, den ihm nichts mehr nehmen darf. Sein ganzes Christenleben ist von einem Geist heiliger Freude in dem Herrn bewegt und getrieben. Schon die Schöpfung schaut der Christ, der seines Heilands gewiß und froh ist, mit anderen Augen an, als zuvor. Aller Creatur Gottes freut er sich als gut und empfängt sie mit Danksagung gegen Gott durch Christum seinen Herrn. Das Wort Gottes, das Haus Gottes, das Reich Gottes, was für unausschöpfliche Freudenquellen sind das für den erlösten Christen! Ja selbst in Trübsal lernt er sich freuen und derselben sich rühmen. Und wenn der Gang durchs dunkle Thal beginnt, weiß er doch, der Herr ist sein Stecken und Stab; er sieht das Licht am Ende des Wegs, es heißt: sich freuen mit unaussprechlicher, ewiger Freude und das Ende des Glaubens davon bringen, der Seelen Seligkeit!

Jesum nicht sehen und Jesum wieder sehen.

Ein heller Freudenton klingt schon im Namen dieses Sonntags: „Jubilate". Aber gar seltsam stimmt damit ein großer Theil des Evangeliums, wo so viel von Traurigkeit und Weinen die Rede ist, von Heulen und Aengsten, wie in einer Geburtsstunde; von Weltspott und Weltfreude über den dar-

niederliegenden Christus und Sein zagendes Jüngerhäuflein. Und dieser Jammer ist aufs Engste zusammengebunden mit der Freude. „Ueber ein Kleines" vollzieht sich der Umschwung von dem einen zum andern. Und der Hauptwendepunkt dabei ist: Jesum nicht sehen und Jesum wieder sehen!

„Ihr werdet Mich nicht sehen," sagt der Heiland in der Nacht vor Seinem Leiden von Seinem bevorstehenden Hingang zum Vater. Damit faßt Er das ganze Leid, das Seiner Jünger wartet, in ein kurzes Wort zusammen und führt es auf seine eigentliche Wurzel zurück: Trennung vom Herrn, Ihn nimmer sehen, das ist das größte Leid für sie. Was schloß dies Nichtsehen Jesu damals ein? Später, bei der Himmelfahrt, ward Er ihnen entrückt. Eine Wolke nahm Ihn weg von ihnen zusehends. Aber doch gab es da kein Weinen und Heulen, sondern nur Freude und Zufriedenheit. Warum das? Da waren sie eben innerlich nicht von ihrem Herrn geschieden, sondern der Versöhnung durch Ihn gewiß. Sein Geist kam zu ihnen als der Tröster. Sein Friede war bei ihnen, als Seine unaussprechliche Gabe.

Anders aber war es in der Karfreitagsnacht. Da wußten sie nur von einem todten Christus, über Den die Sünde der Welt und die Macht der Hölle anscheinend triumphirt hatte. Da gab es keine Versöhnung im Herzen der Jünger; dagegen schwere Lasten unvergebener Sünde wider den Heiligen und Geliebten, Der das Beste für sie gethan und Den sie so schnöde behandelt, verlassen, verleugnet und verrathen hatten!

Fürwahr, Jesum nicht sehen, das ist das größte Herzeleid, das einen Menschen treffen kann. Nichts zu sagen von den ganzen Völkern und Ländern, wo bis zum heutigen Tage kein Lichtstrahl des Evangeliums hingedrungen ist; wir wollen bei der Christenheit bleiben, bei denen, in deren Leben Er einmal gestanden als helle Sonne, die Er einst licht und warm gemacht mit Seinen Strahlen und bei denen es nun wieder dunkel und kalt geworden. Jesum können sie nimmer sehen! Darum keine Gerechtigkeit, keine Gnade, kein Friede bei ihrem Gott, und wenn sie sonst noch so viel sehen könnten von ihrer Begabung, ihren Kräften und Leistungen. Jesum nicht sehen, das heißt keine rechte Heiligungs- und Siegeskraft erfahren wider Sünde, Welt und Fleisch. Jesum nicht sehen, heißt keinen Trost haben im Leide, kein Licht im Dunkel, kein Leben im Tode; sondern eitel Sünde, Angst und Strafe,

Gericht, Welt- und Fleisches- und Teufels-Macht. O schwerstes Leid und schlimmste Noth, wenn ein Christenherz klagen muß: Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie Ihn hingelegt haben! —

Aber bei den Jüngern hat sich doch Gottlob das Blatt „über ein Kleines" gewendet. Der Ostermorgen kommt und da ist Er wieder, der siegreiche Heiland, in persönlicher Erscheinung, und der Pfingsttag kommt und da ist Er erst recht und voll in der Sendung des heiligen Geistes. Das ist mehr als Alles, was die Apostel früher an Ihm gehabt hatten. Es ist die Offenbarung Dessen, Der todt war und lebet, Dessen, Der die Sünd der Welt getragen am Stamme des Kreuzes und aus dem Grabe den Frieden wieder gebracht hat; Der das Wort der Absolution Seiner Kirche eingestiftet, Der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht; Der zu den Seinigen das kräftige Lebenswort gesprochen: „Ihr sollt auch leben!"

Nun mögen ja freilich auch noch Stunden kommen, da die alten Feinde, Sündenschulden, Sünden-Mächte und Sünden-Nöthen den Seinigen bange machen; da man in Abgründe hineinschauen muß, vor denen Einem graust,—aber wenn man nur Jesum neben sich stehen hat und in Sein Gnaden-Antlitz schauen darf, so ist man geborgen; Er läßt nicht sinken, Er trägt hinüber. Wie klar und tief schaut der Schächer am Kreuz dort in den Abgrund hinein, der sich vor ihm aufthut: „Wir empfangen, was unsere Thaten werth sind. Wir sind billig in dieser Verdammniß. Ueber uns ist der Stab gebrochen und Alles verloren." Aber er sieht Jesum dabei! Ob die Welt ihn aus dem Buch des Lebens und der Gerechtigkeit streicht, kühnlich appellirt er an Jesum: „Gedenke an mich, wenn Du in Deinem Reich kommst." Nur mit Jesu an der Seite kann man den Blick auf Schuld, Gericht und Ewigkeit ertragen. Ohne Ihn wäre Verzweiflung unser Loos. Aber so lange wir Ihn sehen, sagen wir auch im finstern Thale getrost: „Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich."

Was mag doch lieblicher, als Jesus, Jesus klingen?
Wenn dieser Name klingt, möcht ich vor Freuden springen:
Wie kann ich traurig sein, weil Jesus heißt so viel
Als Heiland, als ein Held, Der selig machen will?

(Kirchenbuch 297, 4.)

Am vierten Sonntag nach Ostern (Cantate).

Pfingstsegen aus der Passion.

Zwischen Passion und Pfingsten wandert die Gemeinde des Herrn in diesen Sonntagen. Nach Pfingsten schaut sie hinaus und rüstet sich und bittet um die Regen- und Segenswolke, aus der es rauschen und strömen soll, daß ihres Gartens Würzen triefen. Nach Golgatha schaut sie zurück. Dort ist das tiefe, weite Meer, aus dem die Segenswolke aufsteigt, die den Pfingstregen spendet. Auf's Engste hat der Herr selbst in den Abschiedsreden Seiner Leidensnacht die beiden verbunden: „Es ist euch gut, daß Ich hingehe, denn so Ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch." Nun wollen wir aber nicht vergessen, daß in diesem Hingehen zwei wichtige und gar verschiedene Stücke liegen: das Sterben und das Auferstehen des Herrn, Karfreitag und Ostermorgen. Er ging hin an's Kreuz, in die Schmach und Schande des Missethäter-Todes, in's Grab. Er ging hin — weg von Seinen lieben Jüngern, die an Ihm hingen und meinten, sie könnten nicht mehr leben ohne Ihn. Das machte ihnen diesen Hingang so schwer und so dunkel, daß sie das „hinweg" drin sahen: Er geht „weg von uns!" Aber das „wohin?" war ihnen nicht so klar und gegenwärtig. Niemand fragte — „wo gehest Du hin?" Zum Vater, zur Herrlichkeit, zur Verklärung ging der Herr. Aber auch diese Herrlichkeit hat Er nicht für Sich gesucht. „Es ist **euch** gut." — Ja es ist uns zu gut gewesen. Es hat Sein Hingang den Weg gebahnt für das Kommen des Geistes. Nur im Stande der Herrlichkeit kann Er, der Herr, ihn *senden*. Und nur, nachdem die sichtbare Leiblichkeit ihres Meisters ihnen entrückt ist, können die Jünger ihn *empfangen* und seiner stillen Herzensarbeit Raum geben. Nach beiden Seiten hin ist's wahr: so der Herr nicht hingeht, so kommt der Tröster nicht zu den Jüngern. Nun aber haben wir aus Karfreitag und Ostern den reichsten *Pfingstsegen*.

Der *Tröster*, d. i. der Beistand, *kommt*. Das ist der Geist, Der Christi Sache führt bei uns und Seine Stelle bei uns vertritt; Der unsere Sache führt bei Gott und uns ver-

tritt mit unaussprechlichem Seufzen; Der unsre Sache, Christi Sache, auch führt vor der Welt.

Die Welt wird gestraft. Der Geist erhebt seine gewaltige Zeugenstimme gegen alles Weltwesen. Nicht in äußerlich-sichtbaren Gerichten, sondern durch das Zeugniß, das im Herzensgrund arbeitet und das Gewissen trifft, geschieht dieses Strafen. Es ist ein Bezeugen und Ueberführen, daraus die Welt lernen soll, wie nöthig ihr der Glaube ist an den Sünderheiland; auf wie gutem Grunde dieser Glaube ruht, — nämlich auf Seinem Hingang zum Vater; auf Christi des Gekreuzigten und Auferstandenen Gerechtigkeit, und welche schreckliche Verantwortung und Folge die Weigerung des Glaubens herbeiführt: das Gericht!

Die Jünger aber werden in alle Wahrheit geleitet. Das ist auch ein Stück ihres Pfingstsegens und nicht das geringste, an dem wir alle heute noch mitgenießen. Wir dürfen nur hineinschauen in den Schatz der Weisheit und Erkenntniß, der uns in den apostolischen Briefen aufbewahrt ist, um zu sehen, wie dieser Segen den Jüngern geschenkt wurde. Da ist der Herr mit Seinem Werk und in Seiner Person, verstanden und ausgemalt, wie nie zuvor. Da ist Er selbst verklärt. Kein fremdes Zuthun, keine Menschenfündlein, der Herr Jesus ganz und gar ist Kern und Stern des apostolischen Worts. Und was die Jünger also vom Geist überkommen, das haben sie uns verkündigt, auf daß auch unsre Gemeinschaft sei mit dem Vater und dem Sohne.

Das Evangelium Christi und das Evangelium des heiligen Geistes.

„Ich habe euch noch viel zu sagen!" Wie viel hatte Er ihnen schon gesagt, der treue, unermüdliche Lehrer, seit Er angefangen, Seinen Mund aufzuthun und sie zu lehren! Täglich bei Ihm auf der Hochschule zu sein, das war das hohe Vorrecht der Jünger. In Strömen flossen ihnen von den holdseligen Lippen die Worte zu, wie sie noch nie zuvor ein Mensch geredet hatte. Und noch war das Herz des Meisters voll! In jener Abschiedsstunde hat Er noch Vieles zu sagen, aber sie könnens jetzt nicht tragen. Er muß Sein Lehramt, wie Er es in eigener Person und leiblicher Gegenwart geführt, zum Ende bringen, obschon Er noch Vieles zu

sagen hätte! Er hat ihnen Sein Evangelium gegeben. Nun soll der Tröster, der heilige Geist, hinfort ihr Lehrer sein. Er soll den Faden weiter spinnen. Was ist nun Sein Evangelium im Vergleich zu dem Evangelium Christi?

Feinde der Wahrheit von rechts und von links haben sich diese Stelle schon zu Nutze machen wollen. Wie die unmündigen Jünger erst vom heiligen Geiste in die volle Wahrheit eingeführt worden seien, so, behauptet man römischer Seits, müßte die Christenheit späterer Zeiten immerdar von ihren Führern, zu oberst vom Papste sich leiten lassen. Alle Zusätze, welche die Papstkirche zum lautern Evangelio gemacht, haben hinter diesen Jesusworten ihr Versteck und Bollwerk gesucht. So mußte denn Alles „Wahrheit" sein, in welche der Geist die Gemeinde geleitet habe, was nur immer von Menschensatzungen den Christen auf die Hälse gelegt wurde.

Auf der andern Seite hat man mit diesem Worte des Herrn Sein eigenes Evangelium, das Er den Jüngern gesagt und vorgelebt hat, in Dunst und Nebel auflösen und mit einem sogenannten „Evangelium des Geistes" ersetzen wollen. In ein „Christenthum" ohne Christum, in einen „Glauben" ohne das feste, prophetische Wort, in einen „Himmel" ohne Seligkeit, die aus Gnaden geschenkt ist, will man das Evangelium verduften lassen. Die „Religion Jesu" müsse fortentwickelt werden zu einem Evangelium „des Geistes". Und so geht man denn dran und entwickelt alle die Grundthatsachen des Evangeliums — fort, bis sie gar verschwunden sind, von der Kanzel, aus der Predigt, aus dem Unterricht, vom Katheder, aus dem Gesangbuch. Das nennt man dann: „In alle Wahrheit leiten." Wir aber können und wollen das nicht tragen. Das Evangelium Jesu Christi und das Evangelium des heiligen Geistes ist ein und dasselbe. Jesum verklären, den in's Fleisch gekommenen, gekreuzigten und erhöhten Gottes- und Marien-Sohn, das ist des heiligen Geistes Werk. Von dem Seinen nimmt er's. Neues thut er nichts hinzu. Wenn auch alle die Hauptlehren des Neuen Testaments in den apostolischen Briefen reicher entfaltet und besonders in ihrer Beziehung auf's Menschenherz weiter ausgeführt worden sind, ein ganz Neues hat der heilige Geist nirgends zu Jesu Wort hinzugethan. Es war der Geist Christi, Der im alten Bund in den Propheten, und im Neuen in den Aposteln gezeugt hat, und darum ist sein und des Heilands Evangelium ein und dasselbe.

Die Probe der Geistes-Arbeit.

Daß Er gehe und der heilige Geist komme, das war das immer wiederkehrende Thema der Abschiedsreden Jesu in der Nacht, da Er verrathen ward. Das Wirken des Geistes hat der Herr bis ins Einzelne Seinen Jüngern vorgemalt. Sonderlich hat Er ihnen die Merkmale angegeben, woran sie den Geist als den heiligen Gottesgeist von oben und Sein Wirken als die Fortsetzung und Vollendung Seines eigenen Werkes erkennen sollten. „Er wird nicht von Ihm selber reden," — „Derselbige wird Mich verklären," — „von dem Meinen wird Ers nehmen." — Das sind die wichtigen Grundzüge, an denen die Christenheit aller Zeiten des Geistes Wirken erkennen und wonach sie im Stande sein soll, falsche Geister zu prüfen und abzuwehren.

Diesen Maßstab dürfen wir kühnlich anlegen selbst an das, was in besonderem Sinne des heiligen Geistes Gabe und Wirkung ist: Das geschriebene Wort des Testamentes selbst. Schon im Alten Bunde ist es der Geist Christi, der durch die Propheten geredet hat, und Moses, Psalmen und Propheten haben Ihn zum Mittelpunkt. Alle apostolischen Schriften haben Christum zu ihrem Stern und Kern. Eine Schrift, die den Anspruch machte, des Geistes Eingebung zu sein und dabei Christum verdunkelte, statt Ihn zu verklären, konnte nimmermehr vor dem prüfenden Auge der Kirche bestehen. Sie suchte Jesum darin und fand sie Ihn im hellen Glanze Seiner gottmenschlichen Gnade und Wahrheit, dann erkannte sie darin das Zeugniß und Werk des heiligen Geistes.

Und was hier von der Schrift selbst gesagt ist, das gilt von jeder Lehre, die auch nach der Apostel Zeit vor die Kirche kam, um von ihr geprüft und entweder als des heiligen Geistes Wahrheit angenommen, oder, als dem Lügen- und Widerspruchs-Geist entsprungen, von ihr verworfen zu werden. War der rechte, wahre, ganze Christus darin, dann war es des heiligen Geistes Wort und Werk. Fehlte der ganze Christus, dann konnte es nicht als des heiligen Geistes Zeugniß angenommen werden. Hier war für immer der Prüfstein. Kommt Arius mit seinem fremden Christus, der nicht eins ist mit dem Vater, so erkennt die Kirche darin einen fremden Geist und

wehrt sich sein und wendet sich von ihm ab, als von einem Irrgeist. — Kommt das Mittelalter mit seiner Werkgerechtigkeit, mit seiner Verdunkelung des Einen Mittlers, so muß früher und später die Kirche zu der Erkenntniß kommen: das ist nicht der rechte Christus, der gottmenschliche Mittler, den Gott zu einem Gnadenstuhl vorgestellt hat durch den Glauben in Seinem Blut, darum ist es auch nicht der heilige Gottesgeist, dessen Stimme da gehört wird, trotz dem vermessenen Wort: „Es hat dem heiligen Geist und uns gefallen."

Und was ist die Zeit der Reformation anders, als eben das Erwachen dieser Erkenntniß, die Prüfung des mittelalterlichen Geistes, das Umlenken zum wahren Mittler, Christus Jesus, und damit zum Werk und Zeugniß des heiligen Geistes! Was ist das ganze Bekenntniß der reformatorischen Kirche, das Zeugniß ihrer gesalbten Lehrer und Prediger, der Klang ihrer evangelischen Lieder anders, als Jesum verklären! Von dem Seinen nehmen! Aller Kampf der gereinigten Kirche der Reformation war der Kampf um den rechten Christus und der Protest gegen Alle, die bewußt oder unbewußt wider Ihn standen, sei es, daß sie „Christum nicht wollen lassen Gott sein; oder Ihn nicht wollen lassen Mensch sein; oder Ihn nicht lassen thun, was Er gethan hat." (Luther.) Und so gewiß wir hier den rechten, wahren Christus wieder finden nach langer Verdunkelung, so gewiß sind wir, daß die Reformation Luthers des heiligen Geistes Werk und Gabe war.

Was nun beim Wort und bei der Lehre als Hauptmerkmal des Geistes gelten muß, das gilt auch vom Leben des einzelnen Christen. Merkmal gesunder Geistes-Arbeit und heilsamen Geistes-Einflusses ist auch hier: Wird der Herr Christus verklärt? Ist Er das Centrum des Herzens und Lebens, des Sinnens und Trachtens, oder ist es „das Eigene"? — „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Damit hat Paulus denselben Grundsatz für das Leben des einzelnen Christen festgestellt. Wo das durchschlägt, und man sichs gefallen läßt: „Nicht ich, sondern Christus in mir," — da ist Geistes-Arbeit und Frucht und Segen.

Weltgedanken und Geisteszeugniß über Sünde, Gerechtigkeit und Gericht.

Gottesgeist und Weltgeist stehen in einem gewaltigen Contrast. Wo der Weltgeist sich freut, da trauert der Gottesgeist. Wo der heilige Geist Freude sieht und bringt, da heult und tobt der Weltgeist. So ists an allen Punkten. Die beiden sind in ihrem Urtheil, ihrer Auffassung der Dinge wider einander. Das zeigt sich insonderheit, wenn wir an die Grundstücke kommen, von denen das Cantate-Evangelium handelt: Sünde, Gerechtigkeit und Gericht. Aus ihnen setzt sich doch die Entwicklung der Weltgeschichte und jedes einzelnen Menschenlebens zusammen. Aber wie viel gehen die Weltgedanken und die heiligen Gottesgedanken über diese Stücke auseinander! So weit, daß, wo immer der heilige Geist mit Seinem Zeugniß über diese Stücke an die Welt heran tritt, Er sie über ihren Gedanken *strafen* muß, d. h. ihr zeigen, wie sie mit ihren eigenen Gedanken darüber ganz und gar im Irrthum und im Unrecht sei.

Was ist der Weltbegriff von der *Sünde* so ein oberflächlicher und leichtsinniger! Es giebt heutzutage Grundanschauungen, welche unsre Zeit beherrschen, wornach es eigentlich gar keine Sünde giebt. Es ist Alles „natürlich" und „was natürlich ist, ist vernünftig," — und was „vernünftig" ist, ist recht, auch wenn es Manche mit dem veralteten Ausdruck „Sünde" bezeichnen würden, — es ist eben ein „nothwendiges" Stück in der menschlichen Entwickelung. Freilich bei dieser Theorie wirds am Ende doch auch dem Weltmenschen unbehaglich, wenn andre nach diesen Grundsätzen gegen ihn handeln. Da wird dann solche ungezügelte, schrankenlose Selbstsucht, solches Sichgehenlassen in Allem, was das Herz begehrt und was die Sinne reizt, bald genug unerträglich. Da findet man, daß man doch so eine Art Gesetz haben sollte, wenn auch nur zum persönlichen Schutz, als Damm gegen wilde Zügellosigkeit, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Strafe gegen die Uebertreter. Da heißt dann „Sünde", was unter das Urtheil dieses Gesetzes fällt.

Es ist wahr, auch die Schrift nennt die Sünde das Unrecht, oder die Uebertretung des Gesetzes. Aber ihr Gesetz, von dem

sie redet, ist nicht der äußere, grobe Buchstabe des Kriminal-Gesetzes oder der Polizei-Ordnung, sondern das scharfe, zweischneidige Schwert des heiligen Geistes, das durchdringet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.

Und doch ist auch das noch nicht die volle Höhe des Neutestamentlichen Begriffs der Sünde. Der Heiland sagt: „Die Sünde ist, daß sie nicht glauben an Mich." Das war Israels große Sünde, die Sünde seiner besten, vornehmsten Leute. Das hat der Herr Jesus dem Nicodemus vorhalten müssen: „Ihr nehmet unser Zeugniß nicht an." Aber nichts empört die Welt, namentlich die hoch-achtbare, gebildete Welt mehr, als wenn man auf dem Boden des „Glaubens" ihr von Sünde reden will, und gar das Nichtglauben ihr zur Sünde macht. Was sie „Glauben" nennt, das sind bloß „Meinungen", „Ansichten", — und die sind „zollfrei". Aber es bleibt, wie der Herr Jesus sagt: Unsre Stellung zu Ihm entscheidet Alles. Glauben an Ihn oder Nichtglauben, das ist die wichtige Frage. Die einzige „Sünde", die schließlich einen Menschen um seine Seligkeit bringt, ist das „Nichtglauben" an Jesum.

Das deutet nun schon an, wie es mit der Gerechtigkeit sein wird im Zeugniß des heiligen Geistes gegenüber den Weltgedanken. Ist die Sünde das Nichtglauben an Jesum, dann muß die Gerechtigkeit eben im Glauben an Jesum zu suchen sein. Und darauf kommen auch im Wesentlichen die Worte hinaus, welche der Herr braucht, wenngleich sie auf den ersten Anblick etwas seltsam aussehen mögen als Definition der neutestamentlichen Gerechtigkeit: „Daß Ich zum Vater gehe und ihr Mich hinfort nicht sehet." Also bei dieser Gerechtigkeit handelt es sich um Jesum und um Seinen Hingang zum Vater. Er bildet den Mittelpunkt dafür. Wenn die Welt an „Gerechtigkeit" denkt und davon redet, ist der Herr Jesus das Allerletzte, was ihr dabei einfällt. Hört nur den Pharisäer, wie der seine „Gerechtigkeit" vor Gott und Menschen beschreibt! Das ist Alles sein eigen Werk und Thun. Dagegen die einzige Gerechtigkeit, die das Neue Testament anerkennt, ist die des Herrn Jesus Christus. Er ist die persönliche Gerechtigkeit, dem Vater und den Brüdern gegenüber erwiesen durch Seinen Hingang, Sein Leiden, Sterben, Auferstehen, — gehorsam bis zum Tode und darum von Gott

erhöhet. Und Er ist unsre Gerechtigkeit; uns zugerechnet und erfaßt von denen, die „nicht sehen" und doch glauben.

Und endlich das Gericht! Auch damit machen sichs die Weltgedanken gar leicht. Man schiebt es mit seinem ganzen furchtbaren, heiligen Ernst als ein Mährchen bei Seite. Höchstens läßt man etwa noch gelten: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Das Zeugniß des heiligen Geistes aber geht auch hier in die Tiefe. Der Fürst dieser Welt ist gerichtet. Der den Weltgeist beherrscht und die Opposition macht gegen Christum und Sein Reich, der ist gerichtet. Seit Christi Passion und Auferstehung gilt das Triumphwort: Hölle, wo ist dein Sieg? Wo wollen wir nun bleiben? Entweder mit Christo und selig durch Seine Gerechtigkeit! Oder mit dem Fürsten dieser Welt, verführt und verderbt von ihm und schließlich gerichtet sammt ihm!

Am fünften Sonntag nach Ostern (Rogate).

Pfingstzeit — Gebetszeit.

Der Pfingstgeist, den der Herr Seinen Jüngern verheißen hat und Seine Mahnung: "Rogate! Bittet!" gehören aufs Engste zusammen. Schon nach dem allgemeinen Grundsatz: „Bittet, so wird euch gegeben" ist die Gemeinde ans Bitten gewiesen, wo sichs handelt um ihre höchste, beste Gabe, die Gabe des heiligen Geistes. Ausdrücklich aber hat es der Herr selbst gesagt: „So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn darum bitten!" Die lieben Jünger haben diese Gebetsvermahnung und Geistesverheißung nicht vergessen. Am Tage der Pfingsten finden wir sie alle „einmüthig" versammelt (Ap.-Gesch. 2, 1), und dieses „einmüthig" hat Ap.-Gesch. 1, 14 bei sich „mit Beten und Flehen." Und vom Pfingstgeist selber singen wir mit Paul Gerhardt:

Du bist ein Geist, der lehret,
Wie man recht beten soll.

Er ruft in uns das „Abba, lieber Vater" und, wenn wir selbst nicht wissen, was wir beten sollen, wie sichs gebühret, so vertritt Er uns aufs Beste mit unaussprechlichem Seufzen.

Wohl hat der große Beter Luther gesagt: Wer nicht betet, soll wissen, daß er kein Christ ist und nicht ins Reich Gottes gehört. Und wir dürfen das Wort noch weiter spannen und sagen, wer nicht betet, soll wissen, daß er ein Unmensch ist, schlimmer als ein Heide. Es ist des Menschen Würde und Vorrecht, zu beten. Auch mit der schwächsten, trübsten Gotteserkenntniß ist das Gebet ein Zug des ächt Menschlichen, denn es ist der Zug des Herzens nach Gott, der Durst der Seele, die nach Gott schreit, nach dem lebendigen Gott. Die alten Heiden, die ja sonst in so vielen Stücken von unsern neumodischen Heiden zu Vorbildern und Lehrern erkoren sind, haben gebetet zu ihren Göttern, und zu dem unbekannten Gott, den sie hinter dem bunten Vorhang ihrer erdichteten Götter suchten.

Wir aber sollen Christen sein und als Christen beten, d. i. in Jesu Namen beten; im Glauben an Ihn, in der Liebe zu Ihm, durchdrungen von Seinem Wort, beseelt von Seinem Geist, versenkt in Seine Person, eingeschlossen in die Gnade, die der Vater durch Ihn zutheilt, versöhnt und angenehm gemacht in Ihm, dem Geliebten.

Wer aber in seinem Gebet sich so des Trostes der Gnade und der Mittlerschaft Christi freut, der wird und muß auch beten in Christi Geist und Sinn, den eigenen Willen hinzugeben in Christi Willen. Christi Reichssache ist das Centrum solches Gebets. Und ein solches Gebet hat die Verheißung unbedingter Erhörung.

Muß uns der Herr auch noch sagen: „Bisher habt ihr nichts gebeten in Meinem Namen?" Bisher habt ihr nicht recht gebetet? Oder sind gar noch manche, die meinen, sie können an Jesu Wort vorbei, auch ohne Seinen Namen ein rechtes Gebet vor den Vater bringen? Wie darf ein Christ, der sein Johannes-Evangelium kennt, es wagen, Jesu Namen zu verschweigen im Gebet? Mit Recht hat ein alter Vater gesagt: „Ein Gebet, das nicht in Jesu Namen geschieht, vermag nicht nur nichts wider die Sünde, sondern ist selber Sünde!" Darum betet, aber betet in Jesu Namen!

Das Bethaus.

„Mein Haus ist ein Bethaus!" Das ist das alttestamentliche Prophetenwort, das der Herr selbst mit allem Nachdruck im Neuen Bunde wiederholt und bestätigt hat. Aller Segen, den uns die Evangeliums-Fülle des Neuen Testaments gebracht, hat daran nichts ändern können. Im Gegentheil: im Lichte des Neuen Testaments wird das Gotteshaus erst recht und voll zum Bethaus, darin die geistlichen Priester des Neuen Bundes im Geist zusammentreten und dem Herrn die Opfer ihres Dankens und Lobes, ihrer Fürbitte und Anbetung darbringen.

Gottes Haus, der Ort, da Seine Ehre wohnet, ist vor Allem die Stätte, da man das Beten lernt. All unser Beten muß sich ja gründen auf das, was wir von Gott und Seinem Heilsweg und -Werk gehöret und empfangen haben. „Wie sollen sie anrufen, an Den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von Dem sie nichts gehöret haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes."

Zum Beten gehört der Name Gottes, die Kenntniß Gottes. Man muß Ihn nennen, muß Ihn bekennen! Ein unbekannter Gott ist Einer, Den man nicht anrufen, mit Dem man in kein persönliches Verhältniß treten kann. Darum muß Er sich uns kund thun und offenbaren im Wort und Sacrament. Da giebt Er sich uns zu erkennen. Da knüpft Er das Band der Gemeinschaft zwischen Sich und uns. Wo Er uns von Sich hören läßt, da leitet Er uns auch an zum rechten Beten. Das ist nun eben im Gottes-Haus der Fall. Hier wohnt Sein Wort und Sacrament. Hier ist die Stätte Seiner Offenbarung. Hier ist das Wort, die Predigt; hier, in Kraft des gepredigten Worts, der Glaube. Auf diesem Grunde steht die Anrufung.

Aber noch mehr. Im Gotteshause hören wir nicht bloß das Wort der Offenbarung von oben her, als etwas, was Gott selbst an uns thut, was Er uns darbeut, hier haben wir auch die schönste *Uebung* in der rechten Anbetung Gottes. Zwei oder drei sollen *eins werden* in dem, das sie beten sollen. Darauf hat der Herr Seinen besondern Segen gelegt.

Wie viel mehr zwei- und dreihundert! Eine ganze „Bet-Gemeinde" soll zusammentreten vor dem Thron Gottes, im Namen Jesu Christi, ihres Heilandes. Das übt Jung und Alt, zunächst im rechten Gebetswort und dann auch im rechten Gebetsgeist. Wenn wir mit unsern Vätern und Vorvätern dieselben Lieder anstimmen, wenn wir mit denselben Psalmen unsern Gott preisen, die schon im Tempel zu Jerusalem ertönten und in den ersten Christengemeinden den Haupt-Liederschatz bildeten, da lernen wir beten! Wenn wir mit der alten Kirche in dieselben kurzen, kräftigen, viel umschließenden Gebete (Collekten) einstimmen, wenn wir in der Litanei und andern Fürbitten unsre Worte mit einfügen, daß das „Erhör uns, lieber Herre Gott" wie ein mächtiger Strom durch die ganze Kirche rauscht, da lernen wir beten. Die Weihe, der Ernst, die Kraft der alt-kirchlichen Gebetssprache ist ein mächtiges Erziehungsmittel, uns in unserer oberflächlicheren Zeit beten, ernstlich, andächtig und mit Salbung beten zu lehren.

Und was man dann hier gelernt, im lieben Gotteshaus, das führt man fort und übt es weiter daheim, im Kämmerlein und im Familienkreis des Hauses. So wird das Christenleben ein Gebetsleben und damit ein segensreiches, frisches, freudiges Leben. Vom rechten Beten macht es ja der Herr abhängig, daß unsre Freude vollkommen werden soll.

Das Kirchengebet.

Zwischen Predigt und Abendmahl steht bei unsrem Hauptgottesdienst das Gebet, als Reichs-Gebet der priesterlichen Gemeine. Da treten wir zusammen vor den Altar und wie wir die Opfergaben bringen zu derselben Zeit, in demselben Geist bringen wir die Lob- und Dankopfer und Fürbitten unsrer Herzen und Lippen dar. Und wo eine Gemeinde recht ernstlich und einmüthig beten gelernt hat, da läßt sie auch hier nicht ihrem Pastor allein das Wort. Sie betet mit, sie fällt mit ein und besiegelt jede Gruppe von Bitten mit ihrem einmüthigen, himmelandringenden „Erhör uns, lieber Herre Gott!"

So rufen wir denn zum Allmächtigen, Barmherzigen und Ewigen zuerst für seine heilige christliche Kirche mit allen ihren Wächtern und Hirten. Die brauchen es selbst, daß sie

auf der rechtschaffenen Weide Seines allmächtigen, ewigen Wortes durch Kraft und Zucht des heiligen Geistes erhalten werden. Dann vermögen sie auch die ihnen anvertrauten Heerden auf solche grünen Auen zu leiten. Da wird das Christenleben erbaut, der Glaube gestärkt und die Liebe gegen alle Menschen erwächset und nimmt zu.

Wir heben betende Hände auf auch für alle weltliche Obrigkeit, wie der heilige Apostel die Christen ausdrücklich vermahnet, daß sie thuen Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhlich und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. (1 Timoth. 2, 1. 2.) Wie nöthig zu unsrer Zeit, daß alles Christenvolk an allen Enden einstimme in solchen Gebetsruf wider den Umsturz von Regenten- und Präsidenten-Mördern in alter und neuer Welt! Auch der Beamten unsres Volkes gedenken wir insonderheit. Solche Fürbitte ist deine Christen- und Bürgerpflicht, hoch und unantastbar über allem Parteigeist. Deine Stimme am Stimmkasten magst du in freier Wahl dem geweigert haben, der jetzt im Amte sitzt, aber deine Stimme im Gebet, in der Fürbitte darfst du ihm nicht weigern, wenn du ein Christ sein willst.

Haben doch unsre Feinde und Widersacher selbst Anspruch auf unsre Fürbitte nach unsres Heilands Wort: „Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." Das ist in vorzüglichem Sinne das Christengebet. Das lernt sich nirgends sonst als unter'm Kreuze. Sagst du dazu ehrlich und von Herzensgrund: „Erhör uns, lieber Herre Gott?"

Weiter gedenken wir aller menschlichen Noth über die weite Welt hin, derer, „so in Trübsal, Armuth, Krankheit, Kindesbanden, Todesnöthen und andrer Anfechtung sind." Keine Thräne wird vergossen, kein Seufzer steigt auf aus gepreßter Menschenbrust, ohne daß die Betgemeine Christi sie auf hohepriesterlichen Händen hintrüge vor den Thron ihres Herrn: Tröst sie, o Gott! nicht mit eitlem, leidigem, windigem Menschentrost, — tröst sie mit Deinem heiligen Geist!

Vornehmlich bedürfen solcher Bitte die, welche in besonderer Noth als Christen stehen und um der Wahrheit, um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen angefochten sind. Sie sind schon getröstet, wenn sie das Alles lernen als Vaterwillen mit Kindessinn aufnehmen und erkennen.

Aber auch als Kinder wissen wir, daß wir mit unsrer mannigfachen Uebertretung Gottes gerechten Zorn und allerlei Strafen wohl verdienet haben. Darum flehen wir ernstlich um Behütung und Verschonung. Er wolle in Gnaden abwenden fremde, verderbliche Lehre, Krieg, Blutvergießen, Pestilenz u. s. w. Auch das wieder zunächst für alle Menschen, sonderlich aber für Seine Gläubigen.

Endlich noch die Bitte ums täglich Brot: Fruchtbares Wachsthum für alle Früchte der Erde! Göttlichen Segen auf christliche Kinderzucht, ehrliche Nahrung und Handirung zu Wasser und zu Lande, ja auf alle edlen Künste und Wissenschaften! Wo der Bauer seinen Samen streut, wo der stämmige Schmied sein Eisen hämmert, wo der Bergmann niederfährt zum Schacht, wo des Bootsmanns Pfeife schrillt und die Segel sich im Winde blähen, wo im stillen Heim die Mutter ihr Kindlein wiegt, oder ihm zum ersten Abba die Händlein faltet, wo ein keuscher Maler-Pinsel sich in die Farbe taucht, wo des edlen Bildners Meißel den Marmorblock gestaltet, wo im Saitenklang und hundertstimmigen Chor die himmlische Musika sich hören läßt, da breitet die betende Kirche ihre Hände über sie alle und fleht den Segen auf sie herab, daß sie bewahrt vor dem Argen, geheiligt und verklärt, ein Gottesdienst werden und bleiben möchten!

Wir sind zu Ende. All die weite priesterliche Gebetsumschau noch kurz zusammengefaßt in ihre Krone, die doch auch ihre Wurzel ist: „Vater unser" — rauschts von tausend Stimmen auf zum Thron und die Betglocke fällt ein und trägt den Ton über Straßen und Gassen, daß auch die abwesenden Brüder mit die Hände falten und dabei sind, wenn's heißt:

Amen! Amen! Ja, ja, es soll also geschehen.

Jesu Name die Kraft des Gebets.

Zum Beten gehört ein Name. Es ist ja das Gebet eine Anrufung eines andern, höheren Wesens. Dieses Wesen muß man nennen und bekennen, wenn man zu ihm beten will. „Wie sollen sie anrufen —, von Dem sie nichts gehöret haben?"

Freilich das ist nun eben die wichtigste Frage: Woher dieser Name, den man beim Gebet braucht? Wer hat ihn

gegeben? Es sind selbstgemachte Namen, welche die Heiden ihren Götterbildern geben, den Ausgeburten ihrer Phantasie. Diese selbsterfundenen Namen rufen sie an. Aber da ist keine Stimme, noch Antwort. Sie mögen sich heiser schreien: „Baal erhöre uns.“ Er hört nicht, denn er *ist* nicht, er existirt nirgends, als in ihrer Phantasie; hat kein Leben; darum kann es auch zwischen ihm und denen, die zu ihm schreien, keine lebendige Beziehung geben von Person zu Person.

Der Götzen Namen sind eben nicht von oben herab gegeben. Sie sind keine *Offenbarung* eines lebendigen Wesens, das sich kund thut, sich selbst nennt und bekannt macht, damit hilfsbedürftige Menschen es wieder nennen und anrufen, loben und preisen können zu ihrer Seligkeit. Dagegen hat der lebendige, wahre Gott von Alters her Sich Seinem Volke genannt als den Allmächtigen, den Treuen, Unwandelbaren, den Heiland und Erlöser, den Gott der Väter, Der Sein Volk aus Aegyptenland geführt hat und Der es auch aus anderen Diensthäusern und Banden erretten kann und will. Diese Namen alle *erweisen* Ihn als den lebendigen, sie erinnern an *Sein Thun*. Denn Seine Offenbarung steht nicht in leeren Worten, sondern in Worten, die *Thaten* sind, Heils- und Lebensthaten und die dann wieder, wo sie im Wort verkündet werden, Heils- und Lebenskraft mit sich führen.

Die *Offenbarung* aller Gottesthaten aber *gipfelt* im Namen Dessen, Der Sein Volk selig machen soll von ihren Sünden, *im Namen Jesu*. Größeres hat der lebendige Gott nicht an uns gethan, als da Er uns Den gegeben, der Jesus heißt, in Dessen Namen allein das Heil ist.

Darum ist das Gebet in Jesu Namen auch der wichtigste Fortschritt im Gebetsleben der Jünger. Haben sie bisher nichts gebeten in Jesu Namen, so sollen sie nun anfangen in Seinem Namen zu bitten. Jesu Namen ist der Höhepunkt des Gebets. Nun hatte ja der Herr schon einige Jahre zuvor Seine Jünger das Vaterunser gelehrt, als sie Ihn baten: „Herr, lehre uns beten.“ Auch hatte Er in unermüdlicher Liebe und Geduld sie immer tiefer eingeführt in das Verständniß Seiner Person und Seines Werks. Aber nun, da Seine Person verklärt und in der Passion und im Ostersieg Sein Werk vollendet wird, nun erst kommt auch für die Jünger die Zeit, die ganze Fülle dieses Jesus-Namens zu erkennen und mit solcher Erkenntniß diesen Namen zu brauchen in ihrem

Gebet. Nun erst geht den Jüngern selbst das rechte Licht darüber auf, was in dem Namen Jesu enthalten ist: daß der Gekreuzigte und Auferstandene allein unsre Gerechtigkeit ist und daß Niemand zum Vater kommen kann, denn durch Ihn. Nachdem ihr Jesus gehorsam gewesen bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, nachdem Ihn der Vater erweckt und erhöhet und Ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, nun verstehen die Jünger erst recht, daß in dem Namen Jesu sich beugen müssen aller Kniee, derer die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind und alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

So folgt auch im Katechismus das Gebet als drittes nach dem zweiten Hauptstück. Erst muß uns der Name Jesu in seiner ganzen Fülle erschlossen sein, ehe wir wirklich und kräftig in Seinem Namen beten können. Ein rechtes, wahres Vaterunser ist nur möglich im vollen Lichte dessen, was uns der Glaube über den Gottes- und Mariensohn erschlossen hat. Wer dadurch zum Kindesstand gekommen ist und den Kindschafts-Geist erlangt hat, der allein hat das volle Anrecht auf das Vaterunser als das Kindesgebet. Es liegt eine tiefe Bedeutung in dem Brauch der alten Kirche, daß die Ungetauften das Vaterunser nicht beten durften. Sie standen noch nicht in der vollen Gemeinschaft des Namens Jesu. Sobald sie aber die Taufe empfingen, und dann zum ersten Mal und ohne Verzug, durften und sollten sie mit einstimmen in das Kindesgebet des Vaterunsers.

Der theure Jesus-Name sei denn und bleibe auch unsres Betens Kraft und Mittelpunkt, Anfang und Ende. Ob wir in der Kirche beten mit versammelter Gemeinde, ob in der Hausgemeinde oder im Kämmerlein, ob wir aus tiefer Noth schreien und klagen, oder ob wir ein jubelndes Hallelujah hinauf schicken zum Herrn, immer sei der Name Jesu die Kraft unsres Gebets: Im Glauben an Ihn, durch welchen wir haben die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden; in Seiner Nachfolge, bleibend in Seinem Wort, getrieben von Seinem Geiste, so wollen wir beten und so wird uns der theure Name ein seliges Amen gewinnen vom Throne des Vaters.

Am Himmelfahrts-Fest.

Aufgefahren gen Himmel.

„Himmelan nur himmelan!" Dies Christenwort und Christenlied muß schon dem natürlichen Menschen in seinem Suchen und Fühlen nach dem lebendigen Gott tief ins Herz geschrieben sein. Nach oben schauten die Heiden auch, wenn sie in den leuchtenden Gestirnen, in Sonnenglanz und Mondes-Pracht den Ewigen und Wahrhaftigen suchten. Auf Hügeln und Berges-Höhen stellten sie ihre Heiligthümer und Altäre für ihre Götter. Wollte man mit ihnen zu thun haben, so war die Loosung: Hinauf! In die Höhe!

Aber wie heimisch und traut schaut den Christen erst der Himmel an, seit der Weihnachts-Engel „vom Himmel hoch" gekommen, seit die himmlischen Heerschaaren ihr Gloria in Excelsis angestimmt, seit unser Gott die höchste Himmelsgabe in die Krippe zu Bethlehem gelegt hat! Der, Der so vom Himmel gekommen, ist in den Himmel zurückgekehrt und über alle Himmel erhöht. Wir schaun hinauf und rufen in den Himmel hinein, wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater: Vater unser, Der Du bist im Himmel! schließend mit der seligen Hoffnung, „daß Er uns mit Gnaden aus diesem Jammerthal zu Sich nehmen wolle in den Himmel!" Das Alles ruht auf der Geschichte des Himmelfahrts-Tags: Aufgefahren gen Himmel!

Was bedeutet das für den Heiland? Es ist für Sein irdisches Wandeln und Walten der wirkliche, volle Abschluß. Mit dem „Gekreuzigt, Gestorben, Begraben" konnte ja Sein irdisches Leben nicht abschließen. Aber selbst nicht mit dem Siegeswort: „Auferstanden von den Todten." Soll Er, der Auferstandene, nun hier bleiben in der Sichtbarkeit? Soll Er in Herrlichkeit von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ziehen und durch diese Seine Erscheinung Sein Reich ausbreiten auf Erden? Manchem schiene das wohl der einfachste Weg, der am schnellsten zum Ziele führte. Aber es ist nicht und kann nicht sein Gottes Weg, des Geistes Weg. Bliebe der Herr so in der Sichtbarkeit, so wäre die Forderung und Bedingung der Genossenschaft in Seinem Reiche nicht das

Glauben, sondern das Schauen. Und doch ist gerade im Himmelfahrts-Evangelium aller Nachdruck auf den Glauben gelegt. Den Unglauben schilt der Herr. An Glauben oder Nichtglauben wird Seligkeit oder Verdammniß geknüpft. Aber um den Glauben groß zu ziehen, muß das Sichtbare zurück, der Geist muß sein Werk thun. Der ist an keine Stätte gebunden. Durch Ihn geschehen von nun an alle Wirkungen, die vom erhöhten Christus ausgehen, durch den Geist, wie Er in den Gnadenmitteln, Wort und Sacrament thätig ist.

Was giebt uns nun diese Himmelfahrt? Vor Allem die freudige Gewißheit Seiner Königs-Herrlichkeit. „Jesus Christus herrscht als König," das singen wir mit rechter Zuversicht, seit Er aufgefahren ist in die Höhe und sich gesetzet hat zur Rechten des Vaters. Sein Evangelium geht über alle Welt. Ein Volk und Land ums andere muß Ihm die Thüren aufthun und Niemand darf zuschließen. Wiederum: Wir sind unsres himmlischen Hohepriesters und Seines Segens, Seiner Fürbitte und Fürsprache im oberen Heiligthum gewiß. Hat Er doch unsre Menschheit mit hinauf und hinein genommen in die Majestät des Dreieinigen Gottes! Hat Er doch auf die Erde herab zum Wohnen in unsern Herzen den heiligen Geist gesandt. Ein selig Doppel-Pfand in diesem wunderbaren Tausche! Verklärte Menschen-Natur droben bei der Gottheit; und heiliger, schaffender Gottesgeist unten bei den Menschen zur bleibenden Einwohnung in den Herzen. So ist uns der Herr, als ein gen Himmel Gefahrener, in Wahrheit nicht ferner, sondern näher gekommen und erst durch die Himmelfahrt wird das Wort im Vollsinn wahr: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Sind wir nun auch bereit, die Forderung zu verstehen, die durch Christi Himmelfahrt an die Seinigen alle ergeht? Nun gilt es, die Erde, auf der Er gewohnt und gewandelt, zur Arbeits-, Kampfes- und Sieges-Stätte zu machen für Ihn und Sein Reich. Alle Völker sollen christianisirt werden; durch Wort und Sacrament zum Glauben gebracht und zur Seligkeit in solchem Glauben erhalten werden! Nun gilt es, für jeden Einzelnen, der des Herrn ist, Ihm nach, zu trachten nach dem, das droben ist, da Christus ist, daß es von uns Allen gelten möge: Unser Wandel ist im Himmel.

Am sechsten Sonntag nach Ostern (Exaudi).

Der Zeugengang der Kirche durch die Welt.

Der scheidende Herr sorgte aufs allertreulichste dafür, daß Seine Jünger auf die Dinge, die da kommen sollten, wohl gerüstet und vorbereitet sein möchten. Darum redet Er mit ihnen so eingehend von Seinem Hingang zum Vater, durch Leiden zur Herrlichkeit, und von Seinem seligen Wiederkommen. Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, alle diese Geschichten werden in jener letzten Nacht den Jüngern vorgeführt: Siehe, Ich habe es euch zuvor gesagt. Aber noch über Pfingsten hinaus erstrecken sich jene Winke und Reden des Herrn. Die Arbeiten und Erfahrungen der Jünger selbst bei ihrem Zeugengang durch die Welt werden ihnen im Umriß angedeutet.

Vor Allem ihre Ausrüstung zu dem bevorstehenden Zeugengang. Diese besteht in dem heiligen Geist, dem Tröster oder Beistand, welchen der Heiland ihnen senden wird vom Vater. Es ist der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet. Der wird selber zeugen vom Herrn. Dieser Geist hat den Jüngern selbst das Verständniß geöffnet für die Fülle der Gottheit, die in Christo leibhaftig vorhanden. Und Er hat ihnen in der neutestamentlichen Offenbarung das Wort gegeben, das Jesum von Nazareth, den Gottes- und Marien-Sohn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, darstellt als unser Aller Heil und Leben. Damit ausgerüstet trat die Kirche Christi ihren Zeugengang an durch die Welt. Sie hat den Geist, der sie in alle Wahrheit leitet. Und sie hat das Wort des Zeugnisses, das der Geist den Aposteln gegeben und von ihnen hat fixiren lassen in der Schrift des Neuen Testaments.

So gerüstet hat die Kirche selbst die Aufgabe, von Christo zu zeugen. Wie die Apostel vom Leben, Sterben und Auferstehn des Herrn reden konnten als Augen- und Ohrenzeugen, so zeugt die Kirche fort und fort von jenen Thatsachen auf Grund des Apostolischen Zeugnisses. Und von der Kraft und wesenhaften Wirkung jener Thatsachen zeugt sie aus eigener Erfahrung. Der Auferstandene lebt und wirkt mit und in Seiner Gemeinde. Jeder gläubige Christ ist durch die That-

sache seines Glaubens und seines Christenlebens ein Zeuge für den Herrn. Er ist berufen, im Wandel seine Tugenden zu verkündigen, und im Wort seine Wahrheit zu bekennen. „Ich glaube, darum rede ich." Muthig und fest, unbeirrt durch die „Meinungen" der Welt muß die Kirche diesen Zeugengang gehen.

Freilich die Aufnahme, die sie dabei findet, ist keine sonderlich erfreuliche. Auch darüber wird den Jüngern vom Herrn nichts verhehlt. Sie sollen sich nicht ärgern, wenn diese trüben Erfahrungen eintreten: Bann, Verwerfung, Todesurtheil, und dies in der sichern Zuversicht, daß Gott damit ein Dienst geschehe! Das ist eine harte Prüfung für den Zeugen, bittre Feindschaft finden, wo man die wärmste Dankbarkeit und Anerkennung erwarten möchte.

Die Erklärung dazu und der Trost darüber ist vom Herrn dazu gegeben: Sie thuns darum, weil sie weder den Vater noch den Sohn erkennen. Bei allem ihrem Eifer, „Gott einen Dienst zu thun," fehlt es an der Grundbedingung alles wahren Gottesdiensts: Erkenntniß des Vaters und des Sohnes. Wo diese fehlt, da kann sich das Zeugniß der Kirche auf Anfeindung gefaßt machen. Und doch, wie soll die Welt den Vater und den Sohn kennen lernen ohne dieses Zeugniß?

Ihr werdet auch zeugen.

So gewiß der Herr vom heiligen Geist sagt: „Er wird zeugen von Mir," ebenso gewiß sagt Er es von Seinen Jüngern: „Ihr werdet auch zeugen." Ob Er wohl die Jünger kannte nach all ihrer Schwachheit, sagt Er es doch ganz zuversichtlich von ihnen: Ihr zeuget auch. Das Wort strecken wir über die Apostel hinaus auf alle Christen in der weiten Welt. Jedes Kind Gottes, das den Herrn Jesum im Glauben erkannt und liebgewonnen, ist berufen, ein Zeuge von Ihm zu sein. An jeden Einzelnen Seiner Jünger darf der Herr die ernste Forderung stellen: Du zeugest auch! — Durch ein festes, klares, apostolisches Zeugniß sind sie zu Christen geworden. Durch ein festes, klares, persönliches Zeugniß sollen sie ihrerseits beglaubigen, daß ihr Jesus Christus ein wahrhaftiger, lebendiger Heiland und Seligmacher ist.

Auch ihr Zeugniß soll darauf ruhen, daß sie bei Jesu

gewesen. Bei Ihm sind sie Alle gewesen, die durchs Sacrament und Wort von Ihm in Seine Gemeinschaft gezogen und darin erhalten wurden. Nicht bei heidnischen Götzen, nicht in der frostigen Winterluft des herzlosen Unglaubens, sondern bei Christo sind sie gewesen, unterm süßen Schall Seines Wortes, im hellen Sonnenstrahl Seines Evangeliums, vom Lichterglanz des Weihnachtsbaums, durch Passion, Ostern, Pfingsten hindurch bis wieder der fröhliche Adventsruf erschallt, sind sie wieder und wieder dabei gewesen! Von der Taufe an, von dem ersten Unterricht auf der Mutter Schooße, durch alle die Unterrichtsstunden in Schule und Kirche, in Predigt, im Abendmahl — wie oft sind sie dabei gewesen! Aber noch tiefer müssen wir mit diesem Worte gehen. Bei Ihm gewesen sein heißt ja in Wahrheit, in lebendiger, persönlicher Erfahrung der Gemeinschaft mit Ihm stehen, im Gebet bei Ihm sein alle Tage, in der Betrachtung des Worts ein brennend Herz für Ihn haben, in der täglichen Aufgabe des Lebens in Ihm leben und weben, das heißt bei Ihm sein! Das macht zu Zeugen!

Und eben in diesen Dingen besteht auch wiederum das Zeugniß. Eine lebendige, regelmäßige, andächtige und herzinnige Theilnahme am Gottesdienst der Gemeinde ist an sich ein Zeugniß für den Herrn. Ein Kirchenstuhl, der ohne Grund leer steht, ist ein Zeugniß der Gleichgültigkeit und der Lauheit, nicht für den Herrn, sondern wider Ihn. Und ein Kirchenbesucher, der im Gottesdienst säße steif und stumm, ohne den Mund mit aufzuthun und einzustimmen in den Dank, das Bekenntniß, das Lied und Gebet der Gemeinde, wäre kein Zeuge. Jedes Hauptstück unsres christlichen Glaubens von Adams Sündenverderben an bis zur zukünftigen Herrlichkeit des ewigen Lebens, wird allsonntäglich in unsern schönen Gottesdiensten bezeugt. Wer wollte dabei schweigen und sich selber wieder mundtodt machen? Und wie in der Kirche, so im Hause und im Kämmerlein. Sind das Zeugen des Herrn, die kein Gebet, keine Andacht, keine Hausgemeinde haben? Wiederum, jeder Baustein zum Reich Gottes, daheim und in der Fremde, soll ein Zeugniß sein für den Herrn. Was weiß der Gotteskasten von deinem Zeugniß und deinem Dank für die Liebe deines Gottes und Heilands? Oder bist du auch Einer von denen, welche die Spinne über den Opferstock kriechen und ihr Netz drüber breiten lassen, ohne daß sie je darin gestört

wird? Und endlich: der Wandel im Lichte ist das am meisten praktische und am meisten noch gelesene und anerkannte Zeugniß von Christo. Die Bibel lesen Seine Feinde längst nicht mehr. Aber ein Christenleben, das in seinem Thun und Lassen verkündigt die Tugenden des Herrn, das ist eine Schrift und ein Zeugniß, dem auch der Unglaube nicht zu widersprechen wagt.

Und was kommt denn aus solchem Zeugniß? Die Apostel und ersten Christen mit ihrem Zeugniß vom Herrn waren ohne Zweifel die größten Wohlthäter der Menschheit. Aber wie ist ihnen diese Wohlthat vergolten worden? Mit Haß, Bann, Blut und Eisen! Wer könnte sich heute darüber täuschen, daß die Grundströmung unsres Zeitgeists wider den Herrn Christum geht und Sein Wort und Sein Reich. „Das Wunder aus der Religion! Die Pfaffen aus der Kirche! Die Religion aus der Schule! Die Kirche aus der Welt!" Das sind die Grundtöne in dem heutigen Weltconcert. Darum wer zu zeugen entschlossen ist, sei auch zum Leiden entschlossen! Zeugen und Leiden geht beim Evangelio diese neunzehnhundert Jahre Hand in Hand!

Zeugniß um Zeugniß.

Erst kommt ein Zeugniß an die Jünger, das sie annehmen und glauben und an sich wirken lassen müssen. Dann geht ein Zeugniß von den Jüngern aus, das sie ablegen, Zeugniß um Zeugniß. Das ist das ganze Christenthum, sein Empfangen und Geben, sein Glauben und sein Wirken, es ist einfach Zeugniß um Zeugniß.

Es ist kein Zweifel, daß dies Wort: Zeugen, Zeugniß eines der häufigsten und wichtigsten Worte im Neuen Testamente ist. Schon von den alttestamentlichen Propheten sagt Petrus, daß der Geist Christi in ihnen war, der da zuvor bezeugete die Leiden, die Christo sind und die Herrlichkeit darnach. Johannes, der Vorläufer, kam, daß er von dem Lichte, von der Wahrheit zeugete. Aber noch ein größeres Zeugniß, als das des Johannes, waren die Werke, die der Vater dem Sohn gegeben. Sie zeugten von Ihm, daß Ihn der Vater gesandt hatte. Und die Schrift zeuget von Ihm, Moses und die Propheten. Und der Vater selbst zeuget von Ihm. Der Sohn selber hat

dies Werk als die Aufgabe Seines ganzen Lebens: daß Er die Wahrheit zeugen soll. Er und alle die, welche durch den Geist Seine Mitzeugen sind, „reden, was sie wissen, und zeugen, was sie gesehen haben."

Der Hauptzeuge aber von Gott und Seinem Sohne ist nun der heilige Geist. Der Tröster, welchen der Sohn vom Vater sendet, der Geist der Wahrheit, der wird zeugen von Ihm. Er ist zuerst den Aposteln selbst ein kräftiger und unwiderstehlicher Zeuge gewesen. Er hat ihnen das Verständniß geöffnet und hat ihnen eingegeben das Wort, das sie reden und schreiben sollten. Die heiligen Männer Gottes haben geredet, geschrieben von dem heiligen Geist. In ihrem Schriftwort hat das Zeugniß des Geistes feste, bleibende Gestalt gewonnen, so daß wir Alle heute noch diese unfehlbaren Zeugen lauterer evangelischer Wahrheit herbeirufen und den Finger drauf legen können: „So stehts geschrieben!" Das Wort der Apostel ist das Zeugniß, das Gott durch den heiligen Geist gezeuget von Seinem Sohne. Dieses Zeugniß gehet aus in alle Welt. Ohne dasselbe wäre kein Mensch je zu Christo gekommen und würde kein Mensch heute den Heiland finden.

Das ist das Zeugniß, das wir annehmen müssen, wenn wir anders Christen sein wollen. Und wer es angenommen, der wird auch zeugen müssen, auf daß es bleibe: Zeugniß um Zeugniß. „Ihr zeuget auch," sagt der Herr mit aller Bestimmtheit von Seinen Jüngern. Wenn nun auch dieses Wort in seinem engsten, strengsten Sinne nur von den Aposteln gilt, sofern sie Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Jesu gewesen, so dürfen wir doch unbedenklich eine Anwendung davon auf jedes Christenleben machen. Eine Wolke von Zeugen umgiebt den Christen. Sein eigener Beruf ist, von Christo Zeugniß abzulegen in Wort und Werk. Das Bekenntniß zu Christo und von Christo ist ein unerläßliches Stück unsres Christenthums. Unsre Seligkeit wird davon abhängig gemacht. Selbst dem Schächer, der doch zur Erweisung seines Jesusglaubens die kürzeste Frist hatte, wird dieses Bekenntniß nicht erspart. Er muß zeugen von Christo, von dem, was Er ist, von dem, was er von Ihm hofft. Jeder rechte Gottesdienst christlicher Gemeinden muß darum diesen Bekenntniß-Charakter tragen. Die daran Theil nehmen, müssen Zeugniß ablegen durch ihre Gegenwart im Gotteshaus, ihr Singen, Beten und Bekennen,

durch ihren gemeinschaftlichen Abendmahlsgang, daß ihnen Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene, der Herr sei, dem sie angehören und des sie sich trösten wollen im Leben und Sterben.

Nur soll das Christen-Zeugniß sich nicht auf diese äußere Bekenntniß-Gemeinschaft beschränken. Das Herz und das Leben müssen daran Theil haben. Unsre Liebe muß zeugen von der Liebe Christi, unsre Sanftmuth und Geduld von Ihm, dem Sanftmüthigen und Herzensdemüthigen. So verkündigt man die Tugenden Des, Der uns berufen hat aus der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Lichte.

Bist du ein Zeuge Christi?

„Ihr werdet Meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde," das war das letzte Wort des Herrn bei der Himmelfahrt. An Pfingsten hören wir das Zeugniß anheben zu Jerusalem, aber auch schon hinausklingen über die ganze Erde: Parther und Meder und Elamiter hören die großen Thaten Gottes reden in ihrer eigenen Sprache und Zunge. Mitten drin steht dieser Sonntag mit seiner Verheißung des heiligen Geistes als Christi Zeugen und mit seiner bestimmten Erwartung, daß auch die Jünger, als die von Anfang bei Ihm gewesen, Seine Zeugen sein würden. Obwohl das ursprünglich und sonderlich von den Aposteln gesagt ward, dürfen wir doch einen jeden Jünger und Christenmenschen fragen:

Bist du ein Zeuge Christi? Weißt du, was dazu gehört, um Sein Zeuge zu sein? Du denkst vielleicht, das ist ein Großes und erfordert eine sonderliche Ausrüstung. Aber vergiß nicht, in welcher Stunde und zu was für Leuten dieses Wort gesprochen wurde. „Ihr auch," sagt der Herr zu dem Jüngerhäuflein, zu dem Petrus und Thomas gehören, der Verleugner und der Zweifler; „ihr auch," sagt der Herr zu allen denen, von denen Er wußte, daß sie in jener Nacht Ihn alle verlassen würden. Was für schwache Werkzeuge zum Zeugenberuf! Und doch, bei aller ihrer Schwachheit, sind sie doch „bei Ihm" gewesen. Er erwählte sie, daß sie „bei Ihm" wären und daß Er sie aussendete, zu predigen. So gehört auch beim Christen zu seiner Ausrüstung als Zeuge

Christi das, daß er bei Ihm sei in der Gemeinschaft des Worts und Sacraments, des Gebets und des täglichen Wandels.

Und eben dieses „bei Ihm Sein" ist ja im Wesentlichen selbst das Zeugniß für den Herrn. Wir zeugen von Ihm und für Ihn, indem wir bei Ihm sind in den schönen Gottesdiensten im Hause des Herrn. Ein leerer Kirchenstuhl wäre ein schlechtes Zeugniß für den Herrn von Seiten der Person, deren Namen er trägt. Bekenntniß-Akte und damit Zeugnisse sind unsre Taufe, unsre Anwesenheit beim christlichen Unterricht in Kirche, Schule und Haus, unsre Confirmation, unser Abendmahlsgang, unsre lebendige und regelmäßige Theilnahme am Gottesdienst, darin selbst wieder mit ausdrücklichen Worten jedes Stück unsres christlichen Glaubens bezeugt wird von der Schöpfung Himmels und der Erden bis zur Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben. Und unsre Arbeit am Reiche Gottes, die Bausteine, die wir zu seinen Mauern beitragen und einfügen, unser Wandel im Lichte, der da verkündigen soll die Tugenden des, Der uns berufen hat aus der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Lichte, — die sollen zeugen von Ihm und von der Kraft Seiner Liebe und Seines Lebens.

Freilich, die Erfahrung, die man mit dem redlichen Zeugniß vom Herrn macht, ist von Alters her keine sehr leichte und angenehme gewesen. Die Apostel mit ihrem Zeugniß von Christo sind die größten Wohlthäter der Welt gewesen. Was hat ihnen die Welt zum Dank erzeigt? In den Bann und Tod hat man sie dafür geschickt. Und das Alles im festen Glauben, man thue Gott einen Dienst daran. So hat es das jüdische Pharisäerthum gemeint in der Verfolgung des Evangeliums; so das Heidenthum, wenn es für seine alten Götter fürchtete und kämpfte und wüthete gegen die Bekenner des neuen Glaubens; so hat es die Papstkirche gemeint, diese blutige Verfolgerin des lauteren, ungefälschten Zeugnisses von Christo. So meint heute noch die Christusfeindschaft des modernen Unglaubens, sie thue Gott einen Dienst damit, wenn sie das Zeugniß der Kirche bekämpft; sie trete damit ein für die Sache der Freiheit, der Wahrheit, der Wissenschaft, des Fortschritts, und wie die schönen Namen alle heißen. Zeugen und Leiden ist von jeher Hand in Hand gegangen. Du mußt bereit sein, etwas zu tragen und dir gefallen zu lassen im Dienst und Zeugniß für deinen Herrn.

Am heiligen Pfingstfest.

Zum heiligen Pfingstfest.

Christ fuhr auf gen Himmel:
Da sandt Er uns hernieder
Den Tröster, den heiligen Geist,
Zu Trost der armen Christenheit. Hallelujah!

Wär Er nicht hingangen,
Der Tröster wär nicht kommen,
Seit daß Er hingangen ist,
So haben wir den Geist durch Christ. Hallelujah!

„Sie wurden Alle voll des heiligen Geistes" — so beschreibt die Pfingst-Epistel den reichen, rauschenden Pfingstsegen des ersten christlichen Pfingsttages. Alle, alle voll des heiligen Geistes! Die Jüngerschaar, von der dies gesagt ist, hatte ja auch alle möglichen Unterschiede in ihrer Mitte nach Alter, Geschlecht, Stand, Beruf, Begabung. Da waren die Apostel und die andern Jünger, Männer und Weiber, Greise und Jünglinge, Schriftgelehrte und Rathsherren wie Nicodemus, aber auch ungelehrte Fischersleute von Galiläa, Reiche, wie Joseph von Arimathia, und Arme, welche auf der Andern Unterstützung angewiesen waren. Aber der Pfingstsegen, die werthe Gabe des heiligen Geistes, kam voll und reich über Alle! Da war in ihrer äußern Lage und Lebensstellung nichts, was den Geistesguß hemmen oder einschränken konnte — alle bekamen ihn. Und alle wurden voll von ihm. Auch innerlich in den Herzen keine Beschränkung. Kein Hinderniß für den Geist. Die ganze Fülle des Geistes nahm das Herz in Besitz, sein Denken, Dichten und Trachten, sein Wollen und Wünschen, sein Haben und Empfinden. Alles voll vom heiligen Geiste.

Die Pfingstthat Gottes ist ja von allen andern Gottesthaten eine That direkt in die Herzen hinein und an den Herzen. Nicht in die Luft der weiten Welt, nicht in den Raum des Hauses, da die Jünger versammelt saßen, fährt der heilige Pfingstgeist. Sein Ziel ist das Menschenherz. Erst da ist Er wirklich gekommen, wo Er in dem Herzen Eingang und Wohnung gefunden hat. Gottes Weihnachtsthat, seine Kar-

freitags- und Osterthaten sind alle in erster Linie äußerlich sichtbare Geschichten mit Augen- und Ohrenzeugen, die sie sehen oder davon hören. Gottes Pfingstthat aber ist vor Allem eine innerliche Herzensgeschichte: sie wurden voll des heiligen Geistes. Denn der heilige Pfingstgeist ist Gottes Geist nicht als Naturgeist, wie Er draußen waltet im Reiche der Schöpfung, wie Er einst brütend über den Wassern schwebte. Es ist der heilige Geist der Heiligung durch Glauben, Erneuerung und Wiedergeburt. Die einzelne menschliche Persönlichkeit mit ihrem Herzenscentrum, das ist Sein Arbeitsfeld, daran Er wirkt und schafft. Und sein Ziel kein geringeres an deinem und meinem Herzen, als, daß es voll werde des heiligen Geistes! Ein Anfassen, Durchwehen, Erwecken, Erleuchten, Erneuern und Erfüllen des einzelnen Herzens. Ohne dieses Geisteswort keine Buße, kein Glaube, kein Erkennen Christi, kein Kommen zu Ihm, kein Bleiben bei Ihm, kein Pfingstsegen in Herz und Haus, in Schule und Gemeinde, bei Hirten und Heerden.

Auf denn und angeklopft, gebetet und gefleht um diesen reichen Pfingstsegen: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott, **Erfüll** mit Deiner Gnaden Gut Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn." Oder, wie einst ein kindlich Gemüth das Gebet gesetzt hat: „Mach mein Herz so voll vom lieben Heiland, daß keine Sünde mehr hinein kann! Amen."

Die großen Thaten Gottes.

Der Pfingstgeist hat der Jünger Herzen erfüllt. Und weß das Herz voll war, des ging der Mund über. „Sie fingen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen." Der Pfingstgeist ist ja, wie der Sonntag Exaudi verkündet, ein Geist des Zeugnisses. „Der Geist der Wahrheit, — der wird zeugen von Mir und ihr werdet auch zeugen." Und was des Zeugnisses Inhalt gewesen, sagten uns kurz und schön die Zuhörer beim ersten Pfingst-Zeugniß: „Wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden." Das war die Kraft und das Leben darin. Nicht ihre eigenen Gefühle, nicht den schwärmerischen Flug ihrer Phantasie, nicht das verschlungene Spiel ihrer Schlüsse und Berechnungen, das bunte, flatterige Allerlei

ihrer eigenen Gedanken und Urtheile haben sie geredet: Die großen Thaten Gottes. Das Große, was Gott gethan und noch thut, und thun will, und thun wird zum Heil der Welt und zur Verherrlichung Seines großen, heiligen Namens. Davon sind ihre Herzen voll, davon rühmen und reden ihre Zungen. Das ist die Flamme, die der Pfingstgeist angefacht in ihren Herzen.

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd,
Was Christus mir gegeben
Das ist der Liebe werth.

Und das ist auch der Rede werth: Gottes Großthat! — Es ist Gottes That, Der mit Seinem allmächtigen Wort die Welt aus Nichts geschaffen, wenn Er täglich Millionen speist, erhält, behütet und bewahrt, führt und regiert, wie ein Hirte seine Schafe. Es war Gottes große That, da Er einst Sein Volk aus dem Diensthaus durchs Meer und die Wüste geleitet, ihm Sein Gesetz gegeben aus Wolken und Blitz des Horeb herunter, da Er es heimgesucht in Lieb und Leid, mit Segen und Fluch, sonderlich mit Seinem klaren, scharfen Propheten-Zeugniß. Aber die größten Gottesthaten zu unsrer Seligkeit, die, von denen der Pfingstgeist die Herzen voll macht, diejenigen, auf die Er die Gemeinde erbaut, im rechten, einigen Glauben, das sind Gottes Großthaten in Christo Jesu, geschehen zum Heile verlorner Sünder: Das Wort ward Fleisch! Christus Jesus ist gekommen in die Welt, die Sünder selig zu machen! Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß Er die Werke des Teufels zerstöre! Er ist um unsrer Sünde willen dahin gegeben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket! Er ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung! Das sind die Großthaten Gottes, die den Sünder selig machen. Die Kirche Christi hat diese Rede der alten Pfingstgemeinde treulich abgelernt und bis zum heutigen Tag bezeugt sie einmüthig und einstimmig „die großen Thaten Gottes" in ihrem Glaubensbekenntniß, Artikel um Artikel.

Nicht Menschenthun und Menschengröße, sondern Gottes Werk, Gottes That ist ihr Evangelium. Und das allein ist Evangelium. Was nicht Gottes große Thaten an uns heran und in uns hinein bringt, das heilt nicht und hilft nicht, von

dem kann die Welt nicht gesunden. Aber Gottes Thun bringt Leben in den Tod, Licht in das Dunkel. Was Er thut, ist Heil und Segen.

Das wollen wir nur nie vergessen, wenn wir des Pfingstgeists und seiner Gaben und Segnungen theilhaftig werden und bleiben wollen. Wo man groß thut und rühmt von Menschen-Werken, wo Menschen-Gedanken und -Satzungen sich breit machen dürfen, daß sie die großen Thaten Gottes verdunkeln und in den Hintergrund drängen, da ist kein lauteres Evangelium, kein ungehemmtes Walten des Pfingstgeistes. Wo am heiligen Gottes-Wort mit seinem schlichten Zeugniß von dem, das Gott gethan, gemäkelt und gedeutelt wird, wo man nicht bleiben will bei seinen einfältigen, klaren Worten von Christi Person und Gnade, und Seinen Gnadenmitteln, Taufe und Abendmahl, da werden die großen Thaten Gottes verdunkelt, Seine Herrlichkeit getrübt, Sein Evangelium abgeschwächt. Die Pfingstgemeinde ist darum so selig und warm in der Liebe — Ein Herz und Eine Seele — gewesen, weil sie so fest auf Einem Grunde sich erbaute und Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe bekannte, — „die großen Thaten Gottes," ungetrübt durch Menschenfündlein und unvermischt mit Menschen-Ruhm, die waren ihr Schmuck und ihr Ehrenkleid.

Die Pfingst-Zeichen.

Der Tag der Pfingsten hat seine äußeren, sichtbaren Zeichen gehabt, welche die große Gottesthat, die Ausgießung des heiligen Geistes begleitet haben. Da ist vor Allem das Häuflein derer, die einmüthig versammelt, mit Gebet und Flehen den Pfingstgeist erwarten. Keine Menschenkraft und kein Menschenverdienst kann ihn erwerben und herabzwingen auf die Erde. Einer nur hat um ihn gearbeitet und hat ihn uns erarbeitet, der Herr Jesus, der hinging durch Leiden zur Herrlichkeit und uns den verheißenen Geist aus der Höhe sandte. Er ist die Gabe Seiner Gnade. Er will erbeten sein. Wo zwei oder drei versammelt sind in Jesu Namen, wo das Gebet und Lied des Einen den Andern im Glauben stärkt, wo Aller Herz, Muth und Sinn auf das Eine gerichtet ist, das noth thut, da kommt der Geist der Wahrheit und kehret bei uns ein.

Auch das Reich der Natur hat dem Kommen des Pfingstgeists seine Zeichen leihen müssen in dem Windesbrausen und den Feuerzungen. Luft und Feuer sind ja unter allen Körpern im Naturreich die unkörperlichsten, geistigsten; und dabei wohl die mächtigsten. Geheimnißvoll und wunderbar ist und bleibt das Walten dieser Kräfte, sei es, daß die sanft bewegte Luft in mildem Säuseln uns Kühlung zufächelt nach des Tages Last und Hitze, sei es, daß der wild entfesselte Sturmwind jeden Widerstand vor sich niederbricht und die Wassertiefen aufwühlt bis zum Grunde; sei es, daß des milden Lichtes und Feuers Glanz den Kalten wärmt, dem Finstern leuchtet, oder daß seine verzehrende Gluth alle Schlacken wegfrißt und das harte Metall schmilzt im glühenden Tiegel.

Wie wirds dem Herzen so wohl, wenn es das linde Säuseln des Gnadengeistes spüren darf, wie brennt es, wenn seine Funken drein fallen, wenn der Feuerbrand ins Gewissen fährt und alles Unreine, Schlackige mit verzehrender Gewalt anpackt! Wie eilt des Geistes Kraft und Wirkung von Einem zum Andern, der zündenden Flamme gleich, die weiter leckt und springt, um aus dem Funken ein Feuermeer zu machen!

Ein weiteres Pfingstzeichen sind die mancherlei Sprachen, die wir an jenem Tage hören. Geist und Wort, Gedanken und Sprache, Glauben und Reden gehört ja zusammen im Reiche Gottes, wie im Gedankenreich des natürlichen Menschen. Weß das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Statt Fluchen beten und segnen; statt Murren Christum preisen, statt Verleugnen und Verschweigen Christum bekennen, statt Schelten und Zanken freundlich reden, trösten und durch sanftmüthige Bestrafung des Nächsten Besserung suchen, — solche Rede geht vom Pfingstgeist aus und geht mit ihm Hand in Hand. Und der heilige Geist will mit jedem seine eigene Sprache reden, — die Muttersprache soll es sein, in der die Vaterliebe Gottes dem verlornen Sohne den Frieden der Heimath verkündet und ihn zurückholt ins Vaterhaus. Es ist ein heiliger, inniger Bund zwischen dem Evangelium und der Muttersprache. Wehe dem, der die Hand dran legt und ihn antastet!

Als letztes Zeichen, das die Pfingstthat unsres Gottes begleitet, steht in der Pfingstgeschichte der herzlose Spott derer, die nichts von Ihm wissen wollen. So ists ja von Alters her gewesen. Alle Großthaten Gottes haben Wider-

spruch und Hohn gefunden bei denen, für die sie geschehen sind. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde und den Menschen nach Seinem Bilde. Der Spötter verdrehts in einen Urschlamm ohn Anfang, und in eine Abstammung vom Affen! Das Werk der Erlösung ist versiegelt und abgeschlossen im Siegeswort des Ostermorgens: Er ist erstanden! Der Unglaube spricht: Seine Jünger haben ihn gestohlen. An Pfingsten heißts durch Gottes Kraft: Sie wurden alle voll des heiligen Geists. Der Unglaube witzelt: Sie sind voll süßen Weines! Alle Gottesthaten haben das sichere Zeichen, daß ihnen frech und übermüthig widersprochen wird. Aber der gefährlichste Spott und Widerspruch ist derjenige, der sich gegen die Pfingstthat und die Pfingstgabe richtet. Dieselben Leute, die sich am Taumelkelch der Weltlust toll und voll trinken, spotten über das Bekenntniß der Kirche, über ihre Ordnungen und Feste, ihre Lieder und Gebete, und wehren sich wider das Zeugniß des heiligen Geistes. Sie mögen zusehen, daß ihr Widerstand nicht zur Sünde werde wider den heiligen Geist, denn dem Pfingstgeist widerstreben heißt den Weg zum Heiland und zum Leben abweisen und verwerfen.

Die Kirche im Herzen.

Zu uns kommen und Wohnung bei uns nehmen, zu dauerndem Aufenthalt und bleibender Gemeinschaft, das ist das Ziel aller Gottes-Offenbarung an uns, die wir durch die Sünde dem Vaterhaus entfremdet waren. Schon im Alten Bunde hat der Herr klar und deutlich zu Seinem Volke davon geredet: „Ich will Meine Wohnung unter euch haben und Meine Seele soll euch nicht verwerfen.“ „Sie sollen Mir ein Heiligthum machen, daß Ich unter ihnen wohne. Ich will unter den Kindern Israels wohnen und ihr Gott sein.“ „Ich bin der Herr, Der unter den Kindern Israels wohnet. — Sie sollen Mein Volk sein und Ich will ihr Gott sein.“ Dieses Wohnen Gottes unter Seinem Volke macht Sein Reich, Seine Gemeinde auf Erden. Aber es ist nicht eine äußerliche, leibliche Gegenwart bei irgend einem sichtbaren Heiligthum, das Menschenhände gebaut haben. Gottes Wohnen ist nicht bloß unter Seinem Volk, sondern in den Herzen der Seinigen. Das Reich Gottes ist inwendig in euch. Und wo das nicht ist,

da ist überhaupt kein Gottesvolk und keine Kirche im biblischen Sinne des Worts.

Wo ist nun aber diese Kirche im Herzen? Wo wohnt der liebe Gott in Menschenherzen? Wir antworten: Da, wo man den Herrn Jesum kennt und Sein Wort hält. Darum redet das Pfingst-Evangelium so viel vom Hören Seines Worts, vom Lehren und Erinnern Alles dessen, was der Herr gesagt hat. Wo Gottes Wohnung auf Erden sein soll, Gottes Haus und Gottes Dienst, da muß Erkenntniß der Wahrheit sein. Man muß eine Vorstellung von Gott, Seinem Wesen, Willen und Wirken haben. Und diese Vorstellung muß rein und richtig sein, sonst giebts Götzendienst statt Gottesdienst. Gottes Bild will der heilige Pfingstgeist verklären im Menschenherzen. Darum Sein Lehren und Erinnern. Was Er einmal und zweimal gelehrt hat, an das erinnert Er immer wieder. Was im Kopf und Gedächtniß ist, als „auswendig" gelernte Wahrheit, soll inwendig bewußt und innerlich angeeignet werden. Ins Herz und ins Leben solls hinein. Was hilft mein Lernen, wenn ichs nicht brauchen kann zu der Zeit, da ichs bedürftig bin? Die Wahrheit vom Irrthum reinlich zu scheiden und die gewußte Wahrheit zur gethanen machen, das ist des heiligen Geistes Arbeit an den Menschenherzen. Wo der dreieinige Gott Wohnung machen soll, da muß solches Lehren des heiligen Geistes allezeit stattfinden.

Wiederum: Wo die Liebe Gottes durch Jesum Christum in einem Menschenherzen wohnt, da ist ein Tempel Gottes, da ist die Kirche im Herzen. Es ist ja schon ein großer Unterschied: das Wort des Herrn hören oder nicht hören; Seine Stiftungen und Ordnungen halten oder mißachten und verwerfen. Aber die eigentliche Scheidung zwischen Menschenherzen hängt an der Frage, ob wir Ihn lieben, oder ob wir Ihn nicht lieben. „Wer Mich liebet, der wird Mein Wort halten und Mein Vater wird ihn lieben und Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Wer aber Mich nicht liebet, der hält Meine Worte nicht." Wenn unsre Kenntniß des göttlichen Worts keine Liebe zum Herrn Jesu in uns erzeugt, ist sie ganz an uns verloren. Das Herz muß für Ihn gewonnen werden. „Hast du Mich lieb?" Das ist die große Grundfrage. Die Kirche Christi besteht aus denen, die Sein Wort halten und Ihn lieb haben. Es ist eine Gemeinschaft des Geistes, im Glauben und in der Liebe zum Herrn.

Und endlich: Die Kirche im Herzen ist da, wo der Friede Gottes wohnt, den Jesus aus dem Grabe gebracht hat. Der Weltgeist hat keine Liebe zum Herrn; er hält Sein Wort nicht. Er hat keinen Frieden, und kann keinen geben. Aber der Herr Jesus hat ihn durch Seinen Hingang zum Vater für uns erworben in heißem Kampf in Gethsemane und auf Golgatha. Der Tröster schenkt ihn den Seinigen ins Herz hinein. Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste.

Am Trinitatisfest.

Nicodemus.

„Meister, wir wissen" — so hat der nächtliche Besucher seine Rede mit dem Herrn Jesu angefangen. Er kam aus einem Kreis, dessen „Gelehrsamkeit" und „Wissen" gar viel galt in Israel. Er war ein Schriftgelehrter und Pharisäer, ein Oberster unter den Juden. Er konnte mit ihnen den Finger auf so manche Schrift legen und sagen: So stehts geschrieben. Aber all sein Wissen hat eine Lücke gelassen in seinem Herzen, über die er sich selbst nicht wohl Rechenschaft geben kann. Das treibt ihn zu dem „Meister" Jesus von Nazareth, wenn auch verstohlen nur, aus Furcht vor den Juden.

An Ihm findet „der Meister in Israel" (V. 11) seinen Meister. Was für seltsame Dinge muß er da hören! Da gehts schnurstracks über seinen Horizont hinaus. „Wie kann—" „Kann —?" das sind die Fragen, mit denen wir den alten Schriftgelehrten und Wissenschäftler den Kopf schütteln sehen. Es „wundert" ihn, wie das Alles sein soll, was der Herr ihm da von Gottes Gnaden-Reich und dem Eintritt in dasselbe gesagt hat. Und doch ist das Natur-Reich schon, von dessen wissenschaftlicher Erforschung heutzutage so viel Aufhebens gemacht wird, voll ungelöster Räthsel, voll unerklärter Wunder. Hier ist das allereinfachste, alltäglichste: „Der Wind bläset, wo er will und du höreſt sein Sausen wohl; aber **du weißt nicht,** von wannen er kommt und wohin er fährt." Du weißt nicht — das ist ein unliebes Wort für den Schriftgelehrten, aber der Herr hats ihm ruhig und fest ins Gesicht

gesagt. Und mehr. Da Nicodemus über die Geburt aus dem Geiste kopfschüttelnd frägt: „Wie mag Solches zugehen?“ muß ihm der Herr in vorwurfsvollem Tone antworten: „Bist du ein Meister in Israel und weißest das nicht?“ Das weiß er erst recht nicht. Denn hier ist er nicht auf dem Naturboden, sondern im Reiche des heiligen Geistes, seiner Mittel und Wirkungsweise. Und da ist der hohe, weise Nicodemus eben noch ein armer Nichtswisser. Nur gut, daß er den Weg zu Dem gefunden hat, der ihn zu einem Wissenden machen kann. Denn mitten in all der eingebildeten Weisheit und thatsächlichen Unwissenheit unsrer verblendeten Welt steht Einer, Der in Wahrheit sagen kann: „Wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben.“ Hier ist eine Sicherheit und Klarheit, eine Festigkeit und Unfehlbarkeit des Wissens, wie wir sie sonst nirgends finden. Merket nun das wohl: Wenn der Herr Jesus redet von dem völligen, unheilbaren Sünderverderben der menschlichen Natur, — Fleisch, vom Fleische geboren: — Er redet, was Er weiß. Wenn Er redet von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer gänzlichen Erneuerung von oben, einer Neugeburt zum Reiche Gottes: Er redet, was Er weiß. Wenn Er uns bezeuget, daß diese Neugeburt nach Gottes Ordnung eine Geburt sein soll „aus Wasser und Geist“: — Er redet, was Er weiß. Wenn Er redet von dem geheimnißvollen Wesen und Stande des Menschensohnes, „der vom Himmel herniedergekommen ist und im Himmel ist, und gen Himmel fährt“: — Er redet, was Er weiß. Wenn Er endlich das Erlösungswerk dieses Menschensohns beschreibt unter dem Bilde der Erhöhung der Schlange in der Wüste, Seinen blutigen schmählichen Kreuzestod uns vormalend: — fürwahr, Er redet, was Er weiß! Das ist allergewissestes, unzweifelhaftes Zeugniß.

„Und, — muß der Herr bei Nicodemus dazu setzen, — ihr nehmet unser Zeugniß nicht an!“ Welche Anklage aus dem Munde des heiligen und wahrhaftigen Zeugen! Solche Gewißheit in Seinem untrüglichen Wort und solche Unwilligkeit, dasselbe anzunehmen! Wer will das verantworten? Was hilft es, Alles wissen, was Nicodemus gewußt hat, und doch Jesu Zeugniß nicht annehmen? Man hat dadurch nur noch mehr Verantwortung.

Merke denn: „Christum lieb haben, ist besser denn vieles Wissen.“ Und selig ist, der mit Paulo sprechen kann: „Ich

weiß, an welchen ich glaube." Denn Alle, die an Ihn glauben, sollen nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Die Geheimnisse des Reiches Gottes.

Das größte Geheimniß unsres Christenglaubens sprechen wir aus, wenn wir den Namen des Sonntags nennen, der oben steht: Trinitatis — Dreieinigkeit. Die ganze Fülle göttlicher Offenbarung ist in dem Einen Wort enthalten; die ganze Tiefe der Weisheit und der Erkenntniß, von welcher Paulus in der Epistel redet: „Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge."

Aber wie einfach und praktisch wird der Reichthum dieser Geheimnisse im Gespräch des Heilands mit Nicodemus behandelt! Da ziehen sie auf, eines nach dem andern, als Aufschlüsse von drüben her, als Offenbarungen über den natürlichen Verstand hinaus, aber darum nicht weniger wahr und real. Da ist zuerst

Das Geheimniß unsres natürlichen Verderbens. „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch." Sollte das ein Geheimniß sein? Ist doch der ganzen Welt und aller ihrer Herrlichkeit der Stempel aufgeprägt: „Fleisch!" Klingt doch selbst aus dem alten, stolzen Heidenthum heraus das Geständniß und die Klage: „Wir Alle sind böse. Was der Eine am Andern tadelt, das wird er in seinem eigenen Busen wiederfinden. Böse leben wir unter Bösen." (Seneca.) Und doch ist der wahre Charakter, die ganze Tiefe dieses Verderbens ein Geheimniß, das man nur im Lichte des Wahrheits-Geistes von oben her erkennt: „daß sie alle von Mutterleibe an voll böser Lust und Neigung sind und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können." (Augsb. Conf. Art. II.) Damit hängt aufs Engste zusammen:

Das Geheimniß der Nothwendigkeit einer neuen Geburt. „Ihr müßt von Neuem geboren werden," sagt der Herr zu Nicodemus. Ihr — solche Leute, wie Nicodemus einer war, solche ehrbaren, respektablen Leute, so redlich, wohlmeinend, ernstgesinnt! — Es ist euch nicht anders zu helfen,

als durch eine neue Geburt. Nicht andre Werke fordert der Herr, sondern ein andres Wesen, eine andre Natur. Nicht von dem, was der Mensch thut, oder thun muß, redet Er, sondern von dem, was er ist und sein und werden muß. Zu solcher Erneuerung ist aber vor Allem nöthig

Das Geheimniß der Person des Erlösers. Es gehören zu unsrer Erneuerung neue Kräfte, neue Wege, da Himmel und Erde zusammenkommen: Der Gottmensch, des Menschen Sohn, „Der vom Himmel herniedergekommen ist, Der im Himmel ist, Der gen Himmel fährt." Selbst „ein Lehrer, von Gott kommen," wie Nicodemus den Herrn nannte, ist nicht der Mann, der unsere Erneuerung von Grund aus schaffen kann. Da muß der allmächtige, lebendige Gott selbst dabei sein. Wenn das ewige Wort selbst Fleisch geworden ist durch den heiligen Geist von der Jungfrau Maria, dann ist der Grund gelegt zu einer neuen Menschheit, in der die Fleischesgeburt mit ihrem Verderben überwunden werden kann durch die Geistesgeburt mit ihrem Segen. Aber der Heiland redet nicht bloß von dem Geheimniß Seiner Person, sondern er beschreibt auch

Das Geheimniß Seines Erlösungs-Werkes. Es wird ausgerichtet nach dem Vorbild der ehernen Schlange. Was dem Volk Israel Tod und Verderben brachte — die Schlange — wurde zum Heil und Rettungsmittel erkoren. Wer immer gläubig zu ihr aufsah, war gerettet. So ward Der, Der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir würden in Ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Was dem Gesetz unmöglich war, das that Gott und sandte Seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und verdammte die Sünde im Fleisch durch die Sünde. Daß wir durch Ihn haben die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, das ist „das Geheimniß Seines Willens", das Er uns hat wissen lassen. (Eph. 1, 9.) Endlich kommt noch

Das Geheimniß der Mittel zur Wieder-Geburt, der Gnadenmittel, hier insonderheit der heil. Taufe: Wasser und Geist hat der Herr verordnet als die kräftigen Mittel, aus denen die Neugeburt kommen soll. Der Gebrauch des irdischen Elements auf dem Boden der Gnade, seine Verbindung mit Gottes Wort und Geist, seine Verwendung als

„gnadenreich Wasser des Lebens" im Sacrament ist und bleibt ja ein Mysterium, — Geheimniß, gerade wie das Beieinander von Brot und Leib des Herrn und Wein und Blut des Herrn im Abendmahl.

Das sind die Grund-Geheimnisse des Reiches Gottes, wie sie alle in diesem einen Evangelium wie in einer reichen Perlenschnur zusammengereiht sind. Die Hand, die sie faßt, das Auge, das sie sieht und erkennt, ist — der Glaube, durch den wir das ewige Leben haben.

Die eherne Schlange.

Der Mittelpunkt aller der seligen Geheimnisse, in welche der Herr den Nicodemus in jener nächtlichen Unterrichtsstunde einführte, ist das Geheimniß des ehernen Schlangenbilds, von Moses einst in der Wüste in schwerer Stunde aufgerichtet. Der Schriftgelehrte kannte ja wohl alle Einzelheiten dieser Geschichte. Er wußte auch, welcher Mißbrauch später in Israel mit dem ehernen Schlangenbild getrieben ward. Der Reformationseifer des Königs Hiskia, der die Höhen abthat und die Haine ausrottete, „zerstieß auch die eherne Schlange, die Mose gemacht hatte, denn bis zu der Zeit hatten ihr die Kinder Israel geräuchert und man hieß sie Nehusthan." (2 Kön. 18, 4.) Mit seiner abergläubischen Verehrung des ehernen Schlangenbilds mochte Israel wohl eine Ahnung verrathen, daß demselben ein tiefer, noch unerschlossener Sinn zu Grunde liege. Aber die eigentliche Bedeutung des wunderbaren Vorgangs und Abbilds haben doch auch die Schriftgelehrten in Israel nicht erkannt und der Herr Jesus muß hier einen der Besten von ihnen in das Verständniß desselben einführen. Hier liegt ja der eigentliche Mittelpunkt alles Heils, das Gott in Christo gegeben. Die eherne Schlange ist ein Vorbild auf den Versöhnungstod Christi.

Die eherne Schlange an sich war eine Nachbildung der feurigen Schlangen, welche so großen Schaden in Israel anrichteten. Aber bei aller Aehnlichkeit, welch tief greifender Unterschied! Die feurigen Schlangen voll giftiger Bisse, tödtlich Allen, die sie erreichten: die eherne Schlange ohne Gift, harmlos und unschädlich, heilsam Allen, die sie im Glauben ansahen. Nun scheint es uns freilich das Natür-

lichste, unter der Schlange mit ihren Bissen ein Bild der Sünde und ihrer Folgen zu sehen. Aber das trifft dann eben bei Christo selber zu. „Gott hat Den, Der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht." „Gott hat Seinen Sohn gesandt in der Gestalt des sündlichen Fleisches und verdammete die Sünde im Fleisch durch die Sünde." In Christo hat sich so zu sagen der ganzen Welt Sünde zur göttlichen Bestrafung dargestellt. Er ward ein Fluch für uns, „unter die Uebelthäter gerechnet." „Der Herr warf unser Aller Sünde auf Ihn."

Die Schlange nun, die Moses erhöhet hat, ist das Bild einer hoch am Pfahl festgenagelten, überwundenen, ihres Gifts beraubten, unschädlich gemachten Schlange. Wenn all das kriechende giftige Gewürme, das durch Israels Lager fährt, Tod und Verderben sprühend, so fest dort oben angenagelt wäre, da sollte wohl Niemand angst und bange davor werden! So ist es in Christo mit der Weltsünde geschehen. Er hat sicherlich den Schlangenbiß zum Tode selbst erduldet, damit die Sünde ihre Macht, Anspruch und Recht über uns verlöre. Sein Tod hat die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hatte und mit Seinem Blute hat Er eine ewige Erlösung erfunden. Er, der in Aehnlichkeit der verfluchten Schlange am Kreuzespfahl erhöhet war, ist eben dadurch der Schlangentreter geworden, Der ihr den Kopf zermalmt hat.

Die Schlange, die Moses erhöht hat, war zum Anschauen, wie ein Panier aufgehißt vor Aller Augen. „Hierher wendet euch! Schaut dort hinauf! Schnell, schnell einen Blick nach dem Schlangenbild am Pfahl!" Das war der Zuruf, der von Moses aus durch die Reihen lief; das ging wie ein Loosungswort von Mund zu Mund; das hat der Vater dem sterbenden Kinde, die Frau dem Manne, der Freund dem Freunde zugerufen. So hat Gott der Herr Seinen lieben Sohn, wie Er am Kreuzespfahl erhöht war, öffentlich vorgestellt als Gnadenstuhl durch den Glauben in Seinem Blute. Sein Evangelium geht aus in alle Lande mit dem Zuruf: Wendet euch zu Mir, aller Welt Ende, so werdet ihr selig. Nur hoch hinauf mit diesem Panier, dem Wort vom Kreuze, daß alle Welt es sehen kann, daß jedes Auge es finden kann, und wäre der Arme, von den Schlangen zerbissene, auch tief drunten im dichsten Gewimmel des Elends und Jammers um

ihn her. Nur weg mit Allem, was zwischen den am Kreuz Erhöhten und den armen Sünder sich stellen kann! Freier Ausblick, freie Bahn nach Golgatha!

Wer die Schlange ansah, wurde gesund. Wer an Christum glaubt, soll nicht verloren sein, sondern das ewige Leben haben. So ist also der Aufblick des Israeliten zu der ehernen Schlange geradezu als Bild des Glaubens an den gekreuzigten Heiland dargestellt. Und was für ein treffendes Bild! Denn wie hat je ein Israelit aus all dem Tumult heraus, auf Mosis Wort, sein Auge fest auf die eherne Schlange richten können ohne Glauben? So thöricht vor Menschengedanken die Zumuthung erschien: „Laß die Schlangen, die Wunden und Alles, — blicke weg davon nach dem Pfahl! Das ist Alles" — sie schloß eben die vertrauensvolle Hingabe des Herzens ein: Das ist Gottes Weg! Der einzige Weg! Der beste Weg! In keinem andern Heil. Kein Werk, keine Leistung, kein Opfer von Menschenhänden, sondern ein auf Gottes Wort hin mögliches Wagniß, alles Heil da zu suchen und zu erwarten, wo Gott es hingeheftet! Und etwas anders ist der Glaube nicht, der den im Wort und Sacrament dargebotenen gekreuzigten Heiland ergreift!

Dem Dreieinigen Ehre in Ewigkeit.

Der Prophet Hesekiel hat einst ein wunderbares Bild geschaut: Einen Wasserstrom, der unter der Schwelle des Tempels gegen Morgen hervorbrach. Bei den ersten tausend Ellen ging ihm das Wasser bis an die Knöchel; bei den nächsten bis an die Kniee, dann an die Lenden, und dann ward es so tief, daß ers nimmer gründen konnte, daß man drüber schwimmen mußte.

So ists mit unsrem Weg durchs Kirchenjahr. Immer tiefer gehts hinein in den Strom, der aus dem Heiligthum der göttlichen Offenbarung hervorbricht: des Vaters Liebe an Weihnachten; des Sohnes Hingabe an Ostern; des Geistes Kommen an Pfingsten; und nun das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit, so tief, daß mans nicht gründen kann, daß man mit Paulo ausrufen muß: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge; Ihm sei Ehre in Ewigkeit!"

Ihm, von welchem alle Dinge sind. Denn wer hat Ihm etwas zuvor gegeben, das Ihm hernach müßte vergolten werden? Er selbst ist aller Dinge Grund und Ursprung. Er ist der Geber aller guten und vollkommenen Gaben. Wohin nur unser Auge schaut, was die Hände greifen, woran die Sinne sich ergötzen, alles Schöne, Liebliche und Große ist von Ihm. Sonne, Mond und Sterne, das Meer und seine Tiefen, bis zum Thautropfen, in dem Seine Herrlichkeit sich spiegelt: Alles von Ihm! Auf jedes woher? auch auf das letzte nach dem letzten Grunde ist das die einzig richtige, letzte Antwort: Von Ihm! Nicht bloß die Ordnung, die Schönheit, die Weisheit und Zweckmäßigkeit alles Geschaffenen, sondern der Stoff selbst, aus dem Alles bereitet ist. Hier ist die Frage und Antwort, vor der alle Naturwissenschaft sich bescheiden und Halt machen muß. Sie hat es am Ende doch nur mit dem Wie? zu thun. Das Woher? muß sie dem Glauben lassen, der da spricht: Von Ihm sind alle Dinge. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Ihm, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer die Ehre in Ewigkeit.

Und durch Ihn sind alle Dinge. Was einst in der Schöpfung von Ihm war, ist nicht bei Ihm geblieben. Es muß wieder für Ihn gewonnen, erlöst, restaurirt werden. Und das ist durch Ihn geschehen; durch das Werk des Mittlers, die Versöhnung und Erlösung. Hier vollends sind Gottes Wunderwege unerforschlich, unbegreiflich. Wie hat Er im Alten Bunde schon gemalt, geredet, gepredigt von Dem, Der da kommen sollte! Wie hat Er die Gottes-Gedanken und -Wege zu unsrem Heile den Menschen-Gedanken und -Wegen gegenüber gestellt. Wie natürlich, und scheinbar fromm und heilig, den Heilsweg im Gesetz zu suchen, in der Erfüllung der Gebote! Aber Gottes Weg und Rath ist: Keine Gerechtigkeit durch das Gesetz! Die Sünde wird dadurch nicht getödtet, nein, sie wird erst recht lebendig dadurch. So wird das Gesetz mir zum Tode! Nun kommt die unaussprechliche Gabe Gottes zum Leben, Jesus Christus, der Gottmensch. Welches Wunder in Seiner Person! Wie unerforschlich Gottes Wege: das Kind in der Krippe, der Schmerzensmann am Kreuz der Welt Heiland! Und nun Sein Weg und Werk: durch Gehorsam zum Tod, ja zum Tod am Kreuz, soll unser Heil ausgewirkt werden. Darum hat Ihn auch Gott erhöht und hat Ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist! Nie-

mand kommt zum Vater, denn durch Ihn! Aber in Seinem Namen sollen sich beugen Aller Kniee und Aller Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! —

Und zu Ihm sind alle Dinge! Das ist des heilgen Geistes Wirkungskreis. Er führt durch den Sohn zum Vater. Er giebt und segnet dazu Wort und Sacrament als lebenschaffende Himmelskräfte. Auch da gehts wieder auf Wunderwegen mit den Einzelnen und mit den Völkern. Schau Saulum an, der zum Paulus wird! Schau Israel, an dem das Heil vorbei in die Heidenwelt hinein muß. Schau den Mönch in der Zelle, der die Christenheit aus der Möncherei zum Evangelium zurück bringt. Fürwahr, Sein Weg ist im Meer und Sein Pfad in tiefen Wassern!

Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge.
Ihm sei Ehre in Ewigkeit.

Am ersten Sonntag nach Trinitatis.

Die Welt im Licht der Ewigkeit.

Aus der Ferne, aus der Höhe gewinnen wir den rechten Blick über eine Landschaft, die Welt zu unsern Füßen. So ists auch mit der geistigen Welt um uns her, mit dem Leben und Treiben der Menschen. Auf die Höhe führt uns unser Evangelium. Auf die Warte der Ewigkeit stellt es uns und läßt uns von droben, von drüben herein schauen in diese Welt. Wie anders stellt sich da Manches dem Auge dar, als der Blick von unten aus die Dinge anschaut!

Eine bunte Welt ists, die wir erblicken. Ein Bild der seltsamsten Mischungen, ja der schroffen Gegensätze bietet sich uns dar: Reich und Arm, Gesund und Krank, Fröhlich und Betrübt; Purpur und köstliche Leinwand auf der einen Seite, Nichts, die Blöße zu decken, auf der andern! Hier ein Leben alle Tage herrlich und in Freuden, dort kein guter Tag. Hier nicht bloß der Reichthum selbst, sondern auch Alles dazu, um ihn recht zu genießen: Gesundheit, Körperkraft, Freunde, Brüder. Dort — nicht bloß die Armuth, sondern auch ein siecher Leib, mit Schwären bedeckt, dazu ein einsames, ödes,

freundloses Dasein. Und diese Gegensätze so eng in einander geflochten: Der arme Lazarus vor des Reichen Thüre. Dazu kommt, daß sich für diese bunte Mischung scheinbar gar keine Regel, keine Ordnung festsetzen läßt. Darüber strauchelt mancher Fuß und es sammelt sich in vielen tausend Herzen ein furchtbarer Strom verbissenen Grimms, verhaltener Klage und Bitterkeit über diese, scheinbar zufällige ja willkürliche Ungleichheit. Die unzufriedenen Massen sehen darin den Hauptjammer unsrer Zeit. Wenn nur dieser Ungleichheit abgeholfen würde, dann wäre der Menschheit geholfen, dann wäre die Erlösung da. Der Christ aber hat den Schlüssel zu diesem Räthsel: Arme und Reiche müssen untereinander sein. Der Herr hat sie Alle gemacht. Diese Unterschiede an sich sind keine Unordnung. Diese Ungleichheit selbst ist des Herrn Werk, nicht aber die Sünden der Reichen, ihre Habgier, Ungerechtigkeit, Genußsucht, ihr harter, kalter Egoismus; auch nicht die Sünden der Armen, ihre Trägheit, ihr Leichtsinn, ihr Neid und Groll, ihre Unzufriedenheit und Verbissenheit.

Das ist freilich leider nur zu wahr. Diese bunte Welt ist im Grunde eine verkehrte Welt. Obwohl die Ungleichheit an sich Gottes Werk ist und aus Gottes Hand kommt, so ist doch die Welt, wie sie in der Wirklichkeit sich heutzutage präsentirt, eine durch und durch verkehrte Welt. Der Geist der Lüge und des Trugs, der Ungerechtigkeit und Selbstsucht hat seine Hand im Spiele. Er putzt die Welt auf und stellt den Sündendienst dar als ein Leben herrlich und in Freuden. Denen, die ihm sich ergeben, verheißt er allen Genuß, alles Gute in diesem Leben: Dies Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest! So ist es dann keine zufällige Erfahrung, daß das herrlich und in Freuden leben gerade denen zumeist zufällt, die auf keine Gewissensstimme hören, sondern in den Tag hinein sich selber leben. Es blähet sich, was klein ist, es wächst und spreizt sich, was vor Gott und Menschen sich nicht fürchtet. Es ist eine Welt der Lüge und des Scheins. Der allmächtige Dollar reitet sie als ihr Tyrann. Er ist der Zauberschlüssel zu allen ihren Genüssen und Herrlichkeiten. Durch ihn ist Alles zu erlangen, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt. Ist es ein Wunder denn, daß „am Golde hängt, nach Golde rennt doch Alles?" Ist es ein Wunder, daß man allerseits möglichst viele Rechte, Freiheiten, Privilegien und Genüsse fordert, und daneben den

Kreis entsprechender Pflichten und Leistungen auf ein Minimum zu reduziren sucht. Es ist eine verkehrte Welt.

Und es ist eine vergängliche Welt. Als Welt des Trugs und Scheines ist sie zum Vergehen verurtheilt. Nur was wahr ist, währt. Was scheint und gleißt, verbleicht und schwindet. „Es war ein Reicher. Es war ein Armer. Der Arme starb; der Reiche starb auch." Alles in der Sprache der Vergangenheit berichtet; denn es ist die Beschreibung einer vergänglichen Welt. Und wenn der Reiche davon ist, wer wird mit ihm tauschen? Wohl lebte er „alle Tage" herrlich und in Freuden; wohl mochte er sich die Nacht zum Tage machen. Aber auch seine Tage hatten nicht mehr als 24 Stunden und auch seine Tage waren gezählt. Der letzte kam und mit ihm die Nacht, da Niemand wirken und Niemand fortgenießen kann, wie hier. Und Lazarus starb auch. Sein Jammer, Trübsal und Elend sind kommen zu einem selgen End. Die Ewigkeit thut ihre Thür auf. Wie gar nichts sind dann all die Herrlichkeiten und Leiden dieser Zeit!

Gnadenzeit, Gnadenmittel, Gnadenweg.

Der Vorhang, der die Ewigkeit vor unsern Blicken verbirgt, wird in diesem Evangelium ein wenig bei Seite geschoben: wir schauen hinüber übers Grab, hinein ins Jenseits. Die Todten, welche der Herr Jesus mit Seinem Machtwort in dieses Leben zurück gerufen, haben geschwiegen von dem, was sie drüben geschaut. Aber der Herr selbst hat hier geredet in der allerdeutlichsten Sprache. Und was sagt Er uns vom Jenseits? Er entwirft uns ein ergreifendes Bild von dem verschiedenen Loos zweier Menschen, die hier so nahe beieinander und in so engem Verkehr mit einander gewesen. Aber im Jenseits selbst ist nicht der Schwerpunkt Seiner Rede. Er führt uns von dort zurück in dieses gegenwärtige Leben. Hier ist die Gnadenzeit, die man benutzen muß, so lange es heute heißt. Hier sind die Gnadenmittel, die Gott verordnet hat, daß wir sie zum Heile brauchen sollen. Hier ist der Gnadenweg der Buße und des Glaubens, den wir finden müssen, wenn wir nicht ewig sollen verloren sein.

Eine Gnadenzeit ist dieses Leben. Ein zugemessener Abschnitt von Tagen und Monaten und Jahren, nicht ein endloses,

unerschöpfliches Meer. Der Reiche lebte — „alle Tage herrlich und in Freuden." Sie mochten ihm schrankenlos erscheinen, diese frohen Tage des Genusses und der Weltfreude, aber es waren eben doch nur Tage, gezählt mit ihren Stunden drin, zugemessen mit fester Grenze: bis hieher und nicht weiter! Wie kurz ist in diesem langen Evangelium die Schilderung des diesseitigen Lebens. Wie schnell kommt das Ziel: der Reiche starb — der Arme starb! — Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.

Und diese Zeit, begrenzt und kurz, wie sie uns hier zugemessen ist, ist die Gnadenzeit. Der Reiche hat sein Gutes empfangen in diesem Leben. Auch die guten Tage, die er hienieden hatte, sollten ihm aus Gottes Vaterhand heilsame, kräftige Züge sein zu Dem, Dessen Güte uns zur Buße leiten will. So waren auch die schweren Stunden, die einem Lazarus beschieden waren, Gnadenstunden zur heilsamen Uebung, zur friedsamen Frucht der Gerechtigkeit.

Im vollen Sinne des Worts wird uns dies Leben zur Gnadenzeit eben durch die Gnadenmittel. Moses und die Propheten sind da, uns auf den Heilsweg zu bringen und drauf zu erhalten. Auf sie verweist die Stimme des Patriarchen von drüben her. Sie werden mit Namen genannt als lebendige Zeugen, die gleichsam immer noch in unsrer Mitte weilen, die wir in ihrem heiligen und seligen Worte selber hören. Es ist ja wahr, daß das Wort nun „fest in Schriften steht und unbeweglich." Aber dies Wort ist uns doch kein todtes Papier, sein Inhalt keine leblose, schattenhafte Theorie. Diese Zeugen sind in ihrem Wort um uns und bei uns lebendig. Ihm, unsrem Gott, leben sie alle. Er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und durch Ihn leben sie uns alle!

Die Führungen unsres äußeren Lebens in Freud und Leid, bei Einzelnen und bei ganzen Völkern, sind ja doch nur vorlaufende und vorbereitende Gnadenzüge. Man muß Mose und die Propheten hören. Gesetz und Evangelium, die wahrhaftigen, lebendigen Gotteskräfte, müssen eingreifen in ein Menschenleben, sonst giebts kein Neues drin.

Ohne Gnadenmittel kommt Keiner auf den Gnadenweg. Und dieser Gnadenweg ist heute noch derselbe, wie vor achtzehnhundert und vor viertausend Jahren, der Weg der Buße und des Glaubens. Diesen Weg sind sie, ohne Ausnahme, Alle gegangen, die je drüben zur Gemeinschaft der Seligen

und Heiligen gelangt sind. Hörst du das Zeugniß aus der Hölle und aus der Qual heraus? Buße! Anderswerden, Umkehren! Das ist das Unerläßliche. Buße aber ist nicht ein plötzliches Erschüttertwerden über die Folgen der Sünde, sondern eine gründliche Erkenntniß und aufrichtiges Leid über die Sünde selbst und eine wahrhaftige Umkehr zum Glauben an den barmherzigen Gott!

Der arme Lazarus vor des Reichen Thüre.

Die Bedeutung des Evangeliums ist nicht zu suchen in dem, was es über die Geheimnisse des Jenseits uns mittheilt, sondern in der Darstellung des Diesseits im scharfen Lichte des Jenseits. Mit wenigen Strichen wird dieses Erdenleben gemalt, aber in einer Sprache, die alle Herzen ergreift. Ja, so ist die Welt, in der wir leben: der reiche Mann in Purpur und köstlicher Leinwand, alle Tage herrlich und in Freuden lebend, und vor seiner Thüre der arme Lazarus mit seinen Hunden, voller Schwären, der Brosamen begehrend, die von des Reichen Tische fielen. Das ist ein Zeitbild! Es malt vor unsre Augen, was mehr und mehr die Gemüther beschäftigt, was auch am Horizont unsres so reich gesegneten Landes wie ein drohend Gewitter aufsteigt, bereit, über Häuser und Fluren mit Blitz und Hagelschlag herzufallen und den ganzen Bau unsrer modernen Gesellschaft auf den Kopf zu stellen: Reich und Arm und der Riß zwischen Beiden — und doch eins dem Andern vor die Thüre gelegt! Wie stehts denn nun damit?

Wer hat ihn hingelegt, — den armen Lazarus vor des Reichen Thüre? Manchem „Volksfreund" schwillt der Kamm des Aergers schon bei dieser Frage und man sucht allerlei Schuld und Verantwortung in der einfachen Thatsache, daß es, neben einem so reichen Mann, überhaupt noch einen armen Lazarus giebt! Aber sparen wir unsre sittliche Entrüstung vorerst noch ein wenig auf. Diese erste Grundfrage: Wer hat den armen Lazarus dem Reichen vor die Thüre gelegt? findet in der Schrift eine sehr ruhige und nüchterne Antwort, die zunächst keinem Menschen eine Schuld beimißt. „Der Herr machet arm und machet reich. Er erniedrigt und erhöhet. — Reiche und Arme müssen untereinander sein; der

Herr hat sie Alle gemacht." Das ist nun einmal ein Stück von Gottes Schöpfer-Ordnung, daß Er überall das Licht und den Schatten, das Starke und Schwache, den Reichen und Armen neben einander stellt. Natürlich nicht um des künstlerischen Effektes willen, sondern zu einem sittlichen Zweck weist Er sie auf einander an. Einer soll dem Andern mit seiner Gabe oder auch mit seinem Mangel zum Segen werden. Die Frage ist jetzt nicht, wie viel Sünden und Unrecht möglicher Weise mitgewirkt haben, um den Reichen reich, den Armen arm zu machen. Wir haben es nur mit der Thatsache zu thun: Da liegt der arme Lazarus! Wie kommt das? Und wir sagen mit aller Zuversicht, und so viel Freudigkeit, als man dem traurigen Bild gegenüber sich bewahren kann: Es ist recht so! Gott der Herr hat ihn da hinlegen lassen. Sie müssen untereinander sein. Ihre Lebenslinien müssen sich kreuzen. Die Helle aus dem Prunkgemach des Einen soll in die dunkle Ecke des Andern fallen. So will's der Herr.

Eine ganz andre Frage ist unsre zweite: Wer hat ihn dort liegen lassen, den armen Lazarus vor des Reichen Thüre? Was von Gott aus Plan und Ordnung ist, das wird vom Menschen aus tausendfach zur Schuld und Sünde verkehrt. Was ursprünglich ein gottgeordneter Unterschied ist zwischen Reich und Arm, das wird nun zum Gegensatz, zur Feindschaft, zu Haß und Widerspruch zugespitzt! Das ist der Zug unsres modernen Lebens, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden; und daß es dabei ohne schwere Sünde auf beiden Seiten nicht abgeht: hier die recht- und gewissenlose Ausbeutung des Schwächeren, die ins Grenzenlose steigende Anhäufung von Gütern dieser Welt, die Härte und Gleichgültigkeit der Besitzenden, dort der Leichtsinn und die Zügellosigkeit der Besitzlosen, die in ihrem „Hundeleben" längst verlernt haben, was zu einem menschenwürdigen Dasein gehört und wenn sie einmal wieder zu solchem Bewußtsein erwachen, in wilder Gier, nicht nach den Brosamen, sondern nach dem Vollbesitz des Reichen trachten, mit der Parole: Alles was dein ist, das ist mein! Das theilt uns die heutige Gesellschaft am Ende in zwei bitter-feindliche Lager, die sich auf Leben und Tod bekämpfen. Es ist eine furchtbare Verantwortung, den armen Lazarus liegen lassen vor des Reichen Thüre! — Nun denn:

Wer hat ihn dort weggetragen? Es würde fast wie bittrer, unentschuldbarer Spott klingen, wollten wir die Geschichte vom armen Lazarus direkt zur Beantwortung dieser Frage herbeiziehen. „Der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß." Also warten, bis der Todesengel kommt, der die welt- und thränensatte Seele heimträgt zur ewigen Ruhe? Die Hungernden und Heimatlosen auf das „Jenseits" verweisen, wo sie in der himmlischen Bank die Zinsen ziehen sollen, sammt dem Kapital, das ihnen hier vorenthalten war? Das ists ja eben, was von den Gedrückten unsrer Tage so häufig dem Christenthum zum Vorwurf gemacht wird: Es vertröste mit wohlfeilen, herzlosen Phrasen auf die künftige Welt und lasse Einen hungern und leiden in dieser! Dagegen wird mit flammendem Protest ein Sozialisten-Himmel schon auf Erden gefordert: Hinaus mit dem Reichen aus seinem Schlaraffenleben! Fasset frisch an, ihr schwieligen Arbeiter-Hände, traget den Lazarus mit seinen Schwären im Sturm hinein in des Reichen Palast und bettet ihn auf seinem weichsten Lager! Ist das die Lösung?

Vielleicht ist eine friedlichere Gestaltung dieses „Himmels" und seines Ausgleichs möglich? Laßt das öffentliche Gemeinwesen, den Staat, der allein Alles eignet, zum Heiland werden für diesen Riß und Bruch und seht, ob nicht seine rettenden Hände alle die blutenden Lazari der Erde wegräumen! Für manche Gemüther liegt eine förmliche Berauschung in diesem Gedanken, den die dichterische Phantasie bis ins Einzelne mit den glühendsten Farben ausgemalt hat.* Wir gehören Alle zusammen, so daß Keiner mehr seine eigenen Wege geht, seinen eigenen Beruf wählt. Der Staat weist Jedem seinen Platz an, seine Arbeit, seinen Unterhalt, seine Genüsse; nimmt ihm seine Lasten ab, erzieht ihm seine Kinder, versorgt ihn im Alter, begräbt ihn in Reih und Glied, — Alle hübsch gleich lang! — auf dem Gemein-Begräbnißplatz, oder noch einfacher verbrennt ihn mit einem Dutzend Anderer zusammen! — Das würde, sagt man uns, der Himmel schon auf Erden sein und die vollkommenste Entfernung des armen Lazarus von des Reichen Thüre! Ja, wenn es kein „Ich" gäbe in jedem kleinen Menschenherzen! Und wenn nicht in jedem solchen kleinen Ich die Sünde wohnte, die der Leute Verderben ist!

---

* Siehe Bellamy's Buch: "Looking Backward."

So lange man für die kein Sanatorium oder Staats-Heilanstalt hat, wird Alles Gleichen, so gründlich es gienge, die Sache doch wesentlich „beim Alten lassen"!

Wer soll nun der Engel sein, der den armen Lazarus — nota bene bei Lebzeiten! — wegtrüge von des Reichen Thüre? Können wir im Ernst noch fragen? Die Christen, die durch den Glauben an ihren Heiland reich worden sind an Schätzen himmlischer Liebe, die müssen die Engel werden, die diese Aufgabe lösen, im Geist und in der Kraft des Evangeliums.

Missionsruf aus der Hölle.

Von drüben her kommt da eine Predigt; ein Ruf aus dem unbekannten Land, in das so Viele zu schauen gelüstet, dessen unenthüllte Geheimnisse für manches krankhafte Gemüth mehr Anziehungskraft haben, als das Geheimniß des Kreuzes, welches unsre Seelen selig macht. Und ein Missionsruf ist es noch dazu: Sende! Sende Lazarum! Er soll zu ihnen gehen, soll ihnen bezeugen! Fürwahr, ein seltsamer Missionar, der dort drüben seine Stimme erhebt und von drüben her eine Mission betreiben möchte im Diesseits! Der reiche Mann, der hier alle Tage herrlich und in Freuden gelebt, und der nun in der Hölle und in der Qual ist, der ist es, der dort zum Missionar geworden.

Sehet einmal sein Missions-Gedächtniß! „Ich habe noch fünf Brüder!" An die erinnert er sich dort. Hell und klar ist des reichen Mannes Gedächtniß dort an Alles, was hier vorgegangen, an alle Verhältnisse und Lagen, an alle Unterlassungen und Versäumnisse, an alles Gute und alle Verantwortung dieses Lebens. „Gedenke" hat Abraham mit Nachdruck zum reichen Mann gesagt. Und es kommt schon, das Gedenken; mehr als ihm lieb ist, fällt ihm ein, wie da das Gedächtniß rege wird. Eine schwere Erinnerung war die an seine Brüder. Sie waren Brüder von ihm leiblich, geistlich, kirchlich; Abrahams Kinder, wie er; reich am Gute dieser Welt, wie er; leichtsinnig in den Tag hineinlebend, wie er es gewesen. Noch fünf solche Brüder?! Ach daß das die ganze Zahl wäre! Aber ihrer sind viel tausend mal tausend! Alle Reichen, die so leben, wie er gelebt hat; und alle Armen, deren Sinn hier unten nach nichts Höherem steht, als so zu

leben, wie der reiche Mann gelebt: alle Tage herrlich und in Freuden. Alle, alle sind seine Brüder, die dahin leben ohne Buße und Glauben, seien sie hoch oder nieder, reich oder arm.

Ach, was für ein ernster, erschütternder Zug ist doch dieses Andenken derer, die drüben sind, an die, die sie hier zurückgelassen! Mancher Vater, manche Mutter, mancher Bruder, manches Kind, mancher Freund wird gewiß von dorther der Lieben hier gedenken in kräftigem, ernstem Gebet um den Segen Gottes, um Seinen Geist und Seine Kraft zu den Gnadenmitteln. Aber selbst von denen, die in rechtem Sinn und Geist drüben für die Hiesigen bitten, werden Viele umsonst bitten!

Sollen wir denn warten mit solchem Gedenken, bis wir drüben sind? Hier, hier laßt uns eingedenk werden der Missions-Pflicht gegen die, die Gott uns gegeben, gegen unsre Brüder nach dem Fleisch, gegen unsre Glaubensgenossen, die mit uns Luther zum geistlichen Vater haben. Wach auf, du Geist der missionirenden Liebe und gieb der Kirche die Erinnerung ins Herz: Ich habe noch Tausende von Brüdern, unversorgt, wie Schafe ohne Hirten! Ich muß nach ihnen senden die Boten, die ihnen das Wort des Friedens bringen sollen.

Und wo solch lebendiges Missions-Gedächtniß erwacht ist, da klingt auch in erschütterndem Ernste das Wort der Missions-Sorge: „daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual.“ Was für ein Schreckensort muß es sein, der den reichen Mann auf einmal so barmherzig und sorglich für das ewige Heil seiner Brüder gemacht hat! „Daß sie nicht auch kommen!“ Fürchterliche Gesellschaft, wenn sie herein kämen, Einer nach dem Andern, Alle ihn findend, und ihn und sich untereinander mit gräßlichen Verwünschungen und Vorwürfen überhäufend, daß sie nicht weiser gewesen, daß sie einander nicht gewarnt, daß Einer den Andern bestärkt in seiner falschen Sicherheit als Abrahams Söhne und darum auch Abrahams muthmaßliche, ja ungezweifelte Erben! Eben die Gesellschaft, mit der man sich hier so oft fälschlich getröstet, wird dort eine furchtbare Zugabe zur Qual sein. Hier hieß es: Viele sinds, die auf dem breiten Wege wandeln; warum sollte man sich absondern und besser sein wollen, als Andre?! Dort wird man schaudern im Gedanken an die Mitpilger, „daß sie nicht auch kommen“ an dasselbe Ziel!

Wenn nun aber wirklich Warnungs-Boten gesandt und gehört werden sollen, welches ist der rechte Missions-Weg, der zum Frieden führt und uns bewahrt vor dem Ort der Qual? Abraham hat ihn knapp und klar gezeichnet: „Sie haben Mose und die Propheten; laß sie dieselbigen hören!" Das ist der Weg des Gesetzes und des Evangeliums; der Weg der Buße und des Glaubens! Das Wort, das uns die zwei Stücke predigt, ist der wahre Missionar im Diesseits zum seligen Eintreffen im Jenseits.

Am zweiten Sonntag nach Trinitatis.

Der Ruf zum großen Abendmahl.

„Laß sie dieselbigen hören." Das war Abrahams letztes Wort an den Reichen in der Qual. Buße und Glaube kommt aus der Predigt; das Predigen aber aus dem Wort Gottes. Hier ist der Ruf zum Himmelreich, zum großen, seligen Abendmahl, zum Kommen, zur Buße und zum Glauben.

Es ist ein ernstlicher Ruf auf Seiten des Herrn. Er meint, was Er sagt, wenn Er den Geladenen kund thun läßt: Kommt, es ist Alles bereit! Es giebt keine Höhe und Tiefe des Menschenherzens, keinen Hunger und Durst, kein Suchen und Sehnen, wofür hier nicht der Tisch gedeckt und durch Gottes reiche Gnadenhand wirklich Alles bereit wäre. Alles für Alle! Leben und volle Genüge, das Brot der Welt, das vom Himmel kommen ist, für den unendlichen Welthunger die einzige, wirklich sättigende Himmelsspeise. Und Der diesen Tisch so reichlich für Alle bereitet, Der hat auch dafür gesorgt, daß überall hin der Ruf der Ladung dringen solle. Durch Sendung des Knechts, durch Ausrichtung der Botschaft: Kommt! sollen sie Alle des reichen Tisches theilhaftig werden. Dieses treu und ernst gemeinte, kräftig wirksame „Kommt!" das ist es, was Gäste gewinnt fürs Himmelreich. Dadurch wird der Unwillige willig, der Ferne nah. Gerade der heilige Ernst, die Wahrhaftigkeit und Realität des göttlichen Liebeswillens, die in diesem Rufe liegt, verbürgt die Kraft und Wirksamkeit desselben. Wäre es dem Herrn nicht so völlig und gründlich Ernst damit, so würde dessen Ablehnung auch

nicht Seinen heiligen Zorn erregen. In Seinem Gnadenruf des Evangeliums hat Gott den Menschen das Höchste und Beste geboten, was Er zu ihrer Seligkeit ersinnen konnte. Stoßen sie das zurück, so bleibt ihnen nur der brennende Zorneseifer.

Den ernst und treu gemeinten Ruf des Herrn hat nun auch der Knecht pünktlich und treulich ausgerichtet. Der Knecht konnte mit gutem Gewissen sagen: Herr, es ist geschehen, wie Du befohlen hast. Alles, wie es ihm aufgetragen war, hat der Knecht gethan. Die ganze Botschaft, in ihrem ganzen Umfang, hat er ausgerichtet, nichts dazu gethan, nichts davon genommen. Er hat die Einladung nicht eingeschränkt, keine Bedingungen dran gehängt. Die einzige Forderung war: kommt! Damit war die ganze Gottesgabe dargereicht und zugeeignet Jedem, der da kommen wollte.

Aber leider, so redlich der Ruf vom Herrn selbst gemeint, so treulich er von dem gehorsamen Knechte ausgerichtet ist, so wird er doch von den geladenen Gästen aufs schmählichste verachtet. So allgemein der Gnadenruf gewesen, so allgemein und einmüthig sind die Entschuldigungen der Geladenen. „Du mußt herkommen," sagt der göttliche Gnadenruf. „Ich muß hingehen," sagt der Weltsinn, „nach Ochsen, Aecker, Weib und Kind." Aus den elenden Spinngeweben dieser irdischen Gaben und Güter, aus der Hand voller Sand, bauen sie Mauern und Barrikaden um sich her, aus denen unsres Gottes Gnadenruf sie nicht herauskriegen kann zu dem, was da währet in Ewigkeit!

Ein trauriges Bild, diese Geschichte vom großen Abendmahl! So ernst und kräftig war der Ruf gemeint, so nöthige und selige Gaben waren da bereitet, so treulich und fleißig werden sie den geladenen Gästen angeboten, und trotz alle dem verachtet der Weltsinn die edle Gottesgabe so schändlich und achtet sich selbst nicht werth des hohen edlen Schatzes!

Glänzet gleich das Weltgepränge, ist es lieblich anzusehn,
Währt es doch nicht in die Länge, und ist bald damit geschehn;
Plötzlich pfleget aus zu sein dieses Lebens Glanz und Schein.

Aber dort des Himmels Gaben, die mein Jesus inne hat,
Können Herz und Seele laben, machen ewig reich und satt;
Und vergeht zu keiner Zeit jenes Lebens Herrlichkeit.

(Kirchenbuch 308, 4. 5.)

Unentschuldigte Gäste.

Der Herr saß zu Tische in des Pharisäers Haus. Da war Speis und Trank bereitet und aufgetragen für Nahrung und Nothdurft des natürlichen Menschen. Und während sie da essen, redet Er zu ihnen das Gleichniß vom großen Abendmahl. Wie von den Lilien auf dem Felde, von den Vögeln unter dem Himmel, von dem Netze des Fischers, von dem Samen des Säemanns Seine Gedanken und Worte in die Tiefe dringen in die ewigen Wahrheiten und Wirklichkeiten des Reiches Gottes, so auch hier am Tische. Der Herr des Himmelreichs, der selbst bei einem armen Menschenkind als Gast zu Tische sitzt, spinnt als der Tischreden beste das Gleichniß vom großen Abendmahl.

Was für ein Tisch, den Gottes Gnade den Hungernden auf Erden in der Wüste dieses Lebens bereitet hat! „Alles bereit!" — das ist ein kurzes Wort, aber der ganze Himmel ist drinnen! Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Und Alle sind geladen zum großen Abendmahl. Immer wieder und wieder gehet der Knecht aus auf die Gassen, an die Zäune, auf die Landstraßen. Hör's, wers hören mag das laute, klare, liebe Wort: „Kommt! kommt zum Abendmahl!" Dringend, herzlich, den Einzelnen anfassend nöthigt der Knecht die Unwilligen, Saumseligen hereinzukommen, auf daß Gottes Haus voll werde. Es ist ein mächtiger, lodernder göttlicher Liebeseifer, der uns in diesem Gleichniß vor die Augen gemalt wird: das Heil, der Heiland, die Heilszueignung, die Botschaft, Alles ist uns Menschen so nahe gelegt, daß es schlechterdings keine Entschuldigung giebt für die, die draußen bleiben.

Und doch ist hier Alles voll von Entschuldigungen! Alle singen aus demselben Ton. Alle haben dieselbe Weise: „Ich bitte dich, entschuldige mich." — Das ist der Ton, der seit Adams Fall durch die Menschheit geht. Die Verpflichtung zu kommen wird anerkannt. Das Wort „entschuldige mich" schließt das Geständniß ein: „ich wäre in Wahrheit schuldig zu kommen." Aber doch will ein Jeder, der nicht kommt, die Verantwortung von sich ablehnen. Keiner will schuldig sein. Draußen in der Welt, in den äußern Umständen, mit ihren

Verkettungen und Verschlingungen, da sollen die Ursachen liegen, aber nicht drinnen im Grunde des eigenen Herzens. Adam im Paradiese schiebt die Schuld des schweren Falles auf Eva: „Das Weib, das Du mir zugesellet hast, gab mir und ich aß." Eva schiebts weiter auf die Schlange. Und so muß am Ende Gott selber Schuld haben, der doch die Schlange ins Paradies gelassen hat! — So klingt auch aus der Rede und Forderung des reichen Mannes in der Hölle und Qual die versteckte Anklage gegen Gott: Du hättest mich besser warnen, ernster mahnen, dringender locken sollen! Ein Extra-Bote hätte bei mir wohl etwas ausrichten können! Warum hast Du ihn mir nicht gesandt?

Aber auf Gottes Seiten bleibt das Wort unerschütterlich stehen: „daß sie keine Entschuldigung haben." Der Knecht kann laden und wieder und wieder laden. Er kann seinem Herrn berichten: Ich habe geladen, aber sie wollten nicht kommen. Aber entschuldigen kann er nicht. Nie und nirgends kann er auch nur einen Schatten von wirklicher Ursache zugeben, daß die, die er geladen hat, nicht kommen wollen. Das steht ihm nicht zu. Und der Herr, dem er berichtet, erkennt keine Entschuldigung an. Es bleibt schließlich bei der Entscheidung: der Männer Keiner, die geladen waren, und die nicht kommen wollten, wird Sein Abendmahl schmecken!

Noch Raum da.

„Es ist noch Raum da!" so klang des Knechtes fröhlicher Bericht an seinen Herrn, als schon ganze Schaaren seiner freundlichen Einladung gefolgt waren. Es ist eben „ein großes Abendmahl" und sind Viele dazu geladen. So lange die diesseitige Entwicklung des göttlichen Reiches fortgeht, hören wir immer und immer wieder diesen Ruf in unsre Ohren tönen. Alle Hindernisse überwindet das Evangelium, alle Schranken wirft es nieder. Das Heil ist nicht bloß für die Juden, sondern auch für die Griechen und Heiden insgemein. Auch wo des Hausherrn Einladung in den Wind geschlagen und Er zum Zorn gereizt wird, da wird daraus in der geschichtlichen Entwicklung Seines Reichs kein Einschränken, sondern ein weiteres Ausbreiten Seiner Gnadenbotschaft. Wenn die Juden sie von sich stoßen und sich selbst nicht werth achten

der göttlichen Gnade, siehe, so wenden sich die Apostel zu den Heiden. So ist es zu allen Zeiten in der Kirchengeschichte gewesen. Wo ein Volk, ein Land, Seines Evangeliums überdrüßig geworden, da hat der Herr zu einem andern sich gewendet, und hat sich immer neue Thüren aufgethan für das uralte Wort Seiner Gnade und Barmherzigkeit.

So geht er auch dem Einzelnen immer wieder nach mit dem freundlich ladenden Wort: „Es ist noch Raum da!" — auch für dich; noch Raum unter dem Kreuze auf Golgatha, noch Raum an dem Tische Seiner Gnaden, noch Raum dort oben, wohin der Herr Jesus dir vorangegangen, um dir eine Stätte zu bereiten. Mag dir die Welt zu enge werden über all der Trübsal und dem Herzeleid, das du hier zu schmecken kriegst, dort ist noch Raum am Vaterherzen!

Während nun aber Gottes Herz und Haus so weit offen steht und die Fülle Seiner Gnaden anbeut, damit doch ja sein Haus voll werde, — wie verhält sich dagegen das Menschenherz zu dieser Gottes-Weite? Ach, da heißts leider viel tausend Mal: Kein Raum da! Keine Stätte für das Wort und Gebet! Keine Zeit für Himmels- und Ewigkeits-Gedanken! Kein ruhiges Stündlein für das Eine das Noth thut, für das, was ewig währt! Da „muß" man erst dies und das thun, nach allem Möglichen sehen, für alles Mögliche sorgen: Acker, — Ochsen, — Weib, — irdischer Erwerb, Besitz und Umtrieb, Hab und Gut, Genuß und Freude, Arbeit und Sorge, — für Alles das hat das Menschenherz eher Raum, Lust und Zeit, als für das Größte und Seligste, für die Liebe Seines Gottes und für den Frieden, der von oben ist! Welche verkehrte Welt, welcher Wahnsinn, den die Sünde da angerichtet hat! Gott mag Sein Wort noch so freundlich und eifrig uns entgegen bringen und nachtragen; Er mag Seine Vorbereitungen noch so vollkommen machen; Er mag noch so wenig verlangen und noch so viel bieten in Seinem: „Kommt, es ist Alles bereit!" — trotz alledem wendet sich das unergründliche Menschenherz hart, gleichgültig und trotzig von Ihm ab. Der heilige, dreieinige Gott mag bittend an der Herzensthüre stehen mit der Fülle Seiner Gaben; von drinnen schallt Ihm die unglaubliche Antwort entgegen: Kein Raum da! Kein Einlaß!

So geschiehts dann, daß auch dieses gnadenreiche Wort „Es ist noch Raum da" sich schließlich in sein Gegentheil verwandelt, in die schwere Gerichts-Entscheidung: „Es ist kein

Raum da für dich!" Kein Raum mehr zur Buße, zur Umkehr, zum Eintritt! „Der Männer Keiner, die geladen sind, soll Mein Abendmahl schmecken," spricht dort der Herr. Und was haben sie denn gethan, daß sie am Ende so unbarmherzig ausgeschlossen werden? Gar nichts Sonderliches vor Menschenaugen, oder vielmehr eben nur die Dinge, die im alltäglichen Lauf der Welt gemeiniglich als oberste Pflicht des Menschen angesehen werden: den Acker bauen, dem Geschäft nachgehen, die Familien-Angelegenheiten besorgen! Das war Alles und über dem haben sie den Himmel und der Seelen Seligkeit versäumt und verscherzt!

Rein von Aller Blut.

Als der Apostel Paulus dort in Milet den ergreifenden Abschied nahm von den Aeltesten der Gemeinde zu Ephesus, durfte er mit gutem Gewissen sagen: „Ich zeuge euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von Aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rath Gottes." (Ap.-Gesch. 20, 26. 27.) In viel höherem Sinne darf das unser Gott und Herr uns Menschen entgegen halten, namentlich solchen Leuten, die, wie der reiche Mann in der Hölle geneigt sein möchten, Ihm selbst hinterher die Schuld zuzuschieben, daß sie die Seligkeit versäumt haben. Er muß Recht behalten in Seinen Worten und rein bleiben, wenn es zum Gerichte kommt. Das beweist mit besonderem Nachdruck das Evangelium vom großen Abendmahl, das von Anfang bis zu Ende eine großartige Rechtfertigung Gottes ist gegenüber dem unentschuldbaren frevelhaften Leichtsinn und Uebermuth, der Seine Gnade von sich stößt. Was immer aus den Menschen werden mag, Er ist rein von Aller Blut!

Groß ist Sein Abendmahl und Viele sind dazu geladen. Groß ist die Welt-Noth; groß der Welt-Hunger nach Leben und voller Genüge. Aber größer noch ist das Abendmahl unseres Gottes. Alles ist darin bereit, was eine suchende, fragende Menschenseele erquicken und befriedigen mag: Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. Mit seiner Höhe und Tiefe, mit seiner Weite und Breite bietet das große Abendmahl des Himmelreichs das Eine höchste Gut für den Einzelnen, wie für die Gesellschaft.

Und Der Alles zu unserem Heil bereitet hat, sorgt auch aufs treulichste, daß das so bereitete Heil klar und deutlich angeboten werde. Er sendet Seinen Knecht zu sagen den Geladenen: Kommt, es ist Alles bereit! Sein Knecht ist im höchsten Sinn der Sohn selbst. „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weise zu den Vätern geredet hat durch die Propheten, hat Er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn." Und der Sohn redet fort durch Alle, die Botschafter sind an Christus' Statt, und durch die Er vermahnet und bittet: „Lasset euch versöhnen mit Gott!"

Selbst, da die freundliche Ladung mit schnöden Ausflüchten abgewiesen und ihr ausgewichen wird, giebt doch der himmlische Hausherr nicht nach. Die Zurückweisung läßt Ihn freilich nicht kalt und gleichgültig. Im Gegentheil, Sein Eifer wallt mächtig auf und Er wird zornig. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie ernst von Seiner Seite diese Einladung gemeint war, so wäre er hier zu finden im heiligen Zornes-Eifer der verschmähten Liebe! Seine Einladung ist keine von den hohlen Mode-Phrasen, die hinter dem Schein der freundlichen Theilnehmer oft die kälteste Gleichgültigkeit bergen, und deren Ablehnung den Gastgeber nicht besonders anficht. Nein, es war aus der tiefsten Tiefe Seines Liebesherzens heraus geredet, da Er Seinem Knechte die Botschaft mitgab: „Kommt, es ist Alles bereit." Er weiß, was bei dieser Einladung, ihrer Annahme oder Ablehnung auf dem Spiele steht; darum erregt sich der Grund Seines Vaterherzens über die, so Ihm absagen!

Freilich, die Gnadentafel des großen Abendmahls hebt dieser Zorn nicht auf. Im Gegentheil, er breitet sie noch weiter aus. Die Armen, die Lahmen, die Blinden und Krüppel werden hereingerufen, herein genöthigt von den Gassen der Stadt, und von den Feldwegen und Zäunen, auf daß Sein Haus voll werde! Wie neigt sich der reiche große Herr zu den Elenden und Verachteten! Wie freundlich greift Er ihrer natürlichen Blödigkeit unter die Arme! Er kennt ja das Menschenherz, das trotzige und verzagte Ding. Er weiß, daß wo die Einen sich in die Brust werfen: „Ich brauche nicht zu kommen," die Andern gar scheu und blöde thun: „Ich darf nicht kommen." Die muß man bei der Hand nehmen und hereinführen, herein nöthigen; nicht mit äußerlicher Gewalt, denn „unser Herr Gott will keinen gezwungenen Dienst haben,"

sondern mit herzandringender Liebe und Ueberzeugungskraft, so wie ein Paulus von sich bezeugen durfte, daß er drei Jahre lang nicht abgelassen habe, Tag und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen.

Am dritten Sonntag nach Trinitatis.

Verloren und wiedergefunden.

Verloren und wiedergefunden — Nacht und Tag, Tod und Leben, Hölle und Himmel in diesen zwei Worten. Das verlorene Schaf in der Wüste, verirrt von der Heerde des guten Hirten, ohne Schutz und Leitung, ohne Nahrung und Obdach, den Feinden preisgegeben; und der verlorene Groschen in staubiger, schmutziger Ecke, völlig unvermögend, sich aus dem Staub zu erheben, oder auch nur einen Hilferuf auszustoßen, das sind die sprechenden Bilder unsers Sündenelends und Jammers. Der verlorene Groschen scheint freilich viel weniger Werth zu haben, als das verlorene Schaf. Aber es *scheint* auch nur so. In Wahrheit ist der eine kleine Groschen für die Frau, die nur zehn in ihrem Schatze hat, noch ein höherer Werth als das eine Schaf aus hundert. Eins von Hundert, Einer aus Zehn, Einer aus Zweien — diese Zahlen malen uns gleichsam in immer enger werdenden Kreisen die erbarmende Hirtenliebe und Treue des göttlichen Vaterherzens, das sich gegen das schreckliche „Verloren" sträubt und nicht *will*, daß Jemand verloren werde, sondern daß Jedermann sich zur Buße kehre.

Der Hirte, der dem verlorenen Schäflein nachgegangen war in seine Irrwege und es herausgeholt und heimgetragen, ruft in seiner Freude: „Ich habe mein Schaf funden, *das verloren war*." Das Weib, das mit Licht und Besen das ganze Haus durchmustert und mit Fleiß nach dem Groschen gesucht hatte, spricht: „Ich habe meinen Groschen funden, *den ich verloren hatte*." Der Hirte ist fürwahr frei von aller Schuld, daß sein Schaf verloren war. Es ist selbst weggelaufen. Es hat ihm nimmer gefallen unter des Hirten treuer Hut. Draußen „im Freien" hat es bessere Weide, lustigere Tage gesucht, es *war* verloren ohne Schuld des Hirten.

Dagegen mischt sich bei dem Weibe in alle Freude des Wiederfindens ein schmerzlicher Ton der Selbstanklage: „Mein Groschen, *den ich verloren hatte.*" Im Weibe sehen wir das Bild der Kirche, der Gemeinde, wie sie auch sonst in der Schrift als Hausfrau und Hausmutter erscheint. Ihr ist ein theurer Schatz zur Hut anvertraut. Wenn aus demselben etwas verloren geht, kann es nicht wohl ohne alle Schuld auf ihrer Seite geschehen sein. Sie muß in irgend einer Weise nicht vorsichtig genug damit gewesen sein. Das bekennt sie auch. Sie achtet sich selbst verantwortlich für den verlorenen Groschen. Das lasset uns wohl hören und beherzigen, Väter, Mütter, Lehrer, Pastoren, Aelteste, Gemeindeglieder. Wir kommen nicht durch mit der Frage: „Soll ich meines Bruders Hüter, dieses Groschens Verwahrer sein?" Sorgfalt, Aufsicht, Hut und Zucht sind von den Haushaltern und Schatzmeistern Gottes gefordert. Und wo von dem Anvertrauten dennoch etwas verloren ist, ein unermüdlicher, demüthiger, bußfertiger Eifer, mit Licht und Besen zu kehren und zu suchen bis zum Wiederfinden. Wie selig, dort durch des Hirten Treue sagen zu dürfen: „Ich habe deren *keins verloren*, die du mir gegeben hast!"

Jesus der Sünder-Heiland.

Es ist eine wunderbare Zugkraft in dem Sünder-Heiland Jesu Christo. Wie die Blümlein der Sonne sich zuwenden, um in ihren Strahlen Wachsthum, Duft und Farbengluth sich zu holen, wie die Wasser alle dem Meer zueilen, nimmer ruhend, bis sie mit ihm sich geeint, so *müssen* der Sünder Herzen dem Sünder-Heiland zufallen, sobald Er Seine Nähe spüren läßt.

Sie nahen sich zu Ihm. Das war, wie unser Grundtext lieblich andeutet, so die Regel; es ging so immer fort. Es war das tägliche Vorkommniß, wo immer Jesus sich zeigte. Es war zunächst vielleicht ein ganz unbestimmtes Gefühl, was sie zu Ihm trieb. Sie fühlten sich so beschwert im Herzen und Gewissen. Und die Welt und die alttestamentliche Kirche, wie sie dazumal in Israel war, hatte keine Linderung für sie. Pharisäer, Priester und Leviten, Alle gingen gleicher Maßen an ihrer Herzensnoth vorüber, aber, was sie von Jesu gehört,

die ganze Leutseligkeit Seiner Erscheinung zieht sie zu Ihm in der unbestimmten Erwartung: Der Mann wird uns gut thun. Der hat etwas für uns!

Aber die Absicht bei ihrem Suchen der Jesus-Nähe wird uns noch deutlicher beschrieben: Sie naheten sich zu Jesu, daß sie Ihn höreten. So Viele drängten sich ja immer um Ihn, um etwas von Ihm zu sehen: Zeichen und Wunder, äußerliche Hilfe in äußerlicher Leibesnoth: Brot für den hungernden Magen; Licht für erloschene Augen, Kraft für gelähmte Glieder; Sprache für gebundene Zungen, Gehör für taube Ohren! Hier aber wollen die armen Sünder und Zöllner zu Ihm, daß sie Ihn höreten! Das ist fürwahr die rechte Jesus-Nähe, wenn man an Seinen Lippen hängt, auf Seine Stimme hört, Sein Wort, Sein Lebens-Wort vom Reiche haben will. „Die Worte, die Ich rede," sagt Er, „die sind Geist und sind Leben." Sie zeugen unerbittlich vom Grundverderben der Menschen-Natur, von der ewigen Gottes-Liebe, die allein uns heilen und helfen kann, die den eingebornen Sohn gesandt, auf daß wir durch Ihn leben sollen. Wenn man den Herrn Jesum wirklich und ernstlich hören will, so will man sich durch Sein heiliges Wort zu Buße und Glauben und damit zu Heil und Leben bringen lassen.

Denn diese Zöllner und Sünder, die sich Ihm nahen, daß sie Ihn höreten, werden von Ihm mit offenen Armen auf- und angenommen. „Dieser nimmt die Sünder an." Das ist das herrliche Zeugniß der Pharisäer selbst, das im Liederton durch die evangelische Kirche klingt bis auf unsre Tage, und das nie verklingen soll, so lange es dankbare Christen giebt: „Jesus nimmt die Sünder an." Wer zu Mir kommt, sagt der Herr, den will Ich nicht hinausstoßen. (Joh. 6, 37.) Wenn Er nun aber einen Sünder, der zu Ihm kommt, nicht hinausstößt, sondern annimmt, was thut Er da mit ihm? Nichts anders, als daß Er ihm seine Schulden- und Sünden-Last abnimmt mit den Worten: „Sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben." Dieser Friedenstrost der Rechtfertigung ist die Annahme der Sünder bei Jesu.

Darüber hinaus giebt es ja freilich eigentlich keine Steigerung mehr. Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Aber freilich dieses „Leben und Seligkeit" findet noch eine besonders schöne Beschreibung in den Worten: Er isset mit ihnen. Das ist die wunderbare, selige Tisch-

gemeinschaft des Erlösten und Begnadeten mit seinem Heiland, die schon das Alte Testament im Psalmwort beschreibt: „Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde, Du salbest mein Haupt mit Oel, und schenkest mir voll ein; Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und werde bleiben im Hause des Herrn immerdar." Und das fünfzehnte Kapitel Lucä, dies Gleichniß-Kapitel vom Wiederfinden des Verlorenen, malt es im Heimkommen des Sohnes zum Vaterhaus und in dem Empfang, der ihm dort zu Theil wird. (Luc. 15, 22–24.) Hier schon laben wir uns an dieser Tisch-Gemeinschaft des Worts und Sacraments dadurch wie Seine Kraft und Seines Lebens theilhaftig werden. Dort droben sollen wir in seliger Ewigkeit mit Ihm zu Tische sitzen bei der Hochzeit des Lammes!

Fünferlei Gestalten.

In den zwei kurzen Gleichnissen vom verlornen Schaf und verlornen Groschen wird uns ein bunter Reichthum der verschiedenartigsten Bilder vorgeführt. Sehen wir sie uns der Reihe nach etwas näher an. Da sind zuerst

Die Sünder, die sich zu Jesu naheten, daß sie Ihn hörten. Ueberall ist der Heiland der Mittelpunkt hilfesuchender Seelen. In wie viel tausend Gestalten das menschliche Elend uns begegnen mag, so hat es Ihn umdrängt: Blinde, Lahme, Taube, Stumme, Aussätzige, Gichtbrüchige, Besessene; alle drängen sich um Ihn. Aber das Beste und Schönste der Art ist hier gesagt, wo es heißt: Alle Arten von Zöllnern und Sündern nahten sich um Ihn, daß sie Ihn hörten. Es ist ein rechter Trieb und Zug in diesen armen Sünder-Herzen zum Sünderheiland. Kein Mißtrauen, keine Abneigung gegen Ihn; auch kein Widerspruch gegen Sein heilig-ernstes Straf- und Mahn-Wort. Denn anderes werden sie ja doch von Ihm nicht gehört haben, als das Wort: Thut Buße! und die freundliche Ladung: „Kommet her zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich bin der Arzt für die Kranken und nicht für die Gesunden, der Heiland für die Sünder und nicht für die Gerechten." Aber siehe da, hier sind auch noch ganz andere Leute in unserem Evangelium, als Zöllner und Sünder!

Die Pharisäer haben auch ein Wörtlein mit zu reden bei diesen Geschichten. Bei ihnen giebts Widerspruch gegen dieses Nahen der Sünder zu Jesu. Sie murren: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen!" Wie oft hat nicht menschlicher Unverstand, dem alle tiefere Erkenntniß des eigenen Schadens und der überschwänglichen Liebeskraft und Gnade des Herrn abgieng, sich zwischen Ihn und die Hilfesuchenden drängen wollen! Die Jünger selbst wehren den Müttern, daß sie ihre Kinder nicht zu Jesu und Seinem Segen bringen sollen! Die da sehende Augen hatten auf der Straße von Jericho nach Jerusalem wehren dem blinden Bartimäus, er solle den Herrn nicht so anschreien und aufhalten, er solle schweigen! So wollens auch hier die Pharisäer nicht leiden, daß Er die Sünder annehme und mit ihnen esse. „Dieser" und „die Sünder", meinen sie, gehören doch gar nicht zusammen! Das Geständniß in diesen Worten wollen wir gerne von ihnen annehmen, daß ein Wesens-Unterschied da sei zwischen den Sündern und Jesu dem Heiligen. Aber während wir ihr Zeugniß von der Reinheit Jesu uns wohl gefallen lassen können, müssen wir gegen ihren Begriff „die Sünder" allen Ernstes protestiren. Denn mit diesem Seitenblick auf die „Zöllner und Sünder" liegt doch darin sehr unverblümt die Behauptung: Wir sind keine Sünder, weil wir keine Zöllner, keine Räuber, Mörder, Ehebrecher, Diebe, Ungerechte sind! Wie gar nicht kennen doch diese Leute ihr eigen Herz! Der Heiland hat sich doch auch mit Pharisäern und Schriftgelehrten zu Tische gesetzt und mit ihnen gegessen. Und waren vielleicht unter jener Tischgesellschaft in des Obersten Haus (Luc. 14, 1 ff.) keine Sünder? auch unter denen nicht, die dort auf Jesum lauerten und die erwählten obenan zu sitzen? Wie ganz anders

Der Heiland, Der die Sünder annimmt! Ihm ist es darum zu thun, die Sünde zu richten und abzuthun, den Sünder aber zu retten. Darum neigt Er sich zu den Sündern, daß sie durch Ihn und in Seiner Gemeinschaft der Sünden los und ledig werden. Fürwahr, wenn die Schriftgelehrten und Pharisäer nicht bloß im Buchstaben, sondern im Geiste des alttestamentlichen Prophetenworts zu Hause gewesen wären, so hätten sie gerade in der herablassenden Sünderliebe Jesu ein Messias-Zeichen finden müssen. Steht doch von Ihm geschrieben: das zerstoßene Rohr wird Er

nicht zerbrechen und das glimmende Docht wird Er nicht auslöschen. Er hat eine gelehrte Zunge, mit den Müden ein Wort zu reden zu rechter Zeit. Das ist ja Sein Wesen, Amt und Arbeit; wie die Sonne leuchtet, wie die Quelle rauscht und springt und labt, wie die Winde wehen, wie das Herzblut wallt und schlägt, so nimmt Jesus die Sünder an. Alles Große und Herrliche Seiner gottmenschlichen Persönlichkeit gipfelt in dem, daß Er das Verlorne sucht und rettet, daß Er mit sonderlicher und speziellster Hirtentreue dem Einzelnen nachgeht und ihm zum Leben und zur Seligkeit hilft. Das ist, in Kraft der Gnade, die Er erworben, mit Seinem Wort und Sacrament, nun auch die Arbeit Seiner Kirche auf Erden. Und das ist die nächste Gestalt, die uns das Evangelium malt,

Die Kirche Christi, in dem Bilde des Weibes, die den verlornen Groschen sucht und wieder findet. Ihre Arbeit geschieht nach dem Vorbild des Hirten, der ihr Haupt, ihr Herr und Bräutigam ist. Ihr Schatz sind die auf Ihn getauften Seelen. Ihr Verlust ist wohl nie ganz ohne eigene Schuld und Verantwortung, wie auch das Weib ausdrücklich bekennt: „der Groschen, den ich verloren hatte." Sie muß den Besen schwingen der Zucht und des Gesetzes, daß der Staub auffliegt aus lange vernachläßigten Ecken. Sie muß das Licht des Evangeliums anzünden und hineinleuchten lassen in alle Finsternisse. Sie muß, sanftmüthig und demüthig zu den Gefallenen und Verlorenen sich bücken und aufheben aus Staub und Schmutz, was sich selbst nicht aufzurichten vermag. Ueber solche Arbeit und ihren seligen Erfolg ist Freude vor den Engeln Gottes im Himmel. Und das ist die letzte Gruppe von Gestalten, die wir hier ins Auge fassen:

Die Engel Gottes im Himmel, ferne, selige Gestalten, die von drüben herein schauen und dieses Suchen und Finden verlorner Menschenseelen mit himmlischer Freude betrachten. Sie sind weit ab von der Sünde und nie darein gefallen, wie unser Adams-Geschlecht. Das Weh, das sie dem Menschenherz bereitet, das kennen sie nicht. Sie stehen vor Gottes Angesicht und singen Ihm ihr dreimal Heilig. Sie kennen auch die Seligkeit der Gnade nicht, noch den Frieden der Sündenvergebung. Aber sie freuen sich über jeden einzelnen bußfertigen Sünder. Sie sehen darin Gottes größtes und schönstes Werk und das was zu unsrem Heil das Eine nothwendige ist!

Am vierten Sonntag nach Trinitatis.

Vergebung haben und üben.

Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Mose und die Propheten sind uns gegeben zur Buße und zum Glauben. Das Abendmahl ist zugerichtet und der Ruf geht aus: Kommt, es ist Alles bereit! Das Verlorne ist wiedergefunden, der Sohn daheim im Vaterhaus. Das ist der Boden für das Evangelium des vierten Trinitatis-Sonntags. Was wir im Glauben einnehmen, das müssen wir in der Liebe ausgeben. Empfangene und aus dem Schatz des Empfangenen gegebene Liebe ist ja das ganze Christenthum. Es heißt: Vergebung haben und Vergebung üben. Der Vater ist barmherzig. Das haben wir erfahren, so wir anders Christen sind. Wir sollen barmherzig sein, das haben wir zu üben, so wir anders Christen sind. „Vergebet, so wird euch vergeben." Da erscheint freilich die Ordnung umgekehrt. Wir wissen aber, daß des Herrn Meinung nicht ist, als ob wir durch unser Vergeben Gottes Vergebung verdienen könnten. Wer das dächte, der soll nur das Gleichniß vom Schalksknecht lesen, der seinem Herrn zehen tausend Pfund schuldig war und dem die ganze Schuld erlassen wurde. Wer keine Vergebung von Gott erfahren hat, zu dem kann man auch nicht im vollen Ernste sagen: „Vergebet". Wie man zum Eisen sagen könnte: Schwimm! und zum Dornbusch: Bring süße Trauben! so zum natürlichen Menschen: Vergieb! Wir müssen erst Vergebung haben. Wir müssen im Allerheiligsten gewesen sein vor dem Gnadenthron und dort vor Gottes Angesicht Vergebung gesucht und gefunden haben, sonst sind wir keine Christen. Und wer dort gewesen, wer mit dem Zöllner aus ferner, dunkler Ecke gerufen: „Gott sei mir Sünder gnädig!" — der weiß auch, daß er dieser Gnade und Barmherzigkeit Gottes niemals wäre theilhaftig geworden, wenn er sich nicht hätte ins Selbstgericht leiten lassen. Wohl warnt der Herr, wir sollen nicht richten. Aber das Wort des Apostels sagt auch: Wenn wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet. Und im heutigen Evangelium verlangt der Herr geradezu solch Selbstgericht von den Seinen, wenn Er sagt:

Zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge! Lerne dich ansehen, so wie Gott dich siehet, so wie du dastehst im Lichte des göttlichen Wortes und Geistes. Dein Gott und Herr ist ein genauer Buchführer. Alle deine Versäumnisse, am Gebet, am Wort, am Sacrament, — Er hat sie vor sich. Deine Herzens-Härtigkeit, dein Undank, dein Unglaube und Ungehorsam, dein lieblos Richten und Absprechen über Andere, deine argen Gedanken, verborgen und versteckt im tiefsten Herzensgrunde, dein Ehrgeiz, dein Eigennutz — das Alles und Anderes mehr ist bloß und entdeckt vor Gottes Augen. Wer sich nun selber siehet, wie Gott ihn siehet, der kann nicht anders, als rufen: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! So findet man einen gnädigen Gott, so kommt man dazu, Vergebung zu haben.

Und wie wir Vergebung haben, so sollen wir Vergebung üben. Wie schwer wirds manchmal selbst für die, welche eine reiche und reife christliche Erfahrung zu haben beanspruchen! Nicht erst wirklicher Bosheit gegenüber, sondern auch wo nur Vergeßlichkeit, Gedankenlosigkeit und Leichtsinn uns gekränkt hat, hört man so schnell die Entscheidung: das kann ich nicht vergeben, das kann ich nie vergessen! Und es ist nur zu wahr. Das alte, eigne Ich kann es nicht, der alte Adam, der durch tägliche Buße und Reue in den Tod soll, der kann es nicht. Ans Kreuz mit ihm! Und von dem Kreuze Christi weg in Seiner Kraft und in Seinem Namen hinein in die Uebung Seiner Barmherzigkeit!

Der Maßstab göttlicher Barmherzigkeit.

Die himmlische Aussaat göttlicher Barmherzigkeit haben uns die vorangehenden Sonntage beschrieben. Wie „unser Vater im Himmel barmherzig ist," das sehen wir im Gleichniß vom großen Abendmahl, wir sehens im Bild des guten Hirten, der nach dem Verlornen geht. Das ist die Barmherzigkeit, die der Herr an uns thut. Auf diese arme, liebeleere, unbarmherzige Welt hat Er das himmlische Saatkorn Seiner Barmherzigkeit geworfen in der Absicht, daß es aufgehe und Frucht trage nach dem Grundgesetz Seines Reiches, daß, was gesäet wird, auch geerntet werden soll. Die erste Frucht dieser Aussaat haben wir in der apostolischen Gemeinde. „Wie haben

sie einander so lieb!" Das ist das Zeugniß der Welt über diese himmlische Frucht eines himmlischen Saatkorns. Und nicht bloß sich untereinander hatten sie lieb. Auch ihre Feinde, ihre Mörder konnten sie lieben und segnen und für sie beten! Mit dem Lobpreis göttlicher Barmherzigkeit und in der praktischen Ausübung christlicher Barmherzigkeit zogen sie aus dem irdischen Elend hinein ins himmlische Vaterhaus. Das ist ja das ganze Christenthum: Die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters in Christo erfahren haben und täglich erfahren und die Barmherzigkeit des guten Samariters täglich üben.

Manche Leute, besonders in unsern Tagen, verfehlen es nun freilich gar sehr in ihren Vorstellungen von dem, was Barmherzigkeit nach göttlichem Vorbild, aus göttlichem Samen, in Wahrheit ist. Ihnen ist ein Evangelium wie das des vierten Trinitatis-Sonntags höchst willkommen. Hier, sagen sie, haben wir das wahre, ächte Christenthum. Keine dunkeln, schweren Glaubenssätze von Trinität, Person Christi, Versöhnung, Rechtfertigung, Sacramenten u. s. w., über die so viel gestritten wird, mit so wenig Erbauung und Segen. Hier sind lauter einfache, klare, handgreifliche Mahnungen und Warnungen: Seid barmherzig! Richtet nicht! Verdammet nicht! Vergebet!

Ja, Manche spinnen diese Gedanken noch weiter und sagen: Wenn doch nur auch alle Pastoren und Lehrer recht nach diesen Worten thun wollten! Wenn sie doch ihr Richten und Verdammen lassen wollten, womit sie so oft über andere Lehre und anderes Bekenntniß herfallen. Mancher geht wohl noch einen Schritt weiter: Nicht bloß die fremden Lehren soll man nicht anrühren, sondern auch die Sünden, die am meisten im Schwange gehen, soll man nicht antasten, noch strafen, nicht richten, noch verdammen. Die Balken und Klötze mag man ja derb anfassen, aber die Splitter soll man nicht ans Licht ziehen. Man gäbe dadurch bloß Aergerniß.

Solchen Gedanken, mit denen manche sonst wohlmeinende Seelen an das Evangelium herantreten, machen es nothwendig, daß man sich vor Allem wieder darüber klar wird: Was ist denn eigentlich die Grundlage der Barmherzigkeit, von welcher der Herr hier redet? Was ist der Maßstab, an dem sie zu messen ist? Was bedeutet das: „wie euer Vater im Himmel barmherzig ist?"

Dabei ist nun zu bedenken: Die Barmherzigkeit Gottes ist

der Art, daß sie allezeit auf das Ende zielt, der Seelen Seligkeit. Es ist nicht eine Güte für den Augenblick, die das höhere, ewige Ziel aus den Augen verlöre. Sondern bei allem Geben, bei aller Güte sucht Gottes Barmherzigkeit das wahre, ewige Heil. Daher mag in diesem Leben von dem barmherzigen Gott allerlei Schweres über die Seinen verhängt werden. Ein Lazarus, ein Hiob mag Unsägliches zu leiden haben. Dennoch verklärt sich auch in ihrem Leben mit all seinen Abgründen Gottes überschwängliche Barmherzigkeit.

Zum andern: Gottes Barmherzigkeit geht allezeit Hand in Hand mit Seiner Wahrheit. So lieb Ihm das Heil der Menschen ist, so ernst und streng hält Er über Seiner Wahrheit. Wird diese verfinstert, so wird damit das Heil selbst in Frage gestellt. Nimm dem Leuchtthurm sein Licht und gieb ihm ein anderes, oder trag es an einen andern Ort, so thut er seinen Dienst als Leuchtthurm nimmer. Der Schiffer findet keinen Schutz und keine Weisung mehr von ihm unter Klippen und Sandbänken. Du hast das Bild vom blinden Blindenleiter. Daher der Zorn des barmherzigen Gottes im Alten und Neuen Testament über die, so Sein Wort fälschen. Der himmlische Arzt will die heilsame Arznei rein und unverfälscht bewahrt wissen. Sollen wir denn reden und sagen: „Ihr guten Leute mögt mit dem Herrn Jesu und Seiner Apostel Lehre machen, was ihr wollt. Ob ihr Ihn einen Gott, oder Halbgott, oder guten Menschen sein laßt, das ist Alles einerlei.“ Wären wir da nicht falsche Zeugen? Wenn ich einen Blinden an der Hand eines blinden Leiters dem Abgrund zugehen sehe, so rufe ich Halt! — aus Barmherzigkeit.

Und endlich: Gottes Barmherzigkeit hat einen festen, unzerreißbaren Bund geschlossen mit Seiner Gerechtigkeit. Die Barmherzigkeit will den Sünder retten. Die Gerechtigkeit muß die Sünde richten, strafen und verdammen. Ohne dies Gericht über die Sünde keine Rettung für den Sünder. Darum bleibt das Werk des Richtens von Amtswegen in Haus, Kirche, Staat unangefochten durch die Barmherzigkeit. Ja solch treues, festes Gericht ist selbst ein Werk der Barmherzigkeit. Wer darin saumselig und nachlässig ist, wird in Wahrheit unbarmherzig.

Des Bruders Fehler.

Gerade diejenigen evangelischen Abschnitte, in denen Gottes Barmherzigkeit am hellsten und lieblichsten strahlt, stellen uns auf menschlicher Seite so häufig das Gegentheil vor Augen: ein unbarmherziges Gemüth, zum schonungslosen Richten und Verdammen bereit. Die Zöllner und Sünder nahen sich zu Jesu, Sein Lebens- und Friedenswort zu hören und Seine Sünderliebe zu genießen; die Pharisäer aber murren dawider! Der verlorne Sohn kehrt heim aus der Fremde und darf der Vergebung und Huld seines barmherzigen Vaters sich freuen; der ältere Bruder aber ärgert sich über diese Aufnahme des Buben, „der sein Gut mit Huren verschlungen hat." Der Zöllner im Tempel ergiebt sich auf Gnade und Ungnade und geht heim gerechtfertigt in sein Haus; der Pharisäer aber verdammt ihn als „diesen Zöllner da", der nicht werth wäre neben ihm zu stehen. Am allerschlimmsten aber ist solches Urtheilen und Richten bei Leuten, die sich selbst der Barmherzigkeit Gottes rühmen, wie der Schalksknecht, dem der König seine Schuld von 10,000 Pfund erlassen und der dann hingeht und seinen Mitknecht um hundert Groschen in den Thurm werfen läßt. Die rechte christliche Art, des Bruders Fehler anzusehen, ist die, daß wir einmal zuerst einwärts schauen und uns selber recht scharf ins Auge fassen. Der Herr redet von Balken, die wir da in unsrem eigenen Auge gewahr werden müßten. Seltsames Bild! Das Auge, so klein, so zart gebaut, so empfindlich gegen jedes Stäubchen, soll einen Balken in sich haben können, ohne daß es der Eigenthümer gewahr würde! Da muß doch Manches ganz und gar außer Ordnung sein, wenn so etwas vorkommen kann. Und doch ist es so. So fein die Menschenseele angelegt und begabt ist, Sünden der gröbsten, schwersten Art haben Platz darin, ohne von dem Menschen selbst recht bemerkt zu werden. David kann in gerechter Entrüstung den Mann, den der Prophet Nathan ihm im Gleichniß vorgemalt, des Todes schuldig finden, aber daß er selbst dieser Mann ist, daß solch ein Balken in seinem Auge steckt, das ist ihm nicht entfernt eingefallen. Für diese Erkenntniß war er ganz abgestumpft. Erst das scharfe, spitze Prophetenwort: „Du

bist der Mann" muß diese Erkenntniß und damit die Buße in ihm wecken. Als bußfertige Leute, die Gottes Geist zur Erkenntniß ihrer eigenen Sünden und Fehler gebracht und darüber tief gedemüthigt hat, sollen die Christen ihrer Brüder Fehler ansehen.

Und weiter: Mit einem Auge, das aufwärts geschaut und Gottes Barmherzigkeit erkannt und erfahren hat, sollen wir des Bruders Fehler betrachten. „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist." Und diese Barmherzigkeit muß uns persönlich das Größte und Wichtigste in unsrer ganzen Lebenserfahrung geworden sein. „Vergiß es nicht, was **Er dir** Gutes gethan, Der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen, Der dein Leben vom Verderben erlöset, Der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!" So ruft David und Paulus faßt sein ganzes Leben zusammen in das eine, große Wort: „Darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren!" Wer davon zu sagen weiß, kann nicht unbarmherzig richten und verdammen.

Und endlich: Wir müssen des Bruders Fehler anschauen mit einem Auge, das hinaus schaut aufs ewige Leben und es allezeit auf die Seligkeit des Bruders absieht. Ihn zu gewinnen und zu bewahren, das muß Absicht und Ziel dabei sein. Wir dürfen eben darum nicht blind sein gegen des Bruders Fehler. Das Zeugniß der Wahrheit gegen Sünde und Aergerniß darf sich den Mund nicht stopfen lassen. Und wer zu solchem Zeugniß von Amtswegen berufen ist, darf nicht zum stummen Hunde werden. Aber auch im Privatverkehr darf der Christ nicht sein Auge schließen gegen des Nächsten Fehler. Es ist seine Bruderpflicht, dagegen aufzutreten. Aber seine Absicht darf nicht sein, Fehler zu finden und den Bruder zu richten, sondern, von Fehlern zu helfen und dem Bruder in Zeit und Ewigkeit wohl zu thun. Dazu ist viel Umsicht, Liebe, Sanftmuth, Geduld und Selbstverleugnung nöthig. „Besieh" — sagt der Heiland, — wie du den Splitter herauskriegst. Kein plumpes, rücksichtsloses Zufahren! In der Stille, unter vier Augen, freundlich, ruhig und linde muß dieses delikate Werk getrieben werden. Durch sanftmüthige Bestrafung müssen wir des Nächsten Besserung suchen.

Gericht und Barmherzigkeit.

„Die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht." Das ist ein Grundwort im Reiche Gottes. Sei es, daß wir auf das Verhältniß Gottes zum Menschen schauen, oder auf das Verhältniß der Menschen zu einander, immer soll dies große Wort zur Geltung kommen: die Barmherzigkeit hoch über dem Gericht! Die Barmherzigkeit behält Sieg, Ruhm und Preis wider das Gericht. So hats uns das Evangelium vom dritten Trinitatis-Sonntag gezeigt: Gegenüber dem menschlich-harten, liebloſen Richten der murrenden Pharisäer die reiche, freie, seligmachende Barmherzigkeit des Heilands, über welche der ganze Himmel in Freude und Wonne ausbricht. So klingt es nun zum vierten Trinitatis-Sonntag: Seid barmherzig! Richtet nicht!

Gericht muß es ja freilich geben auf Erden. Auf festen Grundmauern steht die Säule des Rechts und der Gerechtigkeit. Schon in der Naturordnung müssen wir auf dem Boden aller menschlichen Gemeinschaft Gericht haben wider alle Sünde, wider Alles, was den Grund stürzt und die von Gott gesetzte Ordnung verkehrt. Soll der Hausvater schweigen zur Sünde der Kinder und die Ruthe weglegen und Alles hingehen lassen beim jungen Volk, was dem Fleische gefällt? Soll die Schule nur der Platz sein, wo die Köpfe vollgepropft werden mit allem Möglichen und Unmöglichen, ohne daß der Lehrer feste Hand anlege an die Erziehung und den Fehlern wehre und die Sünde richte und strafe? Soll im öffentlichen Leben keine Macht da sein, welche das Gericht übe und eine Rächerin zur Strafe sei über den, der da Böses thut? Wo kämen wir hin, wollten wir das Gericht verbannen aus den Kreisen der Familie, der Schule, des Staates?

Ja wir dürfen noch weiter gehen. Das Evangelium will nicht nur das Gericht in diesem Sinne nicht aufheben. Es will vielmehr im vollsten, schärfsten Sinne die Christen zum rechten Gericht befähigen. Ein rechter Christenmensch soll ein vom heiligen Geist erleuchteter geistlicher Mensch sein. Als solcher hat er die Aufgabe, Alles zu prüfen. Prüfen aber heißt richten und sichten. Der Geistliche richtet Alles. Der Geist der Wahrheit, der in ihm ist, beschaut und umfaßt alle

Gebiete des Lebens mit klarem, nüchternem, wahrhaft unparteiischem Auge. Er dringt in die Tiefe und geht überall auf den Grund der Erscheinungen. Er mißt sie am Worte des lebendigen Gottes. Ihr ewiger Gehalt ist ihm der entscheidende Maßstab, nicht ihre zeitliche, flüchtige Gestalt. Da sieht sich denn Vieles ganz anders an, als es dem gewöhnlichen Weltauge sich darstellt. Man sieht Sünde, wo die Welt keine sieht. Man läßt die Sünde nicht passiren, sondern legt den Finger drauf: Siehe hier! Siehe da! Das ist vom Argen; das muß weg! Solch Sichten und Richten geschieht aber nicht um wehzuthun, sondern um zu heilen; nicht um zu verdammen und zu verwerfen, sondern um zu retten und selig zu machen.

Darum wird solch Gericht vor Allem am eigenen Herzen geübt. Den Balken im eigenen Auge sehen, das muß das erste Ziel solches Prüfens und Richtens sein. Das hilft dann, bei dem Gericht über Andrer Fehler der Barmherzigkeit nicht vergessen. Denn bei all unsrem Richten soll die Barmherzigkeit doch oben schweben und den Sieg gewinnen und das Feld behalten. Selbst wo man von Amtswegen richten und strafen muß, sei es aus Barmherzigkeit! Aus Liebe komme die heilsame Züchtigung. Der Kampf gegen die Sünde im Haus, in der Schule, ja selbst im Staate, ist am Ende doch ein Werk der Barmherzigkeit! Und die größte Grausamkeit und Unbarmherzigkeit wäre es, sie ungestraft und ungerichtet hingehen zu lassen.

Wie viel mehr noch soll die brüderliche Bestrafung, mit der Christen einander von ihren Fehlern sagen, vom Geiste wahrer Barmherzigkeit, Sanftmuth, Liebe und Geduld getragen sein! Welche Sorgfalt, Ruhe und Umsicht befiehlt der Herr an, wenn er spricht: Besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! Kein heftiges, rauhes, hochmüthiges Zufahren, sondern ein bedächtiges, barmherziges Handeln ächter Samariterliebe, daß auch da die Barmherzigkeit sich rühme wider das Gericht!

Sollt wo ein Schwacher fallen, so greif der Stärkre zu;
Man trag, man helfe Allen, man pflanze Lieb und Ruh.
Kommt, bindet fester an; ein Jeder sei der Kleinste,
Doch auch wohl gern der Reinste auf unsrer Liebesbahn.

(Kirchenbuch 340, 7.)

Am fünften Sonntag nach Trinitatis.

Auf die Höhe!

Ein Heilands-Wort aus dem alltäglichen Leben, einfach und schlicht hingesprochen, wie so manches andere wohlbekannte Wort neutestamentlicher Geschichte, aber voll tiefster Bedeutung, ein rechtes Motto und ein Wahlspruch für das ganze Christenleben.

Wir hören darin einmal den himmlischen Ruf, der den äußern Lebensgang hier unten ordnet und Gottes Segen dem verheißt, der sich treu und gehorsam finden läßt in seinem **irdischen Berufe.**

Der kleine A-B-C-Schüler, der zum ersten Mal aus der Kinderstube in die Schulstube tritt, geht hin unter diesem Berufs- und Segenswort des Herrn. Da gehts aus dem Still-Leben des Hauses auf die Höhe der Schule. Ein neuer Horizont erschließt sich. Kaum ein andrer Schritt des spätern Lebens läßt sich dem vergleichen an Tragweite. Da gilts nun einen tüchtigen Zug thun und einen Schulsack füllen, der fürs Leben währen soll. Und Vater und Mutter und ältere Geschwister müssen ja wohl oft die „Gesellen" sein, die da helfen ziehen, wenns vor den müden Augen mit Buchstaben und Zahlen flimmert und wimmelt, wie von Fischen im Netze.

Und wie schnell sind die kurzen Schuljahre dahin geflogen, die beim Anfang so ewig lange dünkten! Wieder heißts: Auf die Höhe! Aus der Schule ins Leben, ins Handwerk, an die Arbeit, in die Fabrik, in den Kaufladen. Das sind die ernsten Jahre, in denen gefragt wird: Was soll aus dem Knaben werden? Wohl dem, dem sie geheiligt und erleuchtet sind durchs Wort des Herrn, durch Seinen Wink, durch Seine Gaben, der seinen irdischen Beruf nimmt aus Gottes Hand! Da gilts, sich nicht blenden lassen durch Trug und Lockung des reichsten Zugs, wo und wie die Welt ihn zu thun hofft; auch nicht sich verlassen auf eigenen Witz und eigene Kraft, sondern drangehen in Gottes Namen, auf Jesu Wort.

Wiederum heißts: Auf die Höhe! wenn der folgenreiche Schritt gethan wird, der einen eigenen, neuen Hausstand gründet. Ehestand, Hochzeit steht dem Christen unter Jesu Wort: Auf

die Höhe! Wie wichtig, daß auch dabei Alles nach Seinem Worte geht und nicht nach des Herzens natürlichem Gelüsten und Rechnen. Denn damit hats schon Mancher versehen, der da meinte, einen wundersamen „Zug" zu thun.

Kurz, bei jedem wichtigen Schritt seines Lebens, bei jedem Wagniß und Unternehmen, bei jeder großen Entscheidung, bei jedem Abbruch von Altem und jedem Anfang von Neuem hört der Christ seines Meisters Ruf: Auf die Höhe! und mit Ihm wagt ers: Auf Dein Wort! Aber das einfache Wort hat für Petrum dort eine viel weiter greifende Bedeutung gehabt. Es hat ihn ja nicht bloß zu irdischer Arbeit und einer Erfahrung innerhalb seines irdischen Berufskreises geführt, sondern auf die Höhe seiner **inneren geistlichen Lebenserfahrung.**

So hoch ist Petrus nie zuvor gestanden, so entscheidungsreich war noch keine Stunde seines Lebens für seinen innern Menschen gewesen, als dort, da ihm im Fischer-Nachen die Majestät und Herrlichkeit Jesu Christi in himmlischem, überwältigendem Glanze aufgeht; dort, wo die Tiefe seiner Sündenschuld und -Noth sich ihm enthüllt; dort, wo er auf die Kniee sinkt und seinen bebenden Lippen sich das Bekenntniß entringt: „Herr, geh' hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch;" dort, wo das Gnadenwort Jesu ihn aufhebt und tröstet: „Fürchte dich nicht!"

Das ist die rechte Höhe eines Menschenlebens, da man Welt und Herz und Lebensgeschichte mit göttlich erleuchtetem Auge ansehen lernt, wo Jesus der Eine Herr im Centrum ist und Alles neben Ihm versinkt und wir vor Ihm auf die Kniee müssen, als gebeugte, gebrochene Sünder; und wo durch Sein Evangeliums-Wort das arme Herz wieder getrost und heil wird. Da thut auf solcher Höhe das Menschenherz seinen seligsten Zug: Gnade um Gnade aus Seiner Fülle!

Und noch haben wir eine Stufe höher zu klimmen zum vollen Verständniß dieses Heilands-Worts: Auf die Höhe! Das Wort heißt uns mit dem Netz des Evangeliums hinausziehen zum Heilswerk Seines Reiches, das die Christen treiben sollen. Auf die Höhe mußte Petrus, als er zum Menschenfischer und Apostel wurde; und erst recht „auf die Höhe", als er die ersten Heidenchristen taufen und sehen mußte, daß Gottes Gnade zwischen ihnen und den Juden keinen Unterschied machte.

So bleibts denn das himmlische Commando-Wort für die Kirche aller Zeiten: Auf die Höhe! Nicht stille gesessen zu Jerusa-

lem, hinaus auf die Höhe von Antiochien und Ephesus, von Athen, Korinth und Rom! Hinein in die Heidenwelt! An Straßen, Hecken und Zäunen zur Hochzeit geladen! Das ist Arbeit, die da bleibet in Ewigkeit. Wer darin erfunden wird, der steht auf der Höhe, nicht bloß seiner Zeit, sondern der Ewigkeit.

Menschenarbeit und Gottessegen.

Zwei Dinge hat die Schrift fest ineinander gebunden: unsre Arbeit und Gottes Segen. Wir müssen arbeiten, ein Jeglicher in seinem Beruf, vom Kindlein an, bei seinem Spiel und auf der Schulbank, bis zum grauen Alter. Der allmächtige Gott hat Gaben und Kräfte in den Menschen gelegt. Diese sollen angewendet, umgesetzt werden mit allem Fleiß und aller Treue, als ob Alles ganz allein daran hinge. Dabei aber soll der fleißigste Arbeiter wissen, daß doch nicht er mit seiner eigenen Arbeit Erfolg und Segen erzwingen kann. Alle Arbeit, Kraft und Müh bleibt umsonst ohn Gottes Segen, Gottes Gunst. Der Segen ist Gottes, von Ihm allein zu erwarten, zu erbitten und hinzunehmen. So einfach das nun für den Christen zu sein scheint, so gehen die Erfahrungen, die es dabei giebt, doch nicht immer so glatt und eben ab. Das Ineinander von göttlichem Segen und menschlichem Fleiß ist eben am Ende ein Geheimniß. Wir sind an die Arbeit gebunden; Gott, mit Seinem Segen, ist ganz und gar frei. Er giebt oder hält zurück nach Seinem eigenen Belieben. Wo immer Sein Segen kommt, darf auch der fleißigste Arbeiter sich desselben nicht rühmen, sondern muß lernen, ihn hinnehmen als freie Gnadengabe.

Sehen wir uns einmal die Menschenarbeit an, wie sie im Evangelium von Petri Fischzug sich darstellt. Wir finden gleich zu Anfang die Fischer beim Netzwaschen. Fürwahr, nicht gerade die angenehmste Seite menschlicher Arbeit. Hier ist schon gearbeitet worden, eine ganze Nacht lang. Und was ist dabei heraus gekommen? Nichts als neue Arbeit: Ausbesserung, Zurüstung, Reinigung des Arbeits-Geräthes; kein Ertrag, kein Gewinn, sondern Enttäuschung.

Weiter: Diese fleißigen Arbeiter, die schon wieder für einen neuen Fischzug Alles in Bereitschaft setzen, müssen auch in ihrer Arbeit eine Pause machen können, dem Herrn das

Schifflein lassen, Ihm stille halten. Das ist ein nöthig Ding gerade für den fleißigen, tüchtigen Arbeiter. Der Leib bedarfs. Die Seele begehrts. Was soll aus uns werden, wenn wir gar kein Stündchen der Ruhe, der Sammlung und Stille mehr hätten? Petrus muß das Netz weglegen, Martha ihre Schüsseln wegstellen und beide mit Maria zu Jesu Füßen sitzen. Nachher geht die Arbeit noch einmal so gut.

Man lernt sie in Gottes Wort fassen. Das giebt neuen Muth, nach aller Demüthigung und Muthlosigkeit. Das giebt neue Frische nach durchwachten und durchkämpften Nächten. Die Arbeit selber hat nun erst ihre rechte Weihe und darin schon einen großen Segen, wenn man im Gehorsam des Glaubens hat sagen lernen: Auf Dein Wort, Herr! Damit wird alle Arbeit geheiligt zu einem Gottesdienst, und wenn es das niedrigste, kümmerlichste Werk wäre vor Menschenaugen. Wahrlich eine große Entscheidung, ein großes Wort! Ich will, wie der Herr will, Ihm folgen, nichts selber wählen, nichts erzwingen, nichts ertrotzen. Da ist der eigene Wille und die eigene Vernunft gefangen in den Gehorsam des Glaubens, in aller Selbstverleugnung und Drangebung des besser Wissens und selbst Entscheidens. Und dabei keine kleingläubige, verzweifelte Resignation, kein innerliches Murren und Verzagen: „Ach, es hilft ja doch nichts! kommt doch nichts dabei heraus!" — sondern eine kindliche Zuversicht: „Der Herr hat gesagt, daß ihr einen Zug thut. Wir werden einen Zug thun. Es wird gelingen. Er selber will und wird das Werk unsrer Hände fördern."

Und was ist herausgekommen bei dieser Arbeit? Nicht bloß ein reicher Zug von Fischen, — ein demüthiger, von der Fülle der Gnade überwältigter Petrus auf den Knieen, ein gebeugtes und zerschlagenes Herz, ein reumüthiges Sündenbekenntniß: „HErr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch." Vorher hat Petrus von seiner Arbeit bekannt: „sie war umsonst." Jetzt bekennt er von seiner Person: „nichts nütze, ein sündiger Mensch, unwerth vor Christi Angesicht zu stehen." Das ist ein Großes. Der beste Arbeiter ist und bleibt der, den sein Erfolg auf die Kniee treibt, und der bei allen seinen „Zügen" immer tiefere Blicke thun lernt in die eigene Untüchtigkeit und Sündhaftigkeit.

Und nun, was thut der Segen des Herrn bei all dieser Menschen-Arbeit? Sein ist das Wort und im Wort die

Kraft, die da mehrt und segnet und schafft, die da heiligt Arbeit und Genuß, Handel, Wandel und Haushalt; kein rechter Arbeitstag ohne den Sonntag des Worts, ohne Morgensegen und Abendsegen.

Und Sein ist der Segen. Die Gabe kommt von Ihm, unberechenbar für Menschengedanken, heute da, morgen dort, heute viel, morgen wenig. Er ist der Herr.

Und Sein ist der größte, ewige Segen, dessen schwaches Vorbild nur die reichste irdische Gabe ist, nämlich die unaussprechliche Gabe, daß Er das erschrockene und verzagte Herz tröstet mit Seinem süßen Evangelium: „Fürchte dich nicht! Sei getrost! — Daß Er über all den Mißerfolgen und Erfolgen des irdischen Berufs die Seelen fängt mit dem Netz des Evangeliums fürs ewige, selige Himmelreich.

Gnade um Gnade aus Jesu Fülle.

„Von Seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade" — dies Wort des Apostels Johannes mag recht wohl eine Ueberschrift bilden zum Evangelium von Petri Fischzug.

Gnade ist es in des Christen Augen schon, daß er seinen regelmäßigen, irdischen Beruf hat. Obwohl in einer ernsten Gerichtsstunde geredet, ist und bleibt es doch ein Wort göttlicher Güte und Gnade: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Wenn es auch harte, mühsame Arbeit ist, die dem gefallenen Adam verordnet wurde, die Arbeit selbst ist ein Segen. Wohl ihm, wenn ihn und seine Eva der Teufel nimmer müßig findet, sondern allezeit auf den Wegen ihres gottgeordneten Berufs! Es ist und bleibt auch für den natürlichen Menschen eine wahre Gottesgabe, Arbeit zu haben, etwas zu thun zu finden für die Kräfte, die der Schöpfer in Leib und Seele gelegt hat. Ist es nicht so, daß die Mutter, die ja um den heranwachsenden Sohn, um die zur Jungfrau erblühende Tochter gar manche bange Sorge haben mag, eine große Beruhigung und Trost darin findet, wenn sie sich sagen kann: „Meine Kinder sind an der Arbeit!" Nicht im Kreis leichtfertiger, verführerischer Gesellen, sondern in der Stille bei ihrem Beruf, fleißig am Werk ihrer Hände. Und ebenso das Weib, das vielleicht schon manche ängstliche Stunde um den lieben Mann

gehabt haben mag, wie wohlgemuth ist sie, wenn sie sagen darf: Mein Mann ist an der Arbeit! Er hat Arbeit und er ist dran. Das ist ein Gottesschutz und Segen wider allerlei Böses!

Ein Segen und eine Gnade von oben sind aber auch die mancherlei schweren Erfahrungen, die man im irdischen Beruf zu machen hat und die Keinem erspart bleiben, dem Gelehrten bei seiner Studirlampe so wenig, wie dem Fischer mit seinem Netze. Petrus hat „die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen" und nachher, da er etwas fängt, hat er die größte Mühe und Sorge, das Gefangene beisammen zu halten und in Sicherheit zu bringen, denn die Netze reißen und die Schifflein sinken! Was für bittere Stunden giebt es da oft auf den Wegen des irdischen Berufs! Arbeitslosigkeit bei aller Arbeitskraft und Arbeitswilligkeit; Erfolglosigkeit bei allem Wohlmeinen, trotz aller Anstrengung, trotz allem Fleiß! Das beugt und verdrießt und verstimmt! Aber es lehrt auch: Mit unsrer Macht ist nichts gethan. Und hier liegt der Segen und die Gnade solcher Stunden, daß man zu dieser demüthigen Erkenntniß kommt.

Gnade ist es ferner, daß trotz aller Müh und Noth, trotz scheinbar verlorener Arbeit der Beruf dennoch in Gottes Wort gefaßt bleibt. Ob wir großen Erfolg haben, oder kleinen, oder gar keinen; ob wir zur Arbeit aufgelegt und willig sind, oder unlustig und verdrossen, das ändert daran gar nichts. „Auf Sein Wort" wirft der Christ das Netz aus und damit kämpft er allen Unmuth und Verdrossenheit nieder. Der Herr will es. Der Herr stellt mich hierher! In Gottes Namen denn! Das ist eine große Gnade, wer also seine Arbeit allzeit getrost in Gottes Wort und Beruf fassen kann und Ihn walten lassen, Ders befohlen hat.

Eine große Gnade ist es weiter, wenn der Christ allen Segen seiner Arbeit als einen unverdienten mit beschämtem, gebeugtem Herzen aus des Herrn Hand nimmt und sich durch Seine Güte zur Buße leiten läßt! Das natürliche Herz wird stolz und übermüthig beim geringsten Erfolg, das gottselige, begnadete Herz wird beschämt durch den Segen, und fühlt ihn wie feurige Kohlen auf dem Haupte.

Die größte Gnade aber bleibt es, daß der Mund des Herrn noch heute jedem also gebeugten Herzen den Trost Seines Evangeliums darbeut in den Worten: Fürchte

dich nicht! In Freud und Leid, im Leben und im Tode ist dies das Nöthigste und Seligste: Gott ist mit uns! Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Das Evangelium vom Heiland der Sünder ist die Gotteskraft selig zu machen alle Herzen, die dran glauben. Das ist das Netz, damit man Menschenseelen fähet zum seligen Himmelreich!

Die Fischer am See Genezareth.

Allerlei Fischer zeigt uns unser Evangelium vom fünften Trinitatis-Sonntag. Da sind einmal die Fischer von Profession, Petrus und seine Gesellen. Diese Leute sehen wir an der Arbeit in ihrem irdischen Beruf. Wir lernen sie da kennen als fleißige, kräftige, sachverständige, ausdauernde, kluge Arbeiter. Sie kennen ihr irdisches Arbeitsfeld, den See Genezareth, sein Gestade, seine Klippen, Untiefen, Stürme und Gefahren, aber auch seine Gelegenheiten, einen guten Zug zu thun. Sie brechen sich unverdrossen die nächtlichen Stunden des Schlafs ab. Sie arbeiten, wenn es sein muß, „die ganze Nacht". Und nun, da der Tag herauf gekommen, sind sie auch nicht müßig. Wir finden sie an den Netzen beschäftigt. Da giebts zu flicken und auszuwaschen. Es nimmt kein Ende mit der Arbeit. Das ist das Bild der Männer, die das Evangelium uns in ihrem irdischen Handwerk vorführt.

Aber bei all dieser treuen, stetigen Hingabe an den irdischen Beruf und bei all diesem Verständniß desselben bleibt doch diesen Arbeitern die bittere Erfahrung nicht erspart: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und — nichts gefangen. Das ist eine Erfahrung, die heute noch die Runde geht bei tausend und aber tausend Arbeitern im irdischen Beruf, es sei nun der gewöhnliche Handwerker, oder der Kaufmann, der Gelehrte, oder auch die Hausfrau in ihrem stillen, umschränkten Kreise. Auch beim vollen Einsetzen der besten Kraft bei der besten Berechnung gelingt es nicht Allen, und gelingt auch den Glücklichsten nicht Alles. Da gilt es immer wieder vorne anfangen und oft und viel ausfinden, daß, was wir erreichen, nicht im Verhältniß steht zu den Anstrengungen, die man gemacht, den Opfern, die man gebracht. Und wenn wir vollends nach einem Gewinn fragen für die Ewigkeit, was kommt dafür heraus bei all den Anstrengungen, die im irdischen Tage-

werk gemacht werden? „Nichts gefangen!" bleibt da erst recht das traurige Facit so manches bewegten Menschenlebens, das von Morgen bis Abend von der Jugend bis ins Alter vom rastlosen Arbeitsrad umgetrieben wird und nimmer zu sich selber kommt.

Aber da kommt nun Jesus, der Seelenfischer, und wirft das Netz aus nach Petrus und seinen Genossen, um sie für's Reich Gottes zu fahen. Er tritt in das Schiff, Er thut Seinen Mund auf und redet Worte des ewigen Lebens an das arme müde gearbeitete Menschenherz. Und den Händen entsinkt das Netz. Die Augen heften sich auf Ihn. Die Arbeit ruht. Eine andre Arbeit beginnt von oben her durch Gottes Geist und Gottes Wort, die nach oben ziehen. Wohl denen, die solche Arbeit vom Seelenfischer Jesus Christus an sich thun lassen. Wohl denen, die, müde von der Arbeit des irdischen Berufes, nicht zu müde sind, auf Jesu Lebensworte zu hören. Wenn des Herrn Hohheit und Herrlichkeit sie überwältigt hat, wenn sie gebeugt und zerschlagen vor Ihm in den Staub gesunken, dann hören sie wohl auch Sein Gnadenwort, das den Frieden Gottes in die Seele bringt: Fürchte dich nicht. Das ist der süße Trost des Evangeliums, mit welchem Menschenseelen gefangen werden zum ewigen Leben.

Und diese so gewonnenen Apostel werden nun ihrerseits durch des Herrn Beruf zu Menschenfischern. Sie sollen hingehen und mit dem Wort des Evangeliums an andern thun, was Jesus selbst an ihnen gethan.

Am sechsten Sonntag nach Trinitatis.

Der Gang zum Altar.

Den Gang zum Altar will der Herr von Seinem Volke haben. Freilich soll Niemand denken, als ob der Mangel an Bruderliebe beschönigt werden könnte durch fleißiges Gehen zum Altare. Aber ebenso wenig soll man auf der andern Seite meinen, wer nur „Bruderliebe" genug habe, der brauche gar nicht zum Altare zu kommen, für den sei aller „Gottesdienst" eine unnöthige Sache, ein überwundener Standpunkt. Beides will der Herr von den Seinen haben: Das

Herr Herr sagen, das Bekenntniß, die Anbetung Seines heiligen Namens und die Bruderliebe, den Gehorsam gegen des Vaters Willen. Wir sind Alle auf dem Wege zum — Richter. Wie wollen wir vor Ihm bestehen, wenn wir nicht auf dem Weg „zum Altar" einen gnädigen Gott gesucht und gefunden haben.

Freilich müssen wir das „Opfern der Gaben" auf dem Altar in neutestamentlichem, evangelischem Sinne recht verstehen. Wir sollen ja allzumal ein priesterlich Volk sein, das dem Herrn seine Opfer des Lobes und Dankes darbringt und das Räuchwerk des Gebets aufsteigen läßt zum Throne des Höchsten. Kein Opfer zur Sühne haben neutestamentliche Priester zu bringen. Das ist ein für alle Mal gebracht in dem Opfer unsres gottmenschlichen Hohepriesters auf Golgatha. „Mit Einem Opfer hat Er in Ewigkeit vollendet, die geheiliget werden." (Hebr. 10, 14.) Unsere Opfer sind wesentlich Dankopfer für die Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist. Alles, was wir in unsrem Gottesdienst vor Gott bringen Ihn zu loben und zu preisen, Sein Thun an uns zu bekennen und zu bezeugen, das ist unser Opfer. Dahin gehört freilich auch das Bekenntniß unsrer Sünde und Schuld. Wer ohne das vor Gott erscheinen wollte, wäre in furchtbarer Täuschung über sich selbst und seinen Gott befangen. Es ist fürwahr kein süßer Opfergeruch vor Gott, der in des Pharisäers Gebet aufsteigt zum Throne: „Ich danke Dir, daß ich nicht bin wie andre Leute."

Wenn wir aber mit dem rechten Opfersinne vor Gott treten, da kann es ja nicht anders sein, es muß uns beim „Gang zum Altare" das Gedächtniß unsrer Sünden geschärft werden. Im Heiligthum und auf dem Weg zum Heiligthum sollen wir heilsame Gedanken haben. Und wo ein Riß und Bruch ist zwischen einem Bruder und uns, da sollen wir auf Heilung sinnen. Wo wir uns zum Gebet und Gottesdienst schicken, sei es daheim im Kämmerlein, sei es im lieben Gotteshause, da soll in der Stille der Sammlung das Herz inne werden, sich erinnern, wo irgend etwas uns trennt von Brüdern; sei es, daß ein Bruder wirklich von uns beleidigt ist, oder sich nur von uns beleidigt glaubt.

Da gilt dann des Herrn festes, bündiges Wort: Gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder. Er kennt ja unser Herz und weiß, was im Menschen ist. So weiß er

auch, daß es im Grunde leichter wird, vor Gott zu treten und zu sagen: „Sei mir Sünder gnädig" als zum Bruder zu gehen und zu sagen: „Ich habe gefehlt, vergieb mir, lieber Bruder." Das Letztere wird dem natürlichen, stolzen Adamssinn so viel schwerer. Und doch bleibts bei dem alten Gotteswort: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer." Und Luther behält Recht wenn er sagt: „Was sollte das für ein Handel sein, daß du solltest unsrem Herrn Gott einen Ochsen schenken und daneben deinen Bruder todt schlagen? Denn so vielen Leuten du feind bist, so viele erschlägst du zu Tode."

Cain, der erste Pharisäer.

Es begab sich, daß Cain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und Habel, sein Bruder, brachte auch Opfer. Und der Herr sahe gnädiglich an Habel und sein Opfer, aber Cain und sein Opfer sahe Er nicht gnädiglich an. Da ergrimmete Cain sehr und seine Geberde verstellete sich. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhub sich Cain wider seinen Bruder Habel und schlug ihn todt.

Das ist die traurige Geschichte vom ersten Brudermord, wie unsre Kleinen schon aus 1 Mos. 4. sie kennen. Zwei Brüder beieinander — zwei Brüder am Altare, beim Opfern. Zwei Brüder, von denen der Eine vor Gott besser sein will, als der Andere. Zwei Brüder, von denen der Eine wider den Andern ergrimmt, und endlich der Eine den Andern todtschlägt. Neben dem Altar, während die Opferflamme qualmt, die Gluth des grimmigen Hasses im finstern Herzen! Neben dem Altare, wo das Opfer von Bruderhand dargebracht ward, das rauchende Bruderblut, das von der Erde gen Himmel schreit!

Das ist die Geschichte des ersten Pharisäers. Denn Cain hat fromm sein wollen vor Habel! Cain hat mit Gott vor Andern wohl dran sein wollen. Und bei all dem hat Cain den Haß im Herzen genährt und ist seines Bruders Mörder geworden! — Cain war der erste Pharisäer! Das wäre freilich den eigentlichen Pharisäern zu Jesu Zeit ein schrecklicher Gedanke gewesen, sich in solcher Gesellschaft zu sehen

und Cain, den Mörder, nach ihnen genannt zu hören. War doch eines Pharisäers Name in Israel ein hoher Ehrenname! Und „der Pharisäer Gerechtigkeit" galt dem Volke als die eigentliche Spitze und Vollendung aller menschlichen Gerechtigkeit. Höher hinauf dachte Niemand. Und ist nicht heutzutage jener hohe Ehrenname so anrüchig geworden, daß kein Mensch in christlichen Kreisen, und wenn er auch selber ein Unchrist wäre, sich so heißen lassen mag? Ist uns das Wort nicht fast gleichbedeutend geworden mit dem Begriff eines unlautern, anmaßenden, hochmüthigen und dabei doch grundverächtlichen Heuchlers? Und wer anders ist daran Schuld, als eben die Pharisäer zu Jesu Zeit, von denen wir mehr wissen, als von irgend welchen andern? Es war ein Geist des Richtens, der Rechthaberei, der Liebloſigkeit und Anmaßung in ihnen, der uns in tiefster Seele abstößt. Und wo diesem Geist begegnet wurde, wo er in seiner ganzen Nacktheit ans Licht gezogen und gestraft wurde, da schwoll er von grimmigem Haß wider Den, Der sich vor ihm nicht beugte, sondern seinerseits ihn beugen und brechen wollte.

Darum ist es ja nicht zufällig, daß gerade wider Christum ihr Haß sich vorzüglich wandte. Das Zürnen wider Ihn brach reichlich und immer gröblicher heraus in das Schelten über Ihn: Du bist ein Samariter! Du hast den Teufel! Dieser Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer! Er lästert Gott! Er treibt Teufel aus durch den Obersten der Teufel! — Und aus diesen Schelt- und Schimpfworten sind bald genug Anschläge hervorgegangen „wie sie Ihn umbrächten". Sieh, wie sie dort vor dem Richtstuhl des Landpflegers durch die Reihen schleichen und das Volk „überreden, daß sie um Barrabas bitten sollten und Jesum umbrächten!" Hat Petrus denn zu viel gesagt, wenn er diesen Pharisäern und Obersten des Volks die Anklage ins Gesicht schleudert: „Den Fürsten des Lebens habt ihr erwürgt und an das Holz gehängt?" Oder ist es zufällig, daß diese Pharisäer in ihrer „Gerechtigkeit" an dem neutestamentlichen Habel, unsrem erstgebornen Bruder dasselbe Bubenstück verüben, wie Cain einst an seinem Bruder? Cain ist und bleibt der erste Pharisäer.

Und wo heute noch der Pharisäersinn der eignen Gerechtigkeit mit ihrem Uebermuth und ihrer Verblendung steckt, da können wir uns drauf verlassen, daß auch der Cainssinn des Zorns und Hasses, der Unversöhnlichkeit, der tödtlichen Feindschaft,

seine Brutstätte hat, wenn er auch nicht mehr, wie im finstern Mittelalter, in blutigen Autodafe's sein Müthchen kühlen kann.

Der liebreiche Jesus erlöse uns vom Cainssinn unsrer alten Adams-Natur und gebe uns Allen einen demüthigen herzlichen Brudersinn, der sagen kann: „Ich vergebe" und bitten: „Vergieb mir, lieber Bruder."

Das richtige Herz nach dem fünften Gebot.

„Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben." Das ist die Forderung und Warnung Gottes schon im Alten Testamente. Gott verlangt nicht die That, als solche, abgelöst von der Wurzel, aus der sie entsprungen, sondern die Person. „Gieb Mir, Mein Sohn, dein Herz." „Du sollst lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, von ganzem Gemüthe." Das war ja freilich, wenigstens dem Wortlaut nach, für die Juden zur Zeit Christi nichts Neues. Und doch hatten's die Pharisäer und Schriftgelehrten Seiner Zeit ganz und gar vergessen. Ihnen lag Alles an der äußern Gestalt der Gesetzes-Erfüllung, wenig oder nichts an dem wahren Gehalt derselben. Da hat dann der Heiland hier in der Bergpredigt ein recht grobes Beispiel gewählt, um an dem fünften Gebot „du sollst nicht tödten" den Nachweis zu liefern, was es sei um die Herzensstellung zum göttlichen Gebot und um die Herzens-Erfüllung desselben.

Das zeigt Er zunächst an dem, was im fünften Gebot verboten ist. Das „Nicht-Tödten" wird da zum Nicht-Schelten, Nicht-Zürnen. Von außen führt Er uns hinein ins Innere; aus dem sichtbaren, handgreiflichen Treiben ins stille, nur Gottes Auge offenbare, Getriebe der Herzensgedanken. Wenn wir rohe Gewaltmenschen im Handgemenge mit einander sehen, wenn Wunden geschlagen werden und Blut fließt, da entsetzen wir uns wohl Alle vor solchen Ausbrüchen der Wildheit, des Hasses und der Feindschaft. Aber wer entdeckt und richtet die Anfänge und Wurzeln solcher Ausbrüche in den argen Gedanken, dem Zorn, dem Widerwillen und Haß unsres eigenen Herzens und in den lieblosen, unfreundlichen Worten unsrer Zunge? Wir wollen und dürfen ja den Ernst und die Bedeutung der Thatsünde nicht herunter setzen. In ihr tritt recht eigentlich die Verleiblichung der Sünde ein. So lange

sie nur als Gedanke und Begierde im Herzen sich geregt, war sie doch noch bis zu einem gewissen Grad an Zügel und Kette. Scham und Scheu hat sie drinnen und drunten gehalten, so daß sie nicht heraus durfte und ihr häßliches Antlitz offen zeigen. Wird sie aber einmal zur That, so ist jene Scham abgeworfen. Die Sünde hat damit innerlich und äußerlich an Macht und Stärke gewonnen. Sie ist furchtbar gewachsen. Die Rückkehr von ihr ist erschwert. Man hat sich in die große Gefahr begeben, an ihre Erscheinung sich zu gewöhnen und vor ihrer gröbsten Gestalt nicht mehr zurückzuschrecken. Auf der andern Seite aber ist namentlich ein erster, grober Ausbruch von Thatsünde immer dazu angethan, die Erkenntniß der Sünde zu erleichtern. So lange sie im verborgenen Herzensgrund gehegt und gepflegt wird, wird sie nicht so klar in ihrer Gefährlichkeit und Häßlichkeit erkannt. Hat sie aber plötzlich Gestalt gewonnen, da ist es hohe Zeit, sie in ihrem wahren Charakter zu erkennen, Erlösung von ihr zu suchen und den Kampf mit ihr bis aufs Blut aufzunehmen.

Während nun im Verbot der Herr das Schelten und Zürnen verwirft, fordert Er auf der andern Seite herzliche Versöhnlichkeit mit dem Bruder unter allen Umständen. Wo wir dem Bruder weh gethan, wo er etwas wider uns hat, da müssen wir bereit sein, von Herzen um Vergebung zu bitten. Wo uns aber Unrecht geschehen ist, wo der Widersacher zu uns kommt in Erkenntniß seines Unrechts, mit der Bitte um Vergebung seinerseits, da müssen wir ihm willfärtig sein, d. h. von Herzen bereit, ihm das begangene Unrecht zu verzeihen.

Wer so nicht sein Herz hergiebt zum fünften Gebot, der hat alle jene gewaltigen Drohungen wider sich, von denen dies Evangelium von Anfang bis zu Ende voll ist: Gericht, — höllisches Feuer, — Richter, — Kerker, — nicht heraus! Das sind Züge, die soll doch Niemand übersehen, der dies Evangelium liest oder hört!

Selig sind die frommen Herzen,
Die mit Sanftmuth angethan,
Die der Feinde Zorn verschmerzen,
Gerne weichen jedermann,
Die auf Gottes Rache schaun
Und die Sach Ihm ganz vertraun;
Die wird Gott mit Gnaden schützen,
Läßt das Erdreich sie besitzen.

(Kirchenbuch 321, 3.)

Friede mit Gott und dem Nächsten.

Es ist ein Grundzug alles Pharisäerthums, daß es die erste und die zweite Tafel im Gesetz auseinanderreißt, unser Verhältniß zu Gott und unser Verhältniß zum Nebenmenschen ganz und gar von einander trennt. Mit jenem nimmt man es verhältnißmäßig leicht. Man meint, Ihn könne man ja lieb haben, mit Ihm lasse sichs wohl in Frieden und Ordnung leben. Aber mit dem Nächsten sei das eine ganz andere Sache. Da gebe es ja freilich der Anstöße und Schwierigkeiten gar viele. Mit ihm lasse sich der Unfriede nicht immer vermeiden. Mit Gott lasse sich Frieden halten, aber den Unfrieden mit dem Nächsten müsse man wohl oft als unvermeidlich in den Kauf nehmen. Diese Anschauung läßt aber die heilige Schrift keineswegs gelten. Bei ihr steht der Grundsatz unverbrüchlich: „So Jemand seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet?"

Unsre Stellung zu Gott muß ja freilich die der Versöhnung, des Friedens, sein. Zwischen Ihm und uns steht der Altar mit seinem Opfer. In erster Linie aber ist der Altar Versöhnungsstätte und das Opfer Sühnopfer. Das ist aber kein Opfer von Menschen dargebracht. Das ist das Eine in Ewigkeit gültige Heils-Opfer, das Gottes Gnade erdacht und Christi Liebe dargebracht hat am Stamme des Kreuzes. Wenn im Evangelium von Gaben die Rede ist, die *wir* darbringen sollen, so sind das keine Gaben zur Sühne, denn was kann ein Mensch geben, daß er seine Seele löse? Es sind die Gaben, in denen das erlöste und versöhnte Kind des Vaters Gott seinen Dank opfert für dessen große Liebe in Christo Jesu. Es ist also vor allem das *Gebet*, das Reden mit Ihm, die Pflege der innigen Herzensgemeinschaft mit Ihm, die Darbringung von Anbetung, Lob, Preis und Dank für alle Seine Güte, die Er an uns gethan. So oft ein „Vaterunser" gesprochen wird, wird dieser Kindesgemeinschaft mit Gott förmlich und feierlich Ausdruck gegeben.

Aber eben das „*unser*" im Vaterunser erinnert uns an den Bruder, der mit uns vor den Vater tritt und neben uns vor dem Vater steht. Du sollst dich erinnern, ob „dein Bruder" etwas wider dich habe. Hast du ihm Unrecht gethan in Ge-

danken, Worten oder Werken? Ja meint er vielleicht nur, du habest ihm Unrecht gethan, selbst wenn er mit dieser seiner Meinung Unrecht hätte? Je zarter das Gewissen eines Jüngers Jesu ist, um so weiter greift dies: „etwas wider dich". Des Bruders Irrthum soll ihm benommen, er soll aufgeklärt werden über die Täuschung, in der er, vielleicht ohne seine besondere Schuld, sich befindet. So wichtig wird diese Versöhnungspflicht gemacht, daß selbst Gott zurückstehen will mit Seinem Dienst, bis dem Bruder der Liebesdienst gethan ist. Nicht als ob die Erledigung der Liebespflicht gegen den Nächsten an die Stelle des Gottesdienstes treten könnte. Der wird doch Keinem erlassen. „Alsdann komme und opfere deine Gabe." Das Gebot bleibt fest und unverbrüchlich stehen.

Umgekehrt, kommt ein Bruder zu dir, der irgend etwas, was zwischen euch getreten, aus dem Wege räumen möchte, so lautet Gottes dringend-ernstes Gebot: Sei ihm willfertig — bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist. Das Ziel des Wegs ist der Richter und der Richtstuhl. Unterwegs habt ihr beide noch den Gnadenstuhl und den Versöhner. Wie lange noch? Das wißt ihr nicht. Für den, der unversöhnt dort vor den Richter tritt, giebt es einen Kerker, aus dem keine Erlösung möglich ist.

Am siebenten Sonntag nach Trinitatis.

Bekümmert ums Brot?

„Was bekümmert ihr euch doch, daß ihr nicht Brot habt?" so fragt der Herr bald nach der Speisung der Viertausend Seine Jünger im Schiff, da sie vergessen hatten den nöthigen Proviant mitzunehmen und „Ein Brot" den ganzen Vorrath bildete. Die sorglichen Gedanken, welche in der Jünger Herzen aufstiegen, werden vom Herrn scharf gestraft: „Vernehmet ihr noch nichts und seid noch nicht verständig? Habt Augen und sehet nicht und habt Ohren und höret nicht? Und denket nicht dran? Wie viele Körbe hubet ihr auf bei der Speisung der Fünftausend? Wie viele bei den Viertausend?" So schwer ists für Fleisch und Blut, des Herrn Wege zu verstehen und ihre Lectionen anzuwenden im täg-

lichen Leben. Kein Brot haben und doch dabei unbekümmert sein? Wer bringt das zu Stande? Nun, der Herr Jesus forderts von denen, die Seine Jünger heißen. Er forderts von ihnen auf Grund der Geschichte und Erfahrung bei Seinen wunderbaren Speisungen in der Wüste.

Sie sollen sich nicht bekümmern, daß sie kein Brot haben. Denn wenn sie keins haben, so weiß das ihr Herr Jesus auch. Sein Auge schaut über die Tausende hin und sieht „sie haben nichts zu essen." Und was diesem Nothstand vorangeht, weiß Er ebenfalls: „Sie haben nun drei Tage bei Mir verharret. Sie sind theilweis von ferne gekommen." Auch die Folgen, die sich aus diesem Mangel ergeben müssen, wenn keine Abhilfe eintritt, sind Ihm nicht verborgen: „Sie würden auf dem Wege verschmachten, wenn Ich sie ungegessen von Mir ließe gehen." So ist Ihm unsre ganze Noth, in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang aufs genaueste bekannt. Es ist keine Seite dran, die Er nicht bedacht. Was bekümmerst du dich, daß du nicht Brot hast? Weiß es doch dein Jesus noch besser als du selbst.

Und mehr als das. Dein Jesus fühlt es mit dir, wenn du nicht Brot hast. „Mich jammert des Volks" spricht Er. Der selber in der Wüste gewesen vierzig Tage und vierzig Nächte und „nichts zu essen" gehabt, so daß Ihn hungerte, Der weiß aus eigener Erfahrung was es heißt: „Nichts zu essen." Er ist ein Hoherpriester, Der Mitleid haben kann mit unsrer Schwachheit, selbst mit der des Leibes, denn Er hat sie selber gekostet und ist allenthalben versucht gleichwie wir, doch ohne Sünde.

Und Er hält sich verantwortlich dafür, daß sie nicht ungegessen von Ihm gehen und dann verschmachten auf dem Wege. Damit spricht Er ja offen aus, daß Er, wie Er das Auge und das Herz hat für die Noth der Seinen, so auch die allmächtige Hand, ihr zu steuern. Er — und Tausende ohne Labsal weggeschickt, verschmachtet auf dem Wege? Nimmermehr. Was bekümmert ihr euch denn, daß ihr nicht Brot habt?

Seht auf Jesus, den Brotgeber, da muß die Bekümmerniß weichen. Nicht in die Ferne hinaus: Woher Brot? Da ist nichts als Wüste; nicht auf die Tausende, da ist nichts als Hunger; auf Jesum müssen wir schauen. Da steht Er voller Gnade und Erbarmung, voller Macht und Herrlichkeit.

Wie? haben wir Augen und sehen Ihn nicht? Vernehmen wir noch nichts?

Und Der so des Leibes gedenkt in Seiner treuen Fürsorge, sollte Der ungegessen von Ihm gehen und verschmachten lassen die Millionen, die in der Wüste dieses Lebens mit rechtem Seelenhunger aufschauen zu Ihm, Der der Weg ist und die Wahrheit und das Leben? Nein, Herr, thue Deine milde Hand auf und sättige uns mit Deinem Heile!

Jesus der Versorger der Seinen.

In der Berg-Predigt hat der Heiland den Seinen den Befehl und die Verheißung gegeben: Trachtet am Ersten nach dem Reich Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige Alles zufallen. Das ist ein wahrhaftiges Jesuswort, bekräftigt durch die That Dessen, Der die Welt erlöset hat und Der auch alle Dinge hebt und träget mit Seinem allmächtigen Wort. Er ist und bleibt der Versorger der Seinen und durch sie und um ihretwillen der Versorger der Welt.

Die Noth dieses Lebens kommt ja freilich auch an die, die bei Ihm sind. Es war zu der Zeit viel Volks da und hatten nichts zu essen. Wo waren denn nun diese Leute, von denen das gesagt ist? Sie waren nicht, wo die Spötter sitzen, nicht, wo dem Fleisch gedient und der Augenlust gefröhnt wird, sondern bei Dem, Der die Blinden sehend und die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht, Der den Armen das Evangelium predigt. In dieser nahen, seligen Gemeinschaft bei dem Herrn hatten sie nichts zu essen. Drei Tage hatten sie nun bei Ihm verharrt. Er hatte ihnen diese ganze Zeit über nichts zu bieten, als das Wort, das Er zu ihnen redete, das Wort vom Reiche Gottes und Seiner Gerechtigkeit. Mit Maria hatten sie dies gute Theil erwählt, zu Seinen Füßen zu sitzen und Seinen Lebensworten zu lauschen. Das war ihnen die Hauptsache gewesen, darüber sie alles Andre vergaßen. Nun war die Noth des Leibes wie ein Gewappneter über sie herein gebrochen: viertausend Menschen in der Wüste und — „nichts zu essen" und schon der dritte Tag!

In solcher Noth ruft nun der Herr Seine Jünger zu Sich.

Sie waren ja auch da, wo das Volk war, bei Ihm, ihrem Herrn und Meister. Aber nun rief der Herr sie zu Sich in einem besonderen Sinn, heran in Seine nächste Nähe, in den engsten Kreis. Er hat ein Wort mit ihnen zu reden. Er hat eine Aufgabe vor sie zu stellen. So ist es alle Mal ein besonderer Ruf des Herrn an Seine Jünger, der die Noth begleitet, sei sie in unsrem eigenen, engeren Kreise, sei sie in der Welt um uns her. Die Noth treibt Seine Jünger zur Berathung mit dem Herrn. Er giebt ihnen immer etwas dabei zu thun. So hat der barmherzige Samariter dort den Wirth der Herberge zu sich her gerufen und hat ihm die Aufgabe gegeben: Pflege sein! Ihr Jüngerherzen, mitten in der wüsten, hungernden, darbenden Welt, laßt euch doch zum Herrn insonderheit rufen, wo eurem Auge die Noth vorgerückt wird! Da hat Er euch etwas zu sagen! Ihr sollet Zeugen und Gehilfen dessen sein, was Er zu thun gedenkt.

Denn die Jünger, die der Herr dort um sich versammelt, dürfen hineinblicken in Seinen besondern Rath, in Sein Herz und Seine Gedanken, und sollen da zuerst und vor allen Andern Ihn und Sein Thun verstehen lernen: Sein tiefes, warmes Mitgefühl mit menschlicher Noth, da Ihn des Volkes jammert; Seinen hellen, klaren Einblick und Durchblick durch die ganze Sachlage. Die vergangenen Tage, die Umstände, welche die Noth vorbereitet und verschuldet, die gegenwärtige Verwicklung und Gefahr, die Zukunft mit ihren möglichen und drohenden Fällen, Alles das faßt Er genau ins Auge und bedenkt es besser, als die Nothleidenden selber; besser als die Jünger mit all ihrer Willigkeit, der Noth abzuhelfen.

Zu solchem Einblick und Mitgefühl kommt dann bei Ihm die allmächtige Hilfe, mit der Er drein greift und der Noth steuert über Alles, das wir bitten oder verstehen. Was für einen reichen, treuen Heiland haben wir doch! Denn, Der dort die Tausende gespeist, ist derselbe, gestern und heute und in Ewigkeit! Wohl dem, der auf Ihn trauet!

Ein Arzt ist uns gegeben,
Der selber ist das Leben:
Christus, für uns gestorben,
Der hat das Heil erworben.

(Kirchenbuch 494, 4.)

Jesus auch des Leibes Heiland.

Es ist ein großes Wort altteſtamentlicher Weiſſagung von dem kommenden Meſſias: „Den Leib haſt Du mir zubereitet.“ Der wahre Menſchenleib unſres Heilands Jeſu Chriſti iſt Gottes eigene Schöpfung und Gabe. Er behütet und wacht über ihm; Er giebt ihm das Seine. Er wartet des Leibes. Auch der Heiland darf am Brunnen in der ſengenden Mittagshitze um den Labetrunk friſchen Waſſers bitten; Er darf das müde Haupt im Schifflein dort aufs Kiſſen betten, ja am Kreuze noch mit einem der letzten Worte Seines ſterbenden Leibes warten.

Der allezeit bereit war, Seinen Leib mit allen ſeinen Bedürfniſſen und Anſprüchen zu opfern in Faſten, in Wachen, zum Leiden und zum Sterben, hat auch auf der andern Seite unbefangen dem Leib ſeine Ehre gegeben. Was Er an Sich und Seinem ſterblichen Leib gethan, daſſelbe thut Er auch an den Leibern der Seinigen. Er weiß, die Seinigen haben Leiber, die verſchmachten müſſen, wenn ſie nichts zu eſſen haben. Darum iſt Er auch dieſes Leibes Heiland. Er hat ihm mit all ſeiner Nahrung und Nothdurft einen feſten Platz gegeben im lieben Vaterunſer, da Er ſie beten lehrt: Unſer täglich Brot gieb uns heute.

Aus Seiner Jeſushand nehmen darum die Seinen auch dieſes Leibes Gaben. Sie eſſen, oder ſie trinken, oder was ſie thun, Alles wollen ſie thun in Jeſu Namen zur Ehre Gottes des Vaters.

Wer ſich aber alſo des Herrn Jeſu freuen will, auch als ſeines Leibes Heiland, der muß auch das Zeugniß haben, das Er dort den Tauſenden gab, die Ihm in die Wüſte hinein nachgefolgt waren: „Sie haben nun drei Tage bei Mir verharret.“ Er ſelber mit dem Lebens-Wort, das ſo holdſelig von Seinen Lippen floß, war ihre erſte Anziehungskraft. Ihn wollten ſie haben, wie Maria zu Bethanien zu Seinen Füßen ſaß und Ihm zuhörete. Nicht ein Leben ohne Ihn, in Geringſchätzung und Verachtung Seines Worts und Sacraments und ſchließlich dann eine Verſorgung für den hungrigen, ſiechen, altersſchwachen Leib in den Heimſtätten Seiner Kirche! Das iſt nicht die Ordnung Deſſen, der geſagt hat: Trachtet am

Ersten nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige Alles zufallen.

Wiederum, wer sich Jesu als seines Leibes Heiland trösten und freuen will, der muß mit Ihm und bei Ihm lernen, ein dankbares Herz aufheben zum Vater im Himmel und Seinen Segen herabrufen im Gebet über das, was Er bescheeret. Auch das Wenige ist nicht zu verachten, sondern mit Genügsamkeit hinzunehmen und mit innigem Danke, daß uns doch das noch gegeben ist. Und zu solchem Sichbescheiden muß der Glaube kommen, der Gottes Schöpferkraft auch das Segnen und Mehren der kleinsten Gabe zutraut. Solches Anrufen, Beten, Loben und Danken läßt Jesum als den rechten Heiland auch des armen Leibes erfahren.

Endlich: Wer Jesum als des Leibes Heiland recht genießen will, der lerne, frisch zugreifen bei Allem, was Er bescheeret, und austheilen in Seinem Namen und nach Seinem Sinn an alle die Tausende von Hungrigen und Bedürftigen, die in Schichten in der Wüste dieser Welt sich lagern. Wunderliches und doch überaus liebliches Wechselspiel von Geben und Nehmen unter den Segensströmen, die Jesus bescheert! Durch Seine Jünger versorgt der Herr die Hungernden. Ihr Grundwort bleibt: Ich habe euch gegeben, was ich auch empfangen habe. Und nachher sammeln und genießen die Jünger von demselben Segen, den sie zuvor Andern zugetragen haben! Nehmen vom Herrn, den Brüdern zutragen, von ihnen zurückbringen — das ist der Kreislauf des Segensstromes, der von unsres Leibes Heiland ausgeht!

Das Wunder der Speisung.

Wenn der Landmann die Sense wetzt und den Erntewagen rüstet, um die Garben vom reichen Schnitterfeld heimzuführen, da kommt im Lauf des Kirchenjahres das Evangelium von der wunderbaren Speisung der Viertausend. In der Passionszeit, am Lätare-Sonntag, haben wir die Speisung der 5,000. Da hat das Wunder vor Allem symbolischen Charakter: Jesus ist das Brot des Lebens. Sein Fleisch, gegeben für das Leben der Welt, ist die rechte Speise. Sein Blut der rechte Trank. (Joh. 6.) Hier aber, bei der Speisung der Viertausend, bleiben wir ganz auf natürlichem Boden. Hier ist es der

erste, nicht der zweite Artikel, mit dem wir's zu thun haben, die Schöpfung und Erhaltung, nicht die Erlösung.

Nicht um das Wunder, das uns im Evangelium erzählt wird, abzuschwächen, sondern um den Glaubensblick auch für das, was nach sogenannten „Naturgesetzen" sich vollzieht, zu schärfen und zu stärken, sagen wir: die Speisung der Tausende wiederholt sich alljährlich im Lauf der göttlichen Naturordnung. Es ist ja wahr, es giebt im Naturleben eine Seite, die niedere, welche dem diesseitigen Leben dient, und welche für den ersten Anblick sich einfach als Naturnothwendigkeit darstellt. Der Same wird aufs Land geworfen, die Erde deckt ihn zu, die Sonne geht drüber auf und unter; der Regen und Schnee fällt darauf und feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar, — es giebt eine Ernte aus dem gesäeten Samen.

Aber was so Jahraus Jahrein im Lauf der sogenannten Naturordnung sich vollzieht, das sieht der Glaube durchaus nicht bloß unter dem Gesichtspunkt der Naturnothwendigkeit an, als müßte es so gehen; sondern er findet darin überall das Eingreifen und Walten des persönlichen Gottes, Sein Geben, Sein Zurückhalten, Sein Nehmen, Seine Weisheit, Macht und Majestät, und Seine Güte, Gnade und Barmherzigkeit. Der Gläubige, der im Grund seines Herzens das große Geisteswunder der inneren Umwandlung und Neugestaltung erfahren hat, der findet auch im Ernte-Segen oder Unsegen die Hand des lebendigen Gottes. Es wird ihm nicht schwer zusammenzubringen, was die Weisheit dieser Welt nur in beständigem Widerspruch sehen kann: Naturgesetz, — Wachsthum, — Entwicklung und das Wirken des persönlichen Gottes nach Seinem heiligen Wohlgefallen. Bei aller menschlichen Arbeit, die im Werk des Ackermanns geschieht, bei allen natürlichen Kräften, die des Schöpfers Hand in Saatkorn und Erdboden gelegt hat, bleibt doch wahr, was der Psalmist so tiefsinnig gesagt hat: „Aller Augen warten auf Ihn!"

Was sind doch alle menschlichen Combinationen vorhandener Naturkräfte gegen die lebendige, schöpferische Gotteskraft, die Er in das Saatkorn legt. Mit allem Dampf, den wir aus Feuer und Wasser bereiten, mit Telegraph und Fernrohr, wo bleiben wir ohne Gottes Segen und Gottes Leben im Saatkorn, das Wurzel schlägt und Frucht bringt dreißig- und sechzigfältig? Welches Vertrauen hat auch das sonst ungläubige selbstsüchtige Menschenherz in diese Gotteskraft setzen

gelernt, daß auch der geizigste Bauer jedes Jahr Hände und Säcke voll in den Boden schüttet, ohne allen Zweifel: das ist mir unverloren, es mehrt meinen Gewinn, es nährt mich und die Meinen. In solchem Glauben geht er hin und schläft und ißt und trinkt und weiß: Gott wirds versehen! Sein ist das Saatkorn. Er wirds lebendig machen.

Und wunderbar ist es auch, wie Gott die Speise in uns wirken lässet. Nicht bloß, daß das Saatkorn wächst und Brot zu essen giebt, ist des Herrn Thun, sondern besonders auch, daß es seine Nährungskraft am Menschen erweist, daß es satt macht. „**Du** sättigest Alles, was da lebet." Was hilft der reichst gedeckte Tisch dem kranken Mann ohne Appetit, Gesundheit und Verdauungskraft? Er nährt ihn nicht. Darum danken wir nicht bloß im Tischgebet Dem, Der die Speise bereitet hat, sondern wir bitten auch um den göttlichen Segen, der die Speise nahrhaft macht und Kraft und Gedeihen durch sie giebt. Das Sattwerden ist vom Herrn. Du aber iß mit Herzensdank, mit Mäßigung, und hefte nicht den Unsegen an die liebe Gottesgabe durch deinen Undank, Unzufriedenheit und Unmäßigkeit. Und wenn du gegessen hast und satt bist, gedenke des Uebrigen, der Brosamen, die du zum Austheilen hast für die Armen und Hungernden, und brich auch ihnen dein Brot und mehre den Segen, den Gott dir bescheeret.

Am achten Sonntag nach Trinitatis.

Das Bild vom Baum.

Unter allen den vielen und vielsagenden Bildern, die der Herr braucht, um die Dinge des Reiches Gottes, die innere Gestaltung und Entwicklung des Menschenherzens zu beschreiben, ist keines häufiger und kaum eines umfassender, als das dem Pflanzenleben des Naturbodens entnommene Bild vom Wachsen und Fruchtbringen eines Baumes. Der Same, aus dem etwas heranwächst, sein Aufgehen, Abwelken, Fruchtbringen und die Ernte, in der die Frucht eingeheimst wird, das sind die Bilder, die uns im Alten und Neuen Testament ganz vertraut sind. Und sie werden nach beiden Seiten hin gebraucht, nach der guten und nach der bösen. Da ist der gute Baum mit den

guten Früchten und der faule Baum mit den argen Früchten. Und der große, unabänderliche Grundsatz gilt auch im geistlichen Haushalt des göttlichen Reiches: Wie der Same, so der Baum; wie der Baum, so die Frucht; wie die Frucht, so die Ernte. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten, wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geist das ewige Leben ernten.

Wie der Same, so der Baum; wie der Baum, so die Frucht. Jeder Baum wahrt von Anfang seiner Entwicklung an durch alle Stufen seines Wachsthums hindurch den ihm eigenen Charakter. Von Dornen kann man keine Trauben lesen, von Disteln keine Feigen.

Der Dichter hat Recht, wenn er sagt: „Hab ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." Die Frage ist nur: Wer „untersucht den Kern des Menschen?" Von wo aus kann man demselben nahe treten und einen klaren Einblick darein bekommen? Solchen Einblick hat eben nur Der, von dem es heißt: „Er bedurfte nicht, daß Jemand Zeugniß gäbe von einem Menschen, denn Er wußte wohl, was im Menschen war. Er kannte sie Alle." (Joh. 2, 25. 24.)

Die Schrift nun eröffnet uns das Verständniß für einen furchtbaren Zusammenhang des Bösen, den auch der Dichter ahnt, wenn er sagt: „Das ist der Fluch der bösen Saat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!" Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod! Ein Wachsthum aus dem kleinsten, unscheinbaren und ungesehenen Anfang heraus; aber ein Wachsthum in derselben Art, in derselben Richtung, mit dem unabänderlichen, schrecklichen Ziele — Tod! geistlicher, leiblicher, zeitlicher, ewiger Tod. So ist die Sünde in die Welt gekommen. Und der Sündenbaum ist gewachsen. Da steht das furchtbare: Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. **Kann nicht!** Da vermag auch das heilige, gute, geistliche Gottesgesetz nichts dagegen. Laß es tausend und aber tausend Mal wiederholen: Du sollst! Du sollst nicht! Es bleibt dabei: „Kann nicht!"

Und derselbe Grundsatz von Same, Baum und Frucht gilt

im Reiche Gottes auch im guten Sinne von den Segenspflanzen des himmlischen Vaters in Christo unsrem Heiland. Das Wort Gottes vom Heil in Christo hat auch Samensart und Samenskraft. Und dieser Same muß auch Frucht haben nach seiner Art. Der Glaube ohne Werke ist todt an ihm selber. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede u. s. w. An ihren Früchten sollen wir nicht bloß die Irrgeister, sondern auch die Jünger des Herrn erkennen. Es soll das Wort, das aus Meinem Munde gehet, nicht wieder leer zu Mir kommen, spricht der Herr.

Ist nun das Alles eine Art Naturprozeß, das Wachsthum im Bösen und das Wachsthum im Guten? Wo bleibt dann der Wille, der den Willen thun muß des himmlischen Vaters? wo die Verantwortlichkeit des Menschen und die Gerechtigkeit des Gerichts, wornach der faule Baum abgehauen und ins Feuer geworfen wird?

Wir wissen, wir sind von Natur arge Bäume, auf denen nichts Gutes wachsen kann. Aber Gott der Herr „setzet" in Seinem Gnadenwerk neue Pflanzen, die wachsen und gedeihen sollen zum ewigen Leben. Wohl dem, der Seines heiligen Geistes Gartenarbeit sich gefallen läßt!

Zwei Krebsschäden der Christenheit.

„Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird und wir auch heilig, als die Kinder Gottes darnach leben" — da geschiehts, daß der Name Gottes geheiligt wird; da gehts, wie es gehen soll in der Christenheit. Aber wo geht es also in unsern Tagen?

Wo wir hinblicken, da sehen wir die größte Gleichgültigkeit gegen falsche Lehre. Das ist der eine große Schade, an dem unsre Zeit krankt. „Die Lehre ist der Himmel," hat Vater Luther gesagt, „das Leben die Erde. Die Lehre ist Gottes Wort und soll und darf nichts anders sein. Das Leben ist unser Thun mit." Dem aber widerspricht unser heutiges Christenthum durchweg: Laß sie lehren, wie sie wollen, das bischen Unterschied verschlägt nichts, wenn sie nur ordentlich leben. Das Leben ist der Himmel, das Wahre; die Lehre dagegen die Erde, das Vergängliche. Streng und unnachsichtig muß man sein in Beurtheilung des Lebens und Wandels,

aber nachsichtig und weitherzig in der Beurtheilung der Lehre; da sind allerlei Meinungen und Verschiedenheiten nebeneinander zu dulden; wenn sie's nur redlich meinen. Jeder, der aufrichtig ist in seiner Ueberzeugung, muß geduldet, ja respektirt werden, wenn auch seine Ueberzeugung ganz und gar wider das klare Gotteswort sein sollte. Für „rechte" Propheten läßt man etwa diejenigen noch gelten, welche auf Herzensänderung dringen und an Werken der Liebe und Wohlthätigkeit sich betheiligen. „Falsche" Propheten müssen sich dagegen leichtlich diejenigen schelten lassen, welche auf Wahrheit und Reinheit der Lehre dringen und so ernst darauf halten, daß sie selbst den Frieden der Kirche darüber dran zu geben bereit sind. Ihnen wirft man vor, daß sie den Frieden stören und, statt zu bauen, niederreißen.

Was sagt nun aber das Wort Gottes zu solcher landläufigen Gleichgültigkeit gegen die Lehre? Wer der Schriftwahrheit die Ehre zu geben Willens ist, wird sagen müssen, daß uns da überall die Sorgfalt um einen reinen, ungefälschten Glauben zur heiligsten Pflicht gemacht wird. „Wer es thut und lehret, spricht der Herr, wird groß heißen im Himmelreich." „Solches will ich; daß du fest lehrest," heißt es bei St. Paulus. Nichts dazu! Nichts davon! Das ist der warnende Schlußton auf der letzten Seite des ganzen Bibelbuchs. Wer die Schrift als Gottes wahrhaftiges Wort annimmt, der glaubt und weiß, daß alles Heil, aller Segen für die verlorne, verirrte Menschheit ganz und gar daran hängt, daß uns diese Arznei unversehrt, unverfälscht in ihrer ureignen Gotteskraft bewahrt und gereicht wird. Daran etwas verderben, ist in der That der größte Frevel, der wider Gott und Menschen begangen werden kann. Aber wer glaubt das in unsrer leichtsinnigen, aufgeblasenen und bibel-richterischen Zeit? Und selbst da, wo mans noch glaubt, ist die Fähigkeit und Kraft, nach solchem Grundsatz zu handeln, falsche Lehre zu urtheilen und von Kanzel und Altar auszuschließen, vielfach abhanden gekommen. Sehet euch vor! Prüfet die Geister! Ihr sollt sie erkennen! Das sind Gottes-Befehle an sein neutestamentliches Volk.

Auf der andern Seite thut der Mangel eines ächt christlichen Lebens, einer thätigen, aus dem Glauben gebornen Christenliebe ebenso viel Schaden am Reiche Gottes. Der Herr Jesus will Leute haben, die den Willen thun ihres

Vaters im Himmel. Es ist das Erste, Nöthigste und Vornehmste: den Willen des himmlischen Vaters wissen und demselben keine eigenen Menschengedanken und Menschenwillen unterschieben. Das andre aber ist dem gleich: den erkannten Willen thun. Alle die gute, heilsame, feste Lehre der heiligen Schrift ist dazu gegeben, daß die Gläubigen in einem Stande guter Werke mögen erfunden werden, die da heilig als die Kinder Gottes nach dem leben, was sie das lautre Gotteswort gelehret hat. Da gilts denn wissen, was vor Gott gute Werke sind, und aus welcher Quelle sie stammen, wie sie einfach und schlicht im Wege des Berufes einhergehen und anspruchslos und demüthig als Dankopfer sich zu den Füßen dessen niederlegen, der uns geliebet und erkauft hat mit Seinem Blute! So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihrs thut.

Ein verlogenes Christenthum.

Der Teufel ist der Lügner von Anfang an. Mit einer Lüge hat er die Sünde in die Welt eingeführt. Mit Lügen und Täuscherei hat er den wahren Gott und Sein Wort aus dem Menschenherzen zu verdrängen und ferne zu halten gesucht. Mit groben oder feinen Lügen und Trügereien will er bis zum heutigen Tag den Glauben an das Heil in Christo untergraben und alle seine Grundthatsachen aus der Welt hinaus disputiren. Ja selbst da, wo ihm das nicht gelingt, übt er seine Lügenkünste an den Herzen, daß sie sich selbst betrügen, meinen, sie seien Christen und sinds doch nicht, und denken doch nicht: Ist das auch Trügerei, das meine rechte Hand treibet?

Das bezeugt die Schrift auf erschütternde Weise im heutigen Evangelio, daß es ein verlogenes Christenthum giebt, nicht bloß im Munde der falschen Propheten, sondern auch im Herzen und Leben derer, die Christen heißen.

Da sind Menschen, denen der Name Jesu etwas Großes und Lebendiges ist, ein Trieb und eine Kraft, womit etwas bewegt und ausgerichtet wird. „Sie haben in Seinem Namen geweissagt," d. i. sie haben aus Gottes Wort den guten, gnädigen Willen Gottes bezeugt und verkündigt. Sie sind eingedrungen in die Tiefen des Wortes. Sie haben

aus seinen Schachten Licht und Kraft hervorgeholt. Sie sind reich geworden in Erkenntniß und warm in der Empfindung der seligmachenden Wahrheit. Sie haben kräftig und eindringlich Andern mit diesen ihren Gaben und Kenntnissen gedient. Sie haben mit solchem Zeugniß vom Herrn bei Andern einen Eindruck gemacht, haben sie belehrt und eingeführt in das Verständniß und sie lustig und willig gemacht zum Reiche Gottes. Alles das haben sie gethan, und doch war ihr eigenes Christenthum ein verlogenes Christenthum.

Mehr noch: „Sie haben Teufel ausgetrieben in Jesu Namen.“ Sie sind mit dem Namen des Herrn Jesu eingetreten in den gewaltigen Kampf zwischen dem Reich der Finsterniß und dem Reiche Gottes. Sie haben es entschieden und trutzig aufgenommen mit den bösen Geistern, die in Haus und Schule, in Kirche, Staat und Gesellschaft den Boden unterwühlen. Und sie haben sie da und dort ausgetrieben. Ihre Arbeit, ihr Wort ist nicht unfruchtbar geblieben. Die Wirkung ist da, und ist unleugbar. Wo früher solche und ähnliche Geister gehaust haben, da ist es nun durch ihren Einfluß besser geworden. Und das Alles ist erreicht worden nicht durch ihre eigene Kraft, sondern durch die Kräfte, welche der Herr in das Wort und Sacrament gelegt, das sie gebrauchen. Aber bei allen diesen Wirkungen ihrerseits doch ein verlogenes Christenthum!

Ja diese Leute haben in Jesu Namen Thaten gethan. Große Dinge, Kraftwerke im Reiche Gottes sind ihnen gelungen und haben vielleicht ihren Namen herrlich gemacht vor Andern. Sie mögen wohl mit dem daheim gebliebenen Sohne sprechen: „So viele Jahre diene ich Dir“ und mit den erstberufenen Arbeitern im Weinberge: „Wir haben des Tages Last und Hitze getragen.“ An so vielen guten Werken sind wir betheiligt, so viele saure Gänge haben wir gethan, so viele Hunderte von Thalern haben wir gesammelt, oder gar selber beigesteuert, für die Gemeinde, für die Mission, für Arme, für Waisen, Hospitäler u. s. w. Es sind das fleißige Arbeiter, die Tausende von Müßiggängern beschämen, welche Jahraus Jahrein die Hände in den Schooß legen und Andre für sich arbeiten lassen. Und doch, wie traurig und schmerzlich, daß auch solche überaus thätige Leute unter das Wort fallen sollen: verlogenes Christenthum!

In ihrer Täuschung gehen sie dahin bis zum letzten,

großen Gerichtstag. Nicht einmal der Tod scheint ihnen ein volles Licht aufgesteckt zu haben. Erst drüben an dem Tage, da alle Masken fallen und alle Trügerei offenbar wird, trifft sie das Entscheidungswort: Ich habe euch nie erkannt!

Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz! Prüfe und erfahre, wie ich es meine, und siehe ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege. Ja, sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich führen!

Am Willen liegts.

Es ist ein lieblicher Anblick, wenn zur schönen Weihnachtszeit der Christbaum im Schmucke seiner Gaben prangt. Was für Herrlichkeiten sind da nicht auf seinen grünen Zweigen zu sehen! Aber es ist ein trauriger Anblick, von dem man gerne das Auge abwendet, wenn, kurze Zeit hernach, derselbe Baum, dessen Duft das Zimmer gefüllt und dessen Pracht die Kinderherzen entzückt hatte, draußen auf der Straße liegt, alles Schmuckes beraubt, aller Früchte und Gaben ledig. Sie sind nicht auf ihm gewachsen, sondern nur für eine kurze Freudenzeit dran gehängt. So ists mit dem Christenleben vieler Tausende. Es prangt eine Zeit lang in lieblichem Schmucke und blendet die Augen. Aber seine Gaben und Lichter sind nicht gewachsen, keine wahren, lebendigen Früchte und das Ende ist: der Baum wird hinaus geworfen. Wo hats gefehlt? Eine Art Glauben war da. Ein Bekenntniß war da. Herr! Herr! klangs feierlich und regelmäßig von den Lippen. Aber der „Wille" des Vaters im Himmel ist nicht gethan worden. „Es werden nicht Alle, die zu Mir sagen: Herr! Herr! ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun Meines Vaters im Himmel." Dazu gehört aber der ganze, volle, kräftige Wille des Menschen. Das Sprichwort hat einen tiefen Sinn, wenn es auch mißbraucht werden mag: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich." Auch die Schrift bezeugt's: Am Willen liegts. Ich muß wissen, was des Vaters Wille ist. Ich muß wollen, was des Vaters Wille will. Ich muß thun, was des Vaters Wille fordert.

Das Wissen ist das Erste und an seinem Platz das Nöthigste. Wie, wenn ich über Gottes Willen, über Seinen ganzen Weg und Plan zur Seligkeit mich im Irrthum

befände? Was hülfe mir aller Eifer, mit dem ich mich nach diesem vermeintlichen Gottes-Willen richten würde? Nicht die Energie und Raschheit, womit der Wanderer irgend eine Straße verfolgt, bringt ihn ans gewünschte Ziel, sondern allein der richtige Weg. Ist er auf falscher Straße, so ist all sein Eifer verloren. Darum hängt so viel dran, viel mehr, als viele wohlmeinende Christen zugeben, daß die Erkenntniß des göttlichen Willens zu unsrer Seligkeit eine reine, ungetrübte sei. „Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird," da allein ist die Möglichkeit vorhanden, daß die Menschen auch „heilig als die Kinder Gottes danach leben." Darum warnt die Schrift hier und an andern Orten so entschieden vor falscher Lehre, vor falschen Propheten, die ihre eigenen Träume predigen statt Gottes Wort.

Aber wenn wir nun durch Gottes Gnade eine richtige Erkenntniß des richtigen Gottes-Willens haben und wenn dieselbe ein Echo bei uns geweckt hat, das richtige Bekenntniß, ist damit dann Alles in Ordnung und der Eingang ins Himmelreich uns dann verbürgt?

Kann ich wirklich aus eigener Kraft mit innerer Lust und Freudigkeit wollen, was Gott will? Kann ich solches Wollen, auch wo ich es hätte, unverkürzt und ungebrochen in That und Leben umsetzen? Kann ich den Willen meines himmlischen Vaters thun? Nimmt mir nicht der Herr selbst alle Hoffnung und allen Muth in dieser Beziehung durch Sein Wort: „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?" Wir meinen wohl, wo wir einen Fehler gemacht, wir müßten durch die Erfahrung gewitzigt und geheilt sein; und wenn wir wieder in dieselbe Lage kämen, würden wir anders handeln. Aber wir finden, das ist eine verhängnißvolle Täuschung. Nach Jahren finden wir uns immer wieder über den alten Fehlern. „Was man einsaugt mit der Muttermilch, schüttet man aus ins Leichenhemde," sagt ein spanisches Sprüchwort. Und wie leichtsinnig wird das von Millionen zugegeben mit der Bemerkung: „Das ist nun einmal meine Natur; so bin ich eben." Aber die Schrift läßt uns damit noch nicht los. Sie hält uns verantwortlich für all unser Thun. „Was der Mensch säet, das wird er ernten." Es ist nicht bloß ein willenloses Wachsen, ein Naturprozeß um unsere Handlungen, sondern ein gewolltes und bewußtes Säen, für das wir Rechenschaft geben müssen.

Gottes Wille ist, daß wir nicht unterm Sündenbann der Willenlosigkeit untergehen sollen. Er will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Er will, daß der verlorne Sohn ans Vaterhaus denke und zu dem Entschlusse komme: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Und doch liegts nicht an Jemandes Wollen und Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen. Dieses Erbarmen zieht den verlornen Sohn heim ins Vaterhaus. Dieses Erbarmen öffnet ihm die Vaterarme und nimmt ihn ans Vaterherz. Dieses Erbarmen erneuert ihn in seinem ganzen Verhältniß zum Vater und giebt ihm Lust und Liebe und Willen daheim zu bleiben und sich nimmer in die Fremde zu verlieren. Und dieser neue Wille wird durch des heiligen Geistes Zucht und Schule gestärkt durch Kampf und Sieg über das alte Selbst: „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst." Darin liegt die Stärke des Christen und der Triumph über des Teufels, der Welt und unsres Fleisches Wille: „Ich vermag Alles durch Den, Der mich mächtig macht, Christum."

Am neunten Sonntag nach Trinitatis.

Thue Rechnung.

An das gewaltige, erschütternde Evangelium vom achten Trinitatis-Sonntag schließt sich das Gleichniß vom ungerechten Haushalter an mit dem ebenso ernsten Mahnruf, der besonders den Jüngern gilt: Thue Rechnung von deinem Haushalt!

Thue Rechnung, denn du bist ein Haushalter. Alles, was du bist und hast, im Leiblichen und im Geistlichen, ist von deinem himmlischen Herrn dir anvertraut. Seine Güter, Seine Gaben sinds, über deren Gebrauch oder Mißbrauch du dich zu verantworten hast. Es ist ja leider nichts gewöhnlicher, als daß Menschen mit dem Kleinen oder Großen, das sie ihr eigen nennen, glauben nach eigenem Urtheil und Belieben schalten und walten zu dürfen. Es ist eine der Verblendungen, die zum „ungerechten Mammon" gehören, daß gerade diejenigen, welche in seinen Besitz gekommen, in solchen Unabhängigkeits-Taumel und Schwindel gerathen. Der Besitzende erscheint sich selbst als der Herr, der befugt sei, mit

dem Seinigen anzufangen, was ihm beliebt. Dabei vergißt er, daß es nicht seine eigenen, sondern seines Herrn Güter sind, die in seinen Händen liegen und für deren Verwendung er streng verantwortlich gemacht wird.

Du bist ein Haushalter; — und gesteh es nur, oft ein recht ungetreuer Haushalter. Von den kostbaren Gütern, die dir anvertraut waren, hast du schon so manche umgebracht! Wohl darfst du dich selber fragen: Wie viel bin ich meinem Herrn schuldig? Wie Vieles hast du schon in Trägheit versäumet? Wie viel im Unglauben verloren? In der Selbstsucht, im Geiz, in der Liebloſigkeit mißbraucht? Grade wieder in Beziehung auf den „ungerechten Mammon" gilt die ernste Prüfung: Wie hab ich damit hausgehalten? Wem hab ich damit gedient? Gott und Seinem Reiche? Den Aermsten unter meinen Brüdern? Oder mir selbst und meinen eigenen Neigungen und Gelüsten?

Du bist ein Haushalter, dem die Untersuchung und das Gericht droht, mit dem Spruche: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein. Das ist ja offenbar ein Gerichtswort, das die Absetzung vom Amte, das Ende der ganzen Haushalterstellung einschließt. Wenn man lange Zeit unbeanstandet in hoher, verantwortlicher Stellung gewesen, wird es Einem sehr schwer zu glauben, daß Alles das plötzlich ein Ende haben könne. Aber Gott, der Herr über alle Seine Haushalter, hat eine Stunde der Abrechnung und des Gerichts für sie alle bestimmt. Den Einen ruft Er heute, den Andern morgen. Darum gilt es, wenigstens die Klugheit zu lernen, daß man bereit ist zur Rechenschaft, wenn immer der Herr sie fordern mag.

Bist du denn ein Haushalter und weißt du, daß die Stunde der Abrechnung kommt, was willst du thun? Hörst du nicht, wenn auch spät, die Vorsichtsfrage aus dem Munde des ungerechten Haushalters: Was soll ich thun? Das ist deine Frage. Und willst du auch so energisch und entschieden alle die Dinge abweisen, die dich doch nichts helfen und dagegen das Eine ergreifen, das dich retten kann aus Noth und Gericht? Ein Haushalter, der die Stunde der Rechenschaft vor sich hat, wie sollte der leichtsinnig in den Tag hinein leben, Sünde auf Sünde häufen, die Buße jahraus, jahrein verschieben? Nein, er weiß, was er zu thun hat: Umkehren von allen unrechten, krummen, leichtsinnigen Wegen, in Demuth und Buße zurück

zum Vater, hinein in die Barmherzigkeit des Mittlers und dann auf einen neuen Weg rechter Treue im Kleinen, damit er sich erweise als einen rechtschaffenen und zuverlässigen Arbeiter und Haushalter des Herrn.

Das irdische Gut im Urtheil des Christen.

Der Christ steht mit Allem, was er hat, als ein Haushalter Gottes in dieser Welt. Alles ist Gabe, und über jede Gabe Gottes muß er Rechenschaft ablegen. So gehört auch der irdische Besitz, das Geld und Gut dieser Welt in den Kreis der Gaben, die ihm von Gott zum Haushalt anvertraut sind. Das giebt demselben den wahren Werth in des Christen Augen. Er darf auch mit Thaler und Cent nicht schalten, wie es ihm gefällt, wie sein eigener Vortheil und Genuß ihn treiben möchte, sondern als ein göttlicher Haushalter der auch in diesem Stück sich treu muß finden lassen: Gott zur Ehre und dem Nächsten zu Liebe, das muß der Grundton seiner Verwaltung sein.

Freilich unter allen den Gütern, welche Gottes reiche Schöpferhand den Seinen auf Erden bescheert, ist das Geld und Gut dieser Welt — das geringste. „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht." So hat der Herr selbst die Stellung dieses Guts im Verhältniß zu andern Gütern gezeichnet. „Das Geringste" hat Er es genannt, damit es Seine Jünger fein nüchtern beurtheilen und sich in ihrer Werthschätzung desselben nicht vom Welt- und Zeitgeist fortreißen lassen möchten. Denn für die Welt ist es nicht das Geringste, sondern das Höchste und Größte: Geld regiert die Welt. Wie könnte es da „das Geringste" sein? Wer aber Jesu Sinn hat und sein Urtheil und Maaß der Dinge vom Geiste Jesu nimmt, der bleibt bei Lucä 16, 10: Der Mammon ist das Geringste!

Ja etwas „Fremdes" nennt ihn der Herr. „So ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben dasjenige, das Euer ist?" Fremd ist der Mammon für den Christen; denn er ist die Macht und der Hebel dieser Welt. Und diese Welt ist für ihn nicht die Heimath, sondern die Fremde. Zur Wanderung durch die Fremde braucht ihn auch der Christ.

In der Heimath droben wird er sein nicht mehr bedürfen. Er kann nie Eigenthum in dem tiefsten, innerlichsten Sinne werden, in welchem andre Güter und Gaben persönlich eines mit uns werden. Er ist und bleibt seiner Natur nach etwas Aeußerliches, Fremdes, das nicht unser ist, gegenüber den wahrhaftigen, innerlichen, ewigen Gütern, die unser Eigenstes sein und bleiben sollen.

Und noch schlimmer: Ein ungerechter Mammon ist dem Christen das irdische Gut. Damit hat es ein Prädikat, das ihm für alle Zeiten in des Christen Augen einen Verdacht anhängen muß. Nicht als ob das Geld an sich unter allen Umständen etwas Ungerechtes wäre. Abraham, Joseph von Arimathia und Maria von Bethanien mit ihrem köstlichen Nardenwasser haben desselben reichlich gehabt, ohne damit einer Ungerechtigkeit sich schuldig zu machen. Aber die Art des Erwerbs und die Art des Gebrauchs wird Tausenden und aber Tausenden zur Schlinge. Wie oft wird das Recht gebeugt, um in seinen Besitz zu kommen! Wie oft wird Glaube und Gottesfurcht und Liebe und Barmherzigkeit ins Angesicht geschlagen, wo man in seinem Besitz ist und bleiben will! Der Mammon, der Judas zum Verräther und Ananias zum Lügner und Heuchler gemacht hat, heißt mit Recht zur Warnung für alle Jünger ein ungerechter! Wie schwer, auch für redliche, ernste Jünger, Herz und Hand rein und unbefleckt erhalten, wo sie mit diesem Mammon der Ungerechtigkeit umgehen müssen, wie es doch im täglichen Leben bei ihnen vorkommt! — (Lies 1 Tim. 6, 6–10.)

Und doch selbst mit diesem Geringsten und Fremden, mit diesem ungerechten Mammon kann und soll der Christ durch treue, kluge Verwaltung noch Freuden bereiten, die da bleiben in den ewigen Hütten! Nirgends zeigt sich der Triumph des Christenglaubens über die Welt und den Gott dieser Welt und die Macht dieser Welt augenscheinlicher als darin, daß der Christ es versteht, mit diesem ungerechten Mammon, der Tausenden eine Schlinge zur Hölle wird, sich Freunde zu machen, die sich mit ihm freuen und ihm danken in Ewigkeit für das Gute, das sie hier von ihm empfangen. Segens- und Liebesarbeit im Reiche Gottes thun, Thränen trocknen, Wunden heilen, Nackte kleiden, Fremdlinge herbergen — das ist das Freundemachen, von dem der Herr hier redet. Und was das „Aufnehmen in die ewigen Hütten" bedeutet, das lesen wir

Matth. 25, 34–40. „Da wird dann der König sagen zu denen zu Seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten Meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. — Was ihr gethan habt Einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir gethan."

Der Mammon — hier und dort.

Der Mammon — hier, in dieser Welt ein „ungerechter Mammon" und doch eine Macht bis hinüber in die „ewigen Hütten" hinein! Wie reimt sich das zusammen? Sonst finden wir in der Schrift überall den schroffsten Gegensatz zwischen den „Schätzen auf Erden, da sie Motten und Rost fressen" und den „Schätzen im Himmel", da die Diebe nicht nachgraben, noch stehlen. Und hier soll der Christ mit dem ungerechten Mammon sich Freunde machen, die ihn aufnehmen in die ewigen Hütten! Der Christ soll eben Beides haben: einen rechten Verdacht wider den Mammon und eine rechte Macht über den Mammon.

Das ist keine Frage, wie die Schrift von dem Geld und Gut dieser Welt redet, macht sie dasselbe auf Schritt und Tritt verdächtig. Sie redet davon als von einer Macht, die dem Menschen so leicht zum Verderben und Verdammniß gereichen könne und gegen die man auf Schritt und Tritt gewappnet und gerüstet sein müsse. Wir dürfen nur Namen nennen wie Gehasi, Ananias, Saphira, Judas Ischarioth, oder an Schriftstellen erinnern, wie 1 Tim. 6, 9. 10. „Die Liebe zum Geld (Luth.: Der Geiz) ist eine Wurzel alles Uebels; welches hat Etliche gelüstet und sind vom Glauben irre gegangen; — denn die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichter, schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammniß." Ist doch im Alten Testament „der Reiche" fast gleichbedeutend mit dem „Gottlosen". Darum klingt uns im Psalmwort schon die Warnung entgegen: „Fällt euch Reichthum zu, hänget das Herz nicht daran!" Und schärfer kann man diese Warnung kaum fassen, als der Herr es gethan mit dem seither stehend gewordenen Ausdruck: Der ungerechte Mammon. Das ist er, weil sein Gebrauch und Besitz die Quelle so vieler Ungerechtigkeit wird. Das Geld repräsentirt den

Schlüssel zu Allem, was diese Welt zu bieten hat von äußerem Glanz, Genuß, Macht, Einfluß u. s. w. Wer das Geld hat, hat die Welt, denn sie bietet alle ihre Waare feil dem, der die Mittel hat, sie zu kaufen. Daher die Macht des Geldes über das Menschenherz! Es ist die Concentration aller Anziehungs- und Berückungsmacht dieser „wahrhaftig verzauberten" Welt. Wie schwer ist es, in seiner Verwendung der „Gerechtigkeit" zu dienen! Wie natürlich, daß sein Besitz die natürliche Selbstsucht des adamitischen Herzens auf alle Weise steigert und verhärtet, sei es im schnöden Kargen und Geizen, sei es im großartigen, genußsüchtigen Verschwenden und Prassen. Reich gesegnet mit irdischen Gütern heißt in den meisten Fällen verstrickt in die Maschen des ungerechten Mammons, dem Worte Gottes, der Kirche, dem Glauben und Leben in Gott entfremdet! Wie tief hinein in die heiligen Bande des Familienlebens greift der ungerechte Mammon und entzweit, verbittert, entfremdet die Herzen und hetzt Bruder wider Bruder in Haß und Neid, in Hader und Feindschaft! Ja selbst im christlichen Gemeindeleben besonders unsrer Zeit und unsres Landes übt der ungerechte Mammon so oft seinen verderblichen Einfluß aus. Da werden Dinge geplant und gutgeheißen, und auch von denen, die sie nicht gut heißen, wenigstens durch ihr Schweigen bewilligt, die nimmermehr bestehen können vor Gott und Gottes Wort, nur um des Gewinnes willen, um der elenden paar Thaler willen, die man dadurch in die Gemeindekasse zu locken hofft! Fürwahr ein ungerechter Mammon, gegen den wir auf Schritt und Tritt uns hüten und verwahren müssen!

Und doch soll der Christ *Macht haben* auch über diesen ungerechten Mammon. So gefährlich und verderblich derselbe für Viele ist, in der Kraft des Glaubens soll das Christenherz auch hier den Sieg gewinnen und behalten und Meister bleiben über den allmächtigen Mammon, anstatt sein Knecht und Sklave zu werden. Die Macht über den Mammon hier auf Erden schon soll sich darin beweisen, daß man sich „*Freunde*" mit demselben macht. Nicht in dem weltlichen Sinne der Parteiung und Genossenschaft, da man mit offenen Händen spendet, um Gehilfen zu gewinnen für allerlei krumme Wege und selbstsüchtige Zwecke; sondern in dem selbstlosen *Dienst der Liebe*, die Gutes thut, so wie der barmherzige Samariter seine Groschen beim Wirth in der Herberge verwendete zum

Zweck der Pflege für den armen Verwundeten. Da muß der Mammon dienen und Liebe üben helfen, statt daß er herrschen und in seiner Herrschaft Haß pflanzen und Jammer und Elend anrichten darf.

Und diese Macht über den Mammon bewährt sich bis in die ewigen Hütten hinein! Die Liebessaat, die so gesäet ist, trägt drüben noch ihre Früchte des Dankes und der Freude, der seligen Verbundenheit durch Geben und Nehmen. So muß dem Christen das vergängliche Gut dieser Welt, das sonst Motten und Rost fressen, zu einer Anlage werden, deren sich viele in Ewigkeit noch freuen dürfen. Darin feiert die Macht seines Glaubens über den „ungerechten" Mammon den höchsten Triumph!

Die himmlische Klugheit.

Wir haben uns alle gewöhnt, vom ungerechten Haushalter zu reden. Es wäre wohl richtiger, vom „klugen" Haushalter zu reden; denn nicht durch seine Ungerechtigkeit und Untreue, sondern durch seine Klugheit wird uns der Haushalter zum Vorbild. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß die Klugheit nicht unter allen Umständen und an sich ein Lob und eine Tugend ist. Man muß bei ihr immer erst fragen: Wem dient sie? Was sucht sie? Es ist damit gerade, wie mit Fleiß, Energie, Thätigkeit. Das sind alles recht schöne Dinge, wenn sie im Dienste des Rechts und der Wahrheit stehen.

Der Herr will auch bei Seinen Jüngern Klugheit haben. Sie soll nicht ein Privilegium der Kinder dieser Welt sein im Gegensatz zu den Kindern des Lichtes. Zu dieser himmlischen Klugheit, die der Herr von den Seinen fordert, gehört nun vor Allem, daß sie nie vergessen, daß sie nur Haushalter sind. Es waren Zeiten, da hatte der Haushalter im Evangelium dieses ganz und gar vergessen. Er schaltete und waltete mit seines Herrn Gütern, als ob sie sein unbestreitbares Eigenthum wären, worüber er Niemanden eine Rechenschaft schuldig sei. Dann aber kamen auch wieder andre Stunden, da fiel es ihm wie ein Donnerschlag auf seine Seele: Ich hab einen Herrn; und von dem Herrn hab ich ein Amt, das Er mir gegeben, das Haushalter-Amt; und dieses Amt kann Er, wenn es Ihm gefällt, wieder von mir nehmen. Für

alle meine Gaben, Kräfte, Mittel, Zeit und Stunden bin ich meinem Herrn verantwortlich. Mit diesem Haushalter-Bewußtsein muß die rechte Klugheit allezeit beginnen. Denn Unklugeres, Thörichteres könnte man sich doch nichts denken, als in den Tag hinein leben, wenn man doch ganz gewiß weiß, daß Stunden der Abrechnung kommen, wo die Frage beantwortet werden muß: Wie viel bin ich meinem Herrn schuldig? Wo man der Forderung nicht mehr ausweichen kann: Thue Rechnung von deinem Haushalt.

Aber die Klugheit des Haushalters im Gleichniß bleibt nicht bloß beim Fragen stehen. Sie kommt rasch zum Beschließen und zum Handeln. Wir kennen ja freilich in unserem kirchlichen und Gemeindeleben recht gut das Wort „Beschlossen". Wir wissen auch, wie oft es sich auf das geduldige Papier drucken läßt und wie viel von dem „Beschlossen" unausgeführt bleibt. Bei dem klugen Haushalter aber wird Alles rasch zur That und zum Leben. „Ich weiß wohl, was ich thun will," so heißts bei ihm. Und das Lob, das er bekommt, ist ein Lob, nicht für seine schönen guten Pläne, sondern für das, was er gethan, nämlich „daß er klüglich gehandelt hätte." So sagt der Heiland auch ein ander Mal zu Seinen Jüngern: „So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihrs thut." Und der Apostel siehts von der entgegengesetzten Seite an und spricht: „Wer da weiß, Gutes zu thun und thuts nicht, dem ist es Sünde." Wir sollen Thäter des Worts sein. Gethan soll werden nicht unser erdichteter, erheuchelter Eigenwille, sondern der gute, gnädige und heilige Gotteswille.

Und der kluge Haushalter hat seinen Blick fest und stetig auf das End-Resultat gerichtet: Wenn Alles sonst verloren ginge, was er seither inne gehabt, wie wird er zuletzt sich stellen? An die ewigen Hütten erinnert der Herr die Seinigen. Selbst beim Gebrauch und bei der Verwaltung des irdischen Gutes soll der Christ seinen Blick aufs Ewige gerichtet haben. Für den Weltmenschen ist all sein Gut und Besitz mit ihm hier begraben. Für den Christen, der in himmlischer Klugheit seines Haushalter-Amtes gewaltet hat, giebt es auch drüben noch Früchte von dem, was er hier so weislich, liebreich und selbstlos mit dem ungerechten Mammon angefangen hat!

Die Stunde des Darbens und die ewigen Hütten.

Der Haushalter des reichen Mannes ist selbst ein Mann, der in seiner Stellung als Haushalter über eine fast unendliche Fülle von Gütern und Kräften zu verfügen hat. Der Reichthum des Herrn spiegelt sich wieder in dem Reichthum der Mittel, welche dem Haushalter zu Gebote stehen und über die derselbe die Verwaltung hat. Auch der gefallene Mensch ist, als Haushalter seines Schöpfers und Herrn, unendlich reich an Kräften und Gaben, die ihm derselbe anvertraut hat. Rechnet man erst noch dazu, was die Gnade am Menschen thut, welche eine Fülle von Gütern sie darbietet in Gnadenstunden, Gnadenmitteln, Gnadengaben, so sieht man wie reich die sind, welche unter dem Bilde des göttlichen Haushalters uns vorgeführt werden.

Aber bei aller Fülle solcher Gabe giebt es eine Stunde des Darbens. Nichts davon zu sagen, daß durch die Untreue des Haushalters auch der größte Reichthum erschöpft werden kann („die Güter umgebracht"), selbst im Falle einer treuen Verwaltung stellt uns der Heiland eine Stunde des Darbens in Aussicht, auf die sich Jeder gefaßt machen soll. Auch der reichste Haushalter kommt ins Darben hinein. Es kommt die Zeit, da ihm die Mittel, welche ihm zur Verwaltung als Haushalter anvertraut waren, wieder entzogen werden. Da zählen dann die Gaben und Güter an sich nichts mehr, sondern nur das, was mit ihnen und durch sie gewonnen ward.

Diese ernste Darbestunde wird so leicht vergessen von den Haushaltern. Sie muß ja kommen bei allen denen, die im Grunde nichts zu eigen haben, nicht einmal die Zeit dieses kurzen Lebens, gar nichts, darauf sie die Hand decken und sagen könnten: Das ist mein und bleibt mein. Wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Und wenn auch vom begütertsten Haushalter seine Seele gefordert wird, wes wird es dann sein, das er bereitet hat?

Hinter diese Darbestunde nun, wo es mit allen irdischen Gaben und Kräften zu Ende geht, setzt der Herr „die ewigen Hütten" und die Aufnahme in dieselben: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr

nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten." Da scheint es nun auf den ersten, flüchtigen Blick, als ob das, was wir erarbeitet haben mit den uns als Haushaltern anvertrauten Gaben und Mitteln, uns die Aufnahme in die ewigen Hütten sichern könnte und sollte. Damit wäre dann der Eingang ins ewige Leben selbst als Lohn unsrer guten Werke, unsrer Treue und Klugheit im Haushalteramte dargestellt. Daß das nicht die Meinung des Herrn sein kann, weiß Jeder, der sonst mit dem Geist der Schrift vertraut ist.

Die Liebe zum Geld, zum ungerechten Mammon, ist nach der Schrift eine Wurzel alles Uebels. Sie verstrickt den Menschen mehr als alles Andre in Verderben und Verdammniß und verbaut und versperrt den Eingang zu den ewigen Hütten. Und doch könnte selbst dieser Mammon, unter allen irdischen Gaben die niederste und gefährlichste, so verwendet werden, daß man nicht nur keinen Schaden für die unsterbliche Seele, sondern selbst drüben noch Freude dran hätte, die da bleiben könnte in Ewigkeit. Der Mammon, der so viel tausend Mal in der Art seiner Gewinnung und Verwendung eine Reizung zur Sünde ist, soll dem Reich Gottes unterthänig gemacht und Freunde damit gewonnen werden, die drüben noch danken für das, was hier damit gethan worden ist. Die zwei Pfennige, welche der barmherzige Samariter dort in der Herberge hervorzog, die Pflege des Verwundeten damit zu sichern, gehörten auch ins Gebiet des „ungerechten Mammons", aber sie haben guten Dienst gethan, dessen in Ewigkeit gedacht und gedankt wird. Das ist die Meinung unsres Herrn.

Am zehnten Sonntag nach Trinitatis.

Gericht und Gnade.

Zwei Stücke sind es, um welche die Heilsgeschichte des Einzelnen und im Großen allezeit sich dreht: Gericht und Gnade. Wer sie erkennt und sich recht dazu stellt, der wird geborgen bleiben. Wer sie verkennt und sein Herz gegen sie zuschließt, dem ist weder mit Güte noch mit Ernst zu helfen. Jerusalem hat weder für das eine noch für das andre ein offenes Auge gehabt.

Klar und scharf stand vor des Herrn prophetischem Auge das ganze, furchtbare Gerichts-Wetter, das über Jerusalem sich zusammenzog. Bis in die kleinsten Züge hinein konnte Er es malen und hat Er es hier und an andern Orten Seiner prophetischen Reden gemalt. Noch war es ein volles Menschenalter und drüber (37 Jahre), bis daß dies Alles geschehen sollte. Aber wie kurz ist diese Spanne Zeit im Leben eines Volkes! Dennoch will Sein Wort dem damaligen Geschlecht nicht zu Herzen gehen. Gerade wie ihre Väter es gehalten den alttestamentlichen Propheten gegenüber, so macht es das jüdische Geschlecht jener Tage dem Herrn gegenüber: „Das ist Er nicht! So übel wird es uns nicht gehen." Mit diesen Gedanken wurden einst des Jeremias und Hesekiel Worte und nun Jesu eigene Worte entgegengenommen.

Und als ob der Herr befürchtete, daß das damals lebende Geschlecht den Gedanken an das Gericht mit dem leichtsinnigen Trost abweisen würde: „Wir erlebens doch nicht," fügt Er die Kinder hinzu: „Um dich und deine Kinder in dir." Darin spiegelt sich nicht bloß das reiche, große Herz des himmlischen Kinderfreunds, der beim Ausblick auf das Gericht besonders der Kleinen gedenken muß, die Seinem Herzen so nahe stehen. Es liegt in diesen Worten des Herrn offenbar ein Versuch, die Herzen der Alten umso sicherer und schärfer zu treffen, indem Er sie an ihre Kinder erinnert, die sammt ihnen unter das Gericht fallen würden. So hat Er wenige Tage nachher, als Er, mit der Kreuzeslast beladen, zur Schädelstätte hinauszog, zu den weinenden Frauen sich gewandt: „Weinet über euch selbst und über eure Kinder!"

Wer die Geschichte der Zerstörung Jerusalems liest, der sieht, wie Jerusalem noch in seiner Blindheit verharrte, als das Gericht vor den Thoren stand, als der eiserne Ring der Belagerer sich geschlossen, ja als schon der größte Theil der Stadt an die Römer verloren war. Immer noch glaubten sie an kein Gericht!

Und wie stehts denn heute inmitten der Christenheit mit dem lebendigen Glauben an das letzte, große Endgericht, dessen Wolken über der Welt sich zusammenziehen! Wie lebendig und erschütternd hats Prophetenmund in der Schrift verkündet und Dichtermund gesungen: "Dies irae, Dies illa! Tag des Zornes, Tag der Wehen!" Wo sind aber die Leute, denen das Alles lebendig, gleichsam leibhaftig vor

Augen stünde? Gottes Zeichen zittern da und dort durch die altersschwache Erde: Pestilenz, Wasserfluthen, Orkane, Krieg und Kriegsgeschrei, Erdbeben sind die Gerichtsboten, die an die Thüre klopfen und uns sagen, wie plötzlich Alles, auch das Festeste, uns über dem Kopf zusammenbrechen kann. Aber wer glaubt solcher Predigt und wem wird der Arm des Herrn offenbar?

Hat Jerusalem das Gericht, das sich zusammenzog, nicht sehen wollen, so ist es womöglich noch verblendeter gewesen gegenüber der gnädigen Heimsuchung Gottes, die eben damals in seiner Mitte stattfand. War das Gericht nahe, so war doch die Gnade noch viel näher. Hörte man aus der Ferne den Donner des heranziehenden Gerichts rollen, so lachte doch im Augenblick noch ein klarblauer Himmel über den Häuptern, noch wandelten sie im hellen Sonnenschein der Gnade. Gnade war jener Einzug des Herrn mit dem tiefen Eindruck des festlichen Palmentags: Dein König kommt zu Dir! Gnade war aber auch das Zeugniß der Thränen, die dort am Oelberg flossen und der herzbewegenden Worte, die sie begleiteten. Gnade war die Zucht, die der treue Herr im entweihten Tempel übte, „zu einem Zeugniß über sie." Gnade war Seine tägliche Gegenwart im Tempel, Sein fortgesetztes Lehren und Vermahnen des Volkes, das Ihn trotz der Feindschaft seiner Obersten noch so gerne hörete. So ganz umfangen war Jerusalem von der Gnade, wie von der Luft, die es athmete. Und doch ward die Gnadenzeit versäumt!

Weh, wenn wir in Jerusalems Fußstapfen träten, blind gegen Gericht, wie gegen Gnade! Birg dich in der Gnade, dann mag das Gericht kommen, heute oder morgen und sein Wetterschlag fallen auf Haus und Stadt, auf Volk und Land, ja diese Erde auffressen, du hältst die Hand, die nimmer zuckt und weicht, und sprichst:

Die Welt, die mag zerbrechen,
Du stehst mir ewiglich;
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und Dich;
Kein Hunger und kein Dürsten,
Kein Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein Hindrung sein.

(Kirchenbuch 278, 13.)

Warum weint mein Herr?

„Warum weint mein Herr?" so fragte dort der Syrer Hasael den Propheten Elisa, zu dem er von Benhadad gesandt ward, um zu erfahren, ob der König von Syrien von seiner Krankheit genesen würde. Und die Antwort des Propheten an Hasael war: „Ich weiß, was Uebels Du den Kindern Israels thun wirst. Du wirst ihre festen Städte mit Feuer verbrennen und ihre junge Mannschaft mit dem Schwert erwürgen und ihre jungen Kinder tödten." Es war der Blick in das Gericht, das durch Hasael über Israel hereinbrechen sollte, der dem Propheten Elisa jene heißen Thränen erpreßte.

Hier aber ist mehr als Elisa. Der Herr der Herrlichkeit selbst, am Abhang des Oelbergs, über Jerusalem hinschauend, bricht in laute Klagen, in heftiges Weinen aus. Und wir thun wohl, in tiefer Beugung und Andacht die alte Frage hier zu wiederholen: **Warum** weint mein Herr? Ists doch immer eine ernste Sache um eines ächten, festen Mannes Thränen. Hier aber weint der Stärkste und Festeste, Der, höher als der Himmel über der Erde, über alle schwächliche Sentimentalität erhaben ist und Seine Kraft und Strenge bald genug beweist, indem Er mit der Geißel in den Tempel geht und hinausjagt, was nicht herein gehört. Warum weint mein Herr?

Er weint, weil Jerusalems Gnadenzeit ihrem Abschluß nahe ist. Vor allen andern Stätten der Welt war Jerusalem gerade der Ort, der Jahrhunderte lang das Centrum aller göttlichen Gnadenerweisungen gewesen. Mit Nachdruck heißt es im Evangelium: „Er sahe die Stadt an," die Stadt der größten Verheißungen, die Friedensstadt und Gnadenstätte vor allen andern. Alle die Prophetengestalten tauchen auf vor Seinen Augen und ihre gewaltigen Worte, bald Donnerkeile des künftigen Gerichts, bald Thautropfen und Segensströme göttlicher Gnade, tönen ihm in den Ohren. Wie hat der Herr doch diese Stadt so lieb gehabt! Wie hat Er Alles in ihr vereinigt, was von himmlischen Kräften auf Erden herab gegeben werden konnte: Der Tempel mit seinen Vorhöfen und Altären, der Gottesdienst an dem Ort, da Seine Ehre wohnete, mit Psalter und Harfe, mit Leviten und Priestern, mit Opfern

ohne Zahl. Hieher gingen die Stämme Israels zusammen hinauf vor den Herrn. Hier thronten Seine Lieblinge, die Könige, die des großen Friedefürsten Vorbilder waren. Er sahe die Stadt an, die so oft schon dem Verderben geweiht schien, die immer wieder durch besondere, wunderliche Gabe und Gnade Gottes wie ein Brand aus dem Feuer gerissen und selbst nach ihrer Zerstörung und nach dem Exil noch einmal zu einer halbtausendjährigen Gnadenfrist wiederhergestellt ward. Und zu all den alttestamentlichen Gnadenstunden war nun die höchste und letzte gekommen. Er selbst war da, der verheißene Davidssohn, mit Seinem Blute, um Sein Volk zu werben. Aber beim Einzug zu diesem Opfergang weiß und sieht Er: Jerusalem erkennt nicht die Zeit seiner Heimsuchung. Es ist und bleibt vor seinen Augen verborgen. Darum weint mein Herr! Ueber Gnadenzeiten, die unwiderbringlich dahin und verloren sind, weint mein Herr.

Aber Er weint auch, weil das Gericht vor der Thüre steht, das keine Menschenhand und Macht mehr abwenden kann. Dem versäumten Gnadentag gegenüber stehen im Evangelium die Tage des Gerichts. Bis ins Kleinste hinaus beschreibt der Herr, was dabei geschehen werde. Und die Geschichte hat ihr feierliches Ja und Amen zu jedem Seiner Worte gesprochen und hat sie für alle Zeiten als göttliche Wahrheit bestätigt. Wir können wohl sagen: Ueber alle die Gerichtsakte, von denen die heilige Schrift erzählt, ragen hoch empor die zwei: Sintflut und Jerusalems Zerstörung, jene am Anfang der Völkergeschichte, diese am Schluß der alttestamentlichen Reichsgeschichte, jene das Gericht über die ganze, weite Völkerwelt, diese das Gericht über das Volk Gottes zur Warnung an die Kirche, ihre Gnadenheimsuchung nicht zu versäumen. An derselben Stelle, wo damals der König Zions, sanftmüthig und von Herzen demüthig, in tiefem Erbarmen über die Stadt hinschaute und weinte, hielt siebenunddreißig Jahre später der Römische Feldherr hoch zu Roß und blickte stolz und siegesgewiß hinab auf Stadt und Tempel, deren Mauern, Zinnen und Tempel Ihm eine sichere Beute waren. Derselbe Tag, an dem in jenem Jahre das neutestamentliche Osterlamm, Jesus Christus, am Kreuze geopfert ward, der vierzehnte April ist es, an dem siebenunddreißig Jahre später die eigentliche Belagerung ihren Anfang nahm und der Ring der römischen Wagenburg sich um die Mauern schloß, in denen

mehr als zwei Millionen Juden zusammengedrängt waren! Fürwahr, es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Jerusalem war bereit, kopfüber darein zu fallen. Darum weinte der Herr.

Wenn du es wüßtest.

In der ganzen biblischen Geschichte begegnen wir wohl wenigen Bildern, die ergreifender wären, als die Scene im Evangelium des zehnten Trinitatis-Sonntags: Jesus am Oelberg, umrauscht von dem Jubel des Volks, Palmzweige, Festgewänder, Hosiannas, — und Er, mitten drin, beim Anblick der Stadt in Thränen, ja in laute Klagen ausbrechend. Israel auf einem Höhepunkt seiner langen, wunderbaren Geschichte, eine Stunde der Erfüllung und der Huldigung für den Jahrtausende her verheißenen Messias, und doch dieser selbst ohne Freude über die Ihm gewordene Anerkennung, ohne Hoffnung für Sein Volk beim Blick in dessen Zukunft, heiße Thränen weinend über Israels Blindheit: „Ach daß du es wüßtest!"

Fürwahr, Israel hätte wissen können das Heil, das nun zu ihm gekommen, und die Gefahr des Gerichts, das über ihm schwebte. Ueberall ist ja das Wissen an sich die erste Bedingung der Hilfe und Rettung aus schwerer, drohender Noth. Wo man weiß, daß Gefahr im Anzug ist, wo man zu guter Zeit eine klare Erkenntniß davon hat, daß man einem Abgrund entgegengeht, da ist Hilfe noch möglich. Der Wandrer, der im Dunkel der Nacht an den Rand des Felsenabhangs gerathen ist, hält ein und tritt zurück, wenn der fahle Blitz ihm auch nur einen Augenblick den Abgrund zeigt, der vor ihm sich öffnet. Der Führer der Locomotive, der in Sturmeseile der gebrochenen Brücke entgegensaust, würde seine Maschine zurückstellen und das Nothsignal geben, wenn er es wüßte, was für eine Gefahr droht.

Und Israel hats wissen können. Gnade und Gericht ist ihm von Alters her reichlich und gründlich geoffenbart. Was für gewaltige Zeugnisse von Mose an durch alle Propheten herunter! Leset nur Stellen wie 5 Mos. 28; Jerem. 5, 23. 29. 30; Kap. 7, 25–28 u. a. Dazu Johannes der Täufer und am Ende der eingeborne Sohn selbst, voller Gnade und

Wahrheit. Er ist ja bis zuletzt nicht müde geworden mit Lehren und Strafen, mit Locken und Laden. Wie holdselig! Wie gewaltig! Selbst die Feinde geben Ihm das Zeugniß: Es hat noch nie kein Mensch so geredet, wie dieser Mensch! Israel hats wissen können.

Aber Israel hats *nicht wissen wollen*. Daß das Nichtwissen im Nichtwollen wurzelt, daß es also Israels eigene Schuld und Verantwortung war, das haben auch schon die Propheten des Alten Testaments ausgefunden und bitter darüber geklagt. „Daß doch Jemand hören wollte!" ruft Jeremias (6, 10). Sie halten des Herrn Wort für einen Spott und *wollen sein nicht*. — *Sie wollen Mich nicht hören*, noch ihre Ohren neigen (Jeremias 7, 26). So hats dann der Herr Jesus selbst beim Volk ausgefunden: „Ihr habt nicht gewollt," — das ist Sein Urtheil über die Aufnahme, welche Seine suchende, erbarmende Liebe bei ihnen gefunden. Wo aber der *Wille* nicht hergegeben wird, da ist, bei allem äußeren Hören des Worts, ein beständiger innerer Widerspruch gegen das Zeugniß desselben. Man macht sich im Stillen einen andern Gott, man malt sich eine andre Zukunft: „Das ist Er nicht. So übel wirds uns nicht gehen." Man schließt die Augen gegen Dinge, die Gott aufs allerdeutlichste kund gethan, die Jedermann sonst ganz klar und deutlich sehen kann.

Das geht nun wohl eine Zeit lang so hin. Am Ende aber heißts: Israel *hats nicht wissen sollen*. Wenn die menschliche Hartnäckigkeit so lange den göttlichen Gnadeneinflüssen widerstrebt hat, kommt endlich die Zeit, noch ehe das letzte äußere Gericht herein bricht, daß Gott des Erbarmens müde wird und selbst das Gericht der Verblendung und Verstockung über die unwilligen, blinden Herzen verhängt. So ist Jesajas, der große Evangelist des Alten Bundes, zu einem längst fürs Gericht reifen Volk gesandt worden mit dem seltsamen Auftrag: „Hörets und verstehets nicht; sehets und merkets nicht. Verstocke das Herz dieses Volks und laß ihre Ohren dicke sein und blende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihrem Herzen und sich bekehren und genesen." Ein schreckliches Wort, das in der Neutestamentlichen Gnadenzeit zum öftern wiederholt ist: Matth. 13, 14. 15; Joh. 12, 40. 41; Ap.-Gesch. 28, 26. 27.

Diese deine Zeit.

Von einer ewigen Gnade singen und sagen die Psalmen und Propheten so viel. Ob auch der Herr Sein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig verberge, mit ewiger Gnade will Er sich Seines Volks erbarmen. Hoch über den Trübungen und Störungen menschlicher Untreue und Ungläubigkeit steht felsenfest die unerschütterliche Gnade, ohne die kein Mensch selig würde. Sie kommt aus der Ewigkeit und sie will mit uns in die Ewigkeit, — eine ewige Gnade!

Aber sie muß in der Zeit vom Menschen erfaßt und gehalten werden. Die ewige Gnade kommt zu einem Jeden in einer gewissen begränzten Gnadenzeit. Daher die wiederholte ernste Warnung der Schrift: Sehet zu, daß nicht Jemand die Gnade Gottes versäume.

Was ist nun die Gnadenzeit — „diese deine Zeit", wie es der Herr im Evangelium so nachdrücklich nennt? Im weitesten Sinn das ganze Menschenleben, diese siebenzig Jahre, und wenns hoch kommt, achtzig Jahre, die Einem hier unten zum Pilgerlauf vergönnt sind. Wie beschränkt und eng begränzt ist diese kurze Spanne gegenüber einer seligen oder unseligen Ewigkeit! Und wie ungewiß das Maß dieser Spanne Zeit für den Einzelnen! Wenige erreichen jenes Maß, und Keiner weiß, wann die ihm zugemessene Zeit zu Ende ist.

Ob es nun wohl möglich ist, daß die Gnadenzeit bis in die letzte Stunde der irdischen Wallfahrt hineinreicht, wie beim Schächer am Kreuz, so ist das doch keineswegs in jedem einzelnen Menschenleben der Fall. Nicht selten ist die Gnadenzeit abgelaufen, ehe das Maß der Lebenszeit erfüllt ist. Die Schrift redet von Leuten, die keinen Raum zur Buße finden, die zu keiner Bekehrung mehr kommen können, wie Saul, Judas Ischarioth und andre.

Es giebt also gewisse Zeiten und Stunden, da einem Menschen die Gnade Gottes näher ist, als zu andern Zeiten; und es giebt Zeiten, da sie ihm so ferne gerückt ist, daß er sie nimmer fassen und ergreifen könnte, selbst wenn er wollte.

Gnadenzeit für den Einzelnen ist die Zeit, da er mit den Gnadenmitteln in Berührung kommt. Sie enthalten ja die Gnade und bieten sie wahrhaftig und gegenwärtig an. Was

einem Menschen zur Lehre, zur Strafe, zum Trost, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit von Gott gesagt und geboten wird, das ist in Wort und Sacrament gefaßt. Hier springen die Lebensquellen, hier wirken die Lebenskräfte. Das sind Gnadenstunden, da ein Mensch Gottes Wort hört und von Gottes Geist angefaßt wird. Aber auch da giebt es Unterschiede in den verschiedenen Zeiten, — nicht im Worte selbst und im Geist, der mit und bei dem Worte ist, aber in der Zugänglichkeit und Empfänglichkeit des Menschenherzens, an dem Gottes Geist durchs Wort arbeitet. Die vorlaufende Gnade hat durch allerlei äußere Erfahrungen und Ereignisse das Menschenherz gleichsam so umstellt und weich gemacht, daß es nun von dem Wort ergriffen wird und seinem Eindruck sich alsbald hingiebt.

Aber auch diese allmächtige Gnade wirkt nicht in unwiderstehlicher Weise. Sie ist manchem Auge *verborgen*. Der Mensch sieht und fühlt nicht, was sein Gott an ihm gethan und thut. Und diese Blindheit ist nicht in erster Linie Sache des Verstehens und Erkennens, sondern Sache des *Herzens*, des *Wollens*. „Ihr habt nicht gewollt."

Wo der Mensch dem Gnadenwillen Gottes sein beharrliches, muthwilliges Widerstreben entgegengesetzt, da schneidet der gerechte Gott die Gnadenstunden hier schon für immer ab. Da kann Er in Seinem heiligen Gerichte sagen: „Du sollst nimmer sehen! Du sollst nimmer Gnade finden. Sei und bleib verblendet. Deine Zeit ist vorüber. Ich bin des Erbarmens müde!"

Am elften Sonntag nach Trinitatis.

Der Kirchgang.

„Es gingen zween Menschen hinauf in den Tempel — *zu beten*." Das ist die Geschichte des bekannten Kirchganges aus alter Zeit. Und so lange es „Menschen" giebt auf Erden, wiederholt sich die Geschichte. Das schwache hinfällige Geschöpf, genannt Mensch, sucht seinen Schöpfer. Der sündige und in Sünden verlorne Mensch sücht die Entlastung seines sündenbeschwerten Herzens in der Gnade seines Erlösers. Gottesdienst, und wäre es auch ein mangelhafter, verkehrter

Gottesdienst wird überall zu finden sein, wo Menschen das tiefste menschliche Bedürfniß in ihrer Brust anerkennen, Gott zu suchen, mit Gott Umgang zu haben, mit Gott in rechtem Verhältniß zu stehen, — zu beten.

Das ist der wahre Gottesdienst, er mag eine Form haben, welche er will: Anbetung Gottes, des wahren Gottes im Geist und in der Wahrheit. Freilich „wohnt der Allmächtige nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht. Sein wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfe." Aber, „daß sie den Herrn suchen sollen, ob sie doch Ihn fühlen und finden möchten," das hat Er selbst in jede Menschenbrust gelegt. „Ich hebe meine Augen zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

Der rechte Sinn und Geist, mit dem Menschen hinaufgehen und zusammen kommen sollen im Gotteshause, ist der Gebetsgeist. Zum Beten geht man in die Kirche. Die Gemeinde, die da zusammenkommt, ist eine Betgemeinde. Und Alles, was sie braucht beim Gottesdienst, das Haus selbst, in das sie eintritt, der zum Himmel strebende Thurm, der Glockenton, der Orgelklang u. s. f., soll ihr zum Gebete dienen und helfen. „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor Ihn treten" — so muß Alles rufen.

Wie vielfach ist dieser Grundgedanke alles wahren Gottesdiensts der Christenheit unsrer Tage abhanden gekommen. Man geht noch in die Kirche, wenns gut geht, und man nicht zu müde ist von der Wochenarbeit, besonders der oft doppelt schweren Sonntagsarbeit. Aber wozu kommt man zur Kirche? „Den Pfarrer N. N. zu hören" — das ist vielleicht bei der Mehrzahl unserer Kirchgänger der Hauptgedanke, mit dem sie kommen. Das: „Gott ist gegenwärtig", verschwindet hinter dem: „Ist der Pfarrer N. N. gegenwärtig?" Und wenn ein Andrer an der Stelle dessen ist, den man hat hören wollen, giebts lange Gesichter. Man setzt sich in seinen Kirchenstuhl bequem und breit und fächelt sich Kühlung zu und ist zufrieden, je weniger man beim „Gottesdienst" selber mitzumachen und einzugreifen hat. Dafür ist ja der Pfarrer da. Der spricht das Gebet. Der liest das Wort. Der hält die Predigt. Der betet wieder und spricht den Segen. Ein Verslein oder zwei, aber hübsch langsam, damit man sich nicht so anstrengen muß, ist Alles, wozu sich der

gewöhnliche Kirchgänger heutzutage verstehen will. Das ist sein Gottesdienst. Das Uebrige soll der Herr Pfarrer besorgen. Ist das die Idee eines biblischen, christlichen Gottesdienstes? So wars gewiß nicht in der alttestamentlichen Gemeinde, deren Gesang- und Gebetbuch, der liebe Psalter, uns deutlich sagt, wie dort Anbetung der Grundton des Gottesdienstes war. Und dieser Psalter steht auch in unsern Bibeln und Gesangbüchern. Er soll auch unser Gebet- und Gesangbuch sein. Und die neutestamentliche Gemeinde? „Sie waren stets beieinander einmüthig mit Beten und Flehen." Apostel-Geschichte 1, 14; siehe auch V. 24; Kap. 2, 1. 42; Kap. 4, 24.

Ach, daß unsre Gemeinde-Gottesdienste wieder den rechten Gebetston fänden, und unsre lieben Christen herauf kämen ins Gotteshaus zu beten!

Nichts ausgerichtet.

Die wahren Höhepunkte des menschlichen Lebens sind diejenigen, da man vor Gott steht, mit Ihm zu reden, zu rechnen, zu handeln. Auf solchem Höhepunkt finden wir die zwei Männer, die hinauf in den Tempel gingen, zu beten. Aber die große Frage ist und bleibt: Was kommt bei solchem Tempelgang heraus? Was nehmen sie mit hinab, die dort oben auf jener Höhe vor Gott gestanden waren? Es ist ein scharfes Prophetenwort, mit dem Jesajas (16, 12) eines der Nachbarvölker Israels straft: „Dann wirds offenbar werden, wie er zu seiner Kirche gegangen sei zu beten und doch nichts ausgerichtet habe." Aber das Wort trifft auch den, der in ganz besonderem Sinn Repräsentant des Volkes Israel gewesen ist, den Pharisäer. Wenn der Herr Jesus am Schluß dieses Evangeliums sagt: Der Zöllner ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor dem Pharisäer, da wirds offenbar, wie der letztere „zu seiner Kirche gegangen sei zu beten und doch nichts ausgerichtet habe."

Wie stehts denn aber mit unsern Kirchgängen heutzutage? Was kommt dabei heraus? Wird etwas ausgerichtet? Oder fällt auch auf uns das scharfe Gericht: „Nichts ausgerichtet?" Zur Beantwortung erst einige Vorfragen:

Was bringen wir denn mit, wenn wir zur Kirche kommen?

Sieh einmal, was der Pharisäer mitgebracht, da er hinaufging und im Tempel vor seinem Gott sich hinpflanzte „zu beten". Er ist Abrahams Same, — nach dem Fleisch. Er hat einen guten Namen vor den Menschen. Er ist reich an sogenannten guten Werken. Er steht höher als andre Menschen, auf die er herabsieht, mit Recht, wie er meint; denn sind sie nicht Räuber, Ungerechte u. s. w., und ist er nicht der achtbare, ehrbare, tugend- und lobsame Pharisäer?

Und was bringt der Zöllner mit? Nichts, worauf er stolz sein kann. Er bringt sich selbst. Und er ist ein Sünder, der Gnade bedarf. Arm, blind und bloß tritt er mit zerschlagenem Herzen vor das Angesicht des Heiligen, des Richters, Der in das Verborgene sieht.

Und was bringen wir denn mit? Sollen wir denn kommen mit so groben Flecken wie der Zöllner, daß die Welt mit Fingern auf uns deuten und sagen kann: Das sind saubere Christen? Da sei Gott vor. Sollen wir nicht lieber kommen als Leute, die ein gut Gerücht haben auch bei denen, die draußen sind? Ohne allen Zweifel. Dem Teufel und der Welt gegenüber müssen wir so auftreten können, daß sie uns mit ihren Anklagen nichts anhaben dürfen. Aber vor Gott sind wir doch damit nicht gerechtfertigt. Bringen wir denn einen guten Namen mit, kommen wir als Glieder Seines Reichs, als Kinder Seines Hauses, was ist dabei zu rühmen? Es ist ja das selbst Alles Seine gute Gabe, wofür wir von Herzen danken müssen. Wir bringen nichts mit, was uns rechtfertigen könnte, im besten Fall nur ein schuldiges Lobopfer für empfangene reiche Gabe und Gnade.

Und was suchen wir bei unsrem Kirchgang? Das wird beim Pharisäer schwer zu sagen sein. Da ist keine Bitte, kein Verlangen, kein Bedürfniß irgend einer Gabe. Der Mann ist voll und hat gar satt und bedarf nichts. Man wird nicht einmal sagen dürfen: „Er kommt, um Gott zu danken; sein Herz ist so voll." Nein, sein Herz ist voll von sich selbst; er kommt, sich selbst zu bespiegeln.

Was aber sucht der Zöllner? Gnade! Weiter nichts? Gnade und sonst nichts. Das ist, mit Einem Wort gesagt, was sein Herz begehrt, wonach verlangend seine Seele dürstet: Sei mir gnädig, Gott, sei mir gnädig. Deine Gnade müsse mein Trost sein! — Das ist freilich auch Alles, was das Menschenherz bedarf. Denn wo Gnade ist, da ist Gerechtig-

keit, d. h. Vergebung der Sünden, und wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Und nun:

Was wird mitgenommen von diesem Kirchgang? Zuerst wieder vom Pharisäer. Was nimmt er mit? Ich mag das Evangelium überlesen so oft ich will, ich kanns nicht finden, was der Mensch mitnimmt. Gnade einmal gewiß nicht; also keine Vergebung der Sünden, kein Leben, keine Seligkeit. Nur die Gewißheit, nach dem Schlußwort des Herrn, daß er soll „erniedrigt werden", herabgestürzt aus seiner vermessenen Höhe.

Und der Zöllner? „Dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus." Dies ist der Richterspruch aus dem Munde des Heiligen und Wahrhaftigen. Giebts auch ein Größeres als das? Die Schrift weiß nichts Höheres, als dieses Wunderwort, diese Wunderthat der Gnade: Gerechtfertigt. Da ist alles drin: Kraft der Gottseligkeit, Geduld im Leiden, fröhliche Hoffnung des ewigen Lebens!

Das ists, was herauskommen soll bei unserm Kirchgang.

Pharisäer-Maß und Gottes-Maß.

Im Evangelium des zehnten Trinitatis-Sonntags haben wir das Gericht über Jerusalem heraufziehen sehen, das vierzig Jahre nachdem der Herr diese Worte geredet, Stadt und Tempel in Schutt und Trümmer gelegt hat. Hier nun, in der Geschichte vom Tempelgang des Pharisäers und Zöllners, sehen wir ins Innerste des Volkslebens hinein. Hier wird das Verborgene der Herzen offenbar. Warum war Israels Auge mit Blindheit geschlagen? Warum konnte es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkennen und bedenken, was zu seinem Frieden dient? Die Antwort steht vor uns in der Gestalt des Pharisäers. Hier ist die Blindheit, die Verschrobenheit des Urtheils, die Vermessenheit, welche damals ganz Israel kennzeichnete und es zum Gericht reif machte. Denn der Pharisäer hier im Evangelium ist ganz und gar der Jude jener Zeit. (Siehe Röm. 2, 17–24.)

Vom Uebel ist schon, daß der Pharisäer sich an andern Leuten mißt. Es giebt ja freilich auch ein Verhältniß von Menschen zu Menschen, wobei eins dem andern zum Segen werden kann und soll. Ein Messer wetzt das andre und ein

Mann den andern. Einer messe sich am andern zum Sporn und Vorbild. Der Jüngling sucht sein Ideal unter großen Männern, zu denen er hinaufschaut. Auch die Schrift verwirft das nicht. „Seid doch, wie ich bin," ruft Paulus seinen Christen zu. In solchem Sinne darf ein Mensch dem andern Maß und Vorbild sein.

Aber so hat es der Pharisäer nicht gemeint, als er sich Menschen auswählte, an denen er gemessen sein wollte. Er sucht sich keine edeln Gestalten aus, die eines Hauptes länger ragen, als er selbst, sondern die niedersten, am tiefsten gefallenen. Neben denen steht er dann hoch da. Unter Zwergen ists leicht ein Riese sein.

Und was ist sein Maßstab für die Sünde? Er redet ja freilich davon in seinem sogenannten Gebet zu Gott. Aber was für ein Sündenbegriff ist das und was für ein Sündenregister, das er da aufzählt? Das sechste und siebente Gebot erwähnt er; aber auch von denen nur das allergröbste und handgreiflichste. Wo bleibt aber das vierte und fünfte? Wo das achte, neunte und zehnte? Wo die drei Grundgebote der ersten Tafel? An einem einzelnen, groben Stück des Gesetzes hat der Pharisäer die Sünde gemessen; da wars denn leicht für ihn zu sagen: „Ich bin doch das nicht!" Aber wie viel tausend Christen machens ihm täglich und stündlich nach und wissen Wunder von sich zu rühmen, weil sie nicht in dieselben Tiefen gefallen sind wie andere.

Und was ist sein Maßstab für die Gerechtigkeit, mit der er vor Gott bestehen will? „Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von Allem, das ich habe." Das soll nun eine Gerechtigkeit sein, die vor Gott gilt! Das soll über seine Herzensstellung zu Gott entscheiden! Was Gott an uns Menschen sucht, ist „ein Bild, das Ihm gleich sei." Gott will haben eine Liebe „von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe." Dafür setzt der Pharisäer: soviel Fasten, soviel Zehnten! Ich gebe so viel; ich thue so viel! Das ist das Pharisäer-Maß, nach welchem leider so viel unseres heutigen Christenthums zugeschnitten ist.

Wie mißt nun der Pharisäer erst „die andern Leute"? Auch ganz nach Pharisäermaß; mit der Vermessenheit, die Andere neben sich verachtet. Sind sie denn alle wirklich das, was der Pharisäer aus ihnen macht? Kennt er sie denn so genau? Darf er alle Mitknechte in Bausch und Bogen so ver-

dammen? Wahrlich das biblische Maß ist ein ganz anderes. Es heißt: „Allzumal Sünder und kein Unterschied" — und: „durch Demuth achtet Einer den Andern höher, als sich selbst."

Ja, Gottes Maß, das mißt ganz anders. Dieser Mann wird mit solchem Messen vor Gott nicht gerechtfertigt. Das können wir auch am Ende begreifen. Aber das Wunderbare ist, daß der Zöllner nach Gottes Maßstab gerechtfertigt hinabgeht in sein Haus. Ist denn dieses Urtheil nicht unbegründet, gefährlich und zur Vermessenheit führend? Diesen Vorwurf hat man ja immer wieder gegen die biblische Rechtfertigungslehre erhoben. Aber mit Unrecht. Der Zöllner ist aufrichtig und demüthig. Er weiß nur Eins von sich, seine Sünde, und sucht nur Eins bei Gott, seine Gnade! Er ist nichts. Gott ist Alles. Aber Gott, der Barmherzige, ist treu und gerecht, daß Er ihm seine Sünde vergiebt und reinigt ihn von aller Untugend.

Erst fromm und dann gerechtfertigt?

Muß man erst fromm sein, ehe man vor Gott gerechtfertigt werden kann, oder wird man vor Gott gerechtfertigt so wie man geht und steht, als armer Sünder, um dann, auf Grund dieser Rechtfertigung, in Kraft derselben ein neues, frommes Leben zu führen? Das ist die große Grundfrage, um welche sich der ganze, gewaltige Kampf der Reformationszeit zwischen Römerthum und evangelischem Glauben gedreht hat, der Kampf, der, seit Saulus zum Paulus geworden, in keinem andern Menschenherzen so voll und klar sich dargestellt, wie in dem Herzen des deutschen Mönchs, Martin Luther.

Im Evangelium vom Pharisäer und Zöllner ist die ganze Sache in gewaltigen Umrissen vors Auge gemalt und entschieden. Hier steht ein Mann, der vor seinen Gott tritt mit einem ganzen Sack voll guter Dinge, die er vor Ihn zu bringen hat. Er ist kein grober Sünder, wie „die andern Leute". Er fastet zweimal in der Woche und giebt den Zehnten von Allem, das er hat. Er ist nach seinem eigenen Urtheil und nach dem Urtheil seiner Zeit und der Welt um ihn her ein „frommer" Mann. Und weil er so fromm ist, muß er nach seiner Meinung auch vor Gott als gerecht an-

gesehen und erklärt werden. Würde man ihn fragen, wie es der arme Zöllner dort angreifen soll, um vor Gott gerecht zu werden, so würde er unbedenklich den Rath geben: „Ei, der Zöllner muß eben erst ein andrer Mann werden, ein Mann wie ich, der die und die Dinge nicht thut, dagegen solche gute Werke vollbringt. Mit diesen soll er dann vor Gott kommen, dann wirds mit seiner Rechtfertigung bald im Reinen sein." Was sagt aber das Evangelium dazu? Der Zöllner tritt vor Gottes heiliges Angesicht gerade, wie er ist; beladen mit seiner Sünde, erdrückt von ihrer schweren Last. Sie gehen über sein Haupt. Wie eine schwere Last sind sie ihm zu schwer geworden. Von Werken ist bei ihm keine Rede. Er ist ein Sünder mit Haut und Haar und ist kein Gutes an ihm. Nicht einmal von Vorsätzen zu guten Werken redet er. Er hat nichts als seine Sünde; mit dieser tritt er vor Gott und appellirt an seine freie Gnade. Wie wirds ihm gehen? Er mußte sich selbst verdammen; wird ihn nicht Gott, der Gerechte, noch viel schärfer verdammen? Ja, wenn die Gnade nicht wäre! Die Gnade, die auf Christi Mittleramt gegründet ist. So aber geht der, der an die Gnade sich gewendet, frei und froh, gerechtfertigt hinab in sein Haus. Ein neues Blatt ist vor ihm aufgeschlagen. Ein neues Leben fängt bei ihm an. Er hat einen gnädigen Gott. Durch seine Seele klingt das Loblied: Vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan! Das ist von nun an sein Leben: dem angehören, der ihm all seine Sünde vergeben und all sein Gebrechen geheilet. Er ist gerechtfertigt aus Gnaden, nun wird er auch fromm werden; denn bei Gott ist die Vergebung, daß man Ihn fürchte.

Das war die göttliche Führung in dem Leben des redlichen Pharisäers Martin Luther, daß er es gründlich auskosten mußte, was heraus kam bei dem Versuch, erst fromm und dann, auf Grund seiner Frömmigkeit, bei Gott gerechtfertigt zu werden. Wahrlich der Mönch Luther hat es dem Pharisäer im Evangelio weit zuvor gethan mit seinen guten Werken, bis aufs Fasten hinaus. Schon sein Gang ins Kloster war ihm aufgedrungen durch den Gedanken, er wollte fromm werden und also in einen Stand kommen, der „die zehn Gebote weit überträfe." Ja er wollte „Ihm den Himmel ersteigen und das Reich erschleichen, ehe Ers sollte gewahr werden." So stand er vor den Augen andrer Leute als ein

Muster eines heiligen, frommen Lebens da. Aber zu gleicher Zeit kämpfte seine friedlose zerrissene Seele, unverstanden von Menschen, den heißen Zöllnerkampf: Wen suchen wir, der Hilfe thu, daß wir Gnad erlangen? Und nicht eher konnte es Ruhe bei ihm werden und Friede und Klarheit bei ihm einkehren, bis er alle seine Werke hinwerfen und jeden Gedanken an eine durch eigenes Wirken errungene Rechtfertigung fahren lassen konnte als einen rechten „Giftkuchen". — Erst gerechtfertigt aus freier Gnade, und auf Grund solcher Rechtfertigung ein neues, gottseliges Leben und einst ein seliges Sterben!

Am zwölften Sonntag nach Trinitatis.

Taubstumm.

Ein rechter Gottesdienst will Beides haben, ein offenes Ohr und eine redende Zunge. Ein offenes Ohr, um recht zu hören, was der Allmächtige redet in Seinem heiligen Wort. Eine redende Zunge, um recht zu reden vor dem Herrn, das Herz vor Ihm herauszuschütten in Bekenntniß, Anbetung, Lob, Preis und Dank. Aber Beides, das offene Ohr und die redende Zunge, schafft der Herr. Ohne Sein göttliches Hephata sind und bleiben sie geschlossen und gebunden, taub und stumm. Sie hören wohl, aber nicht was der Herr redet. Sein Wort ist ihnen ein verschlossenes Buch, für das sie keinen Sinn haben. Sie reden wohl, aber nicht mit Gott und von Gott und aus Gott. Für Gottes heiligen Namen, für Seine Anbetung, Sein Bekenntniß, Sein Lob und Preis sind ihre Lippen stumm, wie die eines Todten. O wie viele Millionen taubstummer Kostgänger hat unser großer, geduldiger Herr Gott alle Tage an Seinem Tisch! Sie achten Sein nicht. Sie bitten Ihn nicht. Sie danken Ihm nicht. Sie bekennen Ihn nicht. Und doch hat Er ihnen das Ohr gegeben zu hören auf Seine Rede, und die Zunge, daß sie bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

Selbst in der Christenheit giebts ganze Häuser und Familien, in denen diese Taubstummheit Tagesordnung geworden ist. Man steht auf von der Nachtruhe. Man kommt zusammen

am Frühstückstisch. Man geht auseinander an die Arbeit. Man ißt und trinkt, und kämpft und ringt um dieses armselige Leben, man lacht und weint und leidet und genießt ohne je einen stillen Augenblick der Sammlung, ein göttliches Hephata für himmlische Dinge, für Gottes Wort und Gebet.

Da muß dann freilich oft der allmächtige Gott Seine sonderliche Zeichensprache reden, daß man nur einmal für Sein Hephata wieder bereit wird. „Er nahm ihn von dem Volke besonders," heißt es im Evangelium von der Heilung des Taubstummen. Und dann folgen alle die eindringlichen Zeichen bis zu dem barmherzigen, hoheprieſterlichen Seufzer des Herrn, wodurch Er dem, der nicht hören konnte, etwas bedeutete von seinem eigenen Schaden und von seines Heilands Liebe und himmlischer Helferkraft. Der Finger in den Ohren, das Anrühren der Zunge, der Aufblick zum Himmel und der Seufzer, wollen sie nicht alle das sagen: „Sieh, lieber Mensch, da fehlt dirs! Aber hier ist die Liebe, die sich dein erbarmet und die Macht, die dir helfen kann?"

Diese Sprache redet der Herr zu Völkern und Familien und Einzelnen oft in gewaltiger, erschütternder Weise. Wie legt Er da Seinen heiligen Finger auf unsere Schäden und bedeutet uns so klar, daß Ihn keiner mißverstehen kann: Siehe, **da** fehlt dirs! Unsre unerkannten Sünden stellet Er ins Licht vor Seinem Angesicht, und läßt uns Sein göttliches Seufzen über diesen Jammer hören. Und der größte Jammer ist und bleibt der, daß wir Sein Wort nicht hören wollen. Er lasse Sein kräftiges Hephata in Land und Volk und Haus und Herz hinein erschallen: O Land, Land, Land höre des Herrn Wort!

Alles wohlgemacht.

Ein schönes Zeugniß! Eine mächtige Predigt von Christo dem Sohne Gottes und Seinem Heilswirken, die uns vom fernen Norden des gelobten Landes, aus den Grenzen Tyri und Sidon entgegentönt. Höheres kann die Gemeine der Gläubigen auf Erden und der Seligen im Himmel nichts sagen, als mit rechtem Verständniß von Anfang, Mitte und Ende aller Gotteswege rühmen: der Herr hat Alles wohlgemacht!

Wohl klingt durch unsre Gassen das freche und trostlose Wort unsrer modernen Volkspropheten: „Er hat Vieles verkehrt gemacht!“ oder gar: „Er hat gar nichts gemacht.“ Um so lauter aber sollen wir Christen unsern Mund aufthun, um so heller sollens unsere Augen schauen, um so voller soll unser Herz davon sein: „Der Herr hat Alles wohlgemacht!“

Wohlgemacht am Schöpfungsmorgen, da die Morgensterne mit einander Ihn lobeten und alle Kinder Gottes jauchzeten, da Er selber, der allmächtige Vater und Schöpfer Himmels und der Erden ansah das Werk Seiner Hände: „und es war sehr gut.“ Wenn wir mit Glaubens Augen dasselbe Gotteswerk anschauen, so merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist und Alles, das man siehet, aus nichts geworden ist. Und in solchem Glauben stimmen wir fröhlich ein: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll Deiner Güte! Wenn ich ansehe den Himmel, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitest, — Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist Dein Name in allen Landen!“

Das war der Anfang der Wege Gottes: „Alles, Alles wohl gemacht!“ Aber wie schnell hat sich durch Menschenschuld dieses „Alles wohl“ verkehrt in ein „Alles ist verderbt!“ „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. — Da ist Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer. — Das ganze Haupt ist krank. Das ganze Herz ist matt.“ Die ganze Welt „im Argen“. Die ganze Welt „verloren“. Das ist das Gegenstück von Gottes Wohlmachen.

Aber der barmherzige Gott hat das Werk Seiner Hände nicht gelassen. Größer als in der Schöpfung hat Er Sein „Wohlmachen“ bewiesen an dem gefallenen und verlorenen Menschen. Seine Gnade ist mächtiger als unsre Sünde. Sein mitfühlendes hoheprieſterliches Seufzen hat uns den Heiland geschenkt. Es bricht Ihm Sein Herz gegen uns, daß Er sich unser erbarmen muß! Und durch den Glauben merken wir an der Krippe zu Bethlehem: Er hats wohl gemacht, der uns den Immanuel gegeben! Und vom Kreuz auf Golgatha tönt das Vollendungswort der Erlösung: „Es ist vollbracht.“ Ja, Der dort das edle Haupt im Tode neigte: Er hat es Alles, Alles wohlgemacht! Dem Schächer das Paradies erschlossen; den Vorhang vor dem Allerheiligsten zerrissen; eine ewige Erlösung erfunden in Seinem Blut!

Ob der Unglaube den Kopf schüttelt über Bethlehem und Golgatha und den himmlischen Wohlmacher meistern will, es bleibt dabei: „Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind."

Einst wirds jedes Auge sehen müssen, wenn es am Ziel Seiner Wege, an der ewigen Erlösung und Verklärung angelangt ist. Da wird der Tod nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen. Da wird Er selbst alle Thränen abwischen von allen Augen und der Stummen Zunge wird Lob sagen und des Blinden Auge wird aufgethan, den neuen Himmel und die neue Erde zu schauen! Da wird es das Lied der Erlöseten des Herrn bleiben in alle Ewigkeit: Der Herr hat Alles wohlgemacht!

Hören, Reden und Schweigen.

Alle drei gehören zum Erweis eines gesunden Christenlebens. Alle drei kommen von dem Herrn. Von Natur findet sich keins bei uns in rechter Ordnung. Wir hören nicht, wo und wie wir hören sollten. Wir reden nicht, wo und wie wir reden sollten. Wir schweigen nicht, wenn der Herr uns Schweigen auferlegt. Darum müssen wir es bei Ihm lernen, Er muß es uns geben, das rechte Hören, Reden und Schweigen.

Das rechte Hören zuerst. Ein hörend Ohr und ein sehend Auge die machet beide der Herr. Auch beim Taubstummen hat der Herr die Heilung beim Ohr angefangen. Er legte ihm zu allererst die Finger in die Ohren. Und als Er dann Sein göttliches Hephata sprach, heißt es: „Alsbald thaten sich seine Ohren auf." Darum, als das Volk nachher Seine Wunderthat besang und preisete, heißt es auch dort voran: „Die Tauben macht Er hörend."

Wer seine Bibel kennt, der weiß, welche hervorragende Bedeutung im Reiche Gottes das Ohr hat. Schon auf dem Gebiet des natürlichen Lebens steht das Gehör in mancher Hinsicht selbst über dem Gesicht. Das kostbare Auge in allen Ehren, aber die geistige, innere Aneignung der Gedanken eines Andern, das tiefere gegenseitige Verstehen und Seelengemeinschaft ist vielmehr vom Ohr abhängig, das das Wort hört und aufnimmt, als vom Auge. Das Ohr ist immer im

Dienst, das Auge ruht von Zeit zu Zeit. Das Auge hat seinen natürlichen Verschluß und Deckel und in der Müdigkeit des Schlafes fällt es von selbst zu. Das Ohr kann nur durch besondere künstliche Vorkehrung geschlossen werden. Selbst im Schlaf steht es offen und bleibt darum auch beim Schlafenden noch die Zugangsthüre zu der Seele, ihn wieder ins Bewußtsein wach zu rufen.

Und nun vollends für das geistliche Leben, wie wichtig das Gehör! Der Glaube kommt durch das Hören des Worts. Vom rechten Hören kommt der rechte Verstand der seligmachenden Wahrheit. Vom rechten Hören kommt auch erst das rechte Reden.

Schon bei Kindern sehen wir diesen Gang der göttlichen Ordnung: Erst hören sie. Und was und wie sie hören, das reden sie nachher. Vom Sprechenhören lernt man das Sprechen. Als das Ohr des Tauben geöffnet war, ward auch des Stummen Zungenband los und er fing an, wieder recht zu reden. Ist in ein Menschenherz, in ein Haus und Land durchs Hören des Worts der Glaube gekommen, so lösen sich auch die Zungen und die Leute fangen an zu reden und recht zu reden. Vorher hatten sie kein Wort für ihren Gott und zu ihrem Gott. Nun reden sie zu Ihm in kindlichem Gebet und von Ihm in männlichem Zeugniß und für Ihn in heiligem Eifer missionirender Liebe. Vorher hatten sie kein Wort rechter, suchender, rettender Liebe für ihren Mitmenschen. Nun dringt die Liebe Christi sie zu dem Gruß, daheim und in der Weite: Lasset euch versöhnen mit Gott.

Und doch, auch das Christenleben, das im Gebet, im Bekenntniß und Zeugniß das rechte Reden gelernt hat, muß noch ein Schweres lernen vom Herrn: Das Schweigen. Es muß lernen: Schweigen und Reden hat seine Zeit. — Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun. — Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge! Hören, Reden und Schweigen — alle drei lernt man beim Herrn.

Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen,
Laß kein unnützlich Wort aus meinem Munde gehen:
Und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß,
So gieb den Worten Kraft und Nachdruck ohn Verdruß.

(Kirchenbuch 425, 3.)

Das doppelte Hephata.

Sieh einmal die zwei Gestalten an dort, abseits vom Volke, in einer stillen Ecke, abgeschlossen von der Welt: Jesum und den Taubstummen. Hier der arme Elende, nicht bloß leiblich des Gehörs und der Sprache beraubt, sondern auch geistlich taubstumm. Ihm gegenüber der eingeborne Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit, von dem der Prophet Jesajas gesagt hat: „Der Herr Herr hat Mir eine gelehrte Zunge gegeben, daß Ich wisse mit dem Müden zu rechter Zeit zu reden. — Der Herr Herr hat Mir das Ohr geöffnet und Ich bin nicht ungehorsam und gehe nicht zurück." Dieselbe Doppelgabe bietet hier der Herr dem armen Taubstummen durch Sein allmächtiges Hephata. Der Herr hat uns mit Seinem Heilverfahren den Weg gezeigt, wie wir uns dieses Evangelium zu Nutze machen sollen: Die Augen aufheben zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt und seufzen über uns selbst, unsre tauben Ohren und stummen Zungen. Denn die ganze Krankheit und Schlaffheit unseres geistlichen Lebens hängt an diesen zwei Stücken: an unserm tauben Gehör und an unsrer stummen Zunge.

So solls denn vor Allem unsre Bitte werden: Herr, wecke mir das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger. Es giebt ja freilich auch Leute, die gar nicht zum Hören des Worts kommen. Mit denen haben wir hier nicht zu thun. Die muß der Herr erst durch allerlei äußerliche Führungen so leiten und regieren, daß sie willens werden auf Sein Wort zu merken. Wir selbst aber, die wir fleißig und regelmäßig unter dem Schall des Evangeliums als sogenannte Hörer sitzen, wir brauchen ein mächtiges, göttliches Hephata, daß wir „hören, wie ein Jünger." Ach wie kalt, träge und gleichgültig sind wir oft! Das Wort fähet nicht. Es hat gar nichts Neues, Frisches, Packendes mehr für uns. Es schlägt nicht ein. Man hat dem Fleische Raum gegeben. Man ist laß geworden im Gebet. Nun leidet der Geschmack für das göttliche Wort selbst. Man hat keine rechte Lust mehr dazu; keine Freude mehr daran. Wie solls nun besser werden? Durch Hören unter dem Eindruck und der Kraft eines göttlichen Hephata. Da kommt wieder Lust und Liebe dazu. Da wird der Wille

unter seinen Einfluß gebracht. Der Hörende wird gehorsam und geht nicht mehr zurück. Dort lag unsere schwere Sünde. Wir hörten so viel, aber wurden nicht gehorsam, sondern gingen immer wieder zurück auf die Bahnen der alten Lieblingssünden. O wie nöthig ist uns die Bitte: Herr, wecke mir das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger!

Und dazu die andre: Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige! Was ist es denn, was am meisten, am liebsten von unsern Lippen, unsrem Mund verkündet wird? Wie viel von unsrem eigenen Ich, von unsrem Selbst-Ruhm und -Lob! Wie wenig vom Ruhm und Preis unsres Gottes und Heilandes Jesu Christi! Wie viel Worte der Lieblosigkeit, der Unlauterkeit, der Sünde gegen den Nächsten; wie viel Worte der Verführung und des Aergernisses! Wie wenig der Liebe, des Trostes, der Stärkung und Erquickung unsres Nebenmenschen! Wie wenig ernste, aufrichtige Gebetsworte, in Buße und Beichte, in Zeugniß und Bekenntniß, in Dank und Preis der Herrlichkeit unsres Gottes und Heilandes! Wie viel arbeiten auch Christenzungen zur Aufrichtung der Herrschaft dessen, der ein Lügner, Verkläger und Mörder heißt von Anfang an! Wie wenig für den König, Der dazu geboren und in die Welt gekommen ist, daß Er die Wahrheit zeugen soll!

Ach, wo's besser werden soll in der lauen, kalten Christenheit, da thut uns das doppelte Hephata noth:

Das Ohr auf, daß wir hören, wie Jünger!
Die Lippen auf, daß unser Mund des Herrn Ruhm verkündige!

Ohr und Zunge unter Jesu Händen.

Gott hat mir „Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben." Und unter diesen Gliedern allen ist es das Ohr und die Zunge ganz besonders, durch welche der wunderbare Zusammenhang von Leib und Seele sich darstellt, durch welche der Geistesverkehr zwischen Mensch und Mensch vermittelt wird. Das gesprochene und gehörte Wort hat in Zunge und Ohr eine Macht, die bis in die Ewigkeit reicht. Nicht bloß zwischen Menschen und Menschen ruht der Austausch der Gedanken und Gefühle darauf. Auch zwischen Gott und Mensch giebt es kein rechtes, gesundes Verhältniß

ohne die Rede von Ihm und die Rede zu Ihm und für Ihn. Wer Ohren hat zu hören, der höre, was Gott uns zu sagen hat. Wer eine Zunge hat zu reden, der rede, bete, bekenne, zeuge für Ihn.

Freilich wenn Jesu Auge auf uns schaut in unsrem natürlichen Zustand, da sieht Er verschlossene Ohren und gebundene Zungen. Und über diese muß Er seufzen aus der Tiefe Seines mitleidigen Jesusherzens. Im Paradiese schon hat sich das Menschenohr verschlossen gegen Gott und Gottes Wort. Im Paradiese schon hat sichs aufgethan der Stimme des Verführers. So steht die Menschheit heute da, das Ohr von Gott abgewandt, wider Ihn verschlossen. Entweder kommen sie überhaupt nicht, zu hören, oder aber, wenn der Leib mit dem äußeren Ohr da ist, ist doch das Seelen-Ohr taub und verschlossen gegen Gottes Güte und Gottes Ernst. Wie manches zerstreute, theilnahmslose Gesicht preßt dem, der die göttliche Botschaft zu bringen hat, manch innerlichen Seufzer ab um ein allmächtiges, göttliches Hephata über die Verschlossenen.

Und mit dem Ohr geht Hand in Hand die Zunge. So lange das Ohr des Menschen offen stand dem Vaterwort vom Himmel, so lange klang in kindlich-gläubigem Gebet der Vatername von Adams Lippen. Da die Morgensterne miteinander jauchzeten des Höchsten Lob, da waren die ersten Menschen auch nicht stumm. Aber nach dem Fall! Wie unheimlich still ists da im Garten. Adam, wo bist du? Wo dein Gebet? Deine Lob- und Danklieder? Der Vatername auf deinen Lippen?

Es ist im Geistlichen wie im Leiblichen. Vom Hören und mit dem Hören lernen die Kinder reden. Wo sie nicht hören, reden sie auch nicht. Das Machtwort des Herrn Jesu löst Ohr und Zunge zu Gottes Preis und der Menschen Heil. Er selber steht ja in dieser taubstummen Welt als der einzige, bei Dem es mit Ohr und Zunge recht bestellt ist: „Der Herr Herr hat Mir das Ohr geöffnet. Der Herr Herr hat Mir eine gelehrte Zunge gegeben, daß Ich wisse mit den Müden zu rechter Zeit zu reden.“ (Jes. 50, 5; Psalm 40, 7.) Und was Er hat, das will und kann Er auch Seinen taubstummen Brüdern geben. Er hat Worte, die sind Geist und sind Leben. Die sollen sie hören zur Erkenntniß, zum Glauben. Er giebt Worte, die sollen sie reden, Gott zu Lob und dem

Nächsten zu Lieb. Er legt das Kindesgebet, das heilige Vaterunser, auf die Lippen der Seinen, — ein Hephata, das sie beten lehrt, wie nie zuvor gebetet worden ist. Er giebt ihnen das Bußgebet des Zöllners und das Glaubensbekenntniß des Petrus und das Märtyrer-Zeugniß des Stephanus. So kommt Ohr und Zunge unter Jesu Segenshände.

Wie spiegelt sich das göttliche Hephata in jedem rechten evangelischen Gemeindegottesdienst! In der traurigen Zeit der römischen Knechtschaft gabs kein rechtes Hören und darum auch kein rechtes Reden: taubstumme Gemeinden. Da kommt das alte süße Evangelium wieder mit seinem wunderkräftigen Hephata! Man hört die gute, neue Mähr. Die löst die Zungen rasch genug. Nun müssen die Herzen hervorbrechen in Bekenntniß, Gebet und Lied. Rechtes Hören und rechtes Reden im Bunde, das ist der gesunde, evangelische Gottesdienst, wie ihn einst Luther und unsre Väter eingerichtet haben und wie er in unsern Tagen da und dort mit innigem Verständniß und Herzensfreude wieder erneuert wird. Da giebts ein Hören und Hinnehmen dessen, was vom Herrn kommt; und ein Reden dessen, was ein Christ als Christ reden muß. Als Christ muß er in seinem Herzen haben das Bekenntniß seiner Sünde, den Gebetsseufzer des Kyrie, den Jubelton des Gloria, den festen Grund des Glaubens an den Dreieinigen Gott. Und wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Wer will sich den Mund stopfen lassen?!

Das gebe uns der Herr Jesus mit Seiner Macht über Zungen und Ohren: andächtig hörende, herzlich glaubende, fröhlich bekennende, innig betende, wohlgemuth singende Gemeinden, über welchen die Kraft des göttlichen Hephata Morgens und Abends schwebt!

Thu auf den Mund zum Lobe Dein,
Bereit das Herz zur Andacht fein,
Den Glauben mehr, stärk den Verstand,
Daß uns Dein Nam werd wohl bekannt.

Bis wir singen mit Gottes Heer:
Heilig, heilig ist Gott der Herr,
Und schauen Dich von Angesicht
In ewger Freud und selgem Licht.

(Kirchenbuch 2, 2. 3.)

Am dreizehnten Sonntag nach Trinitatis.

Wie lieſeſt du?

Auf die große Hauptfrage: „Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ antwortet der Herr mit einer Gegenfrage: Wie ſteht im Geſetz geſchrieben? Wie lieſeſt du? Das mag Manchem eine dürre, trockene Antwort ſcheinen auf ſolche Lebensfrage. Sie mag Manchem nach Schriftgelehrtenthum ſchmecken. Wird denn das einen Menſchen ſelig machen, was geſchrieben ſteht? Wirds denn darauf ankommen, was man lieſt, wie man lieſt? So ſagen Tauſende in unſern Tagen. Der Herr aber bleibt dabei. Sei es, daß es um das Geſetz ſich handelt, um das ewige, unumſtößliche „Soll“, ſei es um das Evangelium, die unausſprechliche Gabe Gottes in Chriſto, immer weiſt uns der Herr in erſter Linie in die Schrift. Wie ſteht geſchrieben? Wir kommen nicht an der Schrift vorbei ins ewige Leben. „Nach der Schrift“ gehts zum Leben; nach der Schrift zum ewigen Verderben. Darum bleibts für alle Zeiten eine Frage von höchſter Wichtigkeit: Wie lieſeſt du?

Lieſeſt du überhaupt, was geſchrieben ſteht? Dieſe Frage iſt nicht überflüſſig inmitten der Chriſtenheit unſrer Tage, Angeſichts der Millionen von heiligen Schriften Alten und Neuen Teſtaments, welche von Jahr zu Jahr von den Bibel-Geſellſchaften verbreitet werden. Das bleibt ja freilich eine wunderbare, vielſagende Thatſache, daß unter allen Schriften, die geſchrieben, gedruckt und im Buchhandel umgeſetzt werden, keine einen ſo ſicheren Abſatz findet, wie die alte Bibel, das älteſte aller alten Bücher. Welch ein Unternehmungsgeiſt in den Geſellſchaften, die ſich den Druck und die Verbreitung der Bibel ausſchließlich zur Aufgabe geſtellt haben.

Sie blühen und gedeihen. Sie wagen Dinge, an die auch Gelehrte kaum denken. Sie überſetzen das alte Buch in eine Sprache um die andre; ſie rechnen darauf, daß es in jeder neuen Sprache geleſen, geſucht und benützt wird. Und ſie verrechnen ſich nicht. Von Grönlands eiſ'gen Zinken bis zur Südſpitze Afrikas und Auſtraliens iſt bald keine Sprache und Zunge mehr, darin man nicht dieſes Buch gedruckt zu leſen

hätte. Die Bibel steht geschrieben. „Das Wort, das nun in Schriften steht, ist fest und unbeweglich." Und die Bibel wird gelesen.

Aber dieser ermuthigenden und erfreulichen Thatsache gegenüber steht auch die andre. In den letzten hundert Jahren vornehmlich wird es unablässig geschrieben, gedruckt und verbreitet, nicht bloß in den dickleibigen Bänden gelehrter Herren, sondern auch in den fadenscheinigen Wochen- und Tagesblättchen einer aufgeblasenen Presse, daß, was vor Alters von Propheten und Aposteln geschrieben worden, heutzutage des Lesens nimmer werth sei. Und dieser Geist der Bibel-Feindschaft hat Tausende angesteckt und der Schrift entfremdet. Und selbst bei denen, die in der Schrift noch Gottes Wort und den Weg zur Seligkeit erkennen, wie viel Kälte und Gleichgültigkeit gegen den edlen Schatz des Worts! Liesest du sie, regelmäßig, im Kämmerlein, mit deiner Hausgemeinde?

Und wenn du liesest, wie liesest du? Hier im Evangelio ist ein Mann, der hat gelesen, was geschrieben steht, und hat behalten, was er gelesen. Er kann es wiedergeben, ohne Fehler, ohne Auslassung. Der Herr selbst giebt ihm das Zeugniß: „Du hast recht geantwortet." Es ist etwas Großes schon um diese äußere, correcte Kenntniß der Thatsachen und Lehren der Schrift gegenüber der erstaunlichen Unwissenheit, die landauf, landab sich findet. Wenn Sonntagsschulen, Wochenschulen, Kinderlehren und Confirmanden-Unterricht nur das ausrichten würden, daß sie ein richtiges Verständniß der Schriftworte in die Köpfe pflanzten, hätten sie ein Großes gethan.

Aber freilich, das ist lange noch nicht genug. Diese Schrift sucht nicht den Kopf allein, sondern das Herz. Sie hat Geist und Leben. Sie will persönlich mit dem Einzelnen handeln. Sie packt mit ihrer Anklage mächtig das Gewissen an. Sie läßt keine Selbstrechtfertigung zu. Ihr heilig Gesetz zieht dem Sünder allen Grund unter den Füßen weg. Wie liesest du? So, daß dichs trifft und dein Herz gesteht: Das bin ich? Das geht mich an?

Und diese Schrift hat auch ein „Selig" fürs arme, getroffene Sünderherz. Das wundersame Bild des himmlischen Samariters Jesus malt sie dir vor Augen. Das thut dein Jesus für dich. Selig die Augen, die sehen, was ihr sehet, die lesen, was ihr leset. Wie liesest du? Mit solchem leben-

digen Eindruck der herzgewinnenden Jesusliebe? Mit brennendem Herzen, daß die selige Gottesliebe hineinleuchtet und strahlt und die Seele füllt mit Friede und Freude?

Und was so gelesen ist, mit solchem Eindruck, übst du es auch im täglichen Leben? Das ists, was die Welt lesen will an den Christen: Die Schriftzüge eines neuen Lebens. Das ists, was die Christen mit leserlicher Schrift hinein schreiben sollen in diese liebesarme, selbstsüchtige Welt: Die Liebe Gottes, wie sie in Christo offenbar ist; die Liebe zu den Brüdern, die dem Geringsten dient, Wunden heilt, Thränen trocknet.

Solche lebendig gewordene Schrift liest heutzutage selbst der Bibelfeind, der keine Schrift als Gottesoffenbarung anerkennt.

Menschen und Unmenschen.

„Es war ein Mensch" — so fängt die Geschichte vom barmherzigen Samariter an. Und es waren Menschen, die ihn auf der einsamen Straße von Jerusalem nach Jericho überfielen. Das Ausziehen, Schlagen, Davongehen, Liegenlassen war alles Menschenwerk! Und der Priester, der die Straße hinabzog und ihn sahe und vorüberging und ihn liegen ließ, war ein Mensch. Und der Levit, der an die Stätte kam und ihn sahe und vorüber ging, war ein Mensch. Freilich die Menschlichkeit war allen diesen Menschen abhanden gekommen. Nicht als Menschen nach Menschenpflicht haben sie an dem Elenden gehandelt, sondern mit Verleugnung aller wahren Menschlichkeit, als Unmenschen. In was für einen Abgrund von Unmenschlichkeit läßt uns diese Geschichte hineinsehen! Und doch ist sie ein getreues, schrecklich getreues Spiegelbild des alltäglichen Weltlaufs um uns her. Das ists, was Menschen an einander thun und an einander ungethan lassen. Da zieht ein einsamer Wanderer seine Straße, waffenlos, mittellos, freundlos, vielleicht eine arme Wittwe, die schon manchen sauren Tritt gethan, vielleicht ein junger Anfänger, vor dem die Welt und das Leben im rosigsten Glanze liegt. Flugs sind die Räuber zur Stelle, die Diebe und Mörder an Leib und Seele, die auf den Wandersmann lauern, ihn überfallen, ausziehen, plagen, schinden und seinem Elend preisgeben. Mit rücksichtsloser Gewalt, mit schleichender List umgarnt und überfällt die kalte, harte Selbstsucht das

arme Opfer, und richtet es zu Grunde. Seiens die Mächtigen auf dem Throne, die ihre Kriegs- und Eroberungspläne schmieden und Jammer und Thränen in Tausende von Häusern tragen, und weite Schlachtfelder mit Blut und Leichen füllen, seiens die gemeinen Räuber und Mörder, die die blutgetränkte Hand ausstrecken nach Leben und Eigenthum ihres „Nächsten", seiens die verkappten, feinen Räuber, die unter dem Schafspelz bürgerlicher Ehrenhaftigkeit, oder gar kirchlicher Wohlbestelltheit ihr finstres Handwerk treiben und Gewalt und Unrecht üben an ihren Mitmenschen — die Welt ist voll davon und die Straße „von Jerusalem nach Jericho" streckt sich vom Nordpol zum Südpol, die ganze Breite der Erdkugel entlang, so weit „Menschen" leben, die an ihren Nächsten zu Unmenschen werden.

Aber auch der Priester und Levit gehören in diese Klasse. Sie verabscheuen in ihren Gedanken jene „Räuber", die den armen Menschen so zugerichtet haben. Sie sprechen vielleicht beim Anblick des im Blute Schwimmenden jenes bekannte Gebet: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute, Räuber ꝛc." — Aber, da sie den Unglücklichen sehen, gehen sie vorüber. An seinen Wunden, an seinem Stöhnen und Jammern, an seiner bleichen, blutenden Gestalt — vorüber, vorüber! „Soll ich meines Bruders Hüter, Pfleger, Wärter sein?" Das ist ihr Sinn. Ein ächter Kains-Sinn. Und Kain war ein Mörder. Ach, an wie viel jammervollem Elend, das Menschen von Unmenschen zugefügt wird, gehen sogenannte Menschen vorüber, gleichgültig, theilnahmslos, kalt, unmenschlich.

Und doch giebts noch Menschen inmitten dieses unschlachtigen, verkehrten Geschlechts. Da kommt der barmherzige Samariter und bringt wieder den Menschen-Namen zu Ehren mit seiner herzlichen, helfenden, selbstverleugnenden, ausdauernden Liebe. Hier steht Mensch zum Menschen nach Gottes Ruf und Willen. Aber wo in aller Welt wäre dieser Geist und diese Praxis ächter Menschlichkeit, barmherziger Samariterliebe ohne das Wort und Werk, das Leben und Sterben, den Geist Jesu Christi unsres hochgelobten Heilandes? Darum bleibts dabei: „Selig die Augen," die Ihn schauen, den lebendigen Liebesquell, Der uns nicht bloß zum Vater zurückgebracht als Kinder, sondern auch zu einander als Brüder, als Menschen zu Menschen.

Ein Wort vom Vorübergehen.

Wenige Leute, auch wenige Christen, haben eine Ahnung von der Menge, Schwere und Verantwortlichkeit der sogenannten Unterlassungssünden. Und doch ist das Zeugniß der Schrift so scharf und klar dagegen, als gegen irgend eine sogenannte Begehungssünde. „Wer da weiß, Gutes zu thun und thuts nicht, dem ist es Sünde." „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihrs thut." Das Gesetz Gottes, nach der tiefen und unübertrefflich praktischen Auslegung unsres kleinen Katechismus, stellt uns von Gebot zu Gebot nicht bloß die Sünde vor, die wir lassen, sondern auch das Gute, das wir thun sollen. Lassen wir nun zwar die Sünde, thun aber nicht das Gute, so ist das Gebot übertreten. So sind die Uebertreter des fünften Gebots nicht bloß jene Räuber und Mörder, die den einsamen Wanderer zwischen Jerusalem und Jericho niederschlugen, und ihm an seinem Leibe Schaden und Leid thaten, sondern auch der Priester und Levit, die vorübergingen, und es versäumten, ihm zu helfen in seinen Leibesnöthen.

Wie damals, so trifft's sich heute noch, daß die Leute, die „vorübergehen", gar oft gerade diejenigen sind, die mit dem Wort und Gesetz Gottes am besten vertraut sind. Priester und Levit waren zu Hause im Heiligthum. Gesetz und Propheten waren ihnen ganz geläufig. Sie waren „Schriftgelehrte", die auf die Frage nach dem, was im Gesetz „geschrieben" stand, recht wohl antworten konnten. Sie wußtens, was Gott von ihnen verlangte. Aber sie thatens nicht und wolltens nicht thun, sondern rechtfertigten sich im Innern gegen die Stimme, die die göttliche Forderung an sie stellte.

Dabei ist es erstaunlich, wie taub und blind sie den lautesten und ergreifendsten Mahnungen gegenüber sein können. Gott legt ihnen den Gegenstand, an dem sie Hilfe und Rettung leisten sollen, quer über den Weg. Es ist Gelegenheit im vollsten Sinne des Worts. Es ist absolute Noth, dringendstes Bedürfniß: halbtodt liegt der Arme im Blute am Wege. Sie müssen fast über ihn steigen. Aber sie gehen vorüber!

Und was ist denn die Ursache solches Vorübergehens? Gründe genug werden sie wohl sich selbst und andern für ihr Verhalten angegeben haben. Sie hatten keine Zeit; waren zu sehr in

der Eile. Sie gehörten zu der zahlreichen Classe von Menschen, die immer „zu viel zu thun" haben, um gerade das zu thun, was Gott der Herr von ihnen will. Oder sie hatten vielleicht nicht die „Mittel"! Und die erfinderische Liebe, die Rath und Mittel weiß unter allen Nothständen, die saß bei ihnen nicht mit im Rath. Oder sie hatten vielleicht keinen „Beruf"! Sie waren „Priester" und „Leviten". Der Tempel mit seinem Opferrauch war ihre Werkstätte. Auf das Helfen, Wunden-Verbinden, Heben, Tragen und Erretten verstanden sie sich nicht. Das Feld der Menschlichkeit, der Menschenliebe und Barmherzigkeit war nicht ihr Feld. Ja, sagen wirs gerade heraus, das ist der Grund ihres Vorübergehens: „Sie haben kein Herz für den Armen."

Und was für Folge hat das Vorübergehen? In erster Linie ist es eine sehr traurige Thatsache, daß eine große Ansteckungskraft in diesem Vorübergehen liegt. Der Priester geht vorüber; der Levit ihm nach! Wo das einreißt, da wirds bald Sitte und den „vorübergehenden" Hirten nach lernen die Gemeinden schnell das „Vorübergehen" an aller Noth, an allen noch so schreienden Bedürfnissen der Kirche. Gott der Herr weiß freilich andre Hände zu finden. Will der Priester und Levit nicht die selige Erfahrung des Helfens machen und dabei Gottes Handlanger werden, so wirds der Samariter!

Jene aber, die vorübergingen, trifft einmal das gewaltige Wort des Urtheils über alle Unterlassungssünden auf dem Feld der Barmherzigkeit: „Ihr habt Mich nicht gespeist, nicht getränkt, nicht besucht, nicht beherbergt, nicht gekleidet. — Gehet hin, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer!"

Die Frage nach dem ewigen Leben.

„Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?" Diese Frage des Schriftgelehrten ist und bleibt die Frage über alle andern Fragen. Und das sind unselige Leute, die da meinen, sie könnten sie umgehen, oder ihr aus dem Wege gehen. Freilich ist die Frage hier in gar ungeschickter Weise gestellt worden. Gewiß nicht in der rechten Form. Denn Anfang und Ende stehen in einem seltsamen Widerspruch zu einander. Thun und erben gehören nicht zusammen. Ist das

ewige Leben ein Erbe, so hat das „Thun" keine Stätte darin. Ist es aber durch „Thun" zu erlangen, so ists ein Erwerben, kein Ererben. Darum ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir finden, daß diese Frage auch nicht im rechten Geist gestellt ist. Es ist mehr ein Versuchen, als ein demüthiges Forschen nach einer gottgegebenen Antwort.

Trotzdem aber hat der Herr hier, wie so oft auch den argen Feinden, in aller Geduld und Sanftmuth die rechte Antwort auf die wichtige Frage gegeben, gleichviel ob sie im rechten oder unrechten Sinn gestellt war. Er weist den Frager ins Gesetz hinein. Also merke: Wer ins ewige Leben will, muß sich vors Gesetz Gottes stellen lassen. Was ist nun aber die Summa des Gesetzes? Sie steht in dem einzigen Worte: „Liebe". Und in diesem Wort steckt auch in Wahrheit das ganze ewige Leben. Was wäre es für ein ewiges Leben ohne Liebe darin? Es wäre ewiger Tod. Die Liebe Gottes über Alles, die ganze ungetheilte Hingabe an Ihn den Schöpfer und Heiland und um Seinetwillen der treue, selbstlose Dienst gegen unsern Nebenmenschen, — die Liebe Gottes über Alles und des Nächsten als uns selbst, — weniger als das kann das Gesetz nicht fordern. Mit weniger als das ist es nicht befriedigt.

Und dieses heilige Gesetz göttlicher Liebe ist geschrieben. Es ist geschrieben allen Menschen ins Gewissen hinein als Naturgesetz und es ist geschrieben auf die steinernen Tafeln mit unauslöschlichem Griffel. So ist es geschrieben zum bekannt werden. Man solls lesen und hören. Alt und Jung soll vertraut damit sein, denn es ist ein und dasselbe Gesetz für alle.

Aber freilich mit dem Geschriebensein auf die Tafeln und Gelesenwerden mit den Augen und Gehörtwerden mit den Ohren ist das Gesetz eben noch nicht gethan. Und das ist die Forderung, die an alle Kenner des Gesetzes herantritt: „Thue das!" Nicht bloß: Lerne das, wisse das, behalte das! sondern: Thue das, so wirst du leben. So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihrs thut. Wer ist nun, der jenes Gesetz in seinem ganzen Umfang thut? Und doch, wenn wirs nicht thun, wird dann nicht wieder eben durch diesen Satz einem Jeden das Leben abgesprochen, der es nicht thut? Du thusts nicht, also mußt du sterben. Du hast kein Leben, kein ewiges Leben und kein Anrecht darauf.

Durch solche Anklage und solches Gericht hindurch geht des Herrn Antwort auf die Frage nach dem ewigen Leben. Da hätte sich der Frager drunter beugen und demüthigen sollen. Aber der Schriftgelehrte, so von dem Herrn ins Selbstgericht hineingeführt, wollte sich selbst rechtfertigen. Und damit kann man allezeit die beste Antwort auf die Frage nach dem ewigen Leben zu nichte machen. Darum finden so Viele den rechten Weg nicht ins Leben, weil sie sich selbst rechtfertigen wollen, anstatt, wie dort der Arme von dem barmherzigen Samariter sich heilen und helfen zu lassen und in Seine Fußstapfen zu treten. Von Ihm sich lieben lassen und lieben, wie Er uns geliebt, das ist das ewige Leben.

Du sollst lieben.

Die Frage nach dem ewigen Leben kriegt zur Antwort das Gebot von der völligen Liebe. „Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?" Antwort: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe und deinen Nächsten als dich selbst." Und der Heiland bestätigt und bekräftigt ausdrücklich die Antwort: „Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst du leben." Also du sollst lieben, so wirst du leben! Das stimmt ja ganz prächtig. Die Frage ist nur: wie stehts mit dem „du sollst lieben"? Giebt dies Gebot auch die Liebes- und Lebens-Kraft? Das muß ja wahr sein und bleiben, wer völlig und ganz liebt nach diesem Gebot, der hat das ewige Leben. Aber wer kann so lieben?

Da ist nun fürs Erste zu sagen: Dieses „du sollst lieben" ist ein hartes Wort unter dem Gesetze. Wir werden stutzig schon über die Form eines solchen Gebots, sobald wir es ernstlich und nachdenklich anschauen. Du **sollst** lieben? Läßt sich denn die Liebe befehlen? Ist sie nicht das Freieste, Herz-innerlichste, was es geben kann? Sie ist entweder frei, lustig, willig und freudig, brennend und glühend, nie sich selbst genug thuend, oder sie ist gar nicht. Ich verstehe wohl, daß äußere Leistungen, Handlungen, Opfer und Werke sich befehlen lassen und nach Befehl sich erfüllen lassen. Aber Liebe?! Wer will sie hercommandiren, wo sie nicht ist? Und was ist eine von außen her, ja selbst von oben her commandirte Liebe?

Ist sie nicht eben auch nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle?

Und nun seht auch den Gegenstand an, der dieser Liebe vorgestellt ist. Gott, deinen Herrn, sollst du lieben über Alles, von ganzem Herzen! Gott lieben! Das wäre ja freilich nichts Sonderliches, sondern das Allernatürlichste, wenn der Mensch rein und unverletzt Gottes Ebenbild behalten hätte. Da könnte in seinem Herzen keine andre Liebe wohnen, als die des reinen, heiligen, ewigen Gottes. Aber der in Sünden gefallene Mensch ist anders gesinnt, als sein Vater und Schöpfer. Er ist in der Gottesferne, in der Gottesfeindschaft. Er ist Fleisch und widergöttlich. Sein Herz neigt sich von Natur zu Allem, was nicht aus Gott, sondern wider Gott ist, Selbst, Welt, Fleisch, Sünde. Er liebt die Sünde, die Gott ein Greuel ist. Gott zu lieben ist dem natürlichen Menschen wider die Natur.

Und den Nächsten sollst du lieben, als dich selbst. Der Nächste ist dein Mitknecht und Bruder, Eines Looses, Einer Schuld mit dir theilhaftig. Er ist Mensch, wie du; es menschelt bei ihm, wie bei dir. Er hat seine Fehler, wie du, seine Schwachheiten, seine Anstöße. Es ist oft herzlich schwer, ihn lieb zu haben. Giebts doch so viel an ihm zu tragen, auch an dem Allernächsten und Liebsten. Aber du **sollst** ihn lieben, als dich selbst. Und weiter: Das Wort „Nächster" ist in der heiligen Schrift gar ein weites Wort. Es greift hinaus über die mit uns Verbundenen, über Vater und Mutter und Geschwister, über Mann und Weib, über Volk und Stamm, ja über Glaube und Bekenntniß hinaus. Welche Schranken sind da niederzureißen, welche Klüfte zu überbrücken, wenn das Wort Wahrheit werden soll: Du sollst lieben.

Aber das Gesetz kann es gar nicht zur Wirklichkeit und Wahrheit machen. All sein Befehlen offenbart nur den Mangel an Liebe, unsre furchtbare Lieblosigkeit, Gott und dem Nebenmenschen gegenüber. Wir würden sie nie erkennen ohne das Seele und Geist, auch Mark und Bein durchschneidende: Du sollst lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe!

Auch der Heiland stellt sich mit seinem „Thue das" als ein zweiter Mose vor den Schriftgelehrten hin. Thue es! Also ists noch ungethan. Das ist Christi Zeugniß über ihn. Und vor diesem Zeugniß giebts nur zwei Wege: entweder man

beugt sich, getroffen, in Buße vor dem, der die Liebe selber ist und bittet um Seine Liebe; oder man will sich nicht treffen lassen, will sich selbst rechtfertigen und stellt sich unbeugsam und unbußfertig wider die ewige Liebe! —

O wie bedürfen wir des himmlischen Samariters, der uns schenkt, was wir nicht haben: Liebe und Leben von oben!

Am vierzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Eine traurige Rechnung.

Zehn Kranke. Neun Undankbare.
Zehn Geheilte. Ein Dankbarer.

Das nennen wir eine traurige Rechnung, vor der die ganze Menschheit erröthen und die Augen niederschlagen muß. Zehn waren krank gewesen. Sie litten an jener heillosen, entsetzlichen Krankheit des Morgenlands, dem weißen Aussatz, für den kein Kraut gewachsen, für den kein Doktor Rath wußte und kein Apotheker Salbe oder Arznei hatte. Alle waren gleichermaßen unter den Folgen ihres Leidens. Aus der Heimstätte ausgestoßen, in ihrem Elend zusammengeschlossen, Jude und Samariter, ohne Unterschied; denn selbst der tief gewurzelte Nationalhaß hat sich verkriechen müssen vor dem Jammer, der über beide gekommen war. So saß das Häuflein dort am Wege und sang Ein Lied aus weiter Ferne, Ein Gebet, Ein Nothschrei aus Einem Munde: „Jesu, lieber Meister, erbarme Dich unser." Auch der Samariter stimmt ein. Es ist Eine Noth bei Allen. Ein Gebet von Allen. Ein Heiland für Alle.

So giebts denn gerade so viele Geheilte, als es vorher Kranke gegeben. Zehn Aussätzige — zehn Geheilte. Das reimt sich prächtig. So weit der Jammer und die Noth zuvor gegangen, so weit streckt sich die Hilfe des mächtigen Helfers. Wie vorher Alle in derselben Trübsal gesessen, so ist nun über Allen dasselbe Freudenlicht aufgegangen. Da ist Keiner vergessen, Keiner übergangen, der stolze Jude, der verachtete Samariter, sie haben Alle dieselbe Hilfe erfahren. Des Heilands Rechnung ist richtig. Da deckt sich Alles. Da

steht Posten gegen Posten, so daß Alles glatt und eben heraus kommen muß, so weit Er betroffen ist. Gott giebt; der Mensch nimmt; sieh zu, wie's stimmt!

Aber es stimmt nicht! Jetzt kommt das Defizit in der sonst so einfachen Rechnung. Zehn Aussätzige, zehn Reingewordene, zehn Dankbare — das wäre ein schöner, richtiger Fortschritt. Da stimmte Alles bestens zusammen und bliebe die Rechnung ungebrochen, unverworren. Aber nun kommt nach dem vollen, runden Zehn das krumme, verdrehte Neun und schreit ein abscheuliches „Nein" dazwischen. Nein, es stimmt nicht. Es fehlen neun, wenn es ans Danken geht. Neun undankbare! — Neun aus Zehn, die den Geber vergessen und mit der Gabe davon eilen, dem Geber den Rücken zuwendend. Neun aus Zehn, die keinen Gedanken der Liebe, der Verbindung und Verpflichtung dem Geber gegenüber im Herzen fühlen. Er hat mit seiner Gabe ein Band um sie geschlungen, das sie für immer an Ihn gefesselt halten sollte. Sie wenden sich und reißen es ab und wollen nicht mehr an den Wohlthäter erinnert sein, wollen nimmer in den Glanz dieses freundlichen Auges schauen, das ihnen so barmherzig entgegengeleuchtet, da sie um Hilfe schrieen. Selbstsüchtig zufrieden mit dem empfangenen Gut gehen sie davon, mit all ihrer Gesundheit und Freude ärmere Leute, als zuvor, da ihr Angesicht der Sonne Christo Jesu zugewendet war.

Einer nur wendet sich zurück zu diesem Sonnenglanze — ein Samariter, der Eine Dankbare. Der will seinem besten Freund und Wohlthäter nicht so ohne Weiteres entlaufen. Es zieht ihn zurück zu Ihm. Das Band soll sich nicht lockern, das Jesu Liebesthat um ihn geschlungen hat. Er ist bei Jesu, — wo sind aber die Neune?

Wo sind die Neune?

Herzergreifende Frage und Klage des großen Helfers, der Keinen je vergißt, mit dem Er in Lieb und Leid zu thun gehabt. Und doch, wie leicht und unverfänglich scheint dem natürlichen Sinn die Antwort darauf. Wo werden sie sein? In der hellen Freude über die wiedererlangte Gesundheit; im Vollgenuß alles dessen, was die Gabe der Heilung ihnen gebracht hat; mit reiner, tadelloser Haut, mit frischen, kräf-

tigen Gliedmaßen, daheim bei Weib und Kind, im Jubel über das neugeschenkte Familien-Glück, an der Arbeit ihres täglichen Berufs, zu dem sie mit verjüngter Kraft ausgestattet sind, in der höchst ehrenwerthen Gesellschaft der Priester, mit dem Zeugniß: das sind gesunde Leute, die Niemand mehr meiden und ausschließen soll, die in den besten Kreisen sich sehen lassen dürfen. Seht, da sind die Neune. Und was ist natürlicher, als das? Das Urtheil der Welt wird nichts an ihnen zu tadeln finden. Nicht im groben, tollen Mißbrauch der verliehenen, kostbaren Gottesgabe, nicht auf der Bank, da die Spötter sitzen, oder im Schlamm sündlicher Ausgelassenheit, sondern auf den honetten Wegen bürgerlicher Ehrbarkeit und wohlanständiger Häuslichkeit finden wir die Neune. Und doch diese Klage um sie und wider sie aus Jesu Munde? Warum das?

Sie sind auf dem Wege der Gedankenlosigkeit und Vergeßlichkeit; hinter sich den Geber, bei sich die Gabe, vor sich all das Gute, was ihnen noch aus der empfangenen Gabe erwachsen soll. Und die so hingehen, sind auf dem Weg der Undankbarkeit, die Gott nicht die Ehre giebt um Alles, was Er an ihnen Gutes gethan hat. O, wie die Neune zu Tausenden und Zehntausenden anschwellen, wenn wir um uns und in uns schauen! Wie Viele, die den Neunen aufs Haar gleichen und accurat auf demselben Wege sind wie sie, in demselben vergnüglichen Vollbesitz aller Gottesgaben an Leib und Seele, in demselben „anständigen" Gebrauch derselben, aber auch in derselben Gedankenlosigkeit des Gebers, ihres Schöpfers und Heilands vergessend, undankbar gegen Gott, dem sie die Ehre nicht geben, die Ihm gebühret.

Diese Neune sind, wie die Geschichte deutlich sagt, auf dem Weg vom Heiland weg. Zur Umkehr hats Keiner von ihnen gebracht. Und wer nicht umkehrt zu Ihm, der läuft von Ihm weg. Sie sind auf dem Wege des Unglaubens. Deutlich scheidet der Herr den Einen, der umgekehrt war, von ihnen allen als den, dem sein Glaube geholfen. Dem gegenüber stehen die Andern da als Leute ohne solchen ganzen, völligen, zum Heiland zurücktreibenden und an Ihn bindenden Heilsglauben. Was auch ihre Volks- und Glaubensgenossen von ihrer Frömmigkeit halten mögen, das Wort des Herrn verurtheilt sie als Leute, die auf der Straße des Unglaubens dahin ziehen, mit einem von Gott abgewandten Herzen.

Wo sind die Neune? Auf der breiten Heerstraße der Majorität, die der Herr in der Bergpredigt schon mit klaren, scharfen Worten beschrieben hat: „Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet, und ihrer sind viel, die drauf wandeln.“ Darum, mein Herz, lieber mit dem Einen, als mit den Neunen: „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben, — zum Glauben — zum Umkehren — zum Danken führet, und wenig sind ihrer, die ihn finden.“

Der beste Glaube.

„Dein Glaube hat dir geholfen“ — mit diesem Wort hat der Heiland den dankbaren, geheilten Samariter entlassen. Es ist ein Wort, das Er wiederholt gebraucht; bei der Heilung von Leibesnoth (Lucä 8, 48; Marci 5, 34) und von Seelennoth (Lucä 7, 50). Hier ists mit besonderem Nachdruck dem Einen Dankbaren gesagt, der zu seinem Heiland umgekehrt war mit Loben und Danken. Sein Glaube war in ganz besonderem Sinn Glaube, guter, starker, fester, herzmäßiger Glaube.

Es ist Glaube, wenn Einer dahin kommt, daß er in seiner Noth beten kann: „Jesu, lieber Meister, erbarme dich unser.“ Solchen Glauben haben die zehn elenden Aussätzigen alle mit einander gehabt. Ihre gemeinsame Noth hat sie das gemeinsame Gebet gelehrt, welches zu aller Zeit die Litanei der im Elend nach Gott schreienden Menschen gewesen ist: „Kyrie eleison! Herr, erbarm Dich unser!“ Da ist Anrufung des Einen Namens, in welchem das Heil ist. Da ist ein Verhältniß von Person zu Person. Da ist ein Herzens-Zutrauen zu dem starken „lieben Meister“, zu Seinem Herzen, Seinem Arm, Seiner Liebe, Seiner Macht. Da ist eine rückhaltslose Ergebung an Seine freie Gnade. Kein Verdienst, kein Anspruch an Ihn. An Sein „Erbarmen“ wenden sie sich und werfen alles eigene Verdienst und Würdigkeit weit weg in die Tiefe des Meeres. Darum giebts auch keinen Unterschied bei ihnen zwischen Juden und Samariter. Sie sind alle in gleicher Noth. Sie brauchen alle den gleichen Heiland. Keiner darf sich vor dem Andern rühmen. Solcher Nothschrei ist Glaubens Art. Wie fein haben unsre Väter

von der „lieben Noth" geredet! Wie oft hat sie schon beten gelehrt und — glauben. Besser als murren, oder verzagen, oder im Leichtsinn sie abschütteln ist beten, schreien lernen zu Jesu. Da ist Glaube.

Ein besserer Glaube aber steht in dem andern Stück: Hingehen im Vertrauen auf Jesu Wort. Es war in der That eine rechte Glaubensprobe, die der Herr von den Aussätzigen verlangte mit dem kurzen Befehl: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern." Reine sollten sich den Priestern zeigen. Als Unreine hatten sie um Hilfe geschrieen; als Unreine den Befehl erhalten, zu den Priestern zu gehen. Es gehörte ein Glaubens-Auge dazu, in Jesu Wort die Erhörung der Bitte zu schauen und hinzugehen, als die rein sein sollten, wenn sie zum Priester kämen. So wars beim Königischen zu Capernaum. „Der Mensch glaubte dem Wort und — ging hin." Das ist ächten Glaubens Art: Hingehen, den Aussatz am Leibe, dem Priester entgegen; hingehen, die Todeskrankheit im Herzen, dem Leben entgegen; hingehen, das Grab und die Verwesung vor sich, der Verklärung entgegen; hingehen, als ein armer Sünder, der Rechtfertigung und Heiligung entgegen.

Der beste Glaube aber war der Samariter-Glaube, der wieder umkehrte und dankend Gott die Ehre gab zu Jesu Füßen. Schon im Leiblichen, für die Gaben, die wir der Schöpfermacht und Güte Gottes danken, erkenntlich sein, mit ihnen zum Geber umkehren; des Gebers gedenken im Anschauen der Gabe, nicht sein vergessen über der Gabe, ist ächter Glaubenssinn. Wie viel mehr im Bereich unsrer geistlichen Gaben! Weh den kalten, undankbaren Christen, die mit ihres Gottes Gnadengaben in Taufe, Unterricht, Predigt und Abendmahl hinlaufen voll und satt, ohne innere Beugung und Demuth, ohne das fortwährende Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Je mehr Er giebt, umso fleißiger zurück zu Ihm! Das ist der beste Glaube, der sich nicht von Ihm trennen läßt, den's immer wieder zu Ihm zieht, nieder zu Seinen Füßen: „Nicht uns, nicht uns, sondern Deinem Namen die Ehre." Solcher Glaube behält beim Herrn und hilft an Leib und Seel zum ewigen Heil. Das ist der beste Glaube.

Auf einsamer Straße.

Zwei Wege hat uns der Herr am Schluß der Bergpredigt vor die Augen gemalt, den breiten und den schmalen, dort Viele, hier Wenige, die ihn finden. Der Weg der Barmherzigkeit, den der barmherzige Samariter wandelte, ist ein einsamer. Der Weg der Dankbarkeit ist noch einsamer. Ganz allein muß ihn der Geheilte wandern. Er ist der Einzige, der zum Danken umkehrte.

Seltsam ists freilich, daß eine solche Erfahrung, wie der geheilte Aussätzige sie gemacht hat, den Menschen vereinsamen sollte! Wenn das Leid einkehrt, im stillen Wittwenstübchen, im Krankenzimmer, in den Stunden des Verlustes, da geschieht es wohl, daß die theilnahmslose Welt uns allein läßt, daß frühere Genossen sich von uns wenden und Niemand uns helfen will oder kann. Die Leidensstraße ist eine einsame Straße.

So hat es mehr oder weniger jeder der Aussätzigen an sich erfahren müssen. Der Aussatz hat sie herausgerissen aus den Kreisen, denen sie früher angehörten, aus dem Verband der Familie, der Freundschaft, der Genossenschaft. Niemand will etwas zu schaffen haben mit dem Aussätzigen. Wie eine Pest wird er von Allen gemieden. Sein Weg ist ein einsamer Weg. Und doch, dieselbe Trübsal treibt die Genossen desselben Leidens zusammen. Der Aussätzige hat neun Kameraden gehabt, als er dort sein Kyrie Eleison dem Herrn nachschrie, der Geheilte, der zum Herrn umkehrte mit dem Hallelujah auf den Lippen und im Herzen, hat nicht einen einzigen Begleiter. Sein Weg ist der einsamste.

Und doch muß es gerade für den Samariter besonders schwer gewesen sein, seinen einsamen Pfad einzuschlagen und, dem Beispiel der Neun zum Trotz, fortzupilgern. Konnten sie nicht den Anspruch machen, in ihrer religiösen Erkenntniß und wohl auch in ihrer gesellschaftlichen Stellung weit über dem verachteten Samariter zu stehen? Sollte er nicht auch lieber bei ihnen bleiben? Was wollte er besonders haben? Warum sich losreißen von der höchst achtbaren, anständigen Gesellschaft der Neune, die dasselbe erfahren hatten?

Aber trotz alle dem hat sich der dankbare Samariter losgemacht, hat den einsamen Weg erwählt, auf dem Niemand

mit ihm ging, hat sie Alle hinter sich gelassen, um nur den Einen zu finden, Der ihm Heilung und Leben geschenkt!

Fürwahr, ein überaus schmerzlicher Gedanke, daß der wahrhaft Dankbare, der des Herrn Wohlthat erkennt und durch das empfangene Gute zu Ihm zurückgezogen wird, allein stehen soll! Allein, vielleicht in seinem eigenen Hause, neben Weib und Kind, die mit ihm desselben Segens theilhaftig sind! Ja selbst in der Gemeinde, die von Jahr zu Jahr um dieselben Gnadenmittel und -Gaben sich sammelt und denselben reichen Gottessegen genießt, sind die eigentlich Dankbaren und Erkenntlichen eine erschreckende Minorität. Sehet unsre Confirmanden-Klassen an. Wie mancher Pastor seufzt nach beendigtem Unterricht, nach langer, treuer, gebetsvoller Arbeit: Habe ich ihrer nicht fünfzig oder gar hundert unterrichtet, vermahnt, gestraft, gelockt und zum Heiland gewiesen, — wo sind aber die vierzig, ja die neunzig und neunundneunzig?! Die Dankbaren wandeln auf einsamer Straße und es sind ihrer Wenige, die sich zu ihnen finden.

Und doch soll eine christliche Gemeinde eine Versammlung sein, da man höret die Stimme des Dankens und da man prediget alle Seine Wunder. Die Opfer der geistlichen Priester des Neuen Testaments sind Lob- und Dankopfer. Obs nun auch Wenige sind, die unser Auge auf der Dankesstraße schauen kann, der Herr hat doch Seine verborgenen Dankbaren da und dort in der Stille. Er kennt die Seinen. Und dort drüben laufen alle die einsamen Wege zusammen und münden aus in eine große, ungezählte Versammlung derer, die den Quell all ihres Heils und Lebens von Angesicht zu Angesicht schauen und auf deren Lippen das Loblied nimmer mehr ersterben wird: „Amen! Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Kraft und Stärke sei unsrem Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Geheilt und doch kein Heil.

Wir haben im Neuen Testament eine ganze Menge von Heilungsgeschichten, die uns erzählen, wie der Herr so viele aus tiefster leiblicher Noth gerissen. Aber nur die eine Geschichte von den zehn Aussätzigen handelt auch von dem wichtigen Thema des Danks. Freilich ist mehr Undank drin zu

finden, als Dank. Und schwerlich werden wir irre gehen, wenn wir in dieser Geschichte ein zusammenfassendes Bild von der oft wiederholten Erfahrung sehen, die der Herr auch sonst bei seinen Krankenheilungen gemacht hat. Vielen Hunderten und Tausenden in Galiläa, Samaria, Judäa ist Er ein Wohlthäter und Helfer gewesen. Ihr Kyrie Eleison ist Ihm ans Ohr und ins Herz gedrungen. Das Wort der Heilung, das Er ihnen sprach, hat seine Kraft an ihnen erwiesen. Sie wurden geheilt und doch blieben sie Ihm ferne, dem Heiland für Leib und Seele, — geheilt und doch kein Heil!

So bei der Heilung der zehn Aussätzigen. Der Segen des Herrn ist ausgegangen über alle zehn. Ein Empfangen einer göttlichen Kraft und Gnade hat thatsächlich stattgefunden. Also muß auch ein gewisser Glaube bei diesen Empfängern gewesen sein, ein Gefühl ihrer Bedürftigkeit, ein Bewußtsein ihres Jammers und Elends, ein Verlangen nach Hilfe, ein Vertrauen auf Jesum, den Meister im Helfen, eine Willigkeit, auf Seine Bedingungen einzugehen. Das Alles sind Elemente des Glaubens. Und so weit der Glaube reichte, so weit auch die Hilfe, welche diese Leute erlangten. Sie fanden des Leibes Heilung. Sie wurden dem Leben, der Familie, dem Berufskreis, der menschlichen Gesellschaft wieder geschenkt. Es ward ein neues Blatt in ihrer Lebensgeschichte aufgeschlagen. Es war ein reicher, voller Segensstrom, der in dem Einen Wort „geheilt" über sie ergossen kam.

So gehen heute Millionen dahin im Segen des Herrn, der über sie ergossen kommt von Tag zu Tag, ohne daß sie es erkennen. Denn der Herr lässet Seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte.

Andere freilich haben bis zu einem gewissen Grade eine Anerkennung und Werthschätzung dessen, was der Herr an ihnen thut und gethan hat. Sie sind so weit gläubig, daß sie die Errettung aus allerlei leiblicher Noth, die Erhaltung des irdischen Lebens, den Reichthum von mancherlei guten und vollkommenen Gaben auf den Geber zurück führen, der sie spendet. Sie wissen ja und bekennen: Es kommt von oben. Ja noch mehr, auch vielerlei geistliche Segnungen erkennen sie an, die ihnen durch das Christenthum zu Theil geworden und täglich zu Theil werden. Taufe, Unterricht, christliche Erziehung und Bildung des Volks- und Familienlebens, das Alles sind Kräfte und Gaben zum Guten. Sie werden als solche

geschätzt, ihr Segen wird anerkannt und genossen. Und doch ist den Leuten, die das Alles haben und genießen, nicht geholfen. Sie lassen sich wohl das Gute gefallen, was ihnen und den Ihrigen vom Herrn kommt, aber Ihn selber nehmen sie nicht. Von Ihm selbst kommen sie immer weiter ab. Geheilt und doch kein Heil. Das ist die traurige Geschichte ihres Lebens. Es ist ein überaus schmerzlicher Anblick, so viele Tausende dahin gehen zu sehen im Vollgenuß göttlicher Gaben und Güter für Leib und Seele und doch dem Geber selbst so fremd und ferne, und alle Tage weiter und weiter ab von Ihm.

Und doch gehören ja gewiß die beiden zusammen, die Heilung und der Heiland, geheilt und Heil! Sie sind aber nur bei einander und bleiben nur bei einander, wo der rechte Glaube ist, als das Lebensband, das sie verknüpft. Der Glaube als das persönliche Band, das mit dem Heiland zusammenhält — und immer wieder zu Ihm zurückführt, — das war die Kraft, die dem geheilten Samariter das Heil im vollen Sinne des Worts gesichert hat. Das ists, was der Herr gemeint mit dem Worte: „Dein Glaube hat dir geholfen." Es war der persönliche Heilsglaube, der den Samariter mit dem Herrn verband und ihm nicht bloß des Leibes Heilung, sondern der Seele Heil in Christo geschenkt hat.

Am fünfzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Gottes Reich über Alles und Alles im Reiche Gottes.

Ein wundersames Bild ist es doch um einen unsrer alten gothischen Dome draußen in der deutschen Heimath. Es ist die Welt, in Gottes Reich verklärt. Da sind die zahllosen Pflanzen- und Thier-Gestalten, in denen das Naturreich uns entgegentritt; dort hat die Welt- und Zeitgeschichte das Wort in dem stummen und doch so beredten Zeugniß der alten Sarkophage, der Fahnen und Ahnenbilder, die von vergangenen Tagen und ihren Helden reden; hier die Kirchengeschichte in den wohlbekannten Figuren der Apostel und Propheten, der

Heiligen und Märtyrer. Und Alles das im Gefüge des Einen Bau's himmelan strebend, bis hinauf zur letzten Blume, in welcher der schwere, spröde Stein in duftigem Himmelsblau zu verschwinden — sich zu verklären scheint. Es ist das Reich Gottes über Alles und Alles im Reich Gottes. Ein gesunder, ächt biblischer Gedanke, wenn man nur des Unterschieds zwischen Gottes-Reich und römischem Priester-Reich sich bewußt bleibt! Das Reich Gottes über Alles — das will ja gewiß der Herr mit Seinem: Trachtet am Ersten nach dem Reich Gottes! Den ersten, höchsten Platz dem Reiche Gottes! Nicht was wir wollen, was uns gelüstet, was Menschen uns anpreisen, was die Welt hoch preist, sondern was der gute, gnädige Gotteswille mit uns vor hat, das ist die Frage. Und dieses Gottes-Reich als Gnadengabe im Herzen mit seiner himmlischen Gerechtigkeit in Christo Jesu, die allein unsre Seligkeit ist. Himmelan, nur himmelan! Dieses Gottes-Reich mit seiner Gnade und Herrlichkeit das Oberste im Haus, im Kreis der Familie, in Freud und Leid, in der Erziehung der Jugend, in der Gestaltung des ganzen Lebens, in der Arbeit für Volk und Land und Welt — immer und überall das Reich Gottes über Alles! Das ist das Erste und das Einzige, wofür es der Mühe werth ist zu leben. Wie hoch und groß stehts doch über den Dingen, die sonst die ganze Aufmerksamkeit der Menschen in Anspruch nehmen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?"

Aber man muß doch auch „dieses Alles" haben, sagst du. Gewiß, und man hat es Alles in und mit dem Reiche Gottes. Hast du beten gelernt als ein Glied im Gottes-Reich, so weißt du, wo der Platz ist für Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof u. s. w. bis zu den getreuen Nachbarn! Hast du glauben gelernt als ein Glied im Gottes-Reich, so weißt du, wer dein Schöpfer und Erhalter ist, Der dir „Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinnen gegeben hat und noch erhält, dazu" — — nun du weißt, wie's weiter geht. Hast du trauen gelernt als ein Kind im Vaterhaus, so weißt du, daß, Der die Vöglein speist, und Der die Blumen kleidet, dein himmlischer Vater ist, Der da weiß, was ihr bedürfet, und dir alle Nothdurft und Nahrung dieses Leibes und Lebens darreicht „aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit." Wo bleibt nun eine

Lücke unausgefüllt für den, der im Reiche Gottes ist als gläubiges Glied? Sein ganzes Leben mit all seinem Lieben und Leiden, seiner Ruhe und Arbeit, seiner Plage und seinen Freuden, seinen Pflichten und Rechten ist von dem Einen Grundgedanken beherrscht: Das Reich Gottes über Alles und Alles im Reiche Gottes.

Nur Eins!

Nicht zwei Herren, nur Einen können wir haben. Nur Einem Herrn sollen wir dienen. Dann wird unser Gang durchs Leben licht und klar, fest und entschieden. Wir wissen wo wir dran sind und Andre könnens auch wissen. Ach, diese ewigen Versuche, zweierlei zu sein, dieses hin und her Schwanken, diese Doppelsinnigkeit und Doppelzüngigkeit derer, die nicht faul sind im Herr Herr sagen, aber dabei die Welt und das Fleisch lieb haben; dieses zweifältige Zweifel-Wesen, das vom Teufel ist! Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Ihr könnt nicht auf beiden Seiten hinken. Die zwei Herren schließen einander ganz und gar aus. Warum glauben wirs denn nicht dem wahrhaftigen Munde, der es so wohl mit uns meint? Wie wohl wäre uns bei dem Einen Herrn, Der allein Leben und volle Genüge giebt! Wie einfach würde unser Leben bei Ihm!

Nicht viele Sorgen, die im Kleinen und Großen das arme Herz zertheilen und zerstücken, in den Mühlrädern ihrer Kleinigkeiten und Eitelkeiten zerreiben und unglücklich machen, sondern Eine Sorge, der Alles andre sich unter- und einordnet: Trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Das als Erstes, und wo man es wirklich das Erste sein läßt, da wird diese Sorge das Eine, das noth ist. Alles Andre, im Glauben, im Beten, im Nehmen, im Arbeiten, im Dulden und Tragen fügt sich ein in diese Eine Sorge: In Gottes Reich zu sein, die Gerechtigkeit des Glaubens zu besitzen, die da ist in der Vergebung der Sünden durch unsern Herrn Jesum Christum; die Gerechtigkeit des Lebens zu üben im Dienst und Bau dieses Reiches daheim und in der Ferne.

In einem solchen Christenleben lernt sich dann auch das große Kunststück, nicht für den andern Morgen zu sorgen, mit Eines Tages Sorge und Plage zufrieden zu sein und

das göttliche „Es ist genug" drüber zu schreiben. Der Herr will Leute haben, die mit frohem, leichtem Herzen durch diese Welt pilgern, ohne über die Zukunft zu grübeln und sich selbst Sorgensteine aufzuthürmen für morgen und übermorgen und kommende Tage. Es sieht gar kühn und trutzig drein, wenn der Herr sagt: „Der morgende Tag wird für das Seine sorgen." Und es hat auch kein lässiger, fauler, oder leichtsinniger, lebenslustiger Weltmensch ein Recht zu diesem Wort. Es ist ein Wort für seine Jünger, für demüthige, glaubensfrohe Kinder des Vaters im Himmel. Diese aber sollen mit Glaubenshand zugreifen und es sich zu eigen machen. Sie sollen mit getrostem Herzen ihre Anliegen alle auf ihren Vater werfen, der weiß, daß sie „des Alles bedürfen". Und wenn er heute ihr Vater ist und sie heute seine rechten Kinder in Glauben und gottseligem Vertrauen, dann mag der Morgen kommen, — der Vater ist auch wieder da, der alte Gott lebt noch, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu und seine Treue ist groß.

Ein jeglicher Tag seine eigene Plage.

Seltsamer Schluß zu einem so trostreichen Evangelium! Wir sollen nicht sorgen! Der himmlische Vater weiß, was Seine Kinder bedürfen. Darum des Leibes Nahrung und Kleidung und Schutz und Obdach getrost dem Vater anbefohlen, der die Vögel unter dem Himmel nähret ohne Saat und Ernte und die Lilien auf dem Felde kleidet ohne Spinnen und Arbeit. „Solches Alles soll den Kindern zufallen." Und wenns ihnen zufällt, sollen sie damit gewiß der Sorge und Pflege überhoben sein. Und nun kommt, wie ein hinkender Bote, doch noch nach all dem süßen Trost — „die Plage", alltägliche Plage?! „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." —

Da stehts und ist kein Drüberkommen: wies täglich Brot, so die Tages-Plage auch im Christenleben. Alle die seligen Verheißungen aus Gottes Vaterherzen für Seine Kinder auf Erden schließen die „Plage" nicht aus von ihrem Lebensweg, von ihrer Häuser Thüren. So lange sie im Leibe wallen, giebts Plage, das ist „allerlei Uebel Leibs und der Seele, Guts und der Ehre." Die geharnischten Kriegs-Knechte des

Herrn, die auf göttliches Commando heute dahin, morgen dorthin gehen, um zu thun, wozu Er sie gesendet, sie gehen an Christen-Häusern nicht vorüber, als da sind: Krankheiten, Nöthen, Armuth, Elend.

Ja in gewisser Hinsicht hat der Christ mehr Plage als andre Leute. Während das Weltkind sich viel plagen mag um irdische Dinge, aber um seiner Seele Stand sich nichts kümmert, so hat der Christ, außer der allen Menschen gemeinsamen Tageslast und Hitze täglich seine liebe Noth mit seinem eigenen Herzen. „Daß der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße ersäufet werde und sterbe mit allen Sünden und bösen Lüsten, und wiederum täglich herauskomme und auferstehe ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe," — das ist eine tägliche, große Noth und Sorge. Denn der alte Adam will nicht sterben. Daher die Seufzer, die Kämpfe, die Hilferufe: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes!" — „Jesu hilf siegen, Du Fürste des Lebens!" Das sind Tiefen der Noth und Plage, von denen das Weltkind nichts schmeckt, die aber vom Christen Tag für Tag mehr oder weniger gekostet werden. Sie sind und bleiben „geplagte Leute" bis sie ruhen dürfen von ihrer Arbeit und eingehen zum himmlischen Feierabend.

„Ein jeglicher Tag seine eigene Plage!" Hier ist nun freilich nicht bloß die tägliche Plage angesagt, sondern auch abgemessen und damit der Trost und die Kraft zum Tragen geschenkt. Tages-Plage ists, was dem Christen zugemessen wird. Ein Tag mag uns länger scheinen, als ein andrer, wenn wir in Ungeduld nach seinem Ende hinausschauen, aber er hat seine vierundzwanzig Stunden, nicht mehr und nicht weniger! Und so ist er ein gemessener Kelch, oder ein Abschnitt eines Kelches, der mit festem Rand und Boden ein gewisses Quantum hält, nichts drüber, nichts drunter. Der den Tag sendet und seine Stunden zählt und mißt, Der sendet und zählt und mißt auch seine Plage! Keine Unendlichkeit, keine Ewigkeit drin, sondern „Trübsal, die zeitlich und leicht ist." Nur die Ungeduld schaut die kleinste Plage im Unendlichkeits-Licht und macht sie damit zu einem Ocean, in dem man zu ersaufen droht. Der nüchterne Glaubensblick des Christen hängt sich an das himmlische „Es ist genug" des Herrn. Und ob auch der dumpfe Schlag der Mitternachts-

Stunde in schlafloser Nacht die Plage des einen Tages hinüber nähme in den andern, oder gar in ein anderes Jahr, — dies Heilands-Wort bleibt ihm doch feste stehen! Nur Tag um Tag die Plage genommen und Den dazu, Der gesagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende."

Der Kindesstand.

Die köstlichen und überaus tröstlichen Gedanken dieses Evangeliums können nur dann recht verstanden und innerlich angeeignet werden, wenn man den Schlüssel dazu gefunden hat in dem Grundbegriff der Kindschaft Gottes, der wir uns freuen und gewiß halten sollen. „Euer himmlischer Vater", so klingt es immer und immer wieder aus dem Evangelium uns entgegen. Das Eine Wort bezeichnet das rechte wahre Verhältniß, in welchem wir zu Ihm stehen sollen und zieht die Unterscheidungslinie scharf und klar allen andern Geschöpfen, den Heiden und Knechten gegenüber.

Unser Kindesstand schließt nun vor Allem ein Kindespflichten. Sie fassen sich einfach in dem Wort zusammen: „Gott dienen und keinem Andern." Sind wir Kinder, so müssen wir dienen und gehorchen und Den als Herrn anerkennen, Den wir unsern Vater nennen. Bin Ich denn euer Vater, so fragt Er mit Recht, „wo bleibt denn meine Ehre?" Und diese Ehre ist eine ganz und gar ausschließliche. „Ihr **könnt** nicht Gott dienen und dem Mammon," oder sonst einem andern Herrn. Niemand kann zwei Herren dienen. Trachtet am Ersten nach dem Reich Gottes! Und dieses Erste wird zum Einzigen, Eins ist noth! Das muß der Herr mit allem Nachdruck auch den Kindern immer wieder ans Herz legen, weil die Täuschung beständig droht und viele umgarnt, als könnten sie wenigstens eine Zeit lang, oder unter besonderen Umständen, Beides mit einander verbinden, Gottesdienst und Weltdienst.

Sind wir aber Kinder, wenn auch schwache, oft strauchelnde, vieler Geduld bedürftige Kinder, so haben wir auch Kindesrechte beim Vater. Er sorget für uns. Er weiß, was wir bedürfen. Er selber sagt, daß wir mehr, viel mehr sind, als andre Geschöpfe. Er will uns demgemäß halten und behandeln. Wir stehen Seinem Vaterherzen näher. Wir sind das

Werk Seiner Hände in ganz andrer Weise, als die andern Creaturen. Er hat uns nicht bloß geschaffen, wie sie, sondern nach Seinem Bilde. Und nicht bloß geschaffen nach Seinem Bilde, sondern erlöst und erkauft mit dem theuren Blute Seines einigen lieben Sohnes, und geheiligt durch Seines Geistes fortwährende, treue Arbeit. O welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir sollen Gottes Kinder heißen!

Haben wir aber Kindesrecht, so müssen wir uns auch der Kindeszucht unterwerfen und Kindesplage nach des Vaters Wohlgefallen uns gefallen lassen. Während der Herr uns auf der einen Seite ganz und gar sorgenlos und frei haben will, wie die Blumen auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel, so will Er doch auf der andern mit allen den seligen Verheißungen den Kindern keinen Freipaß geben, daß sie sich aller Plage und heilsamen Zucht sollten enthoben dünken. Im Gegentheil, sie sollen wissen, daß auch für sie jeder Tag seine eigene Plage habe. „Allerlei Uebel Leibs und der Seele, Guts und Ehre" bleibt auch den Kindern Gottes die ganze Zeit ihres Lebens, sie in der siebenten Bitte zu üben. Ja, die Kinder Gottes müssen sich auch auf besondere Plage vor andern Leuten gefaßt machen. Sie haben nicht bloß die Nöthen und Kümmernisse durchzumachen, die andre Pilger durchs Jammerthal begleiten, sondern sie schmecken täglich die schwerste Anfechtung und das bitterste Herzeleid, das aus dem Kampf mit dem alten Menschen, mit seinen Sünden, Lüsten und Begierden hervorgeht. Durch große Trübsal gehen und aus großer Trübsal kommen alle die, welche ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes. Die Kindeszucht schneidet tief ein und geht mit von Tag zu Tag. Aber Der geht auch mit, der zu den Seinigen gesagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!"

Die unchristliche Sorge.

Das ist ein rechtes Stück Alltagsleben, das uns der Herr in diesem Evangelium vorführt. So durch und durch praktisch von Anfang bis zu Ende! Wie greift Er da hinein ins wirkliche, volle Menschenleben! Ja, das sind die Dinge, wie sie täglich unter uns auftreten und der Unruhe so viel machen. So wird gesorgt, gefragt, und sich geplagt. Und solch Sorgen,

Fragen und Sich-Plagen ist daheim nicht bloß in den Hütten der Armen, wo die bittere Noth durch alle Fenster hereinschaut, sondern ebensogut im Palast des Reichen. Es ist überall derselbe Erdensinn.

Und doch, so lebendig dies Evangelium herein greift ins alltägliche Leben, so richtig es den Pulsschlag des Menschenherzens belauscht, wie hoch droben schwebt es mit seinen Friedens- und Lebensgedanken! Da ist nichts von dem Unfrieden und der Ruhelosigkeit der Welt. Da ist stille, klare, reine Himmelsluft. Da ist eine Höhe, an der wohl auch ernste, treue Christen sehnsüchtig hinauf schauen als zu einem unerreichten und unerreichbaren Ideal. Wer so leben könnte! so zufrieden, so glücklich, so unverworren mit den Sorgen dieser Welt; so frank und frei, wie's Vöglein auf seinem Zweig, so kindesfroh und leicht im Schooß des himmlischen Vaters!

Ach, es ist nur zu wahr: die Sorge, wie sie tagtäglich an tausend Christenhäusern anklopft und Einlaß begehrt und empfängt, ist im Widerspruch mit unserm ganzen Christenglauben, im Widerspruch mit dem rechten Kindesleben.

Sie hat keinen Platz in der Haus- und Lebensordnung eines frommen Christen. Die Arbeit hat ihren Platz drin. Und das Gebet hat seinen Platz drin, aber die Sorge hat keinen. Das fordert ja klärlich das Wort Gottes vom Christen, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brot esse. Er soll nicht träge sein in dem, was er zu thun berufen ist. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Wer also der Frage los sein will: was werden wir essen? u. s. f. — der soll arbeiten. Das ist Gottes klares Wort. Wiederum: Auch der fleißigste Arbeiter soll nie vergessen, daß alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab. Sie muß erbeten sein! Wo sie ausbleibt, da wird noch heute vielfach des Apostels Wort gelten: „Ihr habt nicht, darum, daß ihr nicht bittet. Ihr bittet und krieget nicht, darum, daß ihr übel bittet." Also arbeiten und beten, das ist uns auferlegt, nicht aber sorgen. Denn das Sorgen bedeutet ein Gefangenwerden von den Dingen dieser Welt, eine Abhängigkeit vom Leben dieser Welt, ein Dienstbarwerden unter den Mächten, die diese Welt regieren.

Und dies Sorgen beschreibt der Herr als geradezu nutzlos. Wird denn auch je Einer sich nur eine Spanne Zeit zu seinem Leben hinzusorgen? Man wird wohl eher von Solchen sagen

können, die sich manches Lebensjahr, das ihnen sonst wohl hätte zu Theil werden können, abgesorgt und abgehärmet haben mit ihrer inneren Unruhe und Haltlosigkeit.

Und heidnisch ists, dieses Sorgen. Der Herr fällt ein für die damaligen Juden, wie für die heutigen Christen gleich scharfes Urtheil, wenn Er sagt: „Nach solchem Allem trachten die Heiden.“ Wollen wir wieder Heiden werden, die hingehen und den todten Götzen dienen und in Unruhe sich plagen, weil sie keinen Vater haben, in dessen Arm sie ruhen?

Denn unkindlich und ungläubig ist dieses Sorgen. „Euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet,“ so ruft der Herr mit besonderem Nachdruck in die sorgenvollen Herzen hinein. Ihr seid ja doch viel besser denn die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde, ihr seid Kinder des himmlischen Vaters. Kinder aber haben von jeher den Eltern das Sorgen überlassen. Das ist ihr seliges Kindesrecht, daß sie sich tagaus, tagein ohne Sorgen an den Tisch setzen dürfen und wissen: ungesorgt, doch versorgt!

Und endlich, dieses Sorgen zersplittert die innere Einheit und Geschlossenheit des Christenlebens, sie stört das ruhige Gleichgewicht, da jedes seinen rechten Platz hat, und das Eine, das noth thut, den ersten, obersten Platz. Darum hängt in der Sprache des Neuen Testaments das Sorgen zusammen mit dem Zertheilen. Dagegen muß das Christenleben Sammlung sein, innere Sammlung, feste Concentration auf das Eine: Trachtet am Ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.

Gehörst du Gott, gehört Alles dir.

Kaum ein andrer Trug hält die Menschenherzen fester in des Feindes Netz und weg vom Reiche Gottes, als der, daß sie nothwendig überall in der Welt zu kurz kommen müßten, wenn sie es voll und ganz ernst meinten mit dem Reiche Gottes. Dawider redet unser lieber Herr in diesem Evangelium eine sehr klare, entschiedene Sprache. Wie einfach macht Er die ganze Sache für uns! Gebt euch Gott hin, dann giebt Gott euch Seinen ganzen Reichthum. Er will euch haben, dann sollt ihr Alles haben. Ihr sollt Gottes eigen sein, ganz und gar, mit allem was ihr seid und habet.

Dann gilt euch die Gegenversicherung: Alles ist euer, euer himmlischer Vater, dieses Lebens Nahrung und Nothdurft, eine rechte gottgeschenkte und gottgefällige Freiheit von allen Sorgen, ein göttliches „Genug" für die Plage und den Jammer jedes einzelnen Tages.

Grundbedingung freilich ist und bleibt, daß wir Ihm gehören. Er will uns haben. Und Er hat ein Recht zu dieser Forderung. Ist doch unser Leben selbst, sammt Allem, was dazu gehört, Seine Gabe. Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Das kann dir schon dein Schöpfer vorhalten. Und nun erst dein Heiland!? Wer Mir dienen will, der folge Mir nach, denn wo Ich bin, da soll Mein Diener auch sein. Und wer Mir dienen wird, den wird Mein Vater ehren. Das fordert freilich einen Entschluß, eine Entscheidung; und darum auch oftmals eine Scheidung, einen Kampf, ein Ueberwinden starken Widerstands. O daß wir immer Muth und Kraft hätten, mit solcher Entscheidung und Scheidung in jedem einzelnen Falle rechten Ernst zu machen: Ihr seid Gottes! Ihr seid theuer erkauft. Ihr seid nicht euer selbst, geschweige der Welt und des Mammons.

Die meisten denken: ja, wenn ich das thun wollte, was die Bibel fordert, wie schmerzlich wäre das! Da wäre kein Ende des Wehthuns, Sorgens, Ringens und Sehnens und alle Tage der alte Kampf, der alte Schmerz!

Was sagt aber der Herr dazu, der reiche, lebendige, treue Gott? Ich will euch ja reich machen, ihr armen Leute! Ich will euch ja die Sorgen abnehmen, ihr geplagten Leute! Ich will euch ja frei und glücklich haben, ihr Geknechteten! „Meine Knechte sollen essen; Meine Knechte sollen trinken; Meine Knechte sollen fröhlich sein; Meine Knechte sollen vor gutem Muth jauchzen" (Jesaias 65, 13). Und in solchem Glauben bekennt David: Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Und die Jünger bezeugens: Bei Dir Herr haben wir nie keinen Mangel gehabt. Und der 73ste Psalm: Wenn ich nur Dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde.

Ja, der hat Alles, der Ihn hat. Das Kind hat Alles, was der Vater hat. Darum ist der schöne Titel, den unser Gott für uns trägt, in diesem Evangelium mit besonderem Nachdruck zu lesen: euer himmlischer Vater. Wir sollen Gottes Kinder heißen, Gott zum Vater haben und alle Kinderrechte bei diesem reichen, himmlischen Vater genießen. Wo

nun ein Kind auf Erden einen reichen Vater hat, da macht sich Niemand viel Sorgen um solches Kind. Es ist versorgt. Und doch kann der irdische Vater über Nacht wegsterben und all sein Gut schwinden, wie Rauch. Unser Vater im Himmel aber lebet und liebet ohn Ende.

Aber, sagt Manches, das ist leicht reden. Die Sorgen kommen doch und solche Sprüche halten sie nicht von der Thüre. Wahr ists, die Lage, die Umstände, die uns ins Sorgen hinein treiben, die kommen. Aber darum nicht nothwendig der Sorgengeist. Wenn der Kindesgeist des Glaubens und Vertrauens bleibt, dann kann der Sorgengeist nicht aufkommen. Aber da fehlts, am einfältigen, fröhlichen Kindesglauben, der mitten im Sturm und Wetter spricht: Mein Vater sitzt am Steuer!

Am sechszehnten Sonntag nach Trinitatis.

Weine nicht.

Siehe da den barmherzigen Samariter, der vom Himmel gekommen ist in unser Elend und sich zu uns neigt in seiner allmächtigen Liebe. An Nains Thoren begegnet Er dem Leichenzug der armen, trostlosen Wittwe. Es ist auch so ein Begegnen, wie das Zusammentreffen des Samariters mit dem halb Todten in der öden Felsenschlucht — „von ungefähr", wie die Menschen sagen, aber im heiligen Liebesrath Gottes wohlbedacht und wohlgefügt. Die Wittwe ist von unsrem grausamsten Räuber und Würger, dem Tode, wiederholt angefallen, geplündert, zerschlagen und übel zugerichtet. Den Mann hat er ihr schon früher genommen. Nun reißt er ihr auch den Sohn von der Seite. Es ist ihr Ein und Alles, was ihr noch auf Erden geblieben, der Trost und die Stütze ihres Alters. Das war ja ein unersetzlicher Verlust. „Viel Volks aus der Stadt ging mit ihr." Der Fall ging ihnen Allen zu Herzen. Sie hatten Mitleid mit der armen Verlassenen. Sie gingen nicht fühllos an ihr vorüber, wie dort Priester und Levit an dem Verwundeten. Sie gingen mit zur Leiche. Aber das war auch Alles, was sie thun konnten. Den geliebten Sohn des Würgers Händen entreißen, das konn-

ten sie nicht. Ihr Mitgehen war doch ein machtloses Vorübergehen, wenns darauf ankam, augenblickliche Hilfe zu schaffen, dem siegreichen Tod seine Macht, seinen Raub zu entreißen.

Hier aber, wo alle menschliche Theilnahme und Liebe machtlos vorübergehen und dem Feinde das Feld lassen muß, tritt der barmherzige Samariter ein mit göttlicher Liebe und allmächtigem Vermögen. „Da Er sie sahe, jammerte Ihn derselbigen" — ganz dieselben Worte wie Luc. 10, 33 — und sprach zu ihr: „Weine nicht!" Dem selbst an Lazarus Grabe die Augen übergingen, Der über Jerusalems Untergang heiße Thränen geweint, Der spricht aus seinem warmen Herzen heraus zur thränenvollen Wittwe: „Weine nicht!" Das ist lindes Oel und stärkender Wein für ihre Wunde.

Ein ächtes Samariterwort. Und mehr als das, eine Samariterthat. Es liegt darin ein Anerbieten einer Hilfe, die den Thränenquell zu trocknen verheißt. Es ist das Ausstrecken einer Heilandshand, die der bekümmerten Wittwe hingehalten wird zum Einschlagen. „Weib, glaube mir" — sagte er dort zur Samariterin am Jacobs-Brunnen. „Weib, traue mir" — das liegt in dem „Weine nicht" an die Wittwe. „Traue mir, daß ich den Thränenstrom versiegen machen kann." Es ist ein Wort inniger, barmherziger Liebe; aber seine Trostes-kraft liegt nicht in dem, was vor Augen ist. Sie muß, wie alle unsichtbaren, himmlischen Güter, mit Glaubensaugen geschaut und mit Glaubenshänden ergriffen werden. Und solchen Glauben will das Wort im Wittwenherzen wecken. Auf diese Stimme soll sie hören. In dieses Heilands-Antlitz soll sie schauen durch all den Nebelschleier ihrer Thränen hindurch. Und wenn sie diese Stimme hört und dieses Antlitz schaut, da sollen ihr die alten, wohlbekannten Psalmworte einfallen: „Wir haben einen Gott, Der da hilft und den Herrn Herrn, Der auch vom Tode errettet."

Denn Der da gesagt hat: „Weine nicht", das ist Derselbe, Der mit kühner, starker Hand den Sarg anrührt und die Träger stille stehen macht. Ohne ein Wort hat Er den Todtenzug zum Halten gebracht. „Bis hieher und nicht weiter!" Ein majestätisches „Halt", dem gehorcht wird ohne Widerrede. Was nun? Was wirds geben? Die Thränen sollen weg. Die Träger sollen stehen. Ein zweiter Glaubenswink! Ahnst du wohl, liebes Mutterherz, was das bedeuten soll? Hier folgt dem Wort die That. Ja hier ist jedes

Wort, jeder Wink eine That, eine Siegesthat und Herrlichkeitsoffenbarung, die das Größte bringt. Es kann nicht anders kommen, es muß nun heißen: Jüngling, Ich sage dir, stehe auf! Und die Wittwe weiß, warum Er gesagt: Weine nicht! Wahrlich Er hat guten Grund dazu. Gott sei Dank, Der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.

Des Herrn Gabe an die Mutter.

Er gab ihn, den aus des Todes Rachen entrissenen, einigen Sohn, seiner Mutter, der einsamen Wittwe. Was Er gethan, that Er für die Mutter. Der am Kreuze der Maria den Johannes gab mit den Worten: „Das ist dein Sohn," Der schon im alten Bunde durch Prophetenmund gesprochen: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet" — Der gab dort der trauernden Wittwe zu Nain die köstlichste irdische Gabe, die man ihr möglicher Weise bescheeren konnte. Die einfachen, kurzen Worte, die uns diese Gabe erzählen, sind in der That ein Juwel, den man nach allen Seiten wenden und drehen kann, er glänzt in immer neuem Glanze.

Kinder sind eine Gabe des Herrn und Leibesfrucht ist Sein Geschenk. Wo in der Stunde der Geburt der Herr die unaussprechliche Freude bescheert, daß die Mutter ihren Erstgeborenen ans Herz drücken darf; wenn zum ersten Mal die hohen Ehrennamen „Vater" und „Mutter" in ein junges Haus einziehen, da ist es der Herr, der solche Gabe bereitet. Und jedes Menschenherz, das nicht ganz erstorben ist in Selbstsucht und Gottentfremdung, hat in den seligen Augenblicken einen Blick für Ihn, einen Gedanken an Ihn, ein Wort der Beugung und des Dankes für Ihn! Des Herrn Gabe ist's! Er gab ihn seiner Mutter.

Aber mehr als das! Herein gegeben in dieses arme Leben, ist ja solch ein Kind nur Mitgenosse unsres Elends, wenn der Herr es nicht in anderem, höherem Sinne seiner Mutter gäbe. Seht dort die Kindlein, von den Müttern zu Jesu gebracht, daß Er sie segnete! Und Er herzete sie und legte die Hände auf sie und segnete sie. So nahm jede Mutter ihr Kindlein wieder aus des Heilands Hand und von des Heilands Herzen weg als ein gesegnetes! Er gab sie den Müttern wieder als vom Herrn Jesus geliebte und gesegnete Kindlein. So handelt

Er mit unsern Kindern in der heiligen Taufe. Da nimmt Er sie heraus aus der Obrigkeit der Finsterniß und versetzt sie in das Reich Seines lieben Sohnes. Da nimmt Er sie heraus aus der Gewalt der Sünde und des Todes und schenkt ihnen ein Leben, das vom Himmel her ist und das da bleibet in Ewigkeit. Da giebt Er das getaufte Kind der Mutter als ein Gotteskind und Erben Seiner himmlischen Seligkeit. Da giebt Er ihr es als ein theuer anvertrautes Gut, daß es im Segen seiner Taufe zur Erkenntniß und Bewahrung des geschenkten Heils auf das treulichste und gottseligste auferzogen werde in der Zucht und Vermahnung des Herrn.

Und noch in einem andern Sinne hat das Wort seine tiefe oft wiederholte Bedeutung. Wie mancher Sohn, wie manche Tochter, getauft auf den Namen des Herrn und confirmirt an Seinem Altare, hat sich verloren vom Vaterherzen Gottes, vom Elternhaus, von der Väter Glauben und Gemeinschaft! Welche bittere Stunden fürs Vaterherz und Mutterherz, auf solch ein geistlich erstorbenes Kind schauen zu müssen: jede Spur des geistliches Lebens, das einst in Kindheitstagen so helle leuchtete und so frisch sich regte, ausgetilgt! Keine Regung mehr, kein Gebet, kein Glaube, kein Leben aus Gott und in Gott. Wie fleht da und seufzt eine Monika hinter dem Trauerzug her, auf dem der geliebte Sohn dem ewigen Tode zugeht. Aber der Lebensfürst ist schon unterwegs und begegnet ihm auf der Todesstraße und gebietet Halt und macht den Todten lebendig, und — giebt ihn seiner Mutter wieder, einen Brand aus dem Feuer gerettet, eins mit ihr im Glauben, eins auf dem Wege heim zum himmlischen Ziel.

Auch heute noch kann der Herr über Leben und Tod, der allmächtige himmlische Arzt, Wunder thun am Krankenbett und den, der nach menschlichem Ermessen auf sicherem Todeswege ist, wieder herumholen zu Leben, Kraft und Gesundheit, und giebt ihn der Mutter wieder, die im Kämmerlein heiß und flehentlich gerungen um das geliebte Leben. Und wenn auch hier unten dem Todeszug kein Einhalt mehr geboten würde vom Fürsten des Lebens, wenn er seinen Raub völlig dahin nehmen dürfte und die Erde deckte den geliebten Todten, und die Mutter kehrte allein zurück ins leere Stübchen, — damit ist ja das Letzte noch nicht gekommen und der letzte Schlag über den allmächtigen Feind, den Tod, noch nicht geführt. Auch unter Thränen am geschlossenen Grab weiß

die Mutter durch den Glauben, daß die Stunde kommt, da diese Gräber alle sich aufthun, da, die im Glauben an Ihn vorangegangen sind, im Schauen wieder vereinigt werden mit denen, von deren Seite einst der Tod sie weggerissen. Da legt der Heiland selber wieder Hand in Hand und giebt der Mutter den lieben Sohn wieder. Er hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. Ihm sei Ehre in Ewigkeit.

Die Rückkehr aus dem Tode.

Es ist keine Frage müßiger Neugier, wenn wir bei den Todtenerweckungen Jesu bei dem Gedanken stille halten: Was haben denn diejenigen gewonnen, welche durch Sein Wort ins Leben zurückgerufen wurden? Daß ihre Wiederkehr ein großer, seliger Trost war für die Ihrigen, die um sie geklagt, bedarf ja keiner Erörterung. Aber was war der Gewinn für sie selber? Was gewinnt der Todte, der den letzten Kampf hinter sich hat, durch seine Rückkehr in dieses Leben, das doch selbst nichts ist, als ein langsames Sterben? Zu einem zweiten Sterben sind sie wiedergekehrt. Es mag ja der gewaltige Eindruck hoch anzuschlagen sein, den die thatsächliche Erfahrung des Todes und der Ewigkeit auf die Betreffenden gemacht hat. Er mag dazu gedient haben, den Ernst des Lebens zu vergegenwärtigen und mag sich da und dort einer Versuchung gegenüber als Kraft der Bewahrung bethätigen. Aber bei alle dem ist er doch kein eigentliches Gnadenmittel, ein neues geistliches Leben zu wecken, zu nähren und zu erhalten. Was aber ist die Rückkehr in dieses Leben ohne den Anfang und die Kräftigung eines inneren, geistlichen Lebens? Jesus der Todtenerwecker ist ein furchtbares Wort für Jeden, dem Jesus nicht der Todtenerwecker an seiner Seele geworden ist.

Manche mögen freilich geneigt sein, den Gewinn bei der Rückkehr aus dem Tode ohne alle Rücksicht auf diesen Punkt zu schätzen: laß nur erst den Sohn wieder bei seiner Mutter sein, die Wiedervereinigung der Getrennten ist Alles, was noth thut, um die Herzen unaussprechlich froh, ja völlig zufrieden zu machen. Völlig zufrieden? Auf wie lange? Bis wieder ein Wölkchen am Horizont aufsteigt, bis morgen vielleicht die Mutter, oder übermorgen wieder der Sohn eine Beute des

Todes wird. Nein, der bleibende Gewinn für die Beiden aus jener Stunde kann nicht das Wiedersehen an sich sein. Nur das, was sie vom Herrn gelernt, gefaßt und behalten hatten in der schweren Zeit der Heimsuchung, war fester, unverwüstlicher Gewinn: Der Glaube an Den, Der Mitleid haben kann mit unsrer Schwachheit; das Zutrauen zu Ihm, Den unsre Noth jammert; der Gehorsam gegen Ihn, Der dem, das nichts ist, ruft, daß es sei; die Hoffnung auf Ihn, daß Er bei den Seinen bleiben wird bis ans Ende, ein mächtiger Helfer der Elenden. Das sind die Stücke, die die Rückkehr aus dem Tode ins Leben zu einer wahrhaft frohen, segensvollen machen.

Auch im Blick auf die zukünftige Auferstehung der Todten geben sich Viele keine klare Rechenschaft darüber, unter welchen Bedingungen und für welche Leute die Rückkehr aus dem Tode ins Leben eine fröhliche, selige sein wird. Wie oberflächlich und weichlich wird da von „Wiedersehens-Seligkeit" geschwärmt, als ob das unser Himmel, unsre ganze Hoffnung, unser ganzer Glaube wäre!

Fassen wir doch die wichtige Sache fest und ruhig ins Auge. Nichts ist ja gewisser, als dies: Es giebt eine Rückkehr aus dem leiblichen Tode in ein leibliches Leben (das freilich eine andere Art der Leiblichkeit haben wird als unser jetziges). Der ungeheure, bis heut endlose Leichenzug, der seit Abels Tod aus dem lachenden Nain dieser bunt geschmückten Welt hinauszieht und seine Millionen jährlich in die Gruft bettet, er muß und wird zu einem plötzlichen Halt kommen, wenn einst der Posaune Ton die Gräber sprengt und die Stimme des Sohnes Gottes gehört wird von Allen, die in den Gräbern sind. Auch nicht ein einziger wird da vergessen sein. Er, der die Schlüssel der Hölle und des Todes hat, spricht Sein allmächtiges „Steht auf!" Und Alle werden aufstehen, das Kindlein selbst, das eines Tages, einer Stunde Länge nur in diese Welt hereingeschaut, hereingewimmert hat. Alle, Alle werden hören und aufstehen müssen. Aber werden sie auch Alle froh sein ihrer Wiederkehr aus dem Tode, dankbar der Stimme, die sie zum Leben gerufen? Werden da nicht Manche die Decke der Gruft lieber wieder über ihr Angesicht ziehen und sich verstecken wollen vor dem Leben und vor Dem, Der sie ins Leben ruft?

Froh werden jener furchtbaren Stunde kann nur der, welcher

das, was der Herr am Leibe des Jünglings gethan, an seiner Seele erfahren hat. Dazu tritt der Gekreuzigte mit Seiner Liebe und Majestät herein in diese Sünden- und Todes-Welt, daß Er im Evangelium uns das Lebenswort bringe, das unsre Seele vom Tode errette. Herr, laß unsre Seelen hören dies Wort Deines Lebens, daß wir aufstehen und leben hie zeitlich und dort ewiglich.

Freude wechselt hier mit Leid.

„Es kann am Abend anders werden, als es am frühen Morgen war," so singen wir in dem Sterbelied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Aber die Schrift kehrt diesen Wechsel auch um und sagt frisch weg: „Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude." So ists dort zu Nain freilich anders geworden, als es zuvor gewesen war. Dem schrecklichen Wechsel: Aus dem Leben in den Tod, ist plötzlich der andere gefolgt: Aus dem Tod ins Leben! Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.

Vater und Mutter hatten dort einst im lieblichen Nain ihr Hüttlein gebaut. Des Tages Last und Hitze hatten sie mit einander getragen. Die Freudenstunden, die ihnen Gott bescheert, hatten sie mit einander genossen. Den Sohn, die edle, theure Gottesgabe, hatten sie mit einander groß gezogen. Wie lag die Zukunft manchmal so hell und rosig vor ihnen! Was für Pläne wurden geschmiedet, — Luftschlösser gebaut! Da kam der Wechsel! Wie schnell, oder wie langsam, das wissen wir nicht. Es thut auch nichts zur Sache. Der Tod fand den Weg in jene Hütte der Lebendigen hinein. Die gute Hausmutter wird zur Wittwe. Nun hat sie freilich noch eine Stütze und Hoffnung auf Erden. Der einzige Sohn ist ihr geblieben, die Erquickung ihrer einsamen alten Tage. Da klopft der Tod noch einmal an. Nicht die lebenssatte Mutter, den frischen, blühenden Jüngling fordert er zur Beute. Das Unmöglichscheinende geschieht. Der Stammhalter des Hauses sinkt ins Grab. Die schmerzgebeugte Mutter steht allein, ganz allein in der weiten, kalten Welt. Wie hat der Allmächtige, Barmherzige nur das geschehen lassen können! Wahrlich, die Menschen scheinen da barmherziger, als Gott selbst.

Der Tod verschlingt das Leben!

Ist da noch ein Rückgang möglich? Kann solches Leid und solcher Jammer noch zum Gegentheil sich wenden? Kann es sein hier unten, wo im Lauf der Dinge der Tod das Letzte ist, das Allerletzte? Ja, hier ist ein Wechsel, vom Tod zurück zum Leben! Wer führt ihn herbei? Wo kommt der her? Nicht aus dem Kreise derer, die vom Tod getroffen sind. Todte sinds, die ihre Todten begraben. Hier ist kein Raum mehr, so weit menschliche Gedanken reichen, für ein Kyrie Eleison, das sonst in der äußersten Noth noch dem mächtigen Helfer Jesus entgegengerufen wurde. Nicht einmal das Martha-Wort läßt sich hier hören: „Herr, wärest du hier gewesen, mein Einziger wäre nicht gestorben!" —

Aber, ob Menschen-Augen keinen Helfer mehr sahen und Menschenherzen an keinen Helfer mehr dachten, — der Herr sahe sie, die weinende Wittwe, und da Er sie sahe, jammerte Ihn derselbigen. Hier ist der große Wendepunkt! In dem Erbarmen des Herrn. Der Lebendige versetzt sich hinein in unsre Todesnoth; der Heilige und Gerechte in unsre Sündennoth; der Selige und Ewige in unsern Jammer und unser Elend. Er fühlt mit uns. Er fühlt mit dir, deine besondere Noth weckt Sein Mitleid. Und aus dieser Quelle Seines besonderen, gottmenschlichen Erbarmens fließen die zwei großen Worte, die das Licht ins Dunkel brachten und das Leben dem Tode wieder abrangen: „Weine nicht!" — „Stehe auf!" Ein Wort der Liebe zum Glauben, und ein Wort der Macht und Herrlichkeit zum Schauen.

Das mag ein Wechsel sein, wie da der Tod dem Lebensfürsten weichen muß und das Leben wiederkehrt auf Seinen Ruf, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und unvergänglich Wesen ans Licht gebracht hat. Da ist das Alte vergangen. Siehe, es ist Alles neu worden.

Lebenszeichen bei Nain.

Nain, die liebliche, und der Leichenzug auf dem Weg aus der Stadt, siehe da ein Bild dieser armen, trügerischen Welt! Wohl blühen ihre Blumen, sanft und linde säuseln ihre Frühlingslüfte, stolz und prächtig leuchtet ihre Sonne daher, froh und munter singen die Vögelein ihr Abendlied, überall

wehts uns wie Frieden entgegen — und doch, hinter all dem holden Schimmer lauert der Tod und holt seine Beute, heute da, morgen dort, auch aus der Schaar der Frischesten und Kräftigsten heraus. Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen. Aber auch: Mitten in dem Tode kommt der Lebensfürst gegangen. Und wo der Tod schon Alles scheint dahin und gewonnen zu haben, da regt sich wieder das Leben. Er hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. Ihm müssen des Todes Trabanten stille halten. Ihm muß der Todte selbst hören und gehorchen. Er ists, „der da lebendig machet die Todten und rufet dem, das nicht ist, daß es sei." Sein heiliger Mund hat Kraft und Grund, all Feind zu überwinden.

Merket denn auf die Lebenszeichen, die wir in Kraft des Herrn Jesu bei Nain in dem Todesthal entdecken. Der Herr sprach: Jüngling, Ich sage dir, stehe auf! Und der Todte richtete sich auf. Das war das erste Zeichen des wiederkehrenden Lebens. Zuvor lag er hingestreckt auf der Bahre, starr und regungslos, auf dem Weg hinausgetragen, hinuntergelegt, zugedeckt zu werden. Die Träger heben ihn auf, sie nehmen ihn dahin, dorthin. Er fühlts nicht, er weiß es nicht, er vermag nichts dawider. Er hat keine Kraft in seinen Gliedern. Nun aber kehrt auf des Herrn Wort mit Einem Male diese Kraft zurück. Er richtet sich auf, der zuvor gelegen. Er reckt sich und streckt sich und fest und aufrecht steht die jugendliche Gestalt, die eben noch, wie von der Sense niedergemäht, darniederlag. So hat der Prophet Hesekiel schon in jenem wunderbaren Auferstehungsbilde (Cap. 37) die ersten Zeichen des wiederkehrenden Lebens beschrieben: „Und siehe, da rauschte es — und siehe, es regete sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jeglichs zu seinem Gebein. Und ich weissagte, — da kam Odem in sie und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße."

„Wache auf, der du schläfest und stehe auf von den Todten," so ruft uns heute noch Jesu Lebenswort entgegen. Aufrechtstehende, nach oben schauende, gen Himmel gerichtete Leute will Er haben. Nach oben die Gedanken, die Arbeit, das Sehnen und Seufzen, das Ringen und Streben! Liegst du denn noch auf der Bahre, regungslos, — ohne Erfahrung Seiner belebenden Nähe, Seines kräftigen, lebendig machenden

Worts? — „Ich sage dir, stehe auf!" Das ist Sein Wort an dich. Der Todte soll sich aufrichten.

Und er fing an zu reden. Das ist das andre Lebenszeichen, das wir an Nains Thore merken. Die Sprache, die schon im Gebiet der Schöpfung der edelste Juwel im Königsdiadem des Menschen ist, sie gehört auch auf dem Gebiete der Erlösung zu den wichtigsten Lebenszeichen. Der todt gewesen und starr und schweigend gelegen, die kalten Lippen fest geschlossen, der stand und fing an zu reden! Die Neugierde mag fragen: Was hat er geredet? Hat er nichts erzählt von jenem geheimnißvollen Ufer, von dem kein Sterblicher und Gestorbener sonst wiederkehrt? Was hat er geoffenbart von jenem dunkeln Weg hinaus aus diesem Leben und wieder herein? Kein Bericht von dem Ort und Zustand, darin er sich befand, als der Befehl des Lebensfürsten ihn zurückholte ins Diesseits? Nichts von alle dem sagt unser Evangelium. Was er geredet, hat die Schrift nicht aufbewahrt. Aber die Thatsache, daß er anfing zu reden, hat sie schlicht und fest bezeugt.

So muß es ja sein. Das Leben, das Jesu Wort schafft, ist ein beredtes Leben. „Ich will mir meinen Mund nicht stopfen lassen." Die von Ihm lebendig gemacht sind, die reden. Sie zeugen, sie bekennen, loben und danken. Ja wenn sie vom irdischen Schauplatz längst abgetreten sind, wenn der leibliche Mund im Tode geschlossen und verstummt ist, gilt von ihnen: Sie reden noch, wiewohl sie gestorben sind.

Christus, der Herr über Todte und Lebendige.

Dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß Er über Todte und Lebendige Herr sei. Darum gilt es: „Unser Keiner lebt Ihm selber und unser Keiner stirbt Ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben, oder wir sterben, so sind wir des Herrn." Selbst die große Frage: Leben oder Sterben? schwindet zu Nichts zusammen gegenüber der größeren: Bin ich des Herrn? des Herrn, Der über Todte und Lebendige der Herr ist?

Herr ist Er über Todte. Zwar sieht es so aus, als wäre der Tod Herr über sie. Dort in Nain scheint er den

Sieg gewonnen zu haben und unbeschränkte Herrschaft zu üben. Auch das blühende, kräftige Jünglingsleben hat er dahin gerafft. „Das war ein fürchterlicher Krieg, da Tod und Leben rungen; der Tod, ach, der behielt den Sieg, er hat das Leben zwungen!“ Da liegt die kalte blasse Leiche. Schon sind sie da, des Todes Trabanten, die Träger, seine Beute zu holen, seinen Raub in die finstere Gruft zu tragen. Und die arme Mutter, die doppelt beraubte Wittwe mit dem blutenden Herzen, muß dem Zug voran, wie die gefangenen Könige vor dem Wagen des triumphirenden Feldherrn herziehen mußten. Ihre Hoffnung ist dahin. Alles, was ihr geblieben, ist ein stilles Weinen, die einzige Erleichterung für das arme Herz. Keine Bitte um ihn, kein Gebet mehr für ihn. Hin ist hin, verloren ist verloren! Und doch kann das Mutterherz von dem Wunsch nicht lassen: Ach, daß er noch lebte, mein einziger Sohn! Ach, daß ich nicht mit solchem Herzeleid in die Grube fahren müßte!

Und siehe, da steht „der Herr“! Er sieht die Wittwe in ihrem Jammer. Er sieht hinein in die Tiefe des Mutterherzens mit all seinem Leid und seinen unausgesprochenen Wünschen. Wenn auch kein Kyrie Eleison, wie sonst bei menschlichem Jammer, an Sein Ohr schlägt, der Anblick ist genug für Sein Heilandsherz, genug, es in seinen tiefsten Tiefen aufzurühren. Was im Anblick dieses Todesleids kein Mensch zu der armen Mutter sagen durfte: „Weine nicht“ — das sagt der Herr zu ihr, Der vor ihr steht, ein Herr und Sieger auch über Tod und Grab. Weine nicht! Thränen umfloren dein Auge. Du kannst nicht sehen, wer vor dir steht. Thu den Thränenschleier ab! Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt. Deine Hilfe kommt von dem Herrn, Der Himmel und Erde gemacht hat, von dem Herrn, Der vor dir steht.

Er ist der Herr über Tod und Grab, der Herr über alle die Todten. Der Todtenzug muß Ihm stille halten. Der Zug, dem sonst Alles ausweichen muß, der sich seinen Weg bahnt in Schloß und Hütte, zu Alt und Jung, zu Stark und Schwach, der Zug, den sonst Niemand stören und aufhalten kann, der muß Ihm stille halten. Nur ein Wink Seiner ausgereckten Hand und die Träger standen stille. Bis hieher und nicht weiter! so gilts bei Ihm auch dem Todeszug gegenüber. Und über den Todten selbst ist und bleibt Christus

der Herr. Der, dem sonst auf Erden Niemand mehr etwas sagen kann, wird von Jesu Stimme erreicht. Ihm leben sie Alle. Und so spricht Er mit dem, der todt ist und ruft ihn, als einen Lebendigen: „Jüngling, Ich sage dir, stehe auf!"

Er ist Herr über Todte und Lebendige. Nachdem Er den Todten zurück gerufen ins Leben, verfügt Er über ihn, als Einer Der Macht hat zu sagen: „Mir gehörst du und Ich thue mit dir, was Ich will und gebe dich, wem Ich will." Er giebt ihn seiner Mutter und giebt die Mutter dem Sohne. Er trennt und Er führt zusammen. Das Leben Aller mit allen Ausgängen und Eingängen steht in Seiner Hand. Wie und wo und wie lange wir leben sollen, unser Beruf darin, unsre Freude und unser Leid, — es ist alles Sein! — Aber wohlgemerkt, wir müssen Sein Eigenthum sein im Leben, wenn wir Sein wollen sein im Tode. „Unser Keiner lebt Ihm selber!" Das muß gelten. Christus der Herr über unser Leben; Christus unser Leben, dann ist Sterben Gewinn; dann trösten wir uns auch Seiner Herrschaft über Tod und Todte.

Am siebenzehnten Sonntag nach Trinitatis.

„Rücke hinauf!"

Ein köstlich, selig Wort, — oder aber ein heillos, unselig Wort, je nachdem es gesprochen wird. Kommt Alles darauf an, wer es spricht.

„Rücke hinauf!" — so hat im Paradies der Versucher dem ersten Menschen ins Ohr geflüstert. Wohl war er König und Herr der sichtbaren Schöpfung, in die und über die Gott ihn gesetzt. Aber „höher hinauf" lockte ihn der Versucher, um ihn desto tiefer hinab zu stürzen. „Ihr werdet sein, wie Gott" — „wissen, was gut und böse ist" — rücket hinauf! Unselig Wort, das nicht zur Erhöhung, sondern zum Falle geführt hat.

„Rücke hinauf!" — so hat in Christi Tagen der Pharisäergeist fort und fort dem Volke Israel zugeflüstert; „du bist Abrahams Same," Erbe der Verheißung, „nicht wie andre Leute," obenan unter allen Geschlechtern der Erde, Nummer eins im Wohlgefallen Gottes! Laß dir den ersten Platz nicht

nehmen. Das war der Geist derer, „die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären und verachteten die andern," der Pharisäergeist, der ins ganze Volk gefahren war und es, als seine Grund-Sünde, ganz und gar besessen hatte. Und wo hat dieses „Hinauf!" hingeführt? In den tiefen, schrecklichen Fall, Jerusalems Zerstörung, des Tempels Vernichtung, des Volkes Zerstreuung, das ist aus diesem Hinaufrücken der Verrückten geworden. Ein gewaltiges, göttliches: „Weiche diesen" hat die Kinder des Reichs hinausgestoßen in die äußerste Finsterniß und die Fremdlinge von Morgen und Abend mit Abraham, Isaak und Jakob an den Tisch gesetzt im Himmelreich.

„Rücke hinauf!" — dasselbe alte berückende Zauberwort hat der Versucher auch ins Paradies der christlichen Gemeinde hinein geworfen. Ihr Nachfolger Pauli und Petri, ihr Bischöfe der Welthauptstadt, der Märtyrer-Stadt Rom: „Rücket hinauf!" Hinauf über alle die Brüder rings umher; hinauf selbst über die Patriarchen der morgenländischen Kirche! Hinauf! hinauf, — bis zum Antichristenthum des Papstes, „der sich überhebet über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also, daß er sich setzt in den Tempel Gottes, als ein Gott und giebt vor, er sei Gott." Und was ist draus geworden aus all dieser selbsterwählten Herrlichkeit und Heiligkeit? Ein Sturz in den Pfuhl höllischer Schande und Laster.

„Rücke hinauf!" — so flüstert die alte Schlange noch heute ins Christenherz hinein, gerade da und dann, wo es reich ist an Gaben, an Erfahrung, an Erfolgen. Ists doch der Zankapfel selbst im Apostelkreis in der Leidensnacht des Heilands gewesen: „Welcher unter ihnen der Größeste wäre?" — Wie flugs hat Petrus sich selbst hinaufgerückt über alle die andern Apostel: „Wenn sie auch alle sich an Dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern." Und was ist aus diesem Selbsthinaufrücken geworden? Der tiefe, traurige Fall. Ein Erniedrigtwerden ohne Gleichen; ein Untenansitzen mit Scham.

„Rücke hinauf!" sprach es zum jungen Sohn im Vaterhaus, hinauf zur Selbstherrlichkeit und Freiheit, — und wie mußte er mit Scham unten ansitzen bei den Schweinen! Hinauf! hinauf! lärmt der Zeitgeist in allen Tonarten. Wir sind die Weisen! — Und sie werden zu Narren! Wir sind die Gott-

heit; was wir sagen, muß vom Himmel herab geredet sein! Und sie enden unter Bestien, mit dem Affen als Urahnen!

Und doch welch selig Wort ist dies „Rücke hinauf" aus dem Munde des Herrn, der Seine Gäste lädt zur Gnade der himmlischen Hochzeit und Jedem den rechten Platz anweiset! Er kanns aber nur denen geben, die in Demuth das rechte „Hinab" zuvor gelernt und geübt haben. Nichts schwerer und unnatürlicher dem natürlichen Menschen, als dieses „Hinab" der Selbsterniedrigung unter der Zucht des göttlichen Geistes! Hinab vor Gott in den Staub des Kyrie Eleison, in den täglichen Tod des alten Menschen. Hinab vor Menschen in jene heilsame Zucht, da man „durch Demuth sich unter einander einer den andern höher achtet, denn sich selbst." Hinab in die Kreuzeswege, in's Sterben des eigenen Willens, — bis drüben das selige „Freund, rücke hinauf!" die Thür aufthut zum Saale der Freuden.

Sonntags-Segen.

Unser weites, großes, von Gott so reich gesegnetes Land ist vor andern Ländern der Welt ein Land der Arbeit. Was ist nicht Alles hier gearbeitet und verarbeitet worden in hundert Jahren unsrer Geschichte, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean, auf den Bergeshöhen, über die der eiserne Schienenstrang zieht, in tiefen Schachten, aus denen unendliche Schätze zu Tag gefördert werden, auf den weiten, silbernen Wasserstraßen unserer gewaltigen Ströme, in den zahllosen Werkstätten unserer Großstädte, wie auf den unabsehbaren Flächen des Westens, die der fleißige Landmann zum fruchtbaren Ackerland umschafft! Von Montag bis Samstag kreist das gewaltige Triebrad angestrengter, unablässiger Arbeit und reißt Alles hinein, Kräfte, Zeit, Mittel, selbst die Kinder aus dem Schooß der Familie, aus der so nöthigen Schule, aus aller gesunden geistigen und geistlichen Entwicklung heraus. Diesem Strom, der mit gewaltiger Macht durch unser Land und unsre Zeit geht, steht ein mächtiger Damm entgegen, der von Jahr zu Jahr seine 52 Mauerstücke durch die brausenden Wasser zieht, um sie aufzuhalten und einzudämmen, daß sie nicht Alles hinweg schwemmen: der liebe Sonntag! Ohne ihn würde die Arbeitskraft und das Arbeitsfeld dieses unge-

heuren Landes ein Fluch für uns werden. So lange wir aber noch Sonntage haben und unsre Sonntage als Christenmenschen recht brauchen, haben wir einen reichen Gottessegen bei uns.

Da ist einmal schon ein großer äußerer, irdischer Segen in der regelmäßigen, gesicherten Ruhe für den Leib. Es ist Gottes Ordnung, daß der gefallene Mensch im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen soll. Und es ist Gottes Gnade, daß der schwer belastete Arbeiter den Schweiß der Woche von seinem Angesicht wischen, das Feierkleid anlegen und als Mensch und Freiherr sich fühlen darf, der seine Ruhe, seine Zeit für sich selber hat, ohne Jemandes Knecht und Sklave zu sein. Wenn auch der jüdische Sabbath abgethan ist seit dem seligen Ostermorgen, da Jesus aus dem Grabe brach, so ist es doch eine feste Gottesordnung, deren Grundpfeiler ins Paradies vor die Zeit des Falls zurück reichten, daß wir in sieben Tagen einen Ruhtag haben und trotz der Sünde behalten sollen, auch für unsern Leib.

Aber freilich, der wahre Sonntagssegen kommt nicht aus dem Tag oder der Zeit an sich, auch nicht aus der einfachen Ruhe, dem Nichtsthun an diesem Tag. Der Sonntagssegen kommt aus der Predigt und dem Worte Gottes. Wo die nicht sind, da fehlt der Sonntagssegen trotz allen Sonntagsgesetzen, womit die Obrigkeit den Tag als solchen einzäunen und schützen mag. Aus dem Wort allein kommt Heil und Leben für die Seelen, für Zeit und Ewigkeit. Das Wort ists, das die Gewissen weckt und schärft und einen klaren, frischen Hauch der Ewigkeit in die sumpfige, dunstige Weltluft hinein wehen läßt. Das Wort des Herrn heißt uns die Dinge im Lichte göttlicher Währung anschauen, nicht nach dem flüchtigen Zeitgeist. Da heißts: Ists auch recht, so oder so zu thun? Nun wird Gottes Wort und Gottes Recht als Maßstab herein gestellt. Und die Allerweltsfragen: bringts auch Geld? Ists auch lustig? Thuts dem Fleische wohl? müssen schweigen. Die große Gewissensfrage soll zu oberst sein in allen Entscheidungen, für alles Thun, für alle Sitte im Leben der Familie, im Geschäft, für den ganzen Wochengang, für Alles, was man in der Welt, in Land und Volk rings umher geschehen sieht. Hier ist die Leuchte, um die wir uns schaaren, die Entscheidung nicht nach Menschen-Gedanken und Einfällen, sondern nach dem festen, gewissen Wort, das währet in Ewigkeit, das unbeugsam spricht: So ists recht, so ists unrecht.

Und wer erst recht gefragt hat: Ists auch recht? der wird bald auch zu der andern Frage kommen: Was heilt uns? Wer hilft uns? Wo ist der Heiland und Retter wider so viel Unrecht, damit täglich und stündlich der heilige Gott betrübt und beleidigt wird? Was macht die Seelen gesund? Was ist die Heilkraft für Herz und Haus und Volk? „Es ist Dein Wort, Herr, das Alles heilet." Das Wort des Evangeliums von Christo Jesu. Das macht den Sonntag zum Sonntag. Das ist der Sonntagssegen, den wir uns ja nicht nehmen lassen wollen!

Jesu Sabbaths-Arbeit.

Wenn wir bei unsrem Herrn und Heiland von einer Sabbaths-Arbeit reden, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Er damit in scharfem Gegensatz stand gegen die hervorragendsten Lehrer der Juden und gegen alle die Anschauungen, die in diesem Punkt bei den Juden gang und gäbe waren. „Nicht arbeiten!" das war der leitende Gesichtspunkt, unter welchem der Israelit seinen Sabbath anzuschauen und zu halten gelehrt war. Das und jenes nicht thun, während einer gewissen Zeit, von einer bestimmten Stunde zu einer anderen sich gewisser Dinge enthalten, das war die Hauptsache für die jüdische Sabbath-Heiligung. Daher die beständigen Fragen, ob dies oder das recht sei am Sabbath-Tag. Mit majestätischer Ruhe tritt der Herr all diesem kleinlichen, gesetzlichen und äußerlichen Wesen mit dem Machtwort entgegen: Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbath. Und Er erweist das durch das, was Er selbst in aller Unbefangenheit am Sabbath thut und die Seinigen thun läßt.

Er setzt sich zu Tische mit den Menschenkindern. „Er kam in das Haus eines Obersten der Pharisäer auf den Sabbath, das Brot zu essen." Und was waren doch für Leute unter dieser bunten Tischgesellschaft, unter die Er sich da mischte, was für hochmüthige, bitter-feindliche, heimtückisch-lauernde, innerlich unredliche Seelen! Trotzdem weigert Er sich nicht, bei ihnen einzugehen in die nahe, vertraute Tischgemeinschaft. Und wohl mögen wir das bekannte Pharisäerwort über Jesu vertrauten Umgang mit den Sündern hier im Pharisäerhaus anwenden: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.

Freilich sagen wir das nicht in dem Sinne des hämischen Widerspruchs, wie einst die Pharisäer, sondern mit dankbarer Freude und Verwunderung, daß Er sich nicht schämt, unser Bruder und Tischgenosse zu heißen und auch unter Seiner Feinde Dach mit Seinem Segen einzugehen.

Das ist ja heute noch Seine Sonntags-Arbeit bei uns und an uns. Er tritt bei uns ein im Gotteshaus, das Brot mit uns zu brechen. Und was für Leute trifft Er doch da auch heute an, mitten in Seiner Christenheit, auf den Bänken unsrer Kirchenstühle! Wie viel armseliges, liebloses, eigenliebiges, unlauteres Volk findet Er da, Leute, die es gar nicht ernst und redlich mit Ihm meinen! Und dennoch kommt Er und schämt sich nicht, unser Bruder zu heißen und mit uns in innigste Gemeinschaft zu treten!

Und wo Er eingetreten ist, da kann Er nicht thatlos und gleichgültig bleiben menschlichem Elend und Jammer gegenüber. Sein mitleidig Herz jammert jede Noth, die Sein Auge schaut. Seine starke Hand ist allezeit ausgereckt, Hilfe zu schaffen. Er greift an, wo kein Mensch mehr helfen kann, und heilt und läßt gehen. Das Elend der Welt hinstellen, das können Seine Feinde, die den Wassersüchtigen dort postirt haben. Dem Elend ein Ende machen und den Kranken fortlassen, erneut und frisch und munter, das thut Er. Das ist Seine Sabbaths-Arbeit.

Kein Kreuz und Trübsal ist so tief,
Mein Heiland thut darin ein Griff.
Er führt mich aus mit starker Hand,
Wer mich will hindern, wird zu Schand.

Wie viele Mühselige und Beladene haben diese köstliche Sabbaths-Arbeit unsres Herrn Jesu schon zu ihrem unaussprechlichen Trost und Segen an sich erfahren dürfen!

Und noch ein andres Stück der Sabbaths-Arbeit Jesu berichtet unser Evangelium. Der Herr, der da zu Tische sitzt, läßt die Leute, in deren Gesellschaft Er eingetreten ist, nicht denken und reden, was sie wollen. Er sieht in die Herzen hinein. Er bemerkt alle Schatten und Falten darin. Er entdeckt namentlich den Grundfehler, den argen Hochmuth, und legt ihn bloß mit schneidig-scharfem Wort. Er straft die verborgenen Sünden, die geheimsten Gedanken der Herzen. Das ist Seine Sabbaths-Arbeit, so nöthig für uns, als irgend etwas.

Wollen wir nun einen gesegneten Sonntag beim Herrn haben, da müssen wir eben diese Seine Arbeit uns von Ihm gefallen lassen. Wir müssen von unserer Arbeit lassen ab, daß Er Sein Arbeit in uns hab. Wir müssen diese Seine Arbeit aufsuchen und ihr stille halten: Die Gemeinschaft mit Ihm, die Heilung von Ihm, die Züchtigung durch Ihn! Das ist Sein dreifaches Segenswerk. Des wollen wir uns freuen, so oft der liebe Sonntag heraufzieht, so oft der Glockenklang zum Gotteshaus uns ruft.

Die Demuth.

Die Demuth ist und bleibt Anfang und Ende, A und O alles wahren Christenthums. Denn das Herz des Christenthums ist die Liebe, die das eigene Selbst hergeben und hingeben kann an einen andern, an Gott zuerst und um Seinetwillen und in Ihm auch an andre. Ihr gegenüber steht die hochmüthige Selbstsucht, die das Eigene sucht und hält um jeden Preis und selbst dem göttlichen: „Ich bin der Herr" entgegentritt mit dem trutzigen: „Ich will aber mein eigener Herr sein und bleiben." Wo diesem Hochmuth geschmeichelt wird, da fühlt man sich befriedigt. Wo man ihm in den Weg tritt, da erhebt sich ein grimmiger Haß. Und das ist eben das Geheimniß des Christushasses bei den Pharisäern und Schriftgelehrten: sie wollten sich vor dem Herrn Christus nicht beugen. Und weil der Herr ihnen nicht schmeichelte, sondern auf Schritt und Tritt wider ihren unbändigen Hochmuth anlief, daher die Feindschaft wider Ihn, die zuletzt von dem Mord nicht zurückschreckte.

Und warum sollte uns doch die Demuth so schwer werden? Wie stehen wir denn unsrem Gott und Heiland gegenüber? Weß haben wir uns vor Ihm zu rühmen? Müssen wir nicht schon im ersten Artikel von Seinen Schöpfergaben bekennen: „Das Alles aus lauter väterlicher göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohne all mein Verdienst und Würdigkeit." Müssen wir nicht mit dem zweiten Artikel, wo sichs um unsrer Seelen Seligkeit handelt, uns als „verlorne und verdammte Menschen" erkennen, unter der Gewalt der Sünde, des Todes und des Teufels? Müssen wir nicht im dritten noch tiefer herabsteigen und zugeben, daß wir, selbst nachdem uns der Vater den

Sohn zum Heiland gegeben, doch „nicht aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum unsern Herrn glauben oder zu Ihm kommen können?" Er thut Alles an uns, was zu unsrem Heile nöthig ist. Sein Wort, Sein heilig Gesetz, Sein gnadenreiches Evangelium wirkt Buße und Glauben durch Kraft des heiligen Geistes. Und wenn Er das Beste aus uns gemacht hat, was nur möglich ist, so müssen wir mit Paulo sagen: „Nicht ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist."

Wahrlich, wir haben alle Ursache, fein klein und demüthig zu bleiben vor unserm Gott. Und auch Menschen gegenüber! Ist doch unser ganzes Leben von Jugend auf so angelegt, daß wir in der Demuths-Schule bleiben sollen. Wie abhängig und hilfebedürftig kommen wir herein in diese Welt! Alles muß man an dem kleinen Kinde thun an Leib und Geist, was nur Vater- und Mutterliebe mit aller Selbstverleugnung zu thun im Stande ist. Und von der Mutter Arm und Schooß gehts in die Schule, in die Arbeit des Hauses, ins Geschäft. Immer gilts zu lernen, anzunehmen, aufwärts zu schauen zu denen, von denen man zu lernen und anzunehmen hat. Aber wie sperrt und sträubt man sich gegen alle Auctorität besonders in diesem Lande der Majoritäten! Was ist auch im kirchlichen Leben der traurige Sectengeist, an dem unser heutiges Christenthum krankt, als eine Frucht des Besserwissenwollens, das sich überhebt über Gottes Wort und das Zeugniß und Bekenntniß unserer treuen, glaubensfesten Väter.

Aber auch Menschen gegenüber, die neben uns, nicht über uns stehen, haben wir alle Ursache die apostolische Mahnung nicht zu vergessen: „In Demuth achte Einer den Andern höher, denn sich selbst." So schaute der fromme J. Albrecht Bengel zu seinen Schülern hinauf mit dem Gedanken: „Die haben noch nicht so viel versäumt, wie ich." Und während ein Göthe den Weltton anschlägt in dem bekannten Wort: „Nur die Lumpe sind bescheiden" — sagt Bengel: „Es ist nur eine unedle Seele, die sich etwas auf sich selbst einbilden kann. Es ist ein großer Mißverstand, wenn man seine Gaben zu Verdiensten macht. Es sollte uns demüthigen, zu denken: es ist dir ohnehin mehr anvertraut, als du verdient hast."

Am achtzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.

Es ist kaum zu beschreiben, wie viel Irrthum, Verranntheit und Verkehrtheit daraus kommt, daß die obige Regel in wichtigen Lehrstücken und Glaubensartikeln der göttlichen Offenbarung so häufig mißachtet wird. Der einseitige, kurzsichtige Mensch greift aus Gottes Fülle ein Stück heraus; verliert darüber den Zusammenhang; übersieht, was dazu gehört und geht darin so weit fort, daß er auch in jenem einen Stück nimmer die Wahrheit hat.

Da haben die Juden ihr Gesetz. Dies Gesetz hat von Alters her seine zwei Tafeln gehabt. Es will die Liebe Gottes und des Nächsten. „In diesen zweien Geboten hänget das ganze Gesetz" u. s. w. Der pharisäische Geist aber machte sichs gar leicht mit der zweiten Tafel. Vom „Gottesdienst" redeten und rühmten sie viel mit Beten und Fasten und Zehntengeben (Luc. 18, 12). Aber deinen „Nächsten lieben, als dich selbst," das wollte ihnen nicht ein. Sie verstanden es meisterlich, ihn zu tadeln und zu verachten und sich von ihm abzusondern; aber Liebe hatten sie keine für ihn. Darum sagt der Herr von ihnen: „Sie lassen dahinten das Schwerste im Gesetz" (Matth. 23, 23), und Johannes spricht: „So Jemand seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet?" Fürwahr, sie hattens nöthig, daß der Herr sie eindringlich an die zweite Tafel erinnerte neben der ersten. Denn „dies sollte man thun und jenes nicht lassen." Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.

Wiederum: Die Juden hatten ihr Altes Testament. Ein herrliches Ganzes von Gottes-Offenbarung zu ihrer Seelen Seligkeit. Aber auch hier waren zwei Stücke von Gott zusammengefügt, die ja nicht voneinander gerissen werden durften: Das Gesetz, das den heiligen Gotteswillen kund thut, die Sünden offenbart, den Zorn und Fluch verkündet über Alle, die es übertreten. Und die Propheten, die theuren Evangeliumsstimmen, welche den Messias verkündigen, der

Israel erlösen soll von allen seinen Sünden; von dem es heißt: „Der Herr warf unser Aller Sünde auf Ihn; die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Friede hätten und durch Seine Wunden sind wir geheilet." Die Schriftgelehrten wußten freilich, daß sie auch Propheten hatten im Alten Testament. Aber oft schien es, als hätten sie dieselben vergessen. „Das ganze Gesetz und die Propheten" — das muß ihnen der Heiland scharf ins Gedächtniß rufen. Was Gott zusammenfügt, das sollen sie nicht scheiden.

Wiederum: Der Propheten Inhalt war Christus, der Messias. Von diesem Christus hielten die Juden ganz schriftgemäß, daß Er Davids Sohn sei, — „geboren von dem Samen David nach dem Fleisch," wie auch Paulus bezeuget (Röm. 1, 3). Aber war denn das der ganze Christus, Den Gott Seinem Volk verheißen und zu Seiner Zeit gesandt? Hatte nicht Gott in seinem Prophetenwort schon einen Christus verheißen, Der auch Davids Herr sein sollte, Dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist, Der Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst heißen und sein soll und dessen Reich in Ewigkeit währen wird? Von dieser Gottesherrlichkeit des verheißenen Christus wollten die Juden zu Jesu Zeit nichts wissen, wie heutzutage die jüdischen „Christen" des 19ten Jahrhunderts. Den Einen Christus zerrissen sie. Was Gott in Seiner Person zusammengefügt — göttliche und menschliche Natur — zu ewigem, unzertrennbarem Beisammensein, das wollten sie geschieden haben. Dagegen bleibt wahr, was Luther sagt: „Das Gewicht ist dahin, wo man die Gottheit verliert in der Person Christi, und dann wird allein eine Kreatur für unsre Sünde gegeben, alsdann ist der Teufel unser mächtig und wir müssen in unsern Sünden sterben und ewiglich verderben."

Alleine Christum, Gottes Sohn,
Von Ewigkeit geboren
Vom Vater, Gott in gleichem Thron,
Hab ich zum Trost erkoren:
Den hat Gott in die Welt gesandt
Allen Menschen auf Erden,
Für alle Sünd solch hohes Pfand
Ein Opfer lassen werden.

(Kirchenbuch 213, 4.)

Die Schrift des Herrn Christus; Der Herr Christus der Schrift.

Gott sei Dank, wir haben eine Schrift, die nicht bloß Davids Wort ist, sondern des Geistes. Und wir haben einen Heiland, Der nicht bloß Davids Sohn ist, sondern auch Davids Herr. Das bleibt unsre Freude und unser Fels mitten unter einem verkehrten Geschlechte, bei dem die Vermenschlichung des Göttlichen und die Vergötterung des Menschlichen an der Tagesordnung ist.

„Die Schrift" des Herrn Christus ist eine Quelle der Wahrheit und eine Autorität, mit der Er jede Streitfrage und Schwierigkeit endgültig entscheidet. Wie wichtig und bezeichnend, daß Er, das lebendige, fleischgewordene Wort selbst, immer und immer wieder den Finger auf das geschriebene Wort des Alten Testaments legt und spricht: „Es steht geschrieben!" Dem Satan gegenüber, der Ihn mit Versuchung antritt; den Jüngern gegenüber, deren Verständniß so langsam und blöde ist; den Feinden gegenüber mit ihren hundert spitzigen Fragen, immer heißt es bei Ihm: „Es steht geschrieben!" So sagt „die Schrift".

Aber die Schrift selbst, woher kommt sie? was ist ihr Charakter? Menschen haben sie geschrieben; Menschen mit Fehlern und Sünden, wie andre auch. Ein Moses, der am Haderwasser die Geduld verlor; ein David, der in schwere Schande und Blutschuld fiel; ein Petrus, der dreimal verleugnete, der mit dem Schwert dreinschlug und später in Antiochien von Paulus sich zurechtweisen lassen mußte! Und Menschen, so verschieden in Lebens-Gang und -Stellung: Könige, Hirten, Fischer, Gelehrte, Ungelehrte! Bald singen sie ein Lied in heiligem Schmuck; bald fügen sie in sinniger Kette Spruch an Spruch; bald spinnen sie den Faden schlichter und doch wundersamer Geschichte; bald malen sie in hehren Bildern die Zukunft vors erstaunte Auge. Sie reden und schreiben nicht willenlos. David nennt Christum einen Herrn und er weiß, daß er das thut.

Und doch ist all diese Schrift nicht Menschengedicht. Sie ist geschrieben „im Geist". Nicht aus eigenem Wollen und Schließen und Wissen, sondern durch Gabe und Antrieb, in

Kraft des heiligen Geistes. Sie sind es nicht, die da reden, sondern ihres Vaters Geist ist es, der in ihnen redet. Es ist Gottes Geist, der in der Schrift durch jene Menschen zu uns redet. Wer sonst sollte uns die Wahrheit von Gott und über Gott sagen, als der Geist Gottes? Denn Niemand weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes. Der sagt uns durch den Mund Seiner erwählten Werkzeuge, in ihrer Sprache, ja in ihrem besonderen Styl die ewige, himmlische Wahrheit, was Gott ist, was Seine Gedanken gegen uns sind, was Er für uns thut, gethan hat und thun will. Der innerste Punkt, wo Gottes Geist den Menschengeist faßt und ihn mit Hand und Zunge zum Träger Seiner Offenbarung macht, wird uns immer ein Geheimniß bleiben. Aber das ist uns gewiß, die so ächt menschlich bald Davids, bald Mosis, bald Jeremiä, bald Pauli Saiten klingen läßt, ist die Sprache des heiligen Geistes, das Zeugniß der ewigen, seligmachenden Wahrheit an uns: Alles in ihr zugleich menschlich nahe und göttlich erhaben. Das ist die Schrift, die unser Christus kennt und auf die Er selber sich beruft.

Und dieser gottgegebenen Schrift Kern und Stern ist Christus, Davids Sohn und Davids Herr, der Jungfrau Sohn, unser Fleisch und Blut, und der Herr und König vom Himmel, dessen Ausgang und Anfang von Ewigkeit her gewest ist. Das ist die große Thatsache, die unsre Seligkeit ist: Gottheit und Menschheit in Einem vereinet! Wohl hat unser Herr selbst in dem doppelten „Wie?" das große Thema aller gläubigen Schriftgelehrsamkeit ausgesprochen. „Wie nennet Ihn David einen Herrn? Wie ist Er denn Sein Sohn? An diesem doppelten „Wie" studirt und versucht sich der Menschengeist auch mit dem Licht der Offenbarung an der Hand bis in die Ewigkeit hinein. Aber, ob wir hier an dem „Wie" nur stammeln, das „daß" ist uns das Gewisseste alles Gewissen: „Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren — mein Herr!"

Der Glaubensgrund ist Jesus Christ,
Der für uns selbst Mensch worden ist;
Wer seinem Mittler fest vertraut,
Der bleibt auf diesen Grund gebaut.

(Kirchenbuch 281, 2.)

Frag und Antwort zwischen Gott und Menschen.

„Niemand konnte Ihm ein Wort antworten und durfte auch Niemand von dem Tage an hinfort Ihn fragen." Das ist das majestätische Schlußwort des Evangeliums. Zu Anfang hatten die Pharisäer gehöret, „daß Er den Sadduzäern das Maul gestopfet hatte." Hier nun sind sie gerade so weit. Auch ihnen ist gründlich und für immer „das Maul gestopfet". Antwort können sie keine geben; Frage dürfen sie keine stellen. Der Herr Jesus herrscht mitten unter Seinen Feinden. Es ist freilich eine gar ernste Sache um solches Aufhören von Frage und Antwort zwischen dem Herrn und den Menschen. Giebt es doch so viel zu fragen und zu antworten zwischen Gott und Mensch. Ruht doch unser ganzes Heil, unsre Gemeinschaft mit Gott darauf, daß wir Ihn fragen dürfen und von Ihm Antwort erhalten, und wiederum darauf, daß Er uns die wichtigsten Fragen vorhält und wir Ihm darauf redliche, demüthige Antwort geben.

Wie kommts denn nun, daß der Herr auf Seine Frage keine Antwort erhält? Er war ja, wie wir aus den Evangelien wissen, ein wunderbar geschickter und treffender Frager. Seine Lehrweise, in öffentlicher Rede und im Gespräch mit Einzelnen ist überall von der Frage durchzogen. Seine Frage wendet sich zunächst an den Verstand, die geistige Fassungskraft des Menschen. Der Herr versteht es meisterlich, auch den Unwilligen dahin zu drängen, wo Er ihn haben will und ihm mit seinen Fragen solche Zugeständnisse abzuringen, wie Er sie um der Wahrheit willen von uns fordern muß. Aber freilich Sein Fragen geht noch viel tiefer. Es ist kein kaltes, fein berechnetes Gedankenspiel. Es ist eine ernste, heilsame Arbeit der Seelsorge. Es sucht den Willen und das Gewissen. Es zieht die verborgenen Gedanken ans Licht und beschämt alle ihre krummen Schleichwege. Es weckt Vertrauen zu Ihm und Hoffnung und Glauben an Seine Heils- und Helfer-Kraft. Es vernichtet die Anschläge der Feinde, zieht ihnen die Maske vom Gesicht und legt das Gericht über sie in ihren eigenen Mund. Daher die Unwilligkeit und Unfähigkeit zu rechter Antwort bei denen, die den Herrn eben nicht an ihr Herz und Gewissen heranlassen wollen. Sie wollen nicht aus ihrem

eigenen Munde gerichtet sein. O nimm doch Sein Fragen zu Herzen! Weigere dich der Antwort nicht, wenn Er andringt an deine Seele: Ist das auch recht? Was suchest du? Was willst du, daß Ich dir thun soll? Willst du gesund sein? Was dünkt dich um Christo? Weißt du, was Ich dir gethan habe? Hast du Mich lieb? — Solche und ähnliche Fragen laß dir durchs Herz und Gewissen gehen und gieb Ihm die Antwort drauf, die sich gebühret.

Und nun, wie steht es mit unsern Fragen an Ihn? Es ist ein Gerichtswort über fürwitzige, ungläubige und boshaftige Frager, daß „von dem Tage an Niemand hinfort Ihn fragen durfte." Seine Jünger ging das nicht an. Von ihnen hat Er eben in jener Leidenswoche noch recht fleißige und andringende Fragen gewünscht über Seinen Hingang zum Vater und dessen Bedeutung (Joh. 16, 5). Und Er ist auch noch fleißig gefragt worden über Seine Zukunft und der Welt Ende (Matth. 24, 3) und über den Weg und das Ziel Seines Hingangs (Joh. 13, 36; 14, 5). Durch Sein ganzes öffentliches Leben hindurch ist es Ihm ja immer eine Freude gewesen, redlichen Suchern Red und Antwort zu geben von jenem ersten: „Wo bist Du zur Herberge?" bis zu den letzten Fragen der forschenden Jünger. Und wie viele unverständige, peinliche Fragen hat Er mit aller Geduld und Liebe getragen seit jenem Wort der Mutter im Tempel? Ja wie viele feindselige, boshafte Fragen hat Er sich gefallen lassen von Seinen Feinden und sie beantwortet, ihr Böses mit Gutem vergeltend und ihrer Schalkheit und Arglist mit dem offenen, klaren Lichtstrahl Seiner Gnade und Wahrheit begegnend!

Hier nun aber ist von einem Zeitpunkt die Rede, da man Ihn nimmer fragen darf! Und wenns ein Pilatus und Herodes wäre, es giebt ein: „Bis hieher und nicht weiter!" Der Herr antwortet ihnen nicht mehr! Das ist ein Vorspiel des Gerichts. Da werden alle Fragen verstummen müssen und Niemand mehr zum Heil und Leben eine Antwort von Ihm haben! Darum wollen wir doch heute dankbar und treulich das selige Vorrecht benützen, Ihn fragen zu dürfen in Seinem Wort, im Gebet, im Unterricht mit der zuversichtlichen Erwartung: Ehe sie rufen, will Ich antworten, wenn sie noch reden, will Ich sie hören!

Jesus der Herr in Mitten seiner Feinde.

Wie die scheidende Sonne noch einmal ihre ganze Kraft zusammen zu nehmen scheint, wenn sie durchs Gewölk blitzt und mit ihrem Feuer Alles in Purpur und Gold flammen läßt, so zeigt der Herr, eben da Er zum Leidens- und Sterbensgang sich rüstet, noch einmal die ganze Majestät und Herrlichkeit Seiner gottmenschlichen Person. Dann zieht der Passionssturm herauf mit seiner Nacht und seiner Schmach, bis die Ostersonne wieder triumphirend durch die Wolken bricht und die Himmelfahrtswolke den Schemel Seiner Füße bildet.

Den Sadduzäern hat Er „das Maul gestopft", das leichtfertige, freche Lästermaul, das über Ewigkeit, Himmel und Hölle raisonnirt und abspricht und mit seiner eingebildeten Weisheit und seinem Zweifel alle Höhen der Offenbarung abzutragen sucht, um dem Fleische Raum zu machen. „Ihr irret und wisset die Schrift nicht." Keine Erkenntniß der Schriftwahrheit, keine Bekanntschaft mit ihr, keine Lust und kein Ernst mit ihr bekannt zu werden, in ihre Tiefen einzudringen, kein aufrichtiger Sinn, der die Verheißung hat, daß es Gott ihm gelingen läßt. Durchs Zeugniß der Schrift stopft der Herr solchen Leuten das Maul. Und wo sie dies Zeugniß nicht hören wollen und fort lästern, da hat Er Mittel und Wege und Mächte genug, es dennoch handgreiflich zu thun.

Aber kaum hat Er zur Linken die Sadduzäer abgewiesen, muß Er zur Rechten die Pharisäer und Schriftgelehrten zurückschlagen, die die Schrift ja wohl wußten, die Gott und Geist und Engel und Unsterblichkeit festiglich glaubten und doch des Herrn Jesu grimmigste Todfeinde waren. Hier haben wir Sein letztes Lehrwort an sie. Das folgende Kapitel im Matthäus enthält das Wehe über sie. Und das Nächste, was des Herrn Mund nach diesem mit ihnen geredet hat, war in der Morgenstunde Seines ersten Verhörs, da Er gebunden vor ihnen stand, als den Sohn des Hochgelobten sich bekannte und hinaus deutete auf Sein Kommen zum Gericht in den Wolken des Himmels.

Wie herrlich und majestätisch erscheint in diesem geschichtlichen Rahmen Sein Wort hier von Christus, dem Herren Davids, dem das Scheblimini des 110ten Psalms gilt: „Setze

Dich zu Meiner Rechten, bis daß Ich lege Deine Feinde zum Schemel Deiner Füße." Vom Ostermorgen an hat dies Wort angefangen in sichtbare Erfüllung zu gehen: Die Wachen am leeren Grab, das gebrochene Siegel, die Verwirrung im Lager der Hohepriester und Pharisäer, die Pfingstpredigt des Petrus, der ungebeugte Trutz des kleinen Häufleins, das Jerusalem mit dem verhaßten Jesusnamen erfüllt, der Sieg an Damaskus Thoren, der den besten und gewaltigsten aller Pharisäer, Saul von Tarsen, zu Jesu Füßen legt, — das sind so ein paar Strahlen von dem Sonnenglanze dieses Worts, das in ungebrochner Herrlichkeit durch die Welt schreitet. Nur drei Jahrhunderte und der Nachfolger des stolzen Cäsar Augustus beugt sich vor Ihm und ruft Ihn als seinen Herrn an im Leben und im Sterben!

Und die größten Mächte der Welt, vor denen auch die Höchsten in Ketten liegen, — Sünde und Tod, — sie haben nichts an Ihm. Welcher unter uns kann Ihn einer Sünde zeihen? Frei von der Sünde, bleibt Er auch Herr des Todes, mit voller Macht, Sein Leben zu lassen und Sein Leben wieder zu nehmen.

Wie stehts nun in unsrer eigenen Lebenserfahrung mit dem kurzen aber inhaltsreichen Wort: Christus der Herr? Wir bekennen Ihn ja doch, daß Er sei unser Herr, auf daß wir Sein eigen seien und in Seinem Reich unter Ihm leben und Ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Wie schlägt Seine Herrschaft durch gegen deine Sünde? frei von ihrer *Schuld*, ja das lässest du dir gerne gefallen; aber auch frei von ihrer *Macht*? Spürest du da auch Seine Herrschaft, daß die Sünde nimmer *herrsche* in dir, daß du vielmehr lebest mit Christo deinem Herrn und Seligmacher? Und was hast du an Ihm, deinem Herrn, gegen die Angst, die Lockung, die Trübsal und Wirrsal dieser argen und verkehrten Welt? Kannst du getrost sein in Ihm, Der die Welt überwunden hat? Und tröstest du dich Sein auch wider den letzten Feind, den Tod, wohl wissend und kühnlich glaubend, daß Jesus Christus dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat?

O was für ein seliges Wort, das auch unsre Feinde alle überwinden und über alle Noth und Anfechtung uns hinweghelfen könnte, wo wirs nur recht fassen und Ernst damit machen wollten, **Christus der Herr!**

Am neunzehnten Sonntag nach Trinitatis.

Doppelte Heilung.

Ein Kranker wird zum Herrn getragen. Mit viel Mühe und Noth wird der elende Mann durch alle Hindernisse hindurch endlich dem großen Arzt vor die Füße gelegt. Wo fehlts ihm? Er kann nicht stehen und gehen. Die Gicht hat alle seine Glieder gelähmt. So wird er zum Heiland gebracht und wir können uns wohl denken, was von Dem erwartet wurde, Der zum Blinden spricht: „Sei sehend" und zum Aussätzigen: „Sei rein" und zum Taubstummen: „Hephata" und zum Todten: „Stehe auf!" Aber kein Wort, das dem Leibe hilft, kommt zunächst aus dem Munde des Herrn. Er schaut ihn an. Er schaut das an ihm, was des Herrn Auge am liebsten schaut: Glauben! Eine ausgestreckte Hand, Ihn, den großen Helfer zu fassen und zu halten. Ein bittender, suchender Blick, bei Ihm Rettung zu finden von tiefem Schaden. Eine Unruhe und Kümmerniß des Herzens um das größte Herzeleid, das ein Mensch haben kann, die Schuld und Noth seiner Sünde; darauf das Heilandswort: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Ja das ist die nöthigste Gabe, die wir von Jesu haben müssen. Alles andre Helfen Seiner starken Hand ist ja nur ein Vorbild, oder eine Lockung zu dieser Hilfe: Laß dir von deinen Sünden helfen. Um der menschlichen Schwachheit willen hat Er freilich in vielen Fällen dem Leibe zuerst geholfen, ohne der Seele die heilende Hand aufzulegen. Ach sie war so selten bereit dafür und verlangend nach solchem Trost, wie ihn der Gichtbrüchige hier zuerst bekommen. Hier aber hat der Herr die Freude, ein nach Sündenvergebung hungerndes und dürstendes Gemüth zu finden und Er eilt, ihm den süßesten Trost entgegen zu bringen: „Dir sind deine Sünden vergeben." Das ist des Menschensohns Macht, auf Erden Sünden zu vergeben. Dazu ist Er in unser Fleisch gekommen, dazu ist Er in Gethsemane im Staube gelegen, dazu hat Er am Kreuze den bittersten, schmählichsten Tod geschmeckt, dazu ist Er aufgefahren und hat sich gesetzet zur Rechten des Vaters, dazu hat Er

Seine Taufe, Sein Abendmahl, Sein Friedenswort aufgerichtet auf Erden, daß „hie all Sünd vergeben werden."

Das ist nun die stille, verborgene Heilandskraft, die ohne viel Rumor ihren Friedens- und Segensgang durch die Sünderwelt geht, des Schwachen wartet, die Kranken heilet, das Verwundete verbindet, das Verirrte holet und das Verlorene suchet. Dank sei dem treuen Seelenarzt!

Aber dieser Arzt ist ein Helfer für Leib und Seele. Die Seinen sollen von Ihm rühmen: Mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Und Er versichert sie, daß Er gekommen, daß sie Leben und volle Genüge haben sollen. Er ruhet nicht, bis das Loblied des Psalmisten auf den Lippen der Seinigen ist: „Lobe den Herrn meine Seele — Der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen, Der dein Leben vom Verderben errettet, Der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit."

Ja auch dem elenden, nichtigen Sündenleib will der Herr der Herrlichkeit helfen aus seinen Plagen, seinem Tod, seiner Verwesung. Er soll ähnlich werden Seinem verklärten Leibe. Die Krücke, das Schmerzensbettlein, die Bahre soll er dahinten lassen und springen und schweben in einem neuen Leben, in ewiger Freude und selgem Licht! — „Vergebung der Sünden — Auferstehung des Fleisches" — das sind auch zwei Stücke, die Gott der Herr fest zusammengebunden hat und Niemand soll sie scheiden.

Die Sünden sind vergeben.

Wenn sonst ein Leidender zum Herrn gebracht wird und Er hat Sein rettendes Wort gesprochen, so heißt es beim Aussätzigen: er ward rein; und beim Blinden: er ward sehend; und beim Taubstummen: alsbald thaten sich seine Ohren auf und das Band seiner Zunge ward los und redete recht; und beim Todten: er stand auf. Gerade so gewiß und wahrhaftig heißt es bei dem trostsuchenden Sünder: „deine Sünden sind vergeben." Das ist das Herrlichste in dieser Geschichte: die felsenfeste Gewißheit der Sündenvergebung als einer wahrhaftig gegebenen und wahrhaftig empfangenen Gottesgabe, eine Gewißheit, die der Heiland als unanfechtbar vertheidigt gegen alle pharisäische Anklage und Bemäkelung.

Ja, Gott sei Lob und Dank, es giebt eine selige Gewißheit der Sündenvergebung im Herzen des Christen. Er soll und kann ihren Frieden und ihre Freude ungezweifelt besitzen und genießen. Die Werklehre mag sich dagegen sperren, so viel sie will; die Kirche des lautern Evangeliums freut sich derselben und preist sie als ihr köstlichstes Gut. Das Heilandswort: „Sei getrost, mein Kind," spricht diese Gewißheit klar und deutlich aus. Wie kann der Sünder getrost sein und der Abtrünnige sich seiner Kindschaft freuen, wenn ihm über die Gewißheit der Vergebung der geringste Zweifel bliebe? An dem sichtbaren Erfolg des leiblichen Heilungsworts beweist der Heiland den krittelnden Feinden die Wirklichkeit der von Ihm ertheilten Sünden-Vergebung. Und wie rühmen und preisen die Kinder Gottes sonst in der Schrift die Gewißheit der erfahrnen Gnade! Der mit schwerer Schuld beladene, bußfertige David fleht um einen neuen gewissen Geist. „Der Herr allein machet das Herz gewiß." Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht. Paulus bleibt dabei: „Ich weiß, an welchen ich glaube und bin gewiß, daß weder Tod noch Leben — uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn." Dieselbe Sprache legt das Bekenntniß unsres kleinen Katechismus dem gläubigen Christen in den Mund: „Jesus Christus — mein Herr, Der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat — von allen Sünden — — das ist gewißlich wahr." Und wiederum im dritten Artikel: „In welcher Christenheit Er mir und allen Gläubigen täglich alle Sünden reichlich vergiebt — das ist gewißlich wahr." Und was für ein köstliches Echo dazu geben die Lieder der Kirche! Selnecker singt: „Du heißt mich Dir vertrauen, selig willst machen mich, auf Dich will ich nun bauen, Du bist mein Zuversicht. Es komm Teufel, Welt, Sünd und Tod, es komm der Höllen Pforten, ich will fürchten kein Noth." Paul Gerhardt: „Nun weiß und glaub ich feste, ich rühms auch ohne Scheu, daß Gott der Höchst und Beste mir gänzlich günstig sei. — Nichts, nichts kann mich verdammen, nichts nimmet mir mein Herz. Kein Urtheil mich erschrecket, kein Unheil mich betrübt, weil mich mit Flügeln decket mein Heiland, Der mich liebt."

Solche Gewißheit kommt freilich Keinem, der nicht von Herzen um die Vergebung seiner Sünde bekümmert ist und von seiner Sünde los sein möchte. Sie kommt Keinem, außer

durch Gottes Wort, als Gottes That. Dazu hat Er das Amt der Versöhnung gestiftet, dazu dient Kanzel und Altar und Taufstein, diese Gottesgnade in Gottes Ordnung und nach Gottes Willen anzubieten, zuzueignen und zu versiegeln. Der durchs Wort geweckte Glaube allein kann sie haben und halten. Er vernimmt das Zeugniß des Geistes, daß wir Gottes Kinder sind.

Ueber Alles reich und kräftig ist die Wirkung solcher seligen Gewißheit. Die rechte Stärke zum Kampf wider und zum Sieg über die Sünde fließt aus ihr. Kein Einwohner der gnadenreichen Gottesstadt soll klagen und sagen: „Ich bin schwach." Denn das Volk, so drin wohnet, wird Vergebung der Sünden haben. Darum keine Schwachheit, sondern Kraft und Stärke in dem Herrn; eine dankbare Liebe zum Herrn, eine heilsame Scheu, den heiligen Geist zu betrüben, in welchem wir versiegelt sind; ein geduldiges, ja fröhliches Tragen des Kreuzes, das von Vaterhänden auferlegt ist, wohl wissend, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Die größte Macht auf Erden.

Das Evangelium klingt aus in einen Lobgesang und Preis Gottes, „der solche Macht den Menschen gegeben hat." Was für Macht? Die dort lobten und priesen und sich verwunderten, sahen ein Wunderwerk göttlicher Allmacht vor ihren Augen sich vollziehen: der Gichtbrüchige stand auf vom Bett der Lähmung und der Schmerzen und ging heim, gesund und munter. War das die Macht, von der sie rühmten? Die Macht, den Kranken gesund zu machen? Ist das die größte Macht auf Erden? Unser Evangelium sagt nein zu dieser Frage. Eine andre Macht war vorher entfaltet worden in dem ersten Heilandswort: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Dies Wort und seine Wirkung nennt der Herr Jesus selbst eine Macht, von der man auf Erden wissen, die man auf Erden erfahren solle: — „daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden die Sünden zu vergeben." Das ist die Macht, von der sie zuerst hörten und sahen; die Macht, an der dem Heiland am allermeisten gelegen. Sagen wirs grad heraus: die größte Macht auf Erden ist die Macht der Sündenvergebung.

Die größte Noth auf Erden, der mächtigste Feind, mit dem wir Menschen zu ringen haben, ist ja die Sünde. Von Adam an hat ihre reißende Fluth Alles überschwemmt. Kein Menschenherz, kein Menschenhaus, kein Volk, kein Land ist von ihr frei geblieben. Ihr Gift steckt in Allem. Und was für ein Gift! Den Tod hats in die Welt gebracht für Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit. Er ist nur der Sünde Trabant, und doch zittert Alles vor ihm, Alles muß ihm weichen. Warum? weil sie alle gesündigt haben.

Die Macht, welche Sünde und Tod bewältigen kann, das ist ohne Frage die größte Macht auf Erden. Aber wie kann man mit der Sünde fertig werden? Worin steht in Wahrheit die Macht über die Sünde, die Macht, die den Sieg über sie verbürgt? Sieh, was selbst der allmächtige Gott wider sie vermag mit seinem heiligen Gesetz, mit seinem gerechten Gericht. Er setzt den Tod auf sie. Sie ist doch da. Er läßt das Gesetz seine Blitzstrahlen gegen sie zucken: Du sollst nicht! Du sollst nicht! Sie ist doch da. Gott dräuet zu strafen alle die wider Seine heiligen Gebote thun. Sie thun doch dawider. Gott führt seine Drohungen aus. Er fegt mit der Sündflut das ganze Geschlecht vom Erdboden, bis auf die acht Seelen in der Arche. Aber so viele Sünder in der Sündfluth ersoffen sind, die Sünde ist mit in die Arche gekrochen, mit übers Wasser geschwommen, mit aus der Arche gestiegen. Und so in allen andern Gerichten über Häuser und Völker, die mit blutiger, feuriger Schrift in die Bücher der Geschichte eingezeichnet sind. Alle diese Offenbarungen heiliger Majestät sind wohl eine Gottesmacht wider die Sünde, aber nicht über die Sünde, so daß diese selbst damit getroffen und aus dem Mittel gethan würde. Gesetz und Gericht ist der Sünde nicht mächtig geworden, wohl aber die Gnade (siehe Röm. 5, 20; 7, 7–11; 8, 3), die in Christo Sünde vergiebt.

Die Macht Gottes über die Sünde ist — die Vergebung der Sünde. Nur durch Vergebung kann Sünde getilgt werden. Und diese Macht der Sündenvergebung ist in dem Gottmenschen Christo Jesu, an welchem wir haben die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. In keinem Andern ist dies Heil.

Nur in Ihm, o Wundergaben,
Können wir Erlösung haben,
Die Erlösung durch Sein Blut.

Und diesen Jesus, mit dieser Seiner Siegesmacht über die Sünde haben wir auf Erden bei uns in Wort und Sacrament. Da ist die Macht der Sündenvergebung offenbar, greifbar, fühlbar. Sie ist Macht auch über den Tod und bis in die Ewigkeit hinein reichend. Denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist, kraft dieser größten Macht, auch Leben und Seligkeit.

Wer kann Sünden vergeben?

Auch bei guter Schriftkenntniß findet man nicht selten eine merkwürdige Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit, die, obwohl sie ein oder das andere Stück der geoffenbarten Wahrheit mit aller Zähigkeit festhält, doch in der Hauptsache fehlt und nicht auf den rechten Grund kommt. So wars mit der Position der Schriftgelehrten in der Frage von Christo. „Davids Sohn" — war ihre richtige Antwort. Aber es war nur eine theilweise Antwort. Und in einer so wichtigen Sache ist eine nur theilweise Antwort ein Verschweigen und Verdecken der vollen Wahrheit und wird damit zur Wahrheitsfälschung. Aehnlich ist es mit der Frage: Wer kann Sünden vergeben? Man kann darauf, wie es die Schriftgelehrten thaten, eine theilweis ganz correcte Antwort geben. Aber wenn man eben nicht die ganze, runde Antwort der Schrift auf diese Frage giebt, wenn man irgendwo auf halbem oder viertels-Wege stehen bleibt, so mag man möglicher Weise einen grundstürzenden Irrthum haben anstatt der seligmachenden Wahrheit. Was ist nun die volle Antwort auf die obige Frage: Wer kann Sünden vergeben?

Wir sagen zunächst ganz im Einklang mit den Schriftgelehrten: Niemand, als allein Gott! Das ist die einzig richtige Grundstellung, von der wir ausgehen müssen. Sünde hat es immer und überall mit Gott selbst zu thun. Auch alle Uebertretungen der zweiten Tafel sind zugleich Sünden gegen die erste Tafel, gegen das allererste Gebot, wie Luthers Katechismus für Jung und Alt aufs klärlichste herausstellt. „An Dir allein hab ich gesündigt," ruft David in der Tiefe seiner Sündennoth. Und doch wußte er wohl, daß er auch Menschen gekränkt, geschädigt und geärgert hatte. Gott allein ists, von dem Vergebung kommen muß und alle menschliche Vergebung und Beruhigung über gethane Sünden hätte keinen Trost, so lange wir nicht Gottes Vergebung haben.

Aber auch Gott kann Sünde vergeben nur in Christo; nur durch den von Ihm erwählten und gesetzten Mittler. Schon im Alten Testament in all den Opfern und Versöhnungsanstalten hat es keine Vergebung, kein Uebersehen der Sünden (Röm. 3, 25) gegeben ohne Rücksicht auf Christum, der mit Opfer, Priesterthum und Sühne überall gemeint war. Er stand von Ewigkeit her vor Gottes heiligem Auge als der Gnadenstuhl, durch welchen im Glauben an Sein Blut Alle, die an Ihn glauben, Vergebung der Sünden haben sollen. Der gerechte, heilige Gott kann keine Sünde vergeben und austilgen ohne Rücksicht auf Sein Gesetz und dessen Ansprüche. Diese aber finden nur in dem Mittler Christo ihre Lösung und Befriedigung. Gott vergiebt Sünde in Christo allein, in dem Menschensohn, Der zugleich Gottessohn und Mittler ist.

Wiederum: Gott vergiebt Sünde in Christo durchs Wort. Keinen andern Weg hat Er zur Vergebung der Sünden für den Einzelnen gesetzt. Keine Vergebung ohne den Mittler, und keine Mittlergnade für den Einzelnen ohne die Gnadenmittel. Nicht durch mein Gefühl oder Einbildungskraft, nicht durch meine Bußthränen und Erneuerungs-Vorsätze, sondern durchs Wort allein, in welchem der heilige Geist mir Christi Gnade anbietet und zueignet, durchs Wort in der Predigt, in der Absolution, in der Taufe, im Abendmahl vergiebt Gott Sünde.

Und endlich: Gott kann Sünde vergeben, allein in Christo, und allein durchs Wort, und allein dem Gläubigen. Der Heiland hat die Versöhnung für unsre Sünden erwirkt. Das Wort verkündet sie und eignet sie dem Einzelnen zu. Und eben dieses Wort wirkt den Glauben, der die Vergebung annimmt und sich aneignet. Nicht der Gang zur Kirche, zu Gottes Tisch, nicht die äußere Thatsache des Getauftseins und des Hörens versichert uns des wirklichen Besitzes der Vergebung. Der Glaube allein hat sie und kann sie haben. Das ist Gottes Ordnung, eine Kette, an der kein Glied fehlen darf, sonst ist sie ganz durchbrochen: Gott allein vergiebt Sünde; Gott vergiebt Sünde allein in Christo; Gott vergiebt Sünde in Christo allein durchs Wort und Sacrament. Gott vergiebt Sünde in Christo durch Wort und Sacrament allein den Gläubigen. Das ist die einfache, volle, schriftgemäße Antwort auf die Frage der Schriftgelehrten.

Die größte Noth und die größte Hilfe.

Sprich zu meiner Seele: Ich bin deine Hilfe. So betet der Introitus dieses Sonntags. Und die Antwort darauf ist die gnädige Zusage des Herrn: Wenn sie schreien, so will Ich hören und sie erretten aus aller ihrer Noth und ihr Herr sein für und für.

An der Seele, nicht am Leibe, ist die Hilfe des Herrn am ehesten und am meisten nöthig. Das hat der Psalmist aus reicher Herzenserfahrung gewußt. Das hat der Herr, der Herzenskündiger, dem Gichtbrüchigen wohl angesehen. Während die Freunde den siechen, schmerzenden Leib vor den Herrn brachten zur Heilung und Linderung seiner Krankheit, bat das flehende Auge des kranken Mannes: „Sprich zu meiner Seele: Ich bin deine Hilfe! Meine Seele begehret Dein! Meine Seele ist krank, todtkrank; Du bist der Arzt, Der ihr helfen kann, und Du allein."

Es sind Wenige, die dem Jammer und Elend dieser Erde auf den Grund und die Wurzel sehen. Die Meisten bleiben bei dem stehen, was vor Augen ist. Wenn sie da Linderung und Hilfe schaffen können, sind sie zufrieden. Der Herr aber siehet das Herz an. Dort fehlts. Er weiß, was im Menschen ist, ohne daß Ihm Jemand etwas zu sagen bedurft hätte. Bei allen Seinen Heilungen ist es immerdar Sein Ziel, ans Herz zu kommen. Daß Er nicht immer grad darauf los gehen kann, daß Er oft erst auf mancherlei Umwegen leiblichen Wohlthuns an die Seele kommen kann, daran ist eben das harte, gottentfremdete, unnahbare Menschenherz schuld. Er findet es meist nicht bereit, Seine Hilfe an der Seele zu empfangen.

Der Gichtbrüchige im Evangelium hat davon eine schöne Ausnahme gemacht. Er hat seine größte Noth kennen gelernt. Er hat nach der größten, nöthigsten Hilfe begehrt. Seine Schuld sollte vergeben werden. Seine Herzensangst sollte von ihm genommen und er darin getröstet werden. Da hats der Herr gar fein getroffen mit Seinem allmächtigen Trostwort: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Ja, das ist und bleibt die größte Noth, unsre Sünde. Sie schlummert unter Allem. Sie vergiftet Alles. Sie greift

nach Allem. Sie macht einen David und Petrus zu Schanden. Keine Säule so groß und stark, sie kann sie stürzen.

Gegen diese größte Noth giebt es nur Eine Hilfe: Das Wort der Vergebung aus Jesu Munde. Keine andre Macht auf Erden richtet etwas aus gegen diese Noth als das Gnadenwort der Absolution. Gottes scharfes Gericht mag den Sünder niederschlagen und Leib und Seele verderben in die Hölle. Damit ist ja freilich der Sünder gerichtet und die Gerechtigkeit Gottes erwiesen und bestätigt. Aber von der Sünde ist durchs Gericht doch am Ende nicht geholfen. Denn auch im Gericht und nach dem Gericht bleibt der Sünder ein Sünder und die größte Noth, nach wie vor, die unvergebene Sünde. Selbst das heilige Gesetz Gottes schafft keine Hilfe wider diese größte Noth. Es straft die Sünde. Es bringt Erkenntniß der Sünde. Es spricht sein „schuldig" über den Sünder. Aber Heilung hat es nicht. Nicht eine Sünde kann es uns abnehmen. Nicht ein Wort des Trostes kann es uns ins Herz legen. Es hat schlechterdings keine Hilfe in der größten Noth.

Aber Jesus, der Sünderheiland, spricht zu unserer Seele: Ich bin deine Hilfe, — die einzige, die kräftige, die ewige Hilfe in der größten Noth.

Am zwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Der Doppeleifer des Herrn Zebaoth.

Wir kennen Alle aus unserem Katechismus das gewaltige Schlußwort zum ersten Hauptstück: „Ich der Herr dein Gott bin ein starker, eifriger Gott, Der über die, so Mich hassen, die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, so Mich lieben und Meine Gebote halten, denen thue Ich wohl in tausend Glied." So hat auch der Prophet Jesajas eben da, wo er den größten Gnadenreichthum neben dem Gerichtsernst Gottes anzeigt, das Wort dabei: „Solches wird thun der Eifer des Herrn Zebaoth." Wie glüht und brennt dieser Doppeleifer des Herrn Zebaoth in dem Gleichniß vom königlichen Hochzeitsmahl!

Da ist der Eifer Seiner unaussprechlichen Gnade und Barmherzigkeit: „Meine Mahlzeit bereitet — mein Mastvieh geschlachtet — Alles bereit!" Alles was die heiligen, barmherzigen Gottesgedanken von Ewigkeit her zu unsrer Seligkeit geplant haben, hat Sein Eifer ausgeführt. Für Menschengedanken mags lange geschienen haben, bis die Erfüllungsstunde schlug und der Verheißene kam. Aber in Gottes Rath war durch alle die Jahrhunderte der Patriarchen und Richter und Könige hindurch der brünstige Eifer da, das Heil zu bereiten und in die Geschichte einzuführen, sobald es nur möglich war. Nichts, gar nichts hat der Eifer Seiner Liebe zurückbehalten. Den einzigen Sohn hat Er vom Vaterherzen hergegeben in die Krippe, ans Kreuz, ins Grab hinein. Solches hat gethan der Eifer des Herrn Zebaoth. Und als Alles dieses geschehen war, da trieb Sein Eifer die Boten hinaus von Jerusalem bis an der Welt Ende: Sagets, sagets! Rufet laut! Tragt es von Gasse zu Gasse, von Stadt zu Stadt, von Volk zu Volk. Ladet zur Hochzeit! Nöthigt sie hereinzukommen! Richtet meinen Auftrag fein sorgsam und genau aus! Sagts ihnen, wie Ichs euch gesagt! Geht wieder und wieder! „Haben sie es nicht gehöret? Fürwahr, es ist ja in alle Lande ausgegangen ihr Schall und in alle Welt ihr Wort." Solches hat gethan der Eifer des Herrn Zebaoth.

Aber derselbe Eifer des Herrn schlägt auch flammend auf wider alle diejenigen, die der Gluth Seiner Liebe ein hartnäckiges, muthwilliges Widerstreben und Verachten entgegensetzen. Er thut Alles fein zu seiner Zeit und fein gründlich. So ernst Ihm die Ladung war, so ernst ist Sein Zorn über die Verächter. Es ist kein unthätiges schwaches Gefühl der Kränkung, sondern er bricht los in Donner und Blitz des Gerichts gegen „diese Mörder". Auf Sein Geheiß marschiren Roms stolze Legionen; mächtig dröhnt ihr eiserner Schritt heran und tritt Alles vor sich nieder. Umgebracht! Angezündet! Feuer und Schwert über sie! Solches thut nun der Eifer des Herrn Zebaoth.

Und noch ist Sein Eifer nicht erschöpft! Er glüht für Alle, daß sie kommen. Er brennt in Zornesflammen wider die, so draußen bleiben. Aber wenn nun die Tische voll und die Gäste gesetzt sind, da treibt den König Sein Eifer hinein, die Gäste zu besehen. Er will Seine Freude haben an denen, die gekommen sind und an Seiner Freude sollen alle seligen

Engel mit Antheil haben. Aber im Hochzeitskleid will Er beim Hochzeitsmahl die Gäste finden. Darüber wacht Sein Auge mit heiligem Eifer. Wehe dem, an dem es keinen solchen Schmuck findet! Umsonst suchte er unter den Tausenden sich zu verbergen. Das Königs-Auge trifft ihn. Seine Frage zerschmettert ihn. „Wie bist du hereingekommen, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?" Kein Glaubens- und Gerechtigkeits-Kleid, wie es vor Ihm bestehen kann. Und statt des eindringlichen, liebreichen Herein! das der König auch diesem argen Gast zugesandt, tönt jetzt das schreckliche Hinaus! in seine Ohren, — „hinaus in die äußerste Finsterniß, zum Heulen und Zähneklappen!" Solches wird thun der Eifer des Herrn Zebaoth.

Verächter der Gnade.

Ein reiches, liebliches Bild der Himmelreichs-Gnade malt das Gleichniß von der königlichen Hochzeit. Da wird zur Hochzeit gerufen. Das ist ja gewiß ein Freudenruf, dem das Menschenherz sonst froh entgegen kommt. Das Himmelreich ist Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. Und weiter ist eine Hochzeit ein Bild der innigsten, seligsten Vereinigung. Braut und Bräutigam werden dadurch wirklich und völlig Eins, vor Gott und Menschen. Der Bräutigam ist der Königssohn. Von der Braut sagt das Gleichniß nichts, nur von den Gästen. Aber das sagt uns die Schrift, daß der himmlische Königssohn unsre menschliche Natur an Sich genommen und Sich also auf ewig mit uns verbunden hat: „Gottheit und Menschheit in Einem vereinet," der wahrhaftige Gott Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein. Und zu der Versammlung derer, die den Segen und die Freude dieser Vereinigung genießen sollen, sind wir geladen. Deutlich, ausdrücklich geht diese Ladung durch besondere Knechte an alle: „Saget den Gästen — Alles ist bereit — kommt zur Hochzeit." „Gott hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christus Statt, denn Gott vermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christus Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott." Und diese Boten gehen aus abermal und abermal. Der königliche Hochzeitbitter hält an und aus mit

wiederholter Ladung. Und wo Gäste kommen, da finden sie im Vorzimmer des Saals das Ehren- und Feierkleid, das sie zur Hochzeit würdig schmücken soll. Auch das wird den Gästen angeboten. Sehet da die reiche Gnade, wie sie Zug für Zug im Gleichniß sich entfaltet.

Aber wie wird sie angenommen? Sie verachteten das und gingen hin, — auf den Acker, an das Tagewerk, an die Handierung, in den Staub und Schmutz des Erdenlebens hinein. Und da die himmlische Liebe sie daraus hervorlocken und herausziehen will, werden sie unwillig und widerwärtig und stellen der Gnade den Widerstand des Hasses und Hohnes, des Trotzes und der Gewalt entgegen. Die Leute, die von der Gnade nichts wissen und zum Himmelreich nicht kommen wollen, mögen noch so harmlos und unschuldig drein sehen, es schlummert im Grunde ihrer Herzen eine Abneigung und Feindschaft gegen die Gnade Gottes, die in hellen Flammen herausbricht, wo ihnen der Herr näher rückt und ihnen Seinen Eifer um ihre Seele zu schmecken giebt. „Laß mich in Ruhe," heißt es im Anfang. „Ich mag Dich nicht, ich hasse Dich, hinaus mit Dir," heißt es am Ende.

Und das sind nicht die einzigen Verächter. Der Gast, der sich ohne Hochzeitskleid hinein gedrängt an die festlichen Tische, hat auch des Gastgebers Gnade und Gabe verachtet. „Was brauch ich das fremde Kleid? Mein eigenes ist gut genug. Ich bin voll und habe gar satt. Was für ein Umstand, hier noch die Kleider zu wechseln!" Welcher Trotz und Selbstgenügsamkeit so recht unter den Augen des Königs selbst! Wie wenig hat doch der Mann seines Königs Ruf und seinen eigenen Zustand erkannt und verstanden! „Denn vor Dir nichts gilt, als Dein eigen Bild." Und: „Christi Blut und Gerechtigkeit das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd eingehen."

Haß um Liebe.

„Dafür, daß Ich sie liebe, sind sie wider Mich. Sie beweisen Mir Böses um Gutes und Haß um Liebe." Das ist die traurige Erfahrung, die der gnädige Gott tausendfach an denen macht, die Er mit Seiner reichen Gnade heimsucht. „Haß um Liebe," — wie schmerzlich und schmählich das klingt!

Siehe da die Liebe, die in dem Gleichniß vom Hochzeitsmahl uns vor die Augen gemalt wird! „Ein König, der seinem Sohne Hochzeit machte.“ Das ist die große, grundlegende Thatsache des Himmelreichs. Für den himmlischen Königssohn wird eine Braut gesucht und gefunden. Der Bund wird geschlossen, der Gottheit und Menschheit in Einem vereinet. Eine Gemeinschaft, die den wahren Gott hinein führt in alle Tiefen menschlicher Schwachheit: in die Krippe, an der Mutter Brust, in Hunger und Durst, in Leiden, Bluten, Sterben, ja ins Gericht, das über die Menschheits-Sünde ergeht. Und wiederum eine Gemeinschaft, die den wahren Menschen hinauf und hinein nimmt in alle Höhen und Weiten göttlicher Majestät und Herrlichkeit, zur Rechten des Vaters, und bei den Seinigen alle Tage bis an der Welt Ende. O der wundersamen Liebe, die allen Menschenjammer und Noth zusammengebunden hat mit dem lebendigen Gott, Der da spricht: dein Gebrechen, dein Elend, deine Sünde ist Mein und Meine Gerechtigkeit, Mein Leben, Meine Seligkeit ist dein! Gnadenreicher Bund zu unser aller Heile! Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden — so sprechen wir fröhlich und dankbar auch hier. Gott ist es selber, der Seinem Sohne solche Hochzeit macht. Es ist Sein eigen Thun. Gott fügt es also zusammen.

Und schaue weiter Seine Liebe in dem Ernst und Eifer, in der Dringlichkeit Seiner Einladung. Wie die Liebe solche Hochzeit bereitet hat (— „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Ihm selber —“) so ist es auch die Liebe, die zur Hochzeit lädt: Er hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung, so sind wir nun Botschafter an Christus' Statt, denn Gott vermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christus' Statt: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Wie ausführlich und vollständig wird den Boten ihre Botschaft mitgegeben: „Saget den Gästen“ u. s. w. Es soll keinen Fehler dabei geben, ja nichts vergessen werden. Und da das Botenwort nicht alsbald angenommen wird, muß es wiederholt werden: „Abermal!“ — „andere Knechte“. Es ist eine unermüdliche Liebe, die Alle bei der Freude und Seligkeit jenes Gnadenbundes haben möchte.

Und diese Liebe erntet eitel Haß; Haß bei denen, die nicht kommen und Haß bei solchen selbst, die äußerlich kommen. Das Erste ist ja schrecklich klar in den Worten des

Evangeliums gezeichnet. Es heißt freilich Anfangs nur: „sie wollten nicht kommen.“ Acker und Handierung war ihnen lieber und wichtiger. Aber wie wahr ists: der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft! Fleischlich gesinnet sein ist eine Feindschaft wider Gott! Das Ergreifen der Knechte, ihr Verhöhnen, ihre Ermordung sind nur die reifen vollen Früchte jenes Nichtkommenwollens, jenes Verachtens. Die tiefgewurzelte, herzgründliche Abneigung gegen Gottes Heil und Gnade ist bei Allen dieselbe, wenn auch nur „Etliche“ zu gewissen Zeiten bis zu jenem Aeußersten fortschreiten.

Aber Haß um Liebe auch bei dem, der da kommt und ohne ein hochzeitlich Kleid sich eindrängt in den Hochzeitssaal! Auch der ist im Grunde feindlich gesinnet wider den ganzen Gottesrath in diesem Hochzeitsbund. Zu stolz, das dargebotene Festkleid anzuziehen; oder zu liederlich und fleischlich, es anzubehalten? Wir wissen nur, er hat es nicht an! Und das ist sein Fehler, sein Verderben. Anziehen und anhaben müssen wir das hochzeitliche Kleid: „Christi Blut und Gerechtigkeit.“

Ihm Haß um Liebe geben? Wer das thut, soll auch wissen, was der Viel-Liebende und Viel-Gehaßte spricht:

Alle die mich hassen, lieben den Tod!

„Nicht werth“.

„Die Gäste warens nicht werth.“ Das war der traurige Spruch des himmlischen Königs, der Seinem Sohne Hochzeit machte und dessen freundlich-dringende Ladung so schnöde verachtet worden war.

Freilich, es giebt ein „nicht werth“, das zur Hochzeit des Königssohnes gerade geschickt und tüchtig macht. Wenn der demüthige und doch so glaubensstarke Hauptmann von Kapernaum sagt: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehst“ — da sagt der Herr von ihm und seines gleichen: „Sie werden kommen und zu Tische sitzen im Reiche Gottes mit Abraham, Isaak und Jakob.“ Wenn der Erzvater Jakob in tiefer Beugung und Beschämung von sich bekennt: „Ich bin zu geringe aller der Treue und Barmherzigkeit, die Du an Deinem Knechte gethan hast,“ so wendet sich der Herr erst recht zu ihm und hält die segnende Hand über seinem Haupte.

Wenn David spricht: „Herr, wer bin ich und was ist mein Haus, daß Du mich bis hieher gebracht hast!" so ist er gerade auf dem Höhepunkt seiner Stellung im Reiche Gottes. Wenn Petrus vor dem Meister auf die Kniee sinket und spricht: „Herr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch," da ist er näher am Herzen des himmlischen Hohepriesters, näher dem eigentlichen Mittelpunkt des Reiches Gottes, als wo er sein eigenes Opfern und Verdienen abwägt in der bekannten Lohnfrage: „Wir haben Alles verlassen, Herr, und sind Dir nachgefolgt, was wird uns dafür?" Wenn Paulus sich den allergeringsten unter den Aposteln nennt, und nicht werth, daß er ein Apostel heiße, so steht er eben dabei im vollsten Genuß und in der vollsten Kraftentfaltung himmlischer Gaben und darf, fast in Einem Athem, dazu setzen: „Ich habe mehr gearbeitet, als sie Alle."

So giebt es also ein „nicht werth", das reichen Gottessegen bei sich hat, das den geladenen Gast nicht ausschließt vom Himmelreich, sondern im Gegentheil recht wohl dazu bereitet, ja ihn eben geschickt und tüchtig dazu macht. Es ist der Geist rechtschaffener Beugung und Buße vor dem Herrn. Es ist der Sinn des reumüthigen Sohnes, der sich aufmachen und zu seinem Vater gehen und sagen will: „Vater, ich habe gesündigt, — ich bin hinfort nicht werth, daß ich dein Sohn heiße." Wir wissen ja, was des Vaters Antwort gewesen. Der Gast war hochwillkommen. Der Platz am Tisch, das neue Festkleid, der Ring am Finger, die hohe Festfreude, Alles war sein. Und Alle, die aus solcher wahren Herzensbeugung und Buße kommen, haben die Verheißung: „Sie werden mit Mir wandeln in weißen Kleidern, denn sie sinds werth."

Nun aber, im Munde des himmlischen Gastgebers und Hochzeitbitters, ist es ein furchtbar schmerzliches Wort: „Die Gäste warens nicht werth!" — nicht werth, daß man die Mahlzeit für sie bereitet, nicht werth, daß man die Einladung nach ihnen gesandt, nicht werth, daß man so unendlich viel Geduld mit ihnen gehabt. Als Gott der Herr den Plan der Hochzeit machte, als Er Alles dazu bereitete, als Er dann Boten um Boten aussandte, die Gäste zum Feste zu bitten, da hatte Er sie ja freilich in Seiner grundgütigen Liebe und Erbarmung werth geachtet Seiner höchsten Liebe, Seiner theuersten Gaben. Den eingebornen Sohn hielt Er nicht zu theuer; Er gab Ihn für

sie hin in schmählichen, schmerzlichen Tod. Er erfüllte reichlich das Wort Seiner Verheißung: „Weil du so werth bist vor Meinen Augen geachtet, mußt du auch herrlich sein und Ich hab dich lieb. Darum gebe Ich Menschen an deine Statt und Völker für deine Seele." (Jes. 43, 4.)

Solcher köstlichen Werthachtung von Seiten Gottes steht nun gegenüber die eigene Selbstverwerfung derer, die Seine Gnade nicht wollen. „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden. Nun ihr es aber von euch stoßet und achtet euch selbst nicht werth der Gnade Gottes, — siehe so wenden wir uns zu den Heiden." Mit solchen Worten und mit solcher That hat Paulus später dieses Gleichniß praktisch ausgelegt. (Ap.-Gesch. 13, 46.)

Wer Gottes Gabe nicht werth achtet, dem geschieht nach Gottes Maß: „Wer mich verachtet, den will Ich wieder verachten. Er ist nicht werth Meiner Gaben und Gnaden. Ich bin des Erbarmens müde!"

Komme, wie du bist, aber Bleib nicht, wie du bist.

Ein reicher Tisch, eine warme, weitherzige, unterschiedslose Ladung an Alle, — das ist es, was uns der erste Theil des Gleichnisses vom Hochzeitsmahl vor Augen stellt. In göttlicher Ordnung war freilich zuerst und zunächst Israel geladen. Und eine Zeit lang mochte es scheinen, als ob diese Ladung auf das Haus Israel beschränkt bleiben sollte. Hat doch der Herr selbst Seinen Jüngern die Instruktion mitgegeben bei ihrer ersten Aussendung: „Wandelt nicht auf der Heiden Straßen und gehet nicht in der Samariter Orte!" Ja, der armen Cananäerin hat Er den abweisenden Bescheid gegeben: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel." Aber das war doch nur eine zeitweilige Schranke. Mit der Vollendung Seines hohepriesterlichen Werkes mußte sie fallen. „Wenn Ich erhöhet werde von der Erde, will Ich sie Alle zu Mir ziehen." Schon bei der ersten Berufung in Israel galt die himmlische Botschaft Allen, die sie hören wollten: Böse und Gute, wen sie fanden, und wie sie sie fanden, sollten von den ladenden Knechten herein geführt werden. Da ist kein Ansehen der Person, kein Unterschied.

Ein Schächer darf kommen neben Nikodemus und Joseph von Arimathia, den achtbaren Rathsherren; ein Saulus neben Johannes und Nathanael; Sünder und sogenannte „Gute", Rechtschaffene neben und unter einander. „Ich will heimsuchen die Fürsten und Königs Kinder und Alle, die ein fremd Kleid tragen," — so hat der Herr schon im Alten Testament verheißen (Zeph. 1, 8). So geht Seine Ladung an Alle: Komm wie du bist! Heranziehen will Er Alle zur Gemeinschaft Seines Reiches. Aber Er will mehr als das: Hereinziehen in die Einheit Seines Geistes und Wesens will Er Alle, die geladen sind. Darum, wenn es auch in erster Linie ohne Schranke gilt: Komm, wie du bist! so gilt es ebenso fest: Aber bleib nicht wie du bist! Laß dich nicht bloß heranziehen zur Hochzeitstafel, sondern herein in des Himmelreichs selige Gemeinschaft.

Unter die geladenen Gäste tritt der himmlische König mit scharfem Aug und prüfendem Blick. Er geht hinein, die Gäste zu besehen. Da trifft Er einen, der kein hochzeitlich Kleid anhatte und spricht zu ihm: Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? Hereingekommen ist der Mann, aber wie? Und wie sitzt er nun da? — Den Ruf, die Einladung hat er angenommen, aber das ihm angebotene Kleid hat er verachtet. Den Genuß, die Ehre des königlichen Hochzeitsmahles will er mit empfangen, aber die Bedingungen dieses Empfangens will er nicht erfüllen. Im Vorzimmer ward den Gästen das Feier- und Ehrenkleid zum Mahl dargeboten. Da mußte das Eigene herunter, das neue mußte angezogen werden. Das wollte er nicht. Er wollte bleiben, wie er war. Die Umkleidung erschien ihm unnöthig, oder beschwerlich, oder demüthigend. Kurz, er hat sie sich nicht gefallen lassen. Vor den Augen der Knechte und wohl auch der andern Gäste hat er so hinein schlüpfen können. Vor des Königs Augen kann er nicht verborgen bleiben. Der hält ihm seinen unziemlichen Aufzug scharf und deutlich vor: „und hast doch kein hochzeitlich Kleid an." Und der Grundtext deutet an, daß der König das dem Betreffenden ins Bewußtsein schiebt und ihn dafür verantwortlich macht: „Und weißt doch, daß du kein hochzeitlich Kleid an hast." Freundlich lockt des Königs Ruf Alle: Komm, wie du bist! — aber ernstlich warnt er: Bleib nicht, wie du bist! Laß dich erneuern durch Buße und Glauben nach Christi Bild!

Am einundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Glauben und Glauben ist zweierlei.

Da kommt ein Mann aus hohen, gottentfremdeten Kreisen zu Jesu von Nazareth geeilt, mit der flehentlichen Bitte: „Komm hinab nach Kapernaum, ehe denn mein Kind stirbt." Vom Sterbebett des Kindes hat er sich losgerissen; allen andern Helfern hat er den Abschied gegeben; bei Jesu allein steht noch seine Hoffnung auf Hilfe. War das nicht Glaube? Gewiß ist, daß der Herr Jesus nicht zufrieden war mit diesem Glauben. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." Das war ein scharfes, schneidiges Urtheil über den „Glauben", in dem der arme Vater zum Herrn gekommen war. Es ist im Grunde kein Glaube, was du mitbringst. Du willst etwas sehen, nicht glauben. Nicht sehen und doch glauben, das ist die Sache. Das solltest du lernen, lieber Vater. So ists den Menschen tausendmal zu thun um die Gabe, die Hilfe, nicht um den Herrn selbst. So, gerade **so** soll Er kommen; und kommt Er nicht so, so ists mit dem Glauben und Vertrauen dahin; man läßt die Flügel hängen. Ist das Glaube?

Aber will denn der Herr wirklich nicht helfen? Sollte der arme Vater in seiner Herzensangst umsonst zu Ihm gelaufen sein? — Wo bleibt Sein Wort: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan?" Ei freilich will der Herr helfen, aber in Seiner eigenen Weise, nach Seinen Gedanken und Seinen Wegen, — und dabei so, daß es unsrerseits heißen soll: Dein Glaube hat dir geholfen.

Der Mann hält fest am Herrn, als wäre er beim alten Erzvater Jakob in die Schule gegangen und hätte von ihm gelernt: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." So kriegt er denn das kurze, wundersame Wort, das Alles in sich trägt, was er vom Herrn erbeten hat: „Gehe hin, dein Kind lebet." Und dieses Wort giebt ihm ja die Kraft, von der Johannes kurz und nachdrücklich, wie voll Erstaunen schreibt: Der Mensch glaubte dem Wort und ging hin. Derselbe Mensch, der eben das Zeichen sehen wollte, glaubte dem

Wort ohne Zeichen. Derselbe Mensch, der den Herrn mitgehen machen wollte, ging ohne den Herrn, allein mit Seinem Wort. Fürwahr, das ist ein andrer Glaube als der, mit dem er erst zu Jesu gekommen war. So kam die Hilfe des Herrn ohne ein Schauen fürs Auge durch das allmächtige Wort. In dieses Wortes Kraft hatte der Herr überschwänglich gethan über des Vaters Bitten und Verstehen. Es war ihm vorangeeilt ans Krankenbett des Kindes nach Kapernaum, und was Er gesprochen, dort geschahs; was Er geboten, dort stands da; das Kind lebet!

Seht, so kommt der Herr, im allmächtigen, lebendigen Wort. Wie reich macht uns das! Wir möchten wohl auch oft wünschen, der Herr stünde leiblich vor unsern Augen, und ginge sichtbarlich an unsrer Seite, und faßte handgreiflich unsre Noth an. Er thuts nicht, sondern behandelt uns grad, wie den Königischen zu Kapernaum. Geh hin, sagt Er, da ist mein Wort! Und was für ein Wort, das wir haben! War der Königische reich und glücklich mit dem Wörtchen, das er dort als Zehrung, Reisepaß und Wanderstab mit auf den Weg bekam, wie reich sind dagegen wir! Worte des ewigen Lebens, Worte der Rettung aus tiefster Seelennoth haben wir aus Seinem heiligen Munde. Und Seine Worte versiegelt in Seinen heiligen Sacramenten, dem Einzelnen zugeeignet zur gewissen persönlichen Versicherung: Es gilt mir!

Wohlan denn, frisch auf den Weg mit Seinem Wort und feste Tritte gethan im kindlichen Glauben dran. Wenn wir einmal heim kommen ins Vaterhaus, wird auch unser Glaube zum Schauen werden und von allen Seiten wird uns der Gruß entgegen tönen: „Willkommen zum Leben, zum ewigen seligen Leben!“

Die Zeichensucht.

Gar hart und scharf hat der Herr im Anfang den Königischen von Kapernaum angelassen: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Aber der Herr wußte wohl, warum Er so scharf sein mußte. Der unversöhnliche Gegensatz von Glauben und Schauen ist es, mit dem Ers da zu thun hat. Am Sehen-wollen krankt der Glaube hier unten, so lange es Glaubens Zeit ist. „Herr, komm hinab, und hilf meinem Sohne, denn er ist todtkrank.“ Wenn

des Herrn Fuß sich bewegt in der Richtung nach Kapernaum, dann will er Hoffnung und Zuversicht haben. Des Herrn Werk wird begehrt. Seine Gabe, das was durch Ihn bescheert und ausgerichtet wird, wird verlangt. Das ist ja meistens der Fall bei allen Anfängern im Glauben. Man will erst Seine Hilfe haben und genießen, ehe man sich derselben trösten und froh werden kann. Die Noth hat zu Ihm getrieben. Die Hilfe in der Noth soll glauben machen. Da werden, dem eigenen Herzen manchmal unbewußt, Bedingungen gestellt: Wenn das und das geschieht, eintrifft, dann will ich glauben, aber anders nicht. Der Glaube wird dem Schauen untergeordnet. Das kann und will der Herr nicht leiden. Solche Glaubensstufe muß Er in ihrer ganzen Schwachheit aufdecken, strafen und von ihr weiter führen.

Aber nicht bloß auf der Anfangsstufe des Glaubens finden wir solches Hängen am Sichtbaren. Gar häufig klebt es auch denen noch an, die schon weiteren Fortschritt im Glaubensleben gemacht haben. Das Verlangen nach dem Sichtbaren hängt dem natürlichen Menschenherzen an, so daß es nicht so leicht davon los werden kann. Das gilt besonders in unsern Tagen von so vielen Arbeiten am Bau des Reiches Gottes. Wo nicht ein gewisses Aufsehen gemacht wird, — mit Zahlen, mit Thalern, mit Kirchengebäuden, mit Missions-Unternehmungen, da glauben sie nicht. Der Sinn ist aufs Aeußere gerichtet. Diesem Sinne huldigt der Zeitgeist. „Siehe hie! Siehe da!" Das ist seine Loosung. Und wo es in dieser Weise nichts zu sehen giebt, da gilt auch das Christenthum nichts.

Auch ernsteren, nüchternen Christen will wohl manchmal bange werden über der Frage: Was sieht man denn eigentlich heutzutage vom durchgreifenden Einfluß des Christenthums auf den Gang der Welt- und Völker-Geschichte? Da wickelt sich Alles in so unchristlicher Weise ab. Die Politik treibt ihr herzloses Spiel, die Diplomatie ihr Geschäft, die Presse ihr Geschrei. Wo aber bleibt die Alles anfassende, erneuernde und verklärende Lebensmacht des Evangeliums? Wo bleibt sie an den Herzen der einzelnen Christen? Wie viele Schwache und Kranke sind überall unter uns? Und weil denn die arme Kirche solch ein Hospital ist, wendet sich der Hochmuthsgeist der sectirerischen Heiligen schmähsüchtig und verdammend von ihr ab. Er will andere Dinge sehen! Einen Acker ohne Unkraut, eine sichtbare Gemeine der Heiligen. Aehnlich gehts

den Missionaren draußen in der Heidenwelt. Sie sollen Regen schaffen, Kranke heilen, das Vieh gesund machen, — dann wollen sie glauben.

Demgegenüber gilt es zu lernen, daß die größte Gottesgabe und das größte Gotteswunder eben doch für alle Zeiten der Menschensohn selber ist. Ihn sehen, wie Er im Worte sich darstellt und dem Herzen sich zu schmecken und erfahren giebt, das ist der Christenglaube. Der ist aus dem Wort gezeugt und nährt sich dran und wehrt sich damit und beugt sich davor und gehorcht ihm und bleibt an ihm trotz aller Anfechtung.

Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Aber wir werden Ihn schauen von Angesicht und Seine Herrlichkeit mit Ihm, die wir an Ihn geglaubet haben.

Ein genesendes Haus.

„Herr Gott, Zebaoth, tröste uns, laß leuchten Dein Antlitz, so genesen wir," — diese Bitte des achtzigsten Psalms und die Hoffnung, die sich an die Bitte knüpft, findet im Evangelium vom Sohn des Königischen eine schöne Beleuchtung. Dreimal kehrt das Wort wieder in dem alten Psalm: Vers 4, Vers 8 und Vers 20. Die dort erflehte Erquickung und Genesung hat wieder und wieder erbeten werden müssen. Aber am Ende klingt der ganze Psalm aus in der festen, fröhlichen Hoffnung — „wir genesen". Sie behält das Wort im Schlußvers.

Ein genesendes Haus malt uns unser Evangelium vor Augen. Aber die Genesung fängt an mit schwerer Krankheit des geliebten Sohnes. Er lag todtkrank. Jenes Haus des Königischen hatte sein Gutes empfangen in dieser Welt. Es stand im Sonnenglanz der Hofgunst und der Hofluft. Aber so schillernd und gleißend das sein mochte, ein gesundes Leben wars nicht. Das Sichtbare, Greifbare, Diesseitige war Alles. „Die gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet," — mit Einem Wort, Glauben, das war ein schwaches, kränkliches Pflänzlein in jenem Haus, wenn es überhaupt dort schon Wurzel geschlagen. Nun aber kommen schwere, trübe Tage. Ein Stück der greifbaren, sichtbaren Glückseligkeit jenes Hauses, ein liebes Kind, fängt an hinzuwelken. Tiefer, immer tiefer

sinkt die Hoffnung des Lebens. Und da, in diesen schweren, dunkeln Stunden fängt die Genesung des Hauses an. Die alte Erfahrung wird auch hier wahr: das sogenannte „Glück" macht selten ein Haus gesund. Es verweltlicht vielmehr dabei. Aber die Noth, die bittre, bittre Sterbensnoth, gegen die kein Reichthum, keine Liebe, kein Zusammenhalten in treuem Familiensinn schützen kann, sie wird der Anfang einer besseren Zeit, der Anfang der Genesung; sie treibt zum Herrn.

Der Hausvater selbst eilt zu Jesu und — wird von Ihm scharf gestraft! In solcher Bestrafung, so schmerzlich sie eingeschnitten haben mag, macht die Genesung des Hauses den besten Fortschritt. Fragen wir uns, was wollte der Mann eigentlich von dem Herrn? Genesung für seinen Sohn. Weiter nichts? Nein, nur einen gesunden Leib für das sterbenskranke Kind, Erhaltung dieses theuern irdischen Lebens. Was will aber der Herr dem Manne geben? Mehr oder weniger? Weit, weit mehr, als der Königische sich hatte träumen lassen, da er zu dem Entschluß kam, seine Schritte zu Jesu zu lenken. Der Herr will Genesung schenken dem ganzen Haus, und Genesung, so wie Er das Wort verstand, Heilung an Leib und Seele, Wohlsein und Seligkeit hier und dort, in Zeit und Ewigkeit. Dazu aber muß Er Glauben haben, Glauben, der Ihn selbst, den Heiland, faßt und hält, Glauben, der nicht bloß nach irdischer Gabe und Hilfe verlangt und auf halbem oder Viertelswege stehen bleibt, sondern eindringt ins große Jesusherz mit dem Muth und der Zuversicht: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." Aber um den Mann auf diese Glaubensstufe zu heben, muß der Herr ihn zurechtweisen und strafen und des wahren Glaubens Art herausschälen aus all dem unlautern halb-, falsch- und ungläubigen Wesen, das bei ihm noch dran hing. Daher das scharfe Wort, das doch nöthige Arzenei zur Genesung war: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht."

Aber wie die Bestrafung des Hausvaters nöthig war für des Hauses Genesung, so ist nun auch des Hausvaters Glaube der eigentliche Wendepunkt für die Genesung des Hauses. Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus sagte. Das ist nun die Beschreibung seines rechten, gottgefälligen Glaubens, mit welchem der große Umschwung eintritt. Da war nichts, auch gar nichts zu sehen. Jesus blieb, wo Er

war. Der Königische trat allein den Rückweg an. Wenn er in seiner Erinnerung lebte an den Augenblick, da er sein Haus verlassen, da war nichts als Jammern und Zagen, Todesröcheln, Seufzer und Thränen. Gegen alle diese Thatsachen, die er mit den Augen gesehen und mit den Ohren gehört, hatte er nichts als das Wort Jesu: Dein Sohn lebet! Aber das Wort schloß er ins Herz und Den mit, Ders ihm gegeben. Er glaubte dem Wort und ging hin. Es war die Genesungsstunde seines Kindes.

Aber das war nur der Anfang der höheren Genesung des ganzen Hauses. Im Glauben des ganzen Hauses vollendete sich die Genesung. Selten ist selbst im Neuen Testament ein solch entscheidender, rascher und Alles umfassender Triumph des Glaubens berichtet. Das Welthaus wird zum Tempel Gottes, — eine Hütte Gottes unter den Menschen. „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen," so lautet jetzt die Parole. Ob nun auch Winde brausen und Wasserwogen schwellen, das Haus fällt doch nicht, denn es ist auf den Felsen gegründet. Der Herr Zebaoth hat Sein Antlitz über ihnen leuchten lassen und sie sind genesen. Seliger Hausvater, der, selbst zum Glauben gekommen, alle die Seinen im Glauben stehen sehen und drüben einmal sprechen darf: „Hie bin ich Herr und die Kinder, die Du mir gegeben, und habe deren keins verloren, die Du mir gegeben hast!"

Der Glaube gerichtet und gesichtet.

Wenn man das scharfe Wort hört, womit der Herr den Königischen empfangen hat, so möchte man fast meinen, der Herr erkenne bei dem Manne gar keine Spur von Glauben an. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder thut, so glaubet ihr nicht." Und doch beweist der Erfolg, daß der Herr den Anfang des Glaubens, der bei ihm sich fand, richtig erkannt und richtig behandelt hat.

Aber allerdings hat Er ihn in erster Linie einem Gericht unterworfen und zwar einem sehr scharfen. Der Herr weiß recht gut, daß der Königische, mehr als ihm selber zum Bewußtsein gekommen sein mochte, unter dem Einfluß seiner Umgebung, des Zeitgeists, der Hofluft stand, die ihn von Jugend auf umwehte. Der Herr wirft ihn darum im Anfang

mit der ganzen Sippe scheinbar unbarmherzig zusammen. „Wenn ihr, — ihr Galiläer! — nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht." Das Zeichen und Wunder-Fordern war eben das Charakteristische an den Galiläern im Unterschied von den Samaritern, von denen der Herr eben her kam. Es ist eine furchtbare Macht in dem Zeit- und Volksgeist, der Einen umgiebt. Da ist man drin gefangen und kann sich nicht los machen. So ist es auch mit unserer Zeit. Im Großen und Ganzen gilt dasselbe Jesuswort auch von ihr. Denn ihr Grundsatz ist: „Wir wandeln im Schauen und nicht im Glauben!" Sie versteht es, ungläubig zu spotten und zu zweifeln oder zu verzweifeln. Sie läßt sichs sogar gefallen, daß sie mit ihrem Aberglauben zum Gespötte wird. Aber glauben, einfach, schlicht und kindlich glauben, das kann sie nicht. Sehen will sie. Das Sichtbare, Gleißende, Augenfällige sucht sie. Und das nicht bloß in den Kreisen, wo man offen mit der Kirche und ihrem Glauben gebrochen hat, sondern auch in sogenannten christlichen und kirchlichen Kreisen. Wo das Christenthum in äußerlich bestechender Form auftritt, wie in der geschlossenen Einheit und sinnlichen Pracht Roms; in der hohen, gesellschaftlichen Stellung einflußreicher Familien, wie bei Episcopalen und Presbyterianern, in der großen Zahl der Glieder und der Rührigkeit im Proselytenmachen, wie bei Methodisten und Baptisten, da kommt es bei den Leuten noch bis zu einem gewissen Grade zur Geltung, da giebt es ein „Publikum" für dasselbe. Aber das einfache Wort, ohne Menschenfündlein und Zuthaten, wer will das?

Und wie steht es bei uns? Wie viel Hängen und Schwanken zwischen ungläubiger Verachtung und falschgläubigem Mißbrauch des Worts und Sacraments! Erst geht man hin ohne Taufe, Confirmation, Predigt und Abendmahl! Auf einmal tritt die Sterbensnoth heran! Jetzt flugs getauft, communicirt und Alles — und selig!

Und selbst da, wo mans in seiner Art redlich meint mit dem Glauben, — ach, in wie vielen Fällen ist der vermeintliche Glaube nur da, so lange man äußerliche Zeichen und Gaben sieht. Man ist gesund, hat Arbeit, Verdienst; es reicht im Haushalt. Man hat wohl auch einen Sparpfennig zurückgelegt, sein Leben versichert u. dgl. Nun ist man wohlgemuth und ohne Sorgen und das nennt man — glauben! Und doch ruht all dieser Muth wesentlich auf Sichtbarem und Greif-

barem! Kein Wunder, daß über solchen Glauben der Herr kommen muß mit Seinem Richten und Sichten.

Er scheidet aus das Falsche. Er holt hervor und stärkt das Wahre. Er thut da die treueste Gärtner-Arbeit. Kein Ausreißen mit der Wurzel, kein Aufhalten und Schädigen des Wachsthums, sondern ein Reinigen von Auswüchsen, ein Festigen und Fördern des rechten Stammes, ein sorgfältig Aufbinden, daß kein Sturm und Wetter ihm schade.

Das thut Er vornehmlich, indem Er uns ganz und gar aufs Wort stellt. Die Glaubensschwäche des Vaters, wie die Leibeskrankheit des Sohnes wird geheilt durch das Wort des Herrn. Kein sichtbarer Helfer war bei dem Vater, als er hinging nach Kapernaum. Auch der Herr ging nicht sichtbarlich in Person mit ihm. Und doch war Er bei ihm im Wort, das Er ihm mitgegeben. So muß bei uns die Gesundheit und Kraft unsres Christenglaubens ganz und gar auf dem Glauben stehen, der aus dem Wort gezeuget, und von dem Wort sich nährt, und vor dem Wort sich beuget und mit dem Wort sich wehrt.

Am zweiundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Vergieb.

„Vergieb" — so rufen die Kinder täglich hinauf zum Throne des Vaters. „Vergebt" — so ruft der Vater droben täglich herunter in diese Welt des Streites und Wehthuns hinein. Wie tief und innig ist die Verbindung zwischen diesen doppelten: „Vergieb!" Und wie Wenige werdens inne, wie da eins im Andern hängt.

Vergieb — denn dir ist viel vergeben! So oft wir als Christen zusammenkommen im Gotteshaus, fangen wir damit an, daß wir aufschauen zu den Bergen, von denen unsre Hilfe kommt, und Vergebung suchen vor dem Throne des Heiligen und Barmherzigen. „Der allmächtige, barmherzige Gott hat sich unser erbarmt, Seinen einigen Sohn für unsre Sünde in den Tod gegeben und um Seinet willen uns verziehen." Das ist unser Friede und unser Trost zu jedem Gottesdienst-Anfang. Wie dürfen wir sonst die Augen auf-

heben zu Seinem Thron und Seiner Gemeinschaft in Wort und Sacrament uns freuen, wenn wir nicht die Gewißheit haben: „Es ist Vergebung, viel Vergebung bei Ihm."

Freilich dieses „viel" will auch bedacht und gefunden sein. Der Psalmist deutet unergründete Tiefen an, da er spricht: „Wer kann merken, wie oft er fehle? Verzeihe mir, Herr, die verborgene Fehle." Der Knecht im Evangelium wußte ja wohl, daß er seinem Herrn viel schuldig war, aber wie viel eigentlich, hatte er sich nie so recht klar werden lassen. So geht man hin, in einem dumpfen, ungefähren Schuldbewußtsein, ohne genau hinzusehen, was und wie viel man schuldig ist; man weicht der Rechnung aus. Aber hier ist ein König, der mit Seinen Knechten rechnen will. Und wer nicht kommen will zu solcher Rechnung, der wird vor Ihn gebracht. Wir sind allzumal schlechte Rechner mit unsern Sünden. Manche schreiben wir gar nicht an; manche mit so schwacher Tinte, daß sie, ehe der Tag hin ist, schon ganz verblaßt sind. Wenn aber die Bücher nachgesehen werden, wie sie in des himmlischen Königs Kanzlei geführt sind, o wie viel kommt da heraus!

Und nun diese viele, große Schuld, diese 10,000 Pfund ganz und gar erlassen, vergeben, in die Tiefe des Meeres geworfen, daß ihrer nimmermehr gedacht werden soll, wahrhaftig und wirklich um Jesu willen aus dem Schuldbuch getilgt! Dir ist viel vergeben, — vergieb selber!

Du hast wenig zu vergeben. Das Unrecht, das Menschen von einander leiden, ist gar klein und wenig im Vergleich zu dem, was sie täglich und stündlich gegen Gott begehen und womit sie Seinen heiligen Geist betrüben. Es ist ja freilich wahr, Unrecht geschieht viel von Tag zu Tag, das Menschen einander zufügen in ihrem täglichen Verkehr unter einander. Selbst unter denen, die sich die Nächsten und Liebsten auf Erden sind, wie viel Unfreundlichkeit, Lieblosigkeit, Härte und Unrecht finden sich da alltäglich! Und für unser empfindliches Gefühl verspürt sich das, als wären's reichlich 10,000 Pfund. Was uns persönlich wehe thut, ist uns ja meist das Wichtigste. Die Wahrheit aber ist, es ist doch nicht mehr als hundert Groschen gegenüber den zehntausend Pfunden, die wir selber Gott schulden.

Vergieb, — denn, wenn du nicht vergiebst, so ist dir nicht vergeben. Es ist ein vergeblicher Anspruch, Vergebung von Gott haben wollen und dabei selbst dem Mitknecht die

Vergebung versagen. Ja es ist schlechthin ein unversöhnlicher Widerspruch! Vor dem König hat der schuldenbelastete Knecht in seiner Bedrängniß gelobt: „Ich will dir Alles bezahlen.“ Seht nun, wie er mit dieser Bezahlung anfängt! Dem Mitknecht die Schuld erlassen, das wäre ein Anfang in Bezahlung der königlichen Schuld. Aber nichts da! Hier wird nicht vergeben. Da wendet sich das Blatt denn wieder ganz um: Dort auch nicht! Dem Bruder sagen: „Ich vergeb dir nicht“ heißt dem Vater Seine Vergebung vor die Füße werfen: „Ich brauch sie nicht!“ — Wenn du nicht vergiebst, so ist dir nicht vergeben.

Wollen und nicht wollen.

Hier ist ein König, der mit seinen Knechten rechnen *wollte*. Das ist ein heiliger, majestätischer Wille. Wer will ihn hindern? Wer will ihm ausweichen? Wir könnten ja fast sagen: Der König *muß* mit seinen Knechten rechnen. Er hat sie zu seinen Verwaltern gesetzt, hat ihnen seine Gaben anvertraut; hat Treue von ihnen gefordert. Wie könnte er König sein und bleiben, wenn er nicht nach ihnen fragte? Er *will* rechnen. Dabei bleibt es.

Da kommt ihm ein tief verschuldeter Knecht vor; d. h. er ward vor ihn gebracht, wohl oder übel, er *mußte* hinein. Das Wort des Grundtexts zeigt, daß es nicht sein freier Wille war. Aber des Königs Wille zwang ihn. Er muß vor, es soll gerechnet werden. Was findet sich da? Zehntausend Pfund schuldig! eine unerhörte Summe, die in die Millionen läuft. Wie wirds dem Knechte gehen? Wie wird er mit der Schuld fertig werden?

„Habe Geduld mit mir, *ich will dirs* Alles bezahlen.“ Da ist wieder ein „Ich will“. Der Herr hat gesagt: Ich will rechnen. Der Knecht sagt: Ich will bezahlen! Alles bezahlen! Paßt das nicht herrlich zusammen? Wie schön, wenn alle Schuldner so zahlungs*willig* wären mit ihren Rechnungen! Aber ist denn das wirklich solch ein befriedigendes, löbliches: Ich *will*? Weiß der arme Mann wirklich, was sein Mund da redet? „Ich will die zehntausend Pfund bezahlen.“ Woher denn? Wo nehmen und nicht stehlen? Mißt er denn das volle ganze Gewicht dieser Schuldenmasse? Bezahlt muß sie

ja freilich werden. Die Rechnung muß bereinigt werden. Aber er kanns nicht thun und wenn er für jedes einzelne Pfund zehntausendmal spräche: Ich will. Dies Wörtlein kann doch der König nicht an Zahlungsstatt annehmen. Es ist ein leichtsinniges Wort, und wenn überhaupt ein Ernst drin steckt, so ist es ein vermessenes Wort, das sich selber Dinge zutraut, die ganz und gar über Kraft und Vermögen gehen. Der Herr kennt die wahre Sachlage besser, als der Knecht selbst. Er, der erst rechnen wollte, will nun barmherzig sein. Er ließ ihn los und die Schuld erließ er ihm auch. Das ist sein guter gnädiger Wille; nicht ein leeres Wort, sondern eine wahrhaftige Heilsthat.

Da geht derselbige Knecht hinaus, findet einen ihm verschuldeten Mitknecht, hört aus seinem Munde das Echo seines eigenen Worts: „Ich will dirs Alles bezahlen." Diesmal ein viel gewichtigeres, nüchterneres Versprechen. Einhundert Groschen, das liegt doch noch im Bereich der Möglichkeit. Das ist ein andres „Ich will" als das luftige „Ich will" bei den zehntausend Pfunden.

Er wollte aber nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängniß. Er kam vom Angesicht des Herrn, der so willig gewesen, alle Schuld ihm zu erlassen. Er sollte sich erbarmt haben, gleichwie sein Herr sich über ihn erbarmt hatte. Nach dem, was ihm zu Theil geworden, hätte es gar nicht anders sein sollen. Er war innerlich verpflichtet und gebunden. Aber er wollte nicht. Zum Herrn sagt er: Ich will dir die 10,000 Pfund bezahlen; zum Mitknecht: Ich will dir deine 100 Groschen nicht schenken. Wie stimmt das zusammen? Wie reimt sich das „Er wollte nicht" zu jenem „Ich will?"

Weh über die unwilligen, harten Herzen. Kommt der Herr mit seiner Gnade und bietet uns sein freies Erbarmen an, so heißts: Ihr habt nicht gewollt! Kommt der Herr in der Gestalt des Mitbruders und bietet uns die Gelegenheit zur Liebe und brüderlichen Erbarmung, so heißts wiederum: Sie wollen aber nicht. Weder Gnade annehmen, noch Liebe üben wollen sie. Was wirds werden, wenn der heilige Gotteswille, der sein nicht spotten läßt, über sie kommt zum Gerichte!

Vergeblich empfangene Gnade.

„Daß ihr nicht die Gnade Gottes vergeblich empfahet," das war des Apostels dringende Mahnung an seine Korinther. Und es giebt in der That kaum einen schmerzlicheren Gedanken als den, daß solch ein Reichthum göttlicher Gnade, wie er in Christo an uns Sündern geoffenbart ist, vergeblich soll empfangen, also fruchtlos und verloren sein. Und doch malt das Evangelium vom Schalksknecht gerade diese Thatsache in ergreifender Lebendigkeit vor unsre Augen. Zehntausend Pfund erlassen und keine Kraft und Willigkeit hundert Groschen dem Mitknecht zu schenken! Das ist fürwahr vergeblich empfangene Gnade.

Wie kommts denn aber, daß die göttliche Gnade vergeblich empfangen werden kann? Einmal kommt es daher, daß die Schuld, unter der man dahin ging, nicht in ihrem vollen Umfang, nach ihrer ganzen Tiefe und Schwere erkannt ist. Daran hat es gewiß bei dem Schalksknecht vornan gefehlt. Auch was er als Bekenntniß seiner Schuld vor den König bringt, ist nicht so sehr ein Geständniß seiner tiefen Verschuldung, das auf dem klaren Einblick in dieselbe beruhte, sondern nur ein in der Verzweiflung des Augenblicks ausgepreßter Nothschrei: Habe Geduld! Nicht um Gnade fleht er, durch welche die Schuld selbst getilgt werden könnte, sondern um Geduld, wodurch er Zeit gewinnen könnte, den üblen Folgen seiner Verschuldung, wie sie im Augenblicke drohen, zu entgehen. Es ist ganz ein ander Ding um Erlaß flehen und um Aufschub flehen. Das Erstere wird nur der thun, der sich als völlig zahlungsunfähig erkannt hat. An diesem Punkt hängt meistens die erste Ursache, daß Gnade vergeblich empfangen wird. Man hat die Nothwendigkeit derselben nicht erkannt. Alles was man etwa in der Noth gesucht hat, war: nur jetzt keine Strafe!

Dies zeigt sich beim Schalksknecht auch deutlich an der Art und Weise, wie er Bezahlung gelobt. „Ich will Dir Alles bezahlen." Ich Dir Alles bezahlen?! Das ist ein merkwürdiges Wort. Wer so redet, weiß nicht, wer er selber ist, der den Mund so voll nimmt. Weiß nicht, wer Der ist, zu Dem er so redet und wie Seine Gerechtigkeit rechnet. Weiß

nicht, was in dem „Alles" beschlossen ist, das er bezahlen soll. Er will überhaupt vom Gnadenerlaß nichts wissen, sondern thut, als könnte er selbst noch mit Millionen um sich werfen. Er will keine Gnade. Der Vorsatz zu bezahlen mag noch so gut gemeint sein, grundehrlich kann er kaum sein, denn er ist bodenlos leichtsinnig. Er rechnet mit Größen und Zahlen, die eben nicht vorhanden sind und auch nie vorhanden sein werden. Aber ist nicht das Handeln vieler Menschen mit ihrem Gott Tag ein Tag aus genau nach dieser Weise? Eigentliches Erbarmen, grundlautere Gnade suchen sie nicht bei Gott. Er soll nur ein wenig Geduld haben. Sie werden dann schon auch einmal wieder zeigen, was sie können. Sie werden schon noch ihre Pflicht thun. Wer so redet, befindet sich in einer gründlichen Täuschung über sein eigen Vermögen und Bedürfniß und die Bedeutung der Gnade Gottes.

Die Art und Weise, wie das schnelle, umfassende Gelübde vom Schalksknecht ausgeführt wird, beweist am besten den Charakter desselben. Der Mitknecht, der ihm 100 Groschen schuldet, kommt ihm, wie von Gott gesandt, über den Weg. Nun gilts bezahlen! Hier ist die Gelegenheit, einen Anfang zu machen, freilich nicht so, wie der Schalksknecht meint, daß der Mitknecht ohne Aufschub ihm bezahlen müsse. Nein, so wie der König meint, daß der so reich begnadete Knecht, dem 10,000 Pfund erlassen waren, nun anfangen solle, sein Wort wahr zu machen: Ich will dir Alles bezahlen. Dem Mitknecht seine Schuld erlassen hieße ja nichts anderes, als aus dem empfangenen Reichthum einen kleinen Bruchtheil verwenden. Das ist Schuld der Knechte dem gnädigen König gegenüber, daß sie, Einer dem Andern, ihre Lasten tragen helfen, ihre Schulden erlassen.

Solches Betragen nun übt eine schreckliche Rückwirkung. Es zeigt, daß die Gnade vergeblich empfangen war. Nun wandelt sich die Gnade selbst in Zorn. Der König, den erst des Knechtes jammerte, daß Er ihn los ließ und alle Schuld ihm schenkte, Der wird nun zornig. Statt Erlassen heißts: bezahlen! Das ist das Gericht über den Zahlungsunfähigen.

O Abgrund, welcher alle Sünden durch Christi Tod verschlungen hat!
Das heißt die Wunde recht verbinden; da findet kein Verdammen statt,
Weil Christi Blut beständig schreit: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!

(Kirchenbuch 285, 4.)

Im Himmelreich ist, wer Vergebung übt.

„Das Himmelreich ist gleich" — so fangen gar viele Gleichnisse im Neuen Testamente an. Sie malen das Wesen, die Geschichte und Entwickelung des Himmelreichs, aber auch die Kämpfe und Widersprüche gegen dasselbe. Da giebts dunkle Schatten neben dem hellen Licht, Züge, über denen wir erschrecken und sagen müssen, das ist doch nimmermehr das Himmelreich, das ist die Hölle, mit ihrer Verstocktheit, ihrem Leichtsinn, ihrer Härte. Die murrenden Arbeiter im Weinberg, der Mann beim Hochzeitsmahl ohne hochzeitlich Kleid, der Schalksknecht, der seinem Mitknecht nicht vergeben wollte, — das ist doch nimmer das Himmelreich. Das Himmelreich haben wir nur, wenn wir die Dinge auf- und annehmen in unser Herz, die uns im Wort vom Himmelreich zum Leben vorgehalten werden. Wer sich am Groschen des Bruders nicht freut, wer kein hochzeitliches Kleid anthun will, wer seinem Mitknecht keine hundert Groschen erlassen kann, der hat kein Himmelreich. So muß es denn gelten:

Im Himmelreich ist, wer Vergebung übt. Das wollen wir uns als eine recht feste, klare und unumstößliche Thatsache ins Herz geschrieben sein lassen. Es ist ein göttlicher Grundsatz, unbeugsam, unabänderlich: Ich muß vergeben, wenn ich mit dem Himmelreich etwas zu thun haben, wenn ich im Himmelreich sein und bleiben will. Das Beispiel des Schalksknechts zeigt mir den Weg und das Ende dessen, der nicht vergeben will. Gericht und verlorene Ewigkeit dröhnen mit Donnerstimmen herein: Also wird euch euer himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht von Herzen vergebet eurem Bruder seine Fehle.

Freilich, mit dem bloßen „Muß" reichen wir nirgends weniger aus, als beim Vergeben. Es soll „von Herzen" sein. Es muß heißen: „Ich will vergeben." Der die Vergebung von mir braucht, ist mein Mitknecht. Seine Bitte um Vergebung erinnert mich an die meinige, mit der ich eben vor Gott gestanden oder gekniet: „Habe Geduld! Vergieb!" Was ist seine Schuld im Vergleich zu der meinigen vor Gott? Darum will ich vergeben, freudig, willig und von Herzen.

Und ich kann es! Nicht in meiner eigenen Kraft, sondern

in der Kraft der empfangenen Vergebung. Die Liebe Christi dringet mich also. Ich hole mir ja diese Kraft jeden Sonntag aus meinem Gottesdienst. Da stehen wir immer im Anfang vor Gott als Schuldner und rufen, jeder für sich: Herr sei gnädig mir armen Sünder! Da nehmen wir aus reicher, unerschöpflicher Vaterhand unsre zehntausend Pfund. Und am Schluß, im Kirchengebet, wenn wir an die Worte kommen: „Gieb auch daß unsre Feinde, Verfolger und Lästerer ablassen und sich mit uns friedlich und sanftmüthig zu leben begeben wollen" — da geben wir aus mit willigen, offenen Händen Vergebung, die wir selbst zuvor empfangen. Ach wer doch nur immer recht bei der Sache wäre, von ganzem Herzen und von ganzer Seele!

Welch reichen Trost und welche Himmelreichsseligkeit würde der eben daraus gewinnen! Denn wenn ich durch Gottes Gnade das vermag, so habe ich eben darin ein Zeugniß, daß Seine Gnade an mir nicht vergeblich gewesen, daß sie ein sanftmüthiges, liebreiches und versöhnliches Herz in mir geschaffen. Denn solch Vergeben wächst nicht im Unkrautsgarten des alten Adam. Es ist die Kraft, das Zeichen und Siegel empfangener Gnade und Vergebung.

Was bin ich meinem Herrn schuldig? Was bin ich meinem Mitknecht schuldig?

Das Kirchenjahr geht auf die Neige. Noch wenige Sonntage und es wird schon wieder der letzte sein. Da gilts Einkehr und Abrechnung halten, wie man steht mit dem König und Herrn im Himmel und mit den Brüdern und Mitknechten auf Erden. Der König will mit Seinen Knechten rechnen. Da ist denn die erste und wichtigste Frage diese: Was bin ich meinem Herrn König schuldig?

Beim Rechnen hat mans mit Zahlen zu thun. Und Zahlen, das ist ein alter Satz, Zahlen sprechen. Freilich wenn wir nur anfangen recht zu zählen und zu rechnen mit unsrer Verschuldung gegen Gott, da heißts: Wer kann merken wie oft er fehle? Verzeihe mir auch die verborgene Fehle! Zehntausend Pfund schuldig! Das ist eine runde Summe, aber eine ungeheure Summe, Millionen nach unsrem Gelde; wahrhaft königliche Schulden, nicht Knechtesschulden. Keiner von

uns, wie tief und ernst seine Sündenerkenntniß sein mag, hat eine annähernd richtige Schätzung davon, wie viel in Gottes Schuldbuch wider ihn verzeichnet steht. Da sind nicht bloß Begehungssünden, sondern das ungezählte Heer der Unterlassungssünden! Da steht nicht bloß jede einzelne Sünde für sich allein, sondern jede als ein weitverzweigter, tief gewurzelter Baum! Da sind die viel tausend Sünden, von denen ein Menschenauge nie etwas sieht und ein Menschenohr nie etwas hört, die im tiefen, stillen Grund der Seelen vorgehen. Und diese Gedankensünden sind auch wirkliche Thatsünden, nicht bloß ein Stück der angeerbten Verderbniß menschlicher Natur. Es giebt ja keine äußere Sündenthat ohne eine ganze Reihe von Sünden-Gedanken und Entschlüssen im Herzen, die der äußern That vorangehen. Denke an den Schalksknecht! Wie viel leichtsinniges Vergessen der Gnade, Undank, Rohheit, Haß, Lieblosigkeit, Uebermuth, Grausamkeit in diesem Herzen, ehe die Hände sich ausgestreckt haben, den Mitknecht zu würgen, ehe der Mund sich aufthat zu dem grausam unversöhnlichen „Nein!"

Denken wir auch an das was die Schrift nennt: sich fremder Sünden theilhaftig machen? Wenn wir schon für jedes unnütze Wort müssen Rechenschaft geben, wie viel mehr für jedes schädliche, verführerische Wort! für jedes böse Beispiel, woran Andere gestrauchelt haben oder gar zu Falle gekommen! Welch ein Abgrund, der sich da vor dem rechnenden Auge aufthut!

Und weiter: Wer bedenkt die Schwere der Schuld? Sie mißt sich an Dem, wider Den gesündigt wird. Je höher, je näher, je lieber die Person, um so größer und schwerer die Schuld!

Und nun alle, alle diese Schuld erlassen, ohne Rückhalt, ohne Bedingung — „dieweil du Mich batest." Er hat dich nicht an den Pranger gestellt und geoffenbart in deiner Armuth und Blöße. Er hat Geduld über dir gehabt; hat den Baum nicht umgehauen auch in diesem Jahr. Er hat dich nicht hingehen lassen in deiner Blindheit, hat dich zur Rechnung gefordert in Seinem heiligen Wort; hat dich zum Einblick, zur Erkenntniß gebracht; dich auf die Kniee getrieben zum Bekenntniß deiner Schuld, zum Nothschrei: Habe Geduld mit mir! Und Er hat Sich erbarmend über dich gebeugt und dir alle Schuld erlassen, über Bitten und Verstehen!

Und nun, was bist du nach all dem deinem Mitknecht schuldig? Frag nicht umgekehrt, wie's der alte Adamssinn so

gerne thut: Was ist mein Mitknecht mir schuldig? Nein, was bin ich ihm schuldig? ich, dem zehntausend Pfund erlassen sind, der so reichliche und überschwängliche Barmherzigkeit erfahren hat; was soll ich meinem Mitknecht thun? Was anders, als von Herzen vergeben seine Fehle, damit er wider mich gesündigt hat.

Am dreiundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Weltreich und Gottesreich.

Als as Evangelium seinen Lauf antrat durch die Welt, um den Völkern des alten Heidenthums das Leben aus dem Tode zu bringen, da hat es von Anfang an nicht gefehlt an allerlei Conflikten zwischen dem Gebiet der Staatsgewalt und dem der Kirche oder des Glaubens. Schon die Apostel fanden sich unmittelbar nach Pfingsten der Obrigkeit gegenüber, und hatten sich mit dem Befehl auseinander zu setzen, sie sollten nicht reden von dem Namen dieses Jesu. Das war ein Conflikt mit dem klaren Befehlswort ihres himmlischen Königs: „Gehet hin und prediget das Evangelium aller Creatur." Und die Lösung des Conflikts fand Petrus nur in dem Wort: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Und als erst die römische Staatsgewalt mit ehernem Fuß das aufkeimende Christenthum niedertreten und zermalmen wollte, da wiederholten sich ähnliche Conflikte in ungezählter Menge. Nie hat es wohl in der ganzen Weltgeschichte eine furchtbarere Versuchung zur Auflehnung wider „des Kaisers Gewalt" gegeben, als in jenen ersten Jahrhunderten, da das Christenthum unter den beispiellosen Verfolgungen der grausamen Cäsaren blutete.

Und was in der Anfangszeit der Geschichte der christlichen Kirche ein so hervorragender Zug gewesen, das mag wohl auch in ihrer Endzeit wieder auftauchen. Wenn die Staatsgewalten einmal in die Hände derer gerathen sind, die das Evangelium nicht mehr zu bedürfen glauben und ihm auch für die Entwicklung des nationalen Lebens keinen Dank mehr schuldig sein wollen, dann wird die Kirche Christi ihre Wunder erleben, wie die Lohe uralten, nie verlöschten Hasses noch ein-

mal aufschlagen und die Macht der Reiche dieser Welt wider Christum und sein Reich ihr eine Marterstraße voll Blut und Thränen ausstecken wird!

Da steht denn als helle Leuchte auch für solche dunklen Zeiten das kurze, feste Wort des Herrn: „Dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist!" — Die Antwort, die den Herrn nach der Absicht der Fragesteller in politische Händel und Tagesfragen verwickeln und dadurch compromittiren sollte, hat gerade für alle Zeiten festgestellt, daß der Christ auf einer höhern Warte steht, als auf der der Partei. Ueber die beste Form der Staatsgewalt hat der Herr in seiner Antwort nichts gesagt. Der „Kaiser" ist einfach der Repräsentant der jeweiligen Obrigkeit. Selbst die Frage nach dem geschichtlichen Rechte, welches die jeweilige Obrigkeit haben oder nicht haben könnte, hat Er gar nicht berührt. Der Kaiser ist da. Seine Münze läuft durch's Land von Hand zu Hand. Er ist jetzt einmal der Herr. Und auch das ist ja nicht von ungefähr so gekommen; daß Israel dem römischen Kaiser Zins geben muß, ist reich verschuldet, weil es seinem Gott das Seine weigerte! Der Herr denkt nicht dran, dem Kaiser sein Regiment zu zerrütten und zu zerreißen. Auch sein Reich hat göttliche Sanction zur äußeren Ordnung in diesem zeitlichen Leben. Was des Kaisers ist nach Gottes Ordnung, das soll nach Gottes Befehl der Christ ihm geben. Seine Schranke, wie seine Grundlage, hat aber dieser Befehl in dem andern: Gebet Gotte, was Gottes ist. Gottes Reich will das Gewissen, den Glauben, die Seele haben. Daran kann keine weltliche Macht langen.

Den Zinsgroschen dem Kaiser, d. h. nach Johann Gerhardts Auslegung für den Christen:

Befehlen folg ich;
Unrecht leid ich;
Unrecht zu thun verweiger ich.

Und „Gott was Gottes ist" — d. h. in der Sprache des Katechismus: „daß ich Sein eigen sei und in Seinem Reich unter Ihm lebe und Ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit."

Der Feinde Rath wider Immanuel.

„Beschließet einen Rath und es werde nichts daraus, — denn hier ist Immanuel.“ Das alte Prophetenwort ist in der Geschichte vom Zinsgroschen recht schlagend erfüllt. Wie fein war da Alles gesponnen und beschlossen! Wie sorgfältig Alles bedacht, daß man Ihn fangen möchte in Seiner Rede! Und ist doch nichts daraus geworden. Da war Immanuel, der seine Feinde durchschaute und ihnen die Maske abriß. Der Feinde Rath kann vor Ihm nicht bestehen.

Die Allianz der Feinde, in der sie Ihn diesmal angriffen, war freilich eine starke und etwas ungewöhnliche. Da waren die Pharisäer und Herodis Diener beisammen. Leute, Gesellschaften, Kreise, die sonst in der Welt ein getheiltes Interesse haben, stehen zusammen wider Jesum. So erzählt uns die Schrift von gar manchem Bündniß wider Gottes Reich und Gottes Volk und Seinen Auserwählten. So verbanden sich Rezin und Pekah wider Juda. Pharisäer und Sadduzäer wurden eins im Angriff auf Christum. Pilatus und Herodes wurden Freunde auf den Tag, da sie wider Jesum standen. Kaiser und Papst reichen sich die Hand zum Bunde wider Luther und das Evangelium. Rom und der frechste Unglaube stehen heute Seit bei Seite gegen die Bibel und ihr unfehlbares Zeugniß. Und spiegelt sich nicht dieselbe Erfahrung auch in der Herzensgeschichte der Einzelnen? Auch da wird mancher Bund geschlossen von widersprechenden Zügen und Sünden gegen Christum. Es giebt ja im Menschenherzen solche Züge und Fehler, die an und für sich mit einander streiten, da eins das andre im Zaume hält. Es ist die Geschichte vom Teufelaustreiben durch Beelzebub. Aber obwohl die eine böse Neigung der andern widerstreitet, z. B. die Eitelkeit der Fleischeslust und die Fleischeslust der Eitelkeit, so sind sie doch darin eins, daß sie den Herrn und die Kraft Seines Worts und Geistes im Herzen aufs Heftigste bekämpfen.

Ein andrer Zug in diesem Angriff der Feinde auf den Herrn ist das kräftige Zeugniß zu Seinen Gunsten, mit dem sie sich bei Ihm einführen: „Meister, wir wissen, daß Du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht und Du fragest nach Niemand, denn Du achtest nicht das Ansehen der Men-

schen." Sie haben ja freilich die Wahrheit damit geredet und wir nehmen sie beim Wort, wie auch der Herr sie beim Wort genommen und ihnen Seine Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit schlagend bewiesen hat mit dem Wort: Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?

Auch das ist ein Zug, der sich in den Angriffen der Feinde auf den Herrn Jesum heutiges Tags noch bis zum Ekel wiederholt. Wie freigebig sind so Viele mit den schönsten Titulaturen für den Herrn Jesum! „Wahrhaftig, furchtlos, ein religiöses Genie, der Ideal-Mensch" und ähnliche Redensarten werden Ihm in Strömen gespendet. Seine sittliche Vollkommenheit und Erhabenheit wird in schillernden Farben gemalt, und bei all dem wird Er angefeindet und in dem Höchsten und Wichtigsten, das Er geredet, der Träumerei, der Einbildung, der Unwahrheit bezüchtigt. Was soll es bedeuten, Ihn „wahrhaftig" nennen und Sein Zeugniß von Seiner eigenen Person rundweg bestreiten und verwerfen? Alles concentrirt sich doch bei Ihm in Seinem **Ich**. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, — eins mit dem Vater, das Licht der Welt, der Richter der Welt, der Immanuel. Ja wir wissen, daß Er wahrhaftig ist, darum nehmen wir Sein Zeugniß an! — Es ist schändlich, Ihn „Meister" heißen und sich nicht von Ihm meistern lassen; Ihn wahrhaftig nennen und Ihm doch keinen Glauben schenken; Ihn als rechten Lehrer bezeugen und doch den von Ihm bezeugten „Weg Gottes" nicht gehen; bekennen, daß Er das Ansehen der Menschen nicht achte, und doch dahin leben, als müsse Er uns einmal ansehen, weil wir Ihm je und je zur Kirche gegangen, Seinen Namen genannt und angerufen hätten!

Die Feinde sind mit ihrem Anschlag ganz und gar zu Schanden geworden. Wird nichts daraus! So hat Immanuel ihnen zugerufen. Aus ihrem eignen Munde hat Er sie gerichtet, wie Er das so gerne thut. So lassen sie Ihn und gehen davon. Das ist ein Gericht, das sie selbst an sich vollzogen. Wohin gings denn, weg vom Wahrhaftigen, weg von Dem, Der den Weg Gottes recht lehrte? — Und was wollen wir dazu sagen? Nichts anders, als was schon Petrus bekannte: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubet und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Der Weg Gottes.

Nicht bloß einmal, sondern wiederholt klingen uns in der evangelischen Geschichte die kräftigsten und schlagendsten Zeugnisse über den Herrn und Sein Wirken aus dem Munde Seiner bittersten Feinde entgegen. Die Pharisäer selber sagen: Dieser nimmt die Sünder an. Die Knechte der Hohenpriester und Pharisäer: Es hat noch nie kein Mensch so geredet wie dieser Mensch. Wiederum die Pharisäer: Ihr sehet, daß ihr nichts ausrichtet, alle Welt läuft Ihm nach. Und hier die Diener Herodis mit ihren Genossen: Meister, wir wissen, daß Du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht.

Gerne nehmen wir das Zeugniß aus solchem Munde an, und freuen uns, daß Der, Der den Stummen den Mund aufthun und aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge Sich ein Lob zubereiten kann, auch Seine Feinde und Widersacher zu Zeugen Seiner Wahrheit und Zuverlässigkeit gemacht hat. Wir unterschreiben ihr Zeugniß und sprechen von Herzen Ja und Amen dazu: Ja, Gott sei Lob und Dank, unser Herr und Meister lehret den Weg Gottes recht! Wer Seinem Worte traut und darnach wandelt, der ist wohl berathen und kommt gewiß ans rechte Ziel.

Er lehrt den Weg Gottes recht, den Glaubensweg zu Gott und den Gehorsamsweg durch die Welt. Er ruft, wie schon vor Ihm Johannes der Täufer, in die gottentfremdete Welt hinein: Thut Buße! Kehret um und werdet, wie die Kinder! Er lehrt den Weg Gottes recht, wenn Er Sich selbst in den Mittelpunkt stellt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich. So ihr nicht glaubet, daß Ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden. So Jemand Mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“ Gebet Gotte, was Gottes ist.

Und wie diesen Glaubensweg, so lehrt der Herr auch recht den Gehorsamsweg durch die Welt, besonders da, wo dieser Gehorsamsweg seine besonderen Schwierigkeiten hat, wo es anscheinende Widersprüche und Conflikte giebt zwischen verschiedenen Autoritäten. Ueberall erkennt der Herr Gottes Ordnungen in der Welt an und verlangt von den Seinen,

daß Jeder seinen Platz unter denselben ausfülle. Der Staat, die weltliche Obrigkeit, hat Gewalt über uns. Die Obrigkeit ist von Gott verordnet. Das ist bekanntlich durch das Zeugniß der Reformation nach langer Verfinsterung wieder ins rechte Licht gestellt worden. Da wird die Staatsgewalt in den äußeren Dingen dieses Lebens neben, ja über, der Kirche anerkannt. Selbst ein katholischer Herrscher hat den Lutheranern das Zeugniß gegeben, daß sie ihre Seligkeit allein auf Christi Verdienst bauen und „von der Obrigkeit nicht so schmählich gering halten, wie der Papst." Auf der andern Seite ist es unschwer, zwischen dem Pharisäerthum zu Christi Zeit mit seinen Ansprüchen und dem Römerthum mit seiner Priesterherrschaft manche Berührungspunkte zu entdecken. Bei beiden finden wir einen Hochmuth und Fanatismus, der sich keiner weltlichen Macht beugen will. Ja man hält es geradezu für eine Pflicht und eifert darum, daß die Ansprüche der weltlichen Obrigkeit bestritten werden und die Gewissen von der Gehorsamspflicht entbunden! Wie energisch hat Luther solchem revolutionären Treiben entgegen den Grundsatz aufgestellt, daß vermöge göttlichen Rechtes der Kaiser Macht habe über alle weltlichen Dinge. Er war es, der die weltliche Macht der Obrigkeit wieder zu Ehren brachte. Aber freilich hat er die biblische Beschränkung nicht vergessen: der Kaiser kann nicht höher hinauf, als ins vierte Gebot! Dann kommt das, was Gottes ist! Davon kann er nichts nehmen; dazu kann er nichts thun. Für alle menschliche Ordnungen und Gehorsamspflichten im Haus und im Staate ist und bleibt das die Schranke. Aber nicht bloß Schranke, sondern auch Grund aller jener äußeren Ordnungen. Unsrem Gott gehört unser Herz, unser Glaube, unsre Arbeit und Kraft in Seiner Gemeinde, Seinem Reiche auf Erden, bis einst die Reiche aller Welt unsres Gottes und Seines Christus geworden!

Der Wahrhaftige unter den Falschmünzern.

Der, in dessen Munde kein Betrug erfunden, steht hier denen gegenüber, die mit eitel Trug und Listen umgehen. Unwahr und trügerisch war von vornherein die Allianz, in der diese Leute zu dem Herrn kamen. Die Pharisäer und Herodes Diener gehören ja sonst nicht zusammen und halten auch sonst

nicht zusammen, außer hier, wo es gegen Jesum geht, den Wahrhaftigen. So haben selbst Pharisäer und Sadduzäer dasselbe Angriffsziel gehabt, obwohl sie sonst immer wider einander kämpften; so Pilatus und Herodes, die am Kreuzigungstag Christi den Freundschaftsbund mit einander schlossen. Solche Bündnisse wider den Herrn und Sein Evangelium finden wir auch sonst in der Geschichte Seines Reiches. Rom und Rationalismus reichen sich die Hand gegen Ihn. Papst und Kaiser können sich mit einander vertragen, aber nicht mit dem Evangelio. Aber es ist doch in allen solchen Allianzen eine innere Verlogenheit, die früher oder später an den Tag kommen muß.

Falsch und unwahr sind diese Leute auch in ihrem Lob des Herrn: „Wir wissen, daß Du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht." Wenn je dieses Wort etwas im Ernste bedeuten sollte, was mußte es dann sein? Doch nichts anderes als das: „Wir wollen Dir glauben, trauen und folgen, wohin Du uns weisest, als Dem, Der den rechten Weg weiß und Alle, die Ihn fragen, auch unfehlbar auf den rechten Weg weist." Aber ist denn das die Meinung dieser Leute? Keineswegs! Vielmehr: Sie wollen Ihn fangen in Seiner Rede. Du bist schon so manches Mal unsrer Schlinge entgangen; aber diesmal wird sie Dir über Deinen Kopf zusammen gezogen. Diesmal solls für Dich kein Entrinnen geben. Du magst Ja sagen oder Nein, in beiden Fällen haben wir Dich. Und Du mußt ja doch Ja oder Nein sagen als der Wahrhaftige, Der allezeit gradaus geht und Der uns lehrt: „Eure Rede sei Ja, das Ja ist; oder Nein, das Nein ist."

Während ihr Bekenntniß vom Herrn ganz richtig ist dem Wortlaut nach, ist es doch grundfalsch in seinem Sinn und seiner Bedeutung. Es kann ein Mensch wahr sein, correct in der äußeren Form, wie er etwas sagt, und doch nicht wahrhaftig, nicht ehrlich und consequent in seiner Durchführung. Und umgekehrt, es kann ein Mensch sehr ernst und redlich sein in seiner Meinung, wie er die Dinge auffaßt, und doch kann seine Auffassung ganz schief und verkehrt sein. Bei dem Heiligen und Wahrhaftigen aber ist Beides unzertrennlich verbunden: Wahrheit und Wahrhaftigkeit!

Seht nur, mit welchem Treffer Er den Falschmünzern die Maske abzieht: Weiset mir die Zinsmünze. Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Bild und Ueberschrift sind immer

dazu da, um Werth und Bestimmung anzuzeigen: So viel ist's werth! Dem gehörts an! Das ist ein allgemein gültiger Grundsatz, den der Herr unbedingt anerkennt, den aber eben diese Falschmünzer nie und nirgends zur Geltung kommen lassen. Mit dieser alltäglichen Regel löst sich die ganze Frage wie ein Kinderspiel: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Und wie Er ihnen so die Maske abgezogen, ihre Schalkheit ans Licht gebracht, die Heuchelei bestraft und in wenig schlichten Worten eines der schwierigsten Probleme gelöst, woraus die gefährlichsten Conflikte entstehen konnten und entstanden sind, — da kämpft noch einmal Wahrheit und Schalkheit in ihren Herzen, — vielleicht zum letzten Mal. Sie verwunderten sich! Das ist der Eindruck der Wahrheit und Klarheit des Wahrhaftigen. Er hat ihnen doch noch den Sieg aus den Händen gewunden. Sie müssen sich im Innern ihre für unmöglich gehaltene Niederlage eingestehen. Er hat die Schlinge parirt, die sie Ihm übers Haupt werfen wollten. Er hat sie zurückgeworfen und nun sitzt sie fest um ihren Nacken. Ach, daß sie doch jetzt einmal sich überwunden und gefangen geben möchten! Aber die Schalkheit gewinnt wieder die Oberhand: „Sie ließen Ihn und gingen davon!" Weg von dem Wahrhaftigen, Der auch ihnen Weg, Wahrheit und Leben sein wollte. Sie ließen Ihn und erwählten dafür die Finsterniß und den Tod.

Am vierundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Anrühren und Glauben.

Unterm Kreuz auf Golgatha sitzen die Kriegsknechte. Sie theilen die Kleider des gekreuzigten Heilands und werfen das Loos um Seinen Rock. Der Glückliche, der ihn gewann, mag sich in Sturm und Wetter drein gewickelt haben. Aber was hat er für Nutzen und Segen davon gehabt? Ist er auch durch den Rock besser geworden? Oder ist ihm sein krankes Kind gesund geworden, wenn er den Rock darüber breitete?

Hier aber ist ein armes krankes Weib, das im Gedränge des Volks schüchtern und verschämt von hinten her dem Herrn sich nähert: „Wenn ich nur Seines Kleides Saum anrührete, so würde ich gesund." Und sie hat Ihn angerührt, oder

eigentlich mit der Hand nicht Ihn, sondern nur die Quaste Seines Kleides. Und sie ward gesund! Die heilende Gottes-kraft hat sie mit dem Finger herübergezogen und ihre Krank-heit ist weg! Warum thuts bei ihr das Anrühren und dem Kriegsknecht hilft der ganze Rock nichts? — Antwort: Das Anrühren hats eben auch bei ihr nicht gethan, sondern der Glaube! Es ist ja wahr, das Kleid ist in äußerer Berührung mit dem Herrn. Er selber steckt darin. Wie die Hirten das Kind gefunden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend, so findet die arme Kranke den Herrn in Seinem Rocke. Aber wenn sie die Heilswirkung dem Rock zutraute und nicht dem Herrn, Des das Kleid ist, so wäre sie in grobem Irrthum; in ähnlichem Irrthum, wie die armen Römischen, die den bekannten Rock von Trier zu ihrem Mittler und Für-sprecher machen wollten.

Man hat oft das Kleid des Herrn mit Wort und Sacra-ment verglichen, in denen wir auch heute noch Ihn finden, anrühren und zur Gemeinschaft mit Ihm kommen. Und wenn man nicht vergißt, daß denn doch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen dem Verhältniß des Herrn zu Seinen Gnadenmitteln, die Geist und Leben sind, und dem Verhältniß des Herrn zu Seinem Kleid, so mag man ja wohl einen Vergleichungspunkt zwischen den beiden finden. Gewiß ist, daß wir im Wort und Sacrament den Herrn zu finden haben. Wir rühren und greifen Ihn darin an. Er erbietet sich uns darin zum Fassen und Halten. Wir müssen uns mit dem Wort zu thun machen, wenn wir etwas von Ihm haben, wenn wir Seine Heilskraft erfahren wollen. Aber da giebt es nun auch ein bloßes äußer-liches, kraft- und erfolgloses Anrühren. Das Volk drängt sich um den Herrn. Wir haben unsre Feste, unsre gefüllten Kirchen, unsre Weihnachtstage, unsre Oster-Communionen, Schaaren auf Schaaren ziehen heran, hören das Wort, bekennen den Glauben, nehmen und essen das heilige Sacrament. Sie sind in der Kirche gewesen, sie haben den Unterricht genossen, das Abendmahl empfangen und doch den Herrn nicht angerührt! Ihre Seele ist nicht gesund geworden. Die Kraft, die von Ihm durch Wort und Sacrament allezeit ausgeht, ist von ihnen nicht auf- und angenommen. Sie haben nichts vom Herrn bekommen. Sie haben keine Glaubenshand nach Ihm aus-gestreckt.

Nicht der Finger des Weibes, sondern ihr Herzensglaube

hat des Herrn Kraft angezogen. Da war der feste, entschlossene Wille: ich möchte gesund werden und zwar bei Ihm und durch Ihn allein. Da war die feste Ueberzeugung, daß mit diesem innigen Wunsch und Verlangen im Herzen doch eine Beziehung zu Ihm statt finden, eine Verbindung geknüpft werden müsse. Bei allem Heilsverlangen, das die Erkenntniß der Sünde unter dem Gesetz und die Erwartung des Messias nach dem Prophetenwort wecken konnte, muß nun doch Gott in Christo in unsre Mitte treten, handlich, lebendig, gegenwärtig, das ewig, himmlisch Gut verkleidet in unser armes Fleisch und Blut. Gott in Christo ist allein der Gott, Den wir zum Heil ergreifen können. Und Gott in Christo ist wahrhaftig dargereicht zum Heil durchs Wort und Sacrament. Eine Beziehung zu Ihm will die arme Frau haben; aber mit der unscheinbarsten, geringsten will sie zufrieden sein: „nur Seines Kleides Saum anrühren." Das ist auch ein Zug des Glaubens: Ein Wörtlein von Ihm kanns thun, wie der Hauptmann sagt: Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Die Vernunft spottet: Wie kann ein Wort, wie kann eine Hand voll Wassers, wie kann ein Stückchen Brot, ein Schlückchen Wein solche große Gaben bringen? Der Glaube aber weiß, es ist dem Herrn gleich, mit viel oder wenig zu helfen, und wo Er einmal Seine Kraft hingebunden hat, da müssen, da wollen wir sie suchen, wenn wir sie zum Heil und Leben empfinden und empfangen sollen.

Drei Jesus-Worte am rechten Ort.

Der Herr weiß mit den Müden zu reden ein Wort zur rechten Zeit. Am rechten Ort das rechte Wort, — so finden wirs bei Ihm auf Schritt und Tritt.

Hier ist das erste Wort an Jairus, den Vater des Kindes, das in Todesnöthen lag: „Fürchte dich nicht, glaube nur." Eine Schreckensbotschaft war eben an des bekümmerten Vaters Ohr gedrungen: „Deine Tochter ist jetzt gestorben." Mit einem Hoffnungs-Fünklein im Herzen hatte der arme Jairus sich losgerissen vom Sterbelager seines lieben Kindes: Jesus wird vielleicht noch helfen können! Nun war er doch zu spät gekommen. Alles ist vorüber. Der Tod hats gewonnen, das Leben hats verloren. Ja, es ist eine schwere, unmögliche Sache, dem Tod ins Angesicht schauen in eigener

Kraft. Hinter ihm steht die Sünde, deren Sold er ist, und die nie schwerer aufs Herze fällt, als im Angesicht des Todes. Hinter der Sünde steht das Gericht: Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht. Und auch, die hier bleiben und nur einem Todten nachschauen, spüren etwas von dem scharfen, kühlen Luftzug der Ewigkeit und des Gerichts, der aus jedem Sarg, aus jedem offenen Grab über unsern Lebensweg weht: Das Gericht steht hinter dem Tode. Todesbotschaft ist Schreckensbotschaft. Der Herr Jesus aber spricht: Fürchte dich nicht, glaube nur! Jesus ist da, Der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat. Wo Jesus ist, sei's daß Er als Kindlein in der Krippe liegt, sei's daß Er als Osterfürst die Siegesfahne schwingt, da heißt es alle Mal: Fürchtet euch nicht! Ich bins! Ich bin bei euch alle Tage! Die Furcht weicht dem Glauben. Der Glaube ist es, der ihr die Wage hält und der Glaube allein. Gar nichts weiter will der Herr von uns, als daß wir uns im Glauben an Ihn fest klammern. Denn das ist der Glaube, ein festes sich Hängen an den Lebendigen, Wahrhaftigen und Allmächtigen, an die Person des Gottmenschen, Jesu Christi, — nicht ein unbestimmtes Harren und Hoffen, in Träumen und Erwarten von Unmöglichkeiten wider allen Augenschein. „Glaube nur!" das Wort aus Jesu Munde hat den strauchelnden Jairus wieder fest gemacht auf seinem Wege.

Das andre Wort ist zu der Menge geredet, die im Getümmel um das Todtenhaus sich drängte. Zu ihr spricht der Herr: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft." Das ist nun freilich nackt und scharf der ganze Widerspruch göttlicher Macht, göttlichen Lebens, göttlicher Gnade und Wahrheit gegen die handgreifliche Erfahrung und Wirklichkeit dieses sichtbaren, irdischen Lebens. Die Leute wußten wohl, daß das Mägdlein gestorben war. Darum war ihnen das Jesus-Wort, stracks ins Angesicht ihres positiven Wissens, ein Aergerniß. Sie verlachten Ihn, Der vom göttlichen Standpunkt aussprach: Sie ist nicht todt, sondern sie schläft.

So geht es mit allen den Stücken, in denen sich Gottes Offenbarung in direkten, scharfen Widerspruch setzt gegen das Denken und Wissen dieser Welt und das Rechnen mit ihren Zahlen. Hier ist unsre uralte Bibel. „Das ist nicht Menschen-Wort, sondern Gottes-Wort." Und sie verlachen Ihn. Hier

ist der Christus der Bibel, — geboren, gekreuzigt, gestorben, begraben. „Der ist nicht Mensch allein, sondern der lebendige Gott." Und sie verlachen Ihn. Hier ist das Sacrament der Taufe. „Das ist nicht allein schlecht Wasser, sondern ein gnadenreich Wasser des Lebens und ein Bad der neuen Geburt im heiligen Geist." Und sie verlachen Ihn; — nicht die Weltkinder allein, sondern auch solche, die gute Christen sein wollen, stimmen ein in den Spott! Hier ist das heilige Abendmahl. „Das ist nicht Brot und Wein allein, sondern die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu Christi." Und sie verlachen Ihn. Hier ist ein armer, fluchwürdiger Sünder. „Der ist nicht verloren, nicht verdammt, sondern gerecht vor Gott, ein Erbe des ewigen Lebens, heute noch eingehend zum Paradiese!" Hier ist ein Siechbett, ein Sterbebett, mit all seinem Jammer, seiner Qual, seinem Herzbrechen. „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde." Hier ist das offene Grab mit seinem Schauer der Verwesung. „Dieses Sterben ist Gewinn, dieser Tod ist der Eingang zum Leben. Auch dies Fleisch lebt wieder in Verklärung und Herrlichkeit!" O wie seltsam und närrisch für die hochweise Welt sind alle diese Jesusworte, diese Grundartikel christlichen Glaubens und Hoffens! Sie weiß, was sie mit Augen sieht und mit Händen greift; und sie weiß auch, daß mit allem dem das Wort Jesu in erklärtem Widerspruch steht. Das ist ihr genug! —

Und nun das dritte Jesuswort: Das gilt dem Mägdlein. Er tritt an ihr Bette, nimmt sie bei der Hand und spricht: „Talitha kumi!" Wie die Mutter in die Kammer tritt zu den schlafenden Kindern mit dem fröhlichen Morgengruß: „Steht auf, ihr lieben Kinderlein," so ruft der Herr das Mägdlein aus dem Todesschlaf zurück ins frische, blühende Leben. So schlafen denn unsre Todten in Seiner treuen Hut. Und wenn der große Auferstehungsmorgen kommt, wird Sein „Kumi" über die Gräber tönen und Alle, Alle werdens hören. Dann werden sie auch Alle wohl wissen, wer Der ist, Der hier solche Macht- und Lebensworte geredet hat.

Mein Erlöser lebet und mich selber hebet
Aus des Todes Kammer; da liegt aller Jammer.
Fröhlich ohne Schrecken will Er mich aufwecken.

(Kirchenbuch 568, 8.)

Drei Großmächte.

Aberglauben, Glauben, Unglauben — das sind die drei Großmächte, welche die Welt bewegen und das Menschenherz gängeln, sei's zum Leben, sei's zum Tode. Das Weib, das im Gedränge die Hand ausstreckt nach Jesu Kleid, mit der Hoffnung, daß das Berühren Seiner Quaste sie gesund machen würde, streift an Aberglauben und muß sich von solchen Schlacken reinigen lassen durch die Zucht des Herrn. Jairus, der mit kämpfendem, zwiespaltigem Herzen an Jesu Seite einherschreitet und an das Wort sich klammert: „Fürchte dich nicht, glaube nur," geht in seines Glaubens Kraft dem Trauerhaus zu, das seiner Tochter Leiche birgt. Der Haufe, der tummelnd und lärmend das Haus umdrängt und Jesum verlacht, wie Er als Sieger über den Tod dort Einzug halten will, zeigt den Unglauben in seiner ganzen jämmerlichen Nacktheit.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir die Gefahr eines abergläubischen Zugs bei dem armen, blutflüssigen Weibe entdecken. Sie suchte Hilfe in ihrer Noth. Aber wie und wo hat dieselbe gesucht? Sie war der Meinung, daß ohne persönliche Beziehung zwischen ihr und dem Herrn die Hilfe ihr werden könnte durch bloßes, äußerliches Anrühren Seines Kleides. Das ist sogenannter „Glaube" in vielen Kreisen auch noch in unsern Tagen. Man setzt die Hoffnung auf das, was äußerlich den Herrn und Sein Heil umgiebt und repräsentirt. Es ist die römische Veräußerlichung des Christenthums, die von solchem Aberglauben durchfressen ist. Man nimmt die Quaste für den Herrn. Man bewegt sich in den vorgeschriebenen Ordnungen. Man betheiligt sich an Ceremonien und Uebungen in der Kirche. Man setzt sein Vertrauen auf Aeußeres, nicht auf die lebendige Verbindung mit dem Herrn selbst.

Ja in manchen „christlichen" Kreisen findet sich noch Gröberes. Man braucht Stücke, die uns als Gnadenmittel zum Heil verordnet sind, in einer rein äußerlichen, geistlosen und doch abergläubischen Weise. Der Heiland sagt: „Suchet in der Schrift — sie ists, die von Mir zeuget." Der Aberglaube am Fragepostен sagt: „Stechet in die Schrift, wo's hin trifft,

da werdet ihr eine Antwort finden." So geht man selbst mit dem allerhöchsten Namen um und reibt ihn gleichsam als äußerliche Salbe auf die kranke Stelle, statt daß man sein recht braucht in brünstigem, gläubigem Gebet, in nüchternem Lehren und Lernen des seligen Gotteswort's. Muß doch das Wasser der Taufe selbst sich solchen schnöden Mißbrauch gefallen lassen. Ja auch vom heiligen Abendmahl denkt Manches, nicht in gesundem, nüchternem Glauben, sondern eitel abergläubisch: Wenn es nur der Kranke selbst noch bekomme, gleichviel wie er es empfängt, so werde er heil zum ewigen Leben.

All dieses Wesen muß vom Herrn sich richten lassen. Und daß wir dem armen Weibe kein Unrecht thun, müssen wir sagen, es war in ihr, bei allen Schlacken, doch auch ein gutes Metall ächten, körnigen Glaubens. Der muß aber erst heraus geschmolzen werden in jenem feurig-heißen Moment, da sie dem Herrn ins Auge schauen und Ihm Alles, Alles sagen muß! Dann erst kann Er ihr das Zeugniß geben: Dein Glaube hat dir geholfen. Nun ist das Vertrauen auf den Herrn selbst, auf Sein persönliches Erbarmen, auf Seine Macht, Sein hohepriesterliches Herz, Seinen königlichen Arm, — und das hilft. Das ist Glaube beim Weibe und Glaube bei Jairus. Dieser Glaube überwindet Welt, Sünde und Tod. „Glaube nur." Das ist die ganze Weges-Zehrung, Compaß und Leuchtthurm für Jairus auf dem schweren Gang durch die Straßen nach seinem Hause, aus dem ihm die lähmende Kunde entgegengetragen wird: Bemühe den Meister nicht mehr! Deine Tochter ist jetzt gestorben. Aber er hielt sich gläubig an der Seite seines himmlischen Herzogs und schritt mit Ihm durch Zweifel, Klage, Hohn und Spott zum Sieg, zum Leben.

An der Hausthüre freilich hat der Unglaube die Wache gehalten. Es war, als ob er den Lebensfürsten nicht hinein lassen wollte ans Todtenbett. Er muß ihn erst wegscheuchen mit seinem kräftigen: „Weichet, das Mägdlein ist nicht gestorben, sondern es schläft." Nun bricht der Unglaube, im Bewußtsein, daß er seiner Sache unfehlbar sicher ist, in Hohngelächter aus — „wußten wohl, daß sie gestorben war." Wehe den armen Häusern und Herzen, die der Unglaube so fest umschanzt hat, daß der Lebensfürst keinen Zutritt finden kann. Unter der Maske des Mitgefühls, wie kalt, wie herzlos ist da Alles! Er ist des Todes gewiß, das ist das schließliche Facit all

seiner Gewißheit und seiner Vernunft. Aber wer kann sich des trösten? Wer kann davon leben?

Gott sei Dank, Der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum. Er schlägt Unglauben und Aberglauben aus dem Feld. Der Glaube an Ihn soll den Sieg gewinnen und das Feld behalten.

Die heilskräftige Berührung Jesu.

Das schwache Rohr zerbrich Du nicht,
Verlösche nicht das glimmend Licht,
Sei mächtig in dem Schwachen!

Dies Gebet findet volle Erhörung in der Geschichte vom blutflüssigen Weibe, wie bei Jairus. Die Kraft des Herrn, die von Ihm ausgeht, heilt an Leib und Seele, stärkt, stützt, und entwickelt den Glauben und entreißt dem Tod seine Beute. Und wie wenig ist es, was die Verbindung mit Ihm, die Erfahrung Seiner Heilskraft zu Stande bringt! Eine leise, schüchterne Berührung des Saumes Seines Kleides — und die Gotteskraft geht aus von Ihm.

Was war nun aber eigentlich das Heilskräftige in der Berührung der Frau? Das Volk drängte und stieß. Und der Herr spürt mitten im Gedränge den zarten Finger der Hilfesuchenden. Billig wundert sich Petrus darüber, wie dies möglich sein soll? „Das Volk dränget und drücket Dich und Du sprichst: Wer hat Mich angerühret?" Und doch ist gerade der Unterschied, wie ihn des Petrus verwunderte Frage andeutet, so groß und wichtig. Bei allem Drängen des Volks kein Rapport des Nehmens und Gebens zwischen ihm und dem Herrn. Hier aber bei dem Weibe eine sofortige Erfahrung göttlicher Heilskräfte. Ihr leichtes Berühren hat vom Herrn gewonnen, was Andere mit all ihrem Drängen und Stoßen nicht erreicht haben. Warum das? Am Glauben lags. Die Glaubensspur, die in ihrer Berührung lag, die hats gethan. An den Herrn wollte sie kommen um jeden Preis; von Ihm etwas haben, nach Ihm sich verlangend strecken in dem festen, unerschütterlichen Vertrauen: Er kann helfen, ob man Ihn am kleinen Finger hat, oder im Arme. Das sollen sich unsre Kirchgänger, unsre getauften, confirmirten, communi-

cirenden Christen merken: Wasser thuts freilich nicht! Essen und Trinken thuts freilich nicht! Am Glauben liegts!

Die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit der Heilskraft, ihres Ausgehens vom Herrn, ihres Empfangenwerdens von Seiten der kranken Frau, wird besonders nachdrücklich und umständlich in der evangelischen Geschichte bezeugt. „Sie fühlte es an ihrem Leibe, daß sie von ihrer Plage war gesund geworden." Und der Herr Jesus „fühlte alsbald an Ihm selbst die Kraft, die von Ihm ausgegangen war." Er spricht: „Es hat Mich Jemand angerühret, denn Ich fühle, daß eine Kraft von Mir ausgegangen ist." Das ist also ein reeller, unzweifelhafter Vorgang gewesen, von beiden Seiten beglaubigt. Kraft gehet aus von Ihm. Er ist kein todter, sondern ein lebendiger, lebenskräftiger und -sprühender Christus. Und Er weiß es, daß solche Kraft von Ihm ausgeht. Und wir wissen es. Manches Haus, manches Menschenherz weiß es, daß es anders und besser mit ihm geworden durch die Kraft, die von Jesu ausgegangen. Laß die Welt drängen und drücken, schreien, klagen oder spotten, solche Realitäten giebts heute noch. Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft. Jesu Name, Jesu Wort ist die Kraft Gottes selig zu machen Alle, die daran glauben.

Wo nun der Herr sich so kräftig als Heiland zu erfahren gegeben, da verlangt Er auch ein öffentliches Bekenntniß zu Ihm und von der erfahrenen Heilskraft. Nicht immer gerade so, wie hier bei der geheilten Frau. Sonst weist Er oft in die Stille; hier zieht Er an die Oeffentlichkeit. Das geschieht nicht bloß zum Zeugniß über das Volk, was der stille, schüchterne Glaube so Großes gethan, sondern in zuchtmeisterlicher Weisheit bringt der Herr darauf um des Weibes willen, zur Stärkung und Läuterung ihres Glaubens. Jede Spur von möglichem Aberglauben soll weggeschmolzen und das was wirklich den Namen Glauben verdient, gestärkt und ans Licht gezogen werden. „Dein Glaube hat dir geholfen," — nicht dein Anrühren.

Wie lockt und ladet doch diese Geschichte so freundlich! So wenig ists, wodurch so Großes erlangt wird! Und doch, wo diese schüchterne Glaubenshand fehlt, da schreitet der Herr von Woche zu Woche durch unsre Mitte unberührt; man geht heim mit den alten Schäden. Keine Kraft ist von Ihm aus- und in uns eingegangen. Und doch ists das, was unser mattes,

sieches Christenthum braucht: Kraft vom Herrn, — Kraft in unsrem Zeugniß und Bekenntniß, in unsrer Liebe und Geduld, in unsrer Hingabe und Selbstverleugnung, in unsrem Kampf mit Teufel, Welt und Fleisch.

Am fünfundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Warnung im Blick aufs Gericht.

Im Blick auf das Gericht, dem wir alle entgegen gehen, giebt der Herr Seinen Jüngern eine Reihe gar heilsamer Mahnungen und Warnungen. Die erste ist:

Merk aufs Wort! Das ist nicht, wie es die Klammern in manchen Bibeln anzudeuten scheinen, ein Zusatz des Evangelisten, sondern eine vom Herrn selbst Seinen Worten ausdrücklich beigefügte Mahnung. Er weist die Seinen, Angesichts der letzten Dinge, in das Wort der Weissagung. Und dazu mahnt Er eindringlich: Wer das liest, der merke darauf. Nicht als ob das prophetische Wort so gar dunkel und undeutlich wäre, sondern weil es, leider! so viele unaufmerksame Leser giebt! Ja was sag ich, viele unaufmerksame Leser? Nein, Viele, die gar keine Leser des Wortes mehr sind, weder aufmerksame noch unaufmerksame. Viele, die nur höchst selten noch Leser sind. Viele, die ganz leichtsinnige und oberflächliche Leser sind, die nicht merken auf die Zeichen der Zeit und die Weltlage nicht mit geisteshellem Blick erfassen und beherrschen. Die Schrift ist und bleibt dem Christen der Prüfstein, wornach er alle Erscheinungen in Welt und Zeit beobachtet und mißt. Was ist aber die Regel bei Tausenden, die sich Christen nennen? Ihre einzige Quelle, ihr einziger Maaßstab zur Beobachtung und Beurtheilung der Weltlage sind die Tagesblätter mit ihren tausendmal irreführenden „Leit-Artikeln". Und gerade auch das prophetische Wort des Alten Testaments sollte die Christenheit heutzutage wieder recht lesen und anwenden lernen auf die Zeitverhältnisse, in denen wir stehen. Der aufmerksame Leser wird oft erstaunen über die wunderbar scharfen Schlaglichter, die es mitten hinein in unsere Gegenwart wirft!

Die andere Warnung des Herrn ist: Fliehet auf die Berge! „Auf den Berg errette dich, daß du nicht umkommest!" Das war einst in schrecklicher Gerichtsstunde das Engelwort an Lot gewesen. Und als das Gericht über Jerusalem hereinbrach, rettete sich die Christengemeinde aus der verfluchten Stadt ins Bergland über dem Jordan drüben, nach Pella. Wo sind aber die Berge in jener letzten größten Noth, zu denen wir fliehen sollen, wenn „Berge weichen und Hügel hinfallen?" Wo sind „die Berge, von denen uns Hilfe kommt," in der Stunde, da uns Hilfe am allermeisten noth sein wird? Keine andern können es sein, als die ewigen Gottesshöhen der Verheißung mit ihrer reinen, klaren Himmelsluft, mit ihrem scharfen Anhauch der Ewigkeit: Golgatha, Tabor, Oelberg — nicht als Erdmassen von Felsgestein, sondern als Offenbarungsstätten göttlicher Gnade und Herrlichkeit. Das sind die Berge, zu denen wir fliehen.

Der dritte Warnruf: Steig nicht hernieder, kehr nicht um, deine Kleider zu holen! Die sich umgeschaut hat, Lots Weib, hat den rettenden Berg nicht erreicht. Irdisch Gut, Geldsack und Kleiderschmuck, was solls uns denn helfen, wenn die ganze Erde unter den Füßen wegschmilzt in den Flammen des Gerichtes? Bist du los durch Gottes Gnade von irdischen Sorgen, vom Sündenkleide, vom Rock der eigenen Gerechtigkeit, schlüpf nicht wieder hinein! Hol dir diese Kleider nicht wieder! — Also weg aus der Welt? Fort von ihrer Gemeinschaft? Und doch sollten die Christen das Salz der Erde und das Licht der Welt sein. Wie stimmt damit diese Weltflucht, die hier angerathen wird? Wenn die Christenheit ihre Aufgabe erfüllt hat, das Evangelium zu einem Zeugniß über die ganze Welt hin zu tragen, wenn die Stunde des Gerichts herein bricht, dann hört jener Weltberuf der Jünger auf, die Weltflucht wird nun die Losung.

Eine vierte Mahnung: Bittet aber! Mitten in dem letzten grausen Sturm und Umsturz drückt der Herr Seinen lieben Jüngern um so fester die alte, gute Waffe in die Hand: Betet! Ein gebetloser Mensch ist ein wehrloser Mensch. Ihn blendet die Welt. Ihn fällt der Teufel. Aber wohl gemerkt, auch das Gebet der Jünger kann diese letzte Noth nicht abwenden, nur erleichtern und verkürzen. Aber kommen muß sie und durchgemacht muß sie werden.

Endlich: Glaubet nicht! Die letzte Mahnung im Blick

auf den Gerichtstag. Ein seltsames Wort in Jesu Munde, Der so viel lieber zum Glauben gemahnt hat. Auch der Jünger, der an der Brust des Herrn lag, hat dem Meister das Wort abgelauscht und gemahnt: Glaubet nicht einem jeglichen Geist; prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Das ist ja immer ein sonderliches Zeichen großer Gerichtszeiten, daß Lug- und Trugmächte sich breit machen, Viele zu verderben und zu verführen. Wenn die letzte Noth angeht, schaut man sich unwillkürlich um nach Helfern und Heilanden. Der Schwarmgeist sucht neue Propheten und Wunderthäter und fällt ihnen zu mit Haufen. Hier ists ein Wallfahrtsort, dort finds sogenannte große Erweckungen! Der Herr heißt die Seinen mißtrauisch sein, nüchtern und prüfend. Wer auf dem guten Glaubensgrund des lautern Wortes steht, der sorge nur, daß er selbst umso treuer erfunden werde, in Buße, in Glauben, im Gebet, in der Heiligung, in Geduld und Hoffnung!

Behüt uns, lieber Herre Gott.

Wenn die Christenheit in ihrem sonntäglichen Gottesdienst fürbittend vor den Thron Gottes tritt, fleht sie Gaben für sich und alle Welt und dringt an mit dem ernsten: Erhör uns, lieber Herre Gott! Und sie fleht um Bewahrung in der Noth und Anfechtung der ernsten, schweren Zeit, darin sie steht, um Abwehr der Gefahren, Plagen und Gerichte, die ihr und der Welt drohen und dringt an mit dem flehentlichen: Behüt uns, lieber Herre Gott!

Behüt uns, lieber Herre Gott, vor der Unaufmerksamkeit auf Dein Wort. Der Herr legt Seinen Finger auf das Wort: Wer das lieset, der merke drauf! Und nachher: Siehe, Ich habs euch zuvor gesagt. Also: Wer das hört, der merke drauf! Christen, die im Lichte des göttlichen Wortes stehen, sind die Propheten der Welt. Sie haben und kennen den Willen ihres Gottes. Sein Rath für die Zukunft liegt offen und aufgeschlossen vor ihnen, freilich nicht im Einzelnen, aber im Großen, Ganzen. Und das prophetische Wort, das sie haben, lehrt sie die Zeit, in der sie stehen, im rechten Lichte betrachten. Sie vermögen es, über das Gewirre der Tagesstimmen sich zu erheben und von höherer Warte aus über den Strom der Ereignisse hinzuschauen, so daß sie auf Alles bereit

werden, was da kommen mag in Gnade und Gericht. Aber das ist eben nur möglich bei stetem, wachsamem Aufmerken auf das geschriebene, geoffenbarte Wort. Solches Aufmerken ist vor allem nöthig bei den oft so verschlungenen Gängen des eigenen Lebens. Da muß der Christ Alles ins Licht des Wortes stellen und allezeit sich fragen: Was sagt mir das Wort in Strafe und Gericht, in Trost und Erquickung, in Lehre und Mahnung? Erst von da aus lernt man die rechte Anwendung und das Verständniß des Wortes auch in dem Entwicklungsgang der Welt- und Reichsgeschichte. Leider werden ihre Thatsachen und Ereignisse meistens von einem ganz unchristlichen Standpunkt aus betrachtet und mit einem ganz ungesalzenen Urtheil werden sie von denen abgefertigt, welche die Anschauungen der Menge am meisten bilden und beeinflussen.

Behüt uns, lieber Herre Gott, auch vor dem Hängen am irdischen Gut! Gar ernst und dringlich sind die Warnungen des Herrn an die Seinen, daß sie sich nicht verflechten lassen in die Lust und Last dieser Welt. Nicht bloß das Gröbste kommt hier in Betracht: daß die Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und Sorgen der Nahrung, sondern so dringend macht Er Seine Warnung, daß man sich nicht die Zeit nehmen soll, etwas aus dem Hause zu holen. „Auf dem Dach" und „auf dem Felde" findet die große Gerichtsstunde, von der der Herr hier redet, die Leute. Sie sind entweder dem Genuß oder der Arbeit des irdischen Lebens ergeben: auf dem Dache, rastend in der Abendkühle von des Tages Last und Arbeit, — auf dem Felde, an der Arbeit selbst; aber weder hier noch dort in rechter Bereitschaft für den Herrn. Und wer da noch nach dem laufen will, woran das Herz hängt, mitnehmen, aus dem Hause holen, was man nicht fahren lassen möchte, — der sehe wohl zu, daß es nicht mit ihm geht, wie einst mit Lots Weib.

Behüt uns, lieber Herre Gott, vor falscher, verderblicher Lehre, vor einem falschen Christus, einem falschen Evangelium. Dies Gebet ist in unsrer schweren, trüben Letztzeit nöthiger als je. Wen suchen wir da, der Hilfe thue? Das bist Du hier allein, Jesus Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben. Und nun die Gefahr eines falschen Christus! Die Falschmünzerei auf dem Gebiet des Glaubens und kirchlichen Lebens ist an der Tagesordnung. Da klagt man über so viel Unzuverlässigkeit in Handel und Wandel,

aber man vergißt, wie unredlich allerseits verfahren wird im Bau des Reiches Gottes. Man hängt falsche Flaggen aus und segelt unter ihnen; man ist heute das, morgen jenes, ohne allen Bestand, Festigkeit und Zuverlässigkeit. Heute steht man auf einer Platform unter dem Feldgeschrei: Einheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Und morgen raubt und stiehlt man einander Glieder, Vertrauen, Glauben und Liebe! Ach Gott vom Himmel, sieh darein und laß Dich des erbarmen!

Am sechsundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Das ewige Leben.

Das letzte Wort im Glauben, den wir jeden Sonntag sprechen, ist — „ein ewiges Leben". Das letzte Wort in jener Hauptstelle vom Heil und vom Glauben: „nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Das letzte Wort im Evangelium dieses (oft letzten) Sonntags im ablaufenden Kirchenjahr ist „das ewige Leben". Dort hinüber sollen unsre Blicke sich richten. Wir können freilich nur in Schwachheit stammeln von den Dingen. Aber wir können doch in aller Demuth und Bescheidenheit die Hauptgedanken zusammenfügen, die wir in der Schrift selbst, in der Sprache des heiligen Geistes darüber finden.

Das ewige Leben ist einmal die Sabbath-Ruhe der Erlösung von Sünde und allem Uebel. Hier ist unser Christenleben im besten Falle ein fortgesetzter Kampf mit der Sünde, dem Fleisch und alten Adamssinn. Die Sünde „ruhet immer vor der Thüre." Sie ists, die uns immer anklebt und träge macht. Sie ist die Störung und Trübung auch des Besten, was wir auf Erden haben und anstreben. In unsre schönsten Stunden, unsre heiligsten Stimmungen und Empfindungen mischt sie sich ein. Auch einem Paulus preßt sie den Schmerzensruf aus: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes! Das tägliche Kreuz des Christen ist, daß er die alte Sünde immer wieder ihr Haupt erheben sieht, ja daß ers erfahren muß, wie sie mit scheinbar ungeschwächter Kraft immer aufs Neue Sturm läuft und der Seelen

Frieden stört! Und nicht mit Fleisch und Blut allein haben wir zu kämpfen. Dicht fliegen in diesem Jammerthal die feurigen Pfeile des Bösewichts. Wie schnell ist ein Feuerbrand im Herzen angerichtet! In einem unbewachten Augenblick sinkt David und Petrus dahin! Wie wird es sein, wenn alle und jede Versuchung zur Sünde für immer und ewig weg sein wird!

Das ewige Leben hat weiter für uns eine völlige Erkenntniß Gottes und Seiner Werke. Jetzt ist unser Wissen Stückwerk. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel. Da tritt uns nie die Sache selbst in ihrer vollen Wahrheit und Wirklichkeit entgegen, sondern nur der Wiederschein, das Abbild. Bei aller Offenbarung, die Gott uns geschenkt, nicht bloß in der Natur, in den Werken der Schöpfung, sondern und noch viel mehr im klaren Zeugniß Seines Wortes, bleiben uns gewaltige Klötze liegen, die uns hinieden wie dunkle Räthsel anstarren. Das Einzelne mag deutlich genug sein, aber der Zusammenhang, die Harmonie des scheinbar Widersprechenden verwirrt uns. Da ist die allgemeine Gnade und die Erwählung zum ewigen Leben! Da ist die Einheit des wahrhaftigen Gottes und die Dreiheit der Personen! Da ist das Geheimniß der verklärten Leiblichkeit Christi und Seiner wahrhaftigen Gegenwart im Sacrament des Altars! Allem dem gegenüber sind wir jetzt eben „klug wie ein Kind". Dort aber werden wir Ihn selbst erkennen in Seinem Lichte, so wie wir von ihm erkannt sind!

Selbst die Werke Gottes, die geschaffenen Dinge werden wir dort erst völlig erkennen. Unsere Gelehrten haben nun bald 6000 Jahre an dieser Erde, ihrem Bau und Gestein, ihrer Pflanzen und Thieren herumstudirt, und was wissen sie davon? Das Leben auch des geringsten Wurms ist ihnen unerforschlich. Und nun erst Gottes Wege und Führungen, von denen es so oft heißt: „Was Ich thue, das weißt du jetzt nicht; dort werden wir's Alles erfahren und verstehen."

Das ewige Leben wird ferner haben vollkommene Liebe zum Herrn. Jetzt ist es ein Leid für die Seele, die Jesum wirklich liebt und lieben möchte, daß ihre Liebe so lau und schwach, so mangelhaft und unvollkommen ist. Das Unsichtbare lieben stellt uns ja auch die Schrift als etwas schwieriges dar, — schwieriger als den Bruder lieben, den man sieht. (1 Joh. 4, 20.)

Gott lieben können von ganzem Herzen und von ganzer Seele, das muß ja die höchste Freude, die vollkommene Seligkeit sein.

Und endlich giebt uns das ewige Leben die selige Gemeinschaft mit den vollendeten Gerechten und mit Gottes heiligen Engeln. Einsame Freude ist halbe Freude. Getheilte Freud ist doppelte Freud. Alle Herrlichkeit des Himmels würde uns nur wenig entzücken, wenn wir sie allein genießen sollten. Wir sind für einander geschaffen, einander zu lieben, und miteinander selig zu sein. Hier unten aber wird das innigste und trauteste Zusammensein immer wieder gestört und getrübt durch den Trennungsgedanken: „Bis der Tod euch scheidet." Dort aber giebt es keine solche Scheidung mehr und eine innigere Gemeinschaft als uns je hier verbunden, weil alles Selbstische nun ab und los ist. Auch was hinieden die Gläubigen, die den Herrn lieb haben, immer noch getrennt hat zu ihrem tiefsten Schmerz, wird dort beseitigt sein! Dort ist es Eine Heerde und Ein Hirte, „das himmlische Jerusalem mit der Menge vieler tausend Engel und der Gemeinde der Erstgebornen, die im Himmel angeschrieben sind!"

Am siebenundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Die zehn Jungfrauen.

In die Abendzeit hinaus auf das Letzte dieses Weltlaufs weist uns das ernste Gleichniß von den zehn Jungfrauen. Da wird uns vor Allem beschrieben

Der Auszug der zehn Jungfrauen, „die ihre Lampen nahmen und gingen aus, dem Bräutigam entgegen." Wenn die Zeit heranrückt, daß der Bräutigam, der Herr des Himmelreichs wiederkommt, da wirds gar dunkel sein auf Erden. „Mitternacht heißt diese Stunde." Aber durch die dicke, schwere Finsterniß, die sich über die Erde lagert, sehen wir die Lichtpunkte der Lampen, welche die Jungfrauen tragen; keine Irrlichter, die im Sumpfe tanzen, sondern helle, klare Leuchten. Sie harren des Bräutigams, während die Welt im Schlummer liegt. Ihr Losungswort ist: „Dem Bräutigam entgegen!" Ihr Licht leuchtet im Bekenntniß Seines Namens,

im Wandel vor Ihm. Da ist zunächst kein Unterschied unter den zehn. Alle haben Lampen. Alle haben Oel in den Lampen. Alle haben brennende Lampen. Alle gehen aus, dem Bräutigam entgegen. Wenn Er jetzt käme, wie sie da so frisch und wohlgerüstet Ihm entgegenziehen, da fände Er sie Alle gleich bereit. Aber eins haben sie nicht Alle gleicher Maaßen bedacht: die Möglichkeit, daß der Bräutigam verziehen könnte! Dann würden die Lampen niederbrennen, und wer kein Oel nachzufüllen hätte, stünde in der Finsterniß, so licht es einst um ihn gewesen sein möchte. Hier ist nun der Unterschied zwischen den klugen und den thörichten Jungfrauen. Die ersteren haben nicht bloß brennende Lampen, sondern auch einen Reserve-Vorrath von Oel, womit sie nachhelfen und sie brennend halten können. Die thörichten aber haben keinen solchen Vorrath. Sie sind nicht aufs Warten eingerichtet. Wie gut ginge es mit vielen Christen, wenn der jüngste Tag, oder ihr Tod käme, wenn ihre Lampe brennt, in den seligen Kindertagen, da man so fröhlich und wohlgemuth in Jesu Armen gebettet war; in den Confirmationsstunden einer ersten Liebe, da das Herz von nichts anderem wissen wollte, als: dem Herrn entgegen! Nun aber kommt

Der Verzug des Bräutigams. „Da wurden sie Alle schläfrig und entschliefen." Das widerfuhr also den Klugen so gut, wie den Thörichten. Schlafende Jungfrauen! — Das ist das Bild der Kirche im Verzug des zweiten Advents. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welch eine bestimmte, klare Erwartung der Wiederkunft des Herrn die ersten Christengemeinden der apostolischen und nachapostolischen Zeit beseelte, so müssen wir bekennen: So ists nicht mehr bei uns! Dieses lebendige Bewußtsein von der Wiederkunft Christi ist uns abhanden gekommen. Nicht mit Einem Mal ist das geschehen, sondern ganz allmählig. Zuerst das Schläfrigwerden, dann das Entschlafen! Man geht so dahin in der gleichmäßigen Routine des täglichen Lebens und des sonntäglichen Gottesdienstes. Und dabei bleiben die Dinge im Großen Ganzen, wie sie sind. Es giebt keine Krisis. Und langsam, unmerklich stiehlt sich der Schlummer in die müden Augen. Eins ums andre entschläft. Und mit den schlafenden Jungfrauen schlafen auch die Lampen ein. Eine Weile flackerts noch da und dort. Endlich gehen sie alle aus. Wo wird der Glaube sein, wenn der Menschensohn wiederkommt auf Erden?

Des Bräutigams Ankunft. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Um Mitternacht wirds laut und unruhig um die schlafenden Jungfrauen her. Sie schrecken auf aus ihrem Schlummer. Der Bräutigam kommt! Auf, Ihm entgegen! Noch ist Er nicht da. Aber keine Zeit ist zu verlieren. Die Lampen müssen brennen, Ihn zu empfangen. Nun ist die Frage nicht: Hast du einmal — vor einer Stunde, oder vor zweien, — eine brennende Lampe in der Hand gehalten? Nein, es gilt: Brennt jetzt deine Lampe? Hält sie aus im Brennen und Leuchten, bis der Bräutigam da ist? Da erklingt nun

Der Nothschrei der Thörichten, die die Klugen anflehen: „Gebt uns von eurem Oele, denn unsre Lampen verlöschen." Das ist ein rechter Jammer-Ruf aus tiefster Bedrängniß heraus: Oel, Oel müssen sie haben; Geisteskraft, den Glauben zu nähren, daß seine Flamme leuchte. Was hülfe sie ein Zeugniß von den Klugen, daß vor ein paar Stunden ihre Lampen ganz schön gebrannt haben? „Unsre Lampen verlöschen!" Das unsagbare Weh einer von keinem Licht erhellten Finsterniß starrt uns in diesen Worten entgegen! Nicht bloß das Lebens-Lämplein verlöscht, auch die Glaubens- und Geistes-Lampe versagt, die einst vielleicht ganz munter geflackert hat. Das entsetzliche Gefühl der Leere, des inneren Bankerotts, der Angst und Verzagtheit, die wir an so vielen Sterbebetten finden, drückt sich aus in diesem trostlosen Bekenntniß: „Unsre Lampen verlöschen." Denn für diese Bitte um Oel giebts schlechterdings

Keine Aushilfe, sondern einfach eine Abweisung, die zwar herzlos aussehen mag und doch nur weise und billig ist. Jedes muß für sich sein Oel da kriegen, wo nach göttlicher Ordnung Alle hingeschickt werden, die es haben müssen. Aber ein Uebertragen oder Herleihen giebt es hier nicht. Keine Kraft des Geistes, kein Licht des Glaubens, kein Schatz guter Werke kann da von dem Einen geschwind auf den Andern gelegt werden. Keiner kann für den Andern glauben; Keiner von seiner Geistesgabe dem Andern etwas vermachen. Christenthum vererbt sich nicht. „Da tritt kein Andrer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein." Du stehst am Todtenbett Eines deiner Lieben. Du betest mit ihm, du singst, du liesest das theure Gotteswort, du lässest Spruch um Spruch als helle Fackel in das finstre Thal hinein leuchten. Du legst

die Hand aufs müde Haupt zum letzten Segen. Du fühlst, wie's immer stiller, immer einsamer wird bei der scheidenden Seele. Immer weiter weg von dir, immer tiefer hinein gehts ins dunkle Todesthal. Du kannst nicht mit. Sie muß allein gehen. So groß der Segen christlicher Gemeinschaft ist im Leben und im Sterben, am Anfang und am Ende unseres Glaubenswegs: sie ist keine Maschine, die uns in den Himmel trüge, wenn unsre Lampe verlöscht. Der Gerechte lebet seines Glaubens; sein persönlicher Glaube muß da sein, kein anderer kanns für ihn thun. Sonst droht die letzte, schreckliche Abweisung des Bräutigams selbst, der die thörichten Jungfrauen von der geschlossenen Thüre wegschickt mit dem Urtheil: „Wahrlich, Ich sage euch, Ich kenne euch nicht." Davor behüte uns, lieber, barmherziger Heiland!

Electrotypie und Druck von
Wm. F. Fell & Co., 1220-24 Sansom-Straße, Philadelphia, Pa.

Verlag von Jg. Kohler,

911 Arch-Straße, Philadelphia, Pa.

Die große Familien-Bibel.

Für Kirche, Schule und Haus, enthaltend sämmtliche Schriften des Alten und Neuen Testaments, nach Dr. Martin Luther's Uebersetzung.—Groß-Quart-Format mit großem Druck.

Mit einem neuen Zusatz der ganzen Schnorr'schen Bibel in 240 Abbildungen zu Anfang des Buches.

Ferner: **Die Zerstörung Jerusalem's.** Ein merkwürdiger Beweis aus der Geschichte für die Wahrheit göttlicher Weissagung, zugleich enthaltend eine Erzählung des großen Elends, welches als ein Gottesgericht über das jüdische Volk hereinbrach.

Und: **Nachrichten über die zehn Stämme Israel's.** Gesammelt aus hebräischen, englischen, französischen und holländischen Quellen.

Nr. 1.	Billige Ausgabe mit 2 Stahlstichen, schön in Leder gebunden.....	$6 00
Nr. 2.	Mit 240 Bildern, ebenso gebunden.....	7 00
Nr. 3.	„ „ Marocco mit Goldschnitt, Rücken und Decken vergoldet	9 00
Nr. 4.	„ „ Marocco, Rücken und Decken voll vergoldet...	10 00
Nr. 5.	Marocco, Rücken und Decken voll vergoldet	12 00
Nr. 6.	Superfein türkisch Marocco, einfach	12 00
Nr. 7.	„ „ „ Rücken und Decken fein vergoldet (super extra).....	15 00

Es wird gebeten, bei Bestellungen anzugeben, ob die Bibeln mit oder ohne Schließen geliefert werden sollen. (Schließen werden extra berechnet.)

☞ **Die Bibel ist mit oder ohne Bilder zu haben.** ☜

[Probe der Schriftgröße.]

Seit vielen Jahren liegt unsere große deutsche Bibel-Ausgabe vor den Augen des Publikums. Sie hat sich überall einer freundlichen Aufnahme erfreut, ziert die Kanzeln und Altäre von Hunderten von Kirchen, findet sich in Tausenden von Familien, genießt namentlich auch um des schönen, großen, deutlichen Druckes willen die besondere Zuneigung der Alten oder an schwachen Augen Leidenden, und ist überall von der öffentlichen Presse, besonders auch mit Beziehung auf die den einzelnen Bibelbüchern beigegebenen überblicklichen Einleitungen auf's Günstigste beurtheilt worden.

Seit dem ersten Erscheinen dieser in jeder Hinsicht ganz ausgezeichneten, mit großen Kosten hergestellten und zu verhältnißmäßig sehr niedrigen Preisen angebotenen Bibelausgabe sind verschiedene Ausgaben des Wortes Gottes in deutscher Sprache in den Verein. Staaten von Amerika erschienen. Unter ihnen kommt an Klarheit und Reinheit des Druckes keine der unsrigen gleich. Aber einige derselben haben auf Kosten des Druckes die Bibel mit Illustrationen, Bildern in Holzschnitten, in Stahlstichen und dergleichen mehr auszustatten versucht, und dabei Arbeiten von höchst ungleichem, zum Theil auch—künstlerisch betrachtet—von gar keinem Werthe geliefert.

Ohne dem, was an sich gut und anständig genannt werden mag, irgend nahe treten zu wollen, muß doch daran erinnert werden, daß das Ueberladen des Wortes Gottes mit Illustrationen die Bibel ganz zweckwidrig in ein Bilderbuch verwandelt und die Gemüther leicht mehr zu zerstreuen als zu sammeln geneigt ist. Von selbst versteht sich, daß eine mit in den Text eingedruckten Bildern versehene Bibel auf die Kanzel, den Altar und für andere öffentliche Zwecke durchaus nicht taugt, und daß es vornweg gänzlich verfehlt ist, wenn, um den Bildern Raum zu machen, kleine Buchstaben gewählt und eng auf einander hinaufgesetzt werden müssen, wodurch die Klarheit und Deutlichkeit des Bibeltextes leidet und die Augen sehr angegriffen werden.

Darum erlauben wir uns, hiermit unsere ausgezeichnete und bewährte Bibel-Ausgabe in deutscher Sprache und in der unübertrefflichen Uebersetzung Martin Luther's den Herren Pastoren und Lehrern, sowie den Familien und den Einzelnen, denen das „Buch der Bücher" unter den zahllosen Büchern des Weltmarktes seinen eigenthümlichen Werth hat, auf's Neue bestens zu empfehlen.

Volks-Bilder-Bibel, kleine, oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luther's. Mit 200 schönen eingedruckten Abbildungen von Julius Schnorr von Carolsfeld. Auf gutem weißem Papier gedruckt. Groß-Octav.

Nr. 1.	Gut in Leder gebunden	$3 00
Nr. 2.	„ „ mit Schloß	3 50
Nr. 3.	Imitation Marocco, mit Goldschnitt	4 00
Nr. 4.	„ „ voll vergoldet	4 50
Nr. 5.	Türkisch Marocco, fein und voll vergoldet	6 00

Neues Testament unseres HErrn und Heilandes. Mit 60 Bildern und großem Druck.

Gut gebunden in Leinwand		— 75
„ „	in Leder	1 00
„ „	„ mit Goldschnitt	1 50

Die Bibel in Bildern. 240 Abbildungen. Entworfen und gezeichnet von Julius Schnorr von Carolsfeld. Groß-Octav-Format, mit deutschem und englischem Text zu jedem Bilde.

Schön in Leinwand gebunden, mit Goldtitel und Schwarzdruck		1 50
„ „ „	„ und Goldschnitt ..	2 00

Das Alte Testament. 160 Abbildungen. Entworfen und gezeichnet von Jul. Schnorr von Carolsfeld. Groß-Octav-Format, mit deutschem und englischem Text zu jedem Bilde.

Schön in Leinwand gebunden, mit Goldtitel und Schwarzdruck..		1 00

Das Neue Testament. 80 Abbildungen. Entworfen und gezeichnet von Jul. Schnorr von Carolsfeld. Groß-Octav-Format, mit deutschem und englischem Text zu jedem Bilde.

Schön in Leinwand gebunden, mit Goldtitel und Schwarzdruck..		— 60
„ „ „	Schwarzdruck	— 50

Büchner, Gottfried A. Biblische Real- und Verbal-Hand-Concordanz. Durchgesehen u. verbessert von Dr. H. L. Heubner. Mit einer Vorrede von Dr. Philip Schaff, und einem Anhang von 8060 Bibelstellen, vermehrt von Pastor A. Späth. In halb türk. Marocco geb. $5 00

Arndt, J. Sechs Bücher vom wahren Christenthum, nebst dem Leben des seligen Autors und dessen Paradiesgärtlein; auch die Sonn- und Feiertags-Evangelien und Episteln. Mit 66 Holzschnitten. Quart.

Nr. 1. Billige Ausgabe, gut gebunden 3 50
Nr. 2. Ganz in Leder gebunden, mit Schloß 5 00
Nr. 3. Ganz Marocco, mit Goldschnitt, fein vergoldet 7 00

Alles mit Gott! Evangelisches Gebetbuch für alle Morgen u. Abende der Woche in vierfacher Abwechslung für die Fest- und Feiertage, für die Communion, sowie für besondere Zeiten und Lagen.

Schön in Leinwand gebunden, mit Goldtitel ..... — 60
Schön in Leder gebunden, mit Goldtitel .. .. — 75
Schön in Leinwand gebunden, mit Goldtitel und Goldschnitt 1 00
In Imitation Marocco, voll vergoldet 1 50
In ächt Marocco, voll vergoldet, extra fein 2 25

Gerok, Karl. Palmblätter. Pracht-Ausgabe mit Illustrationen. 400 Seiten stark.

Geb. in Leinwand, Rücken- und Deckel-Goldtitel u. Schwarzdruck — 80
" " " " mit Goldschnitt 1 25
Extra Prachtband, Rücken und Seiten vergoldet u. Schwarzdruck 1 50

—— Pfingstrosen. Pracht-Ausgabe mit 15 Illustrationen u. dem Bild des Verfassers. 310 Seiten stark.

Geb. in Leinwand, Rücken- und Deckel-Goldtitel u. Schwarzdruck — 75
" " " " mit Goldschnitt 1 00
Extra Prachtband, Rücken und Seiten vergoldet u. Schwarzdruck 1 25

—— Blumen und Sterne. Pracht-Ausgabe mit Illustrationen von Hermann Faber und dem Bild des Verfassers. ca. 450 Seiten stark.

Geb. in Leinwand, Rücken- und Deckel-Goldtitel u. Schwarzdruck 1 00
" " " " mit Goldschnitt 1 25
Extra Prachtband, Rücken und Seiten vergoldet u. Schwarzdruck 1 75

—— Der letzte Strauß. Mit Illustrationen.

Geb. in Leinwand, Rücken- und Deckel-Goldtitel u. Schwarzdruck — 60
" " " " mit Goldschnitt — 80
Extra Prachtband, Rücken und Seiten vergoldet u. Schwarzdruck 1 00

Goßner, Johannes. Schatzkästchen, enthaltend biblische Betrachtungen mit erbaulichen Liedern auf alle Tage im Jahre, zur Beförderung häuslicher Andacht und Gottseligkeit. Klein-Octav.

In Leinwand, mit Goldtitel 1 00
In Lederband 1 25
In " mit Schloß 1 50
In Imitation Marocco, voll vergoldet 3 00

Hofacker, A. Ludw. Predigten für alle Sonn-, Fest- und Feiertage.

Schön in Leinwand gebunden 2 50
In Lederband, schön gebunden 3 00
In " mit Schloß 3 50
In Imitation Marocco, mit Goldschnitt, vergoldet 5 00
In türkisch Marocco, voll vergoldet 6 00
Extra türkisch Marocco, voll vergoldet 7 00

Habermann, Dr. Joh. Christliche Morgen- und Abendgebete auf alle Tage in der Woche. Samt schönen Beicht-, Communion- u. anderen neuen Liedern.

Schön in Leinwand gebunden, mit Goldtitel.....$— 25
" " " mit Goldschnitt..... — 30

Habermann, Dr. Joh. Morning and Evening Prayers.

Bound in Cloth..... — 25
" " gilt edges..... — 30

—— do. In English and German on opposite pages.

Bound in Cloth..... — 50
" " gilt edges..... — 60

Hübner. Biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente für die Jugend und Volksschulen.

Billige Schulausgabe, in Leinwand gebunden..... — 60
In Lederband $1.25, do. mit Schloß..... 1 50

Huebner. Biblical Stories from the Old and New Testaments, for young people and public schools.

Cheap School Edition, Cloth..... — 60
Bound in Leather $1.25, with clasp..... 1 50

Luther, Dr. Martin. Hauspostille, oder Predigten über die Evangelien auf die Sonn- und vornehmsten Festtage des ganzen Jahres. Groß-Royal-Octav. Schön gebunden..... 2 50

Stark, Joh. Friedrich. Tägliches Handbuch in guten u. bösen Tagen.

In Leinwand gebunden..... 1 00
In Lederband..... 1 25
In " mit Schloß..... 1 50
In " mit Goldschnitt..... 1 75
In Marocco, voll vergoldet..... 3 00
In ächt Marocco, voll vergoldet, fein..... 4 00

Stark, John Frederick. Daily Handbook for days of rejoicing and sorrow, containing Exhortations, Prayers and Hymns.

Bound in Cloth..... 1 00
" Leather..... 1 25
" " with clasp..... 1 50
" " gilt edges..... 1 75
In Morocco, full gilt sides..... 3 00
In Turkey Morocco, gilt edges, extra..... 4 00

Zschokke, Heinrich. Stunden der Andacht, zur Beförderung des wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Octav.

Nr. 1. Gebunden in 4 Bde., Leinwand..... 6 00
Nr. 2. " 4 " halb Marocco, einfach..... 8 00
Nr. 3. " 2 " " " " 6 50

Landenberger, G. F. Kirchenchöre. Eine Sammlung der beliebtesten und besten Gesangstücke für kirchliche Gesangvereine.

Erster und zweiter Theil, gut und schön gebunden.....@ 1 75
Jeder Theil beim Dutzend..... 15 00

—— Choralbuch für die Orgel, mit Zwischenspielen versehen und für den vierstimmigen Gesang eingerichtet. Gut geb. $1.50, beim Dutzend... 15 00

—— Trauer-Gesänge für den gemischten Chor.

Gut gebunden 35 Cts., beim Dutzend... 3 00

Deutsch-Englischer Muster-Briefsteller und Buchhalter. Ein allseitiger Führer in den verschiedensten Verhältnissen des Geschäfts- und Privatlebens, und nützlicher Rathgeber für Schule und Haus. Nebst einem Anhang, enthaltend: Gelegenheitsgedichte; Postalisches; Etiquette in Einladungen; Münz-Vergleichungstabellen; Zinstabellen; Abkürzung (Abbreviatur) der Wörter; Technische Ausdrücke, in der Gerichtssprache gebräuchlich. Von Dr. Jacob Mayer. 12mo.

Deutsch und englisch auf gegenüberstehenden (502) Seiten, Lwd.	$1 50
Deutscher Theil, 258 Seiten, in Leinwand gebunden	— 75
Englischer „ „ „ „ „	— 75

German for Americans. A Practical Guide for Self-instruction and for Colleges and Schools. Containing—Pronunciation; Grammar; Sentences with special reference to Grammar; Table of classification of Irregular Verbs; Exercises; Dialogues; Phraseology alphabetically arranged; List of words similar in sound; Vocabulary with nouns classified according to gender; German and English Proverbs; Rules to determine the Gender of Nouns, etc. By Dr. Jacob Mayer. 219 pp., small octavo. Bound in cloth, $1.00, paper cover | — 60

Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens kulturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Mit einem prachtvollen Titelbilde der „Germania," einer Vorrede von J. B. Hertzog, 40 Vollbildern und ca. 250 Text-Illustrationen. Groß-Royal-Octav. 528 Seiten.

Schön in Leinwand gebunden, Schwarzdruck und Goldtitel	3 50
Extra fein geb. in Lwd., roth, Rücken und Seiten voll vergoldet, Schwarzdruck mit Goldschnitt	5 00
Halb Marocco, mit Goldschnitt	6 00

Chorperlen. Eine vollständig neue Sammlung schöner Chor-Gesänge zum Gebrauch für evangelische Gottesdienste. Von Past. C. T. Albrecht.

Gut und schön gebunden $1.75, beim Dutzend	16 00

Franklin, Benjamin. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben. Ein Buch für Jung und Alt. Mit Illustrationen.

Schön in Muslin gebunden, mit Gold- und Schwarzdruck	— 75

Hoffmann, Franz. Erzählungen, 1–54. Mit je einem Holzschnitt.

In Umschlag brochirt	— 15
In Schuleinband	— 20
In Leinwand, mit Goldtitel	— 30
In „ 2 Erzählungen zusammen	— 50
In „ 4 „ „	— 75

Horn, W. O. von. Erzählungen. Vollständig in 14 Bänden, wovon 2 Bände Schmied-Jakob's Geschichten. Mit vielen Illustrationen von Prof. L. Richter. Jeder Band von 300–340 S. stark, schön geb.

Nr. 1. In Leinwand gebunden, 14 Bände, mit Goldtitel	7 00
Nr. 2. „ „ 7 „ „ „	6 00
Nr. 3. Schön in Papier-Umschlag, per Band	— 30
Nr. 1. In Leinwand gebunden, mit Goldtitel, per Band	— 60
Nr. 2. „ „ 2 Bände zusammen	1 00

—— Des alten Schmied-Jakob's Geschichten. Mit 30 neuen Illustrationen von Prof. L. Richter.

Complet in 2 Bänden, in Leinwand gebunden, per Band	— 60
13r und 14r Band zusammen gebunden	1 00

Tafel, Dr. J. J. Leonh., und L. H., A. B. Neues vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschen-Wörterbuch, mit der Aussprache der deutschen u. der englischen Wörter, und mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke der Künste und Wissenschaften für Geschäftsleute und Schulen. 874 Seiten. 15te Aufl. Geb. $1 00

—— —— Englisch-Deutscher Theil, separat gebunden ..... — 75

—— —— Deutsch-Englischer „ „ „ ..... — 75

Kunst, P. J. Amerikanisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache, enthaltend alle gebräuchlichen Wörter, bezeichnend die verschiedenen Redetheile in beiden Sprachen, mit der Orthographie, Betonung, Theilung und Plan zur Aussprache nach Webster. Nebst einem kurzen Abriß der englischen und deutschen Sprache. Neue vermehrte Ausgabe. 12mo. 830 Seiten. In halb Leder, gut geb..... 1 50

Rupp, Prof. J. Daniel. Verfasser mehrerer historischen Werke. Chronologisch geordnete Sammlung von mehr als 30,000 Namen von Einwanderern in Pennsylvania aus Deutschland, der Schweiz, Holland, Frankreich und anderen Staaten, von 1727 bis 1776, mit Angabe der Namen der Schiffe, des Einschiffungsortes und des Datums der Ankunft in Philadelphia, nebst geschichtlichen und anderen Bemerkungen, sowie Nachweisung von mehr als 1000 deutschen und französischen Namen in New York vor dem Jahre 1712..... 5 00

Englisch in Amerika. Dolmetscher für deutsche Einwanderer. Eine gründliche und leichte Methode, die englische Sprache in kurzer Zeit zu erlernen. Mit neu revidirter Aussprache. In Muslin gebunden ... — 30

Heller, Otto. Erlernung des Deutschen nach der natürlichen Methode. Mit besonderer Rücksicht auf den Kinderunterricht. 1. Stufe. Schön in Leinwand gebunden ..... — 30

Die gute alte Zeit in Pennsylvania. Eine Schilderung der Zustände, Sitten und Verhältnisse im Hause, in der Gesellschaft, sowie im staatlichen und kirchlichen Leben des Staates Pennsylvania. Von W. J. Mann, D.D.

In Leinwand gebunden, mit Gold- und Schwarzdruck..... — 30
In Umschlag brochirt ..... — 15

Treu bis in den Tod! Die Berg-Maria, oder: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Eine geschichtliche Erzählung aus Pennsylvania. Von L. A. Wollenweber (der Alte vom Berge). Mit Illustrationen.

In Leinwand gebunden, mit Gold- und Schwarzdruck..... — 30
In Umschlag brochirt .. .. — 15

Zwei treue Kameraden. Die beiden ersten deutschen Ansiedler in Pennsylvania. Eine historische Erzählung aus der ersten Epoche der deutschen Einwanderer in Pennsylvania im Jahre 1680. Von L. A. Wollenweber (der Alte vom Berge). Mit Illustrationen.

In Leinwand gebunden, mit Gold- und Schwarzdruck..... — 30
In Umschlag brochirt ..... — 15

Deutsches Lesebuch. Erste Stufe. Herausgegeben von J. B. Hertzog — 25

—— Erste Stufe. Für Sonntagschulen..... — 15

☞ **Vollständige Cataloge meines reichhaltigen Verlags stehen auf Verlangen jederzeit gratis zu Diensten und werden portofrei verschickt.**

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: April 2006

Preservation Technologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 017 733 972 6